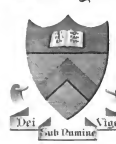
Die Zukunft

Herausgeber:
Maximilian Harden


Dei
Sub Numine
Viget


Dei
Sub Numine
Viget

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Siebenundvierzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1904.

Inhalt.



Berlin, den 2. April 1904.

Pontius Pilatus.

Freitag, der vierzehnte Nisan 33; der Tag, da jeder Hausvater in Israel das einjährige Lamm zum Passahmahle bereitet. Wo heute der Mutesarrif von Jerusalem giaurischen Gaffern seinen Harem verbirgt, steht, dicht neben dem auf den Namen des Marcus Antonius getauften Thurm, der alte Palast des Herodes. Hier, im Prätorium, gebietet Rom, spricht, im Namen des Kaisers Tiberius, der Prokurator von Judaea das Recht. Pontius heißt er und trägt, zur Erinnerung an einen dem Ahnen verliehenen Ehrenspeer, den Beinamen des Pilatus. Ein vornehmer Römer, der sich unter dem rückständigen Judenvolk unbehaglich fühlt und von diesem Volke gehaßt wird, als sei er der Urheber fortwirkenden Unheils. Sein Mühen, die Verwaltung der Provinz zu modernisiren, bessere Verkehrsmittel und eine dem neuen Bedürfniß angepaßte Vertheilung der öffentlichen Arbeiten zu schaffen, scheitert am starren Felsgestein des mosaischen Gesetzes und bringt ihm, statt Dankes, nur noch stärkeren Widerhall der Volkswuth ins Haus. Der kühle, im Dienst nüchterner Vernunft erzogene Praktiker muß überhitzten Schwärmern ein Gräuel sein. Er will ihnen ein helles, luftiges Wohngebäude in gutem Römerstil errichten; sie wollen in ihrer dumpfen, luftlosen, unfrohen Gespensterwelt weiterhausen, wo Schatten nur, talmudische Schemen herrschen und jede natürliche Regung als Todsünde gilt. Rom und Judaea verstanden einander niemals. Wenn der Prokurator einen nützlichen Neubau befiehlt, schreien die Juden empört auf; wenn er vor dem Prätorium zwei Votivtafeln anbringen

läßt, kreischen sie, der Römerschmuck schände die Nachbarschaft der Heiligen Mauer. Seine Strenge scheint ihnen grausamste Härte, seine lächelnde Ruhe der Ausdruck hochmüthiger Verachtung. Daß er gerecht zu sein sucht, wollen sie nicht sehen; meiden ihn, wo sies können, und beschuldigen ihn insgeheim der schimpflichsten Laster. Am Ende giebt er sich drein. Mit diesen wunderlichen Leuten, deren schriller Wesenston, deren grellbunte, ewig überreizte Phantastik den römischen Rationalisten an das Zerrbild Irrsinniger mahnt, ist nichts zu mögen. Das Vernünftigste ist, sie laufen zu lassen, bis sie sich die Köpfe einrennen, und nur dafür zu sorgen, daß sie dem Imperium gehorsam bleiben und ihre Steuer zahlen. Mit ihren Haarspaltereien und Sektenfehden mochten sie selbst fertig werden; ein Glück, wenn ein kultivirter Mensch sich mit dem spekulativen Wust solches rachsüchtigen Gesindels nicht abzugeben braucht. Jetzt, seit ein paar Monaten, haben sie schon wieder Etwas; irgend eine neue Sekte, die den Orthodoxen zu schaffen macht. Ein armer Teufel giebt sich für den König der Juden aus — Manche behaupten sogar: für den Sohn Jahwes —, gaukelt dem in schmutzigem Elend hinsiechenden Volk Wunder vor, vermißt sich, den Tempel des Herrn niederzureißen und in drei Tagen wiederaufzubauen, und sein Anhang wächst mit jedem Mond. Der Unfug endet nicht. Dieses Volk kommt nie zur Ruhe. Zwei Dutzend Sekten: und immer wieder klüngelts sich irgendwo zusammen; gestern in Samaria, morgen in Galilaea. An jeder Straßenecke stößt man auf ein streitendes Grüppchen. Das fuchtelt mit verrenkten Armen durch die Luft, spricht mit Händen, Schultern, mit allen Gliedern und rauft, wenn der Schimpfredestrom stockt, dem Gegner die Barthaare aus. Lallt in Hungerparoxysmen Einer Worte prophetischen Wahnes, dann zerreißen Zwei, Drei ihre schmierigen Kleider, schlagen die Brust, wälzen sich auf dem Boden, verwünschen sich selbst, ihre Kinder und ihrer Kinder Samen. So fand sie Coponius, Caesars Statthalter, und ganz so sind sie unter Tiberius geblieben. Ohne Ekstasen geht es im Wortvolk nicht. Dabei eine Ueberhebung, der die Gestirne kaum eine Grenze setzen. Alles wollen sie besser wissen als andere Menschen, deren Nähe schon in Festzeiten ihre Reinheit befleckt; und die Römerkultur, die sich den Erdkreis unterwarf, soll sich in Demuth nun asiatischem Aberglauben anpassen. Die aus Caesarea nach Jerusalem, ins Winterquartier, heimkehrenden Truppen durften auf dem Adlerspeer nicht das Bild des Kaisers tragen: denn Moses hat allen Bilderkult verpönt. Der Prokurator, der aus einer zweihundert Stadien entfernten Quelle der Hauptstadt reines Wasser zuführen wollte, mußte die Arbeit einstellen, die Röhren wieder aus der Erde

nehmen lassen: denn sein Beginnen ward als Sakrilegium verschrien und Vitellius, der träge, genußsüchtige Prokonsul in Syrien, befahl, das Aergerniß schnell wegzuräumen. Was war mit diesen Leuten auch anzufangen, die dem Schwerte den bloßen Hals boten und schworen, tausendmal lieber sei ihnen der qualvollste Tod als des Sinaigesetzes Verletzung? Ihr Gesetz! Es ist ihnen, seit sie aus Egypten geflohen sind, Vaterland, Imperator, Gott; und seiner Herrlichkeit darf sich keine Satzung der Gojim vergleichen. Die Hybris, das üppige, furchtbare Weib, vor dem einst Hellas erbebte, schien den goldenen, von phönikischem Purpur strotzenden Prunkwagen durchs Judäerland gelenkt und an den rosigen Saugwärzchen die ganze Judenheit gestillt zu haben. Wir sind berufen, nur wir auserwählt; und ist das Gesetz erfüllt, dann naht der Maschiach, der Sproß Davids und Erbe des großen Eliahu, und setzt Israel zum Herrn über die Welt. Und solchen Kinderglauben sollten Hysteriker und Betrüger nicht nützen? In kurzen Zwischenräumen versuchten Abenteurer sich in der Thaumaturgenrolle, kündeten Jahrmarktzauberer neue Lehre, gaben Cerebrastheniker sich für den Maschiach aus. Meist versickerte ihr Wirken bald; fanden sie aber bei der Masse Gehör, so schritt der Sanhedrin rächend ein und klagte die Lästigen des Verbrechens wider die reine Religion Israels an. Im Haus des Hohenpriesters wurden zwei Kerzen angezündet, in einem Verschlag horchten zwei Zeugen: und der mesith, der Verführer, mußte nun seine Lästerrede wiederholen. Wenn er sich willig zum Widerruf zeigte, kam er glimpflich davon; blieb er aber starr in seinem ketzerischen Wollen, so zerrten die beiden Zeugen ihn vors Tribunal und die Strafe der Steinigung war ihm gewiß. Der Sanhedrin hatte, seit Rom in Syrien gebot, nicht mehr das Recht, Todesurtheile vollstrecken zu lassen; erst durch die Bestätigung des Prokonsuls oder, wenn der Verurtheilte nicht im römischen Bürgerrecht saß, des Prokurators erhielten sie Rechtskraft. Die Menge, Priester und Pharisäer an ihrer Spitze, lief also vors Prätorium und brüllte, bettelte, heulte, bis dem Vertreter des Caesar Augustus die Bestätigung abgetrotzt, abgeschmeichelt war. So wars immer; hundertmal hatte Pontius das alte Schauspiel erlebt. Freitag, am vierzehnten Nisan 33, sollte ers wieder erleben.

Heute wenigstens hatte er sich ungestörte Ruhestunden erhofft. Der dritte Apriltag des julianischen Kalenders; der Tag, an dem die Juden das Passahlamm essen und durch jeden Schritt ins unreine Römerhaus sich besudeln, vom Fest ausschließen würden. Auch der wüsteste Aberglaube, mochte Pontius denken, hat also seine guten Seiten. Einerlei: ein hartes Schicksal bleibts, unter dieser dunklen Sippschaft versauern zu müssen. Wie behaglich

könnte man jetzt in Bajae leben! Im April ist dort Hochsaison; die ganze reiche, elegante Gesellschaft der Urbs labt sich in dieser Zeit an den Aquae Cumanae. Man träfe alte Freunde, könnte am Averner See bis in die Nacht hinein plaudern, mit schönen Frauen am Strand oder in der Sibyllengrotte schäkern, bis bei Misenum die Sonne aufsteigt, morgens endlich wieder einmal frische Austern schlürfen und leichten Landwein trinken; und der alkalische Säuerling nebst ein paar Schwefeldampfbädern thäte dem erschlafften, im Orientklima gedunsenen Leib sicher gut. Hier hat man gar nichts. Kaum einen Menschen, mit dem ein philosophisch gebildeter Geist ein Gespräch führen kann. Soll man etwa über Mischna und Babylonischen Talmud schwatzen, — nur, um sich mit den Leuten leidlich zu stellen, nur, damit sie Einen am Hof des Tiberius nicht länger als Tyrannen und Feind ihres Volkes anschwärzen? Zu solcher Sklavengesinnung erniedert ein Pilatus sich nicht. Was also bleibt? Ein paar gute Bücher; doch man kann nicht den ganzen Tag lesen und wird unter dieser Sonne so matt, daß man mählich sogar die Mühe scheut, seinen Platon oder Epikur aufzurollen. Bei Tisch muß man sich, wenn man nicht, wie der Prokonsul, für schweres Geld Leckerbissen aus der Ferne verschreibt, fast schon in die hebräische Speisesitte bequemen. Was sonst? Claudia Prokula, die liebe Hausfrau; sehr zärtlich, ungemein wohlerzogen und dekorativ, aber der lebemännisch verwöhnte Sinn langt nach Abwechselung. Und was hier an Weibern zu haben ist, riecht nach Schminke, Myrrhen und Salben, ist für einen müden Herrn auch gar zu hitzig. Dicke Lippen, feuchte, runde Augen, geöltes Haar und eine Ueberfülle gelblichen Fleisches: Barbarenkost, mit der im Felde der darbende Krieger vorliebnimmt, die den an feiner zugerichtete Mahlzeit gewöhnten Gaumen aber nicht reizt. Eher können die Syrerknaben sich sehen lassen. Doch man paßt den Römern hier lauernd stets auf den Weg und würde jauchzen, wenn man den Landpfleger als Kinäden den römischen Hofdamen denunziren könnte. Vor neidischer Weiblichkeit darf nur der Höchste blanke Knaben umarmen. Nichts. Als einzige Würze Aerger von früh bis spät. Keine Möglichkeit, vernünftige Kolonialpolitik zu treiben; denn die Bräuche und Sitten der ehrenwerthen Judäer sollen ja sorgsam gewahrt werden. Doch was hilft alles Stöhnen? Ein angenehmerer Posten ist von hier aus nicht zu erhaschen; jeden noch nicht völlig entfleischten Knochen schnappt die Palastmeute weg. Also hübsch die Zähne zusammenbeißen und froh sein, daß man heute wenigstens, am Tage des Passahlammes, vor der Judenhorde Ruhe hat.

Ein Getümmel, dessen Hall allzu oft schon in sein Ohr drang, reißt den Römer aus tröstenden Nachmittageträumen. Was giebts denn wieder?

Die Juden bringen einen Verbrecher. Da sie, nach ihrem Gesetz, heute nicht ins Prätorium dürfen, bleiben sie draußen und bitten den Prokurator, zu ihnen auf die Gabbatha zu treten. Auch dieser Tag also vergällt! Und welcher Missethat ist der Mann angeklagt, den sie vor meinen Stuhl schleppen? Er ist schon überführt und verurtheilt. Kajaphas, der Hohepriester, und Hanan, dessen Schwiegervater, haben ihn selbst verhört und er hat nicht geleugnet. Ein Volksverführer. Hier in Jerusalem hat er mit seiner Predigt nur geringen Erfolg gehabt, immerhin aber ein paar wohlhabende Bürger, Joseph von Arimathia, Nikodemus, vielleicht noch Den oder Jenen, für seine Sache gewonnen. Doch auf dem Lande, unten in Galiläa, soll das Volk ihm in hellen Haufen nachgerannt sein. Läßt sich den König der Juden nennen und prahlt, er könne den Tempel Jahwes zerstören und in drei Tagen wieder aufbauen. Der ists? Dem ging der Ruf ja voran. Der neue Abgott aller Elenden. Den haben sie auch schon in der Schlinge? Ja; zweier Zeugen Mund sprach gegen ihn und er hat die Aussage verweigert. Pontius hebt die Achseln. Ich bin nicht Legat noch Prokonsul, habe nicht Gewalt über Leben und Tod; die Pfaffen mögen ihr Opfer vor das Antlitz des Vitellius führen. Das sei nicht nöthig, sagen sie; denn da Jesus — so heißt der Verbrecher — nicht römischer Bürger sei, brauche das Urtheil nur vom Landpfleger bestätigt zu werden. So wolle es in Judaea der überlieferte Brauch; und des Kaisers Majestät habe befohlen, das kanonische Recht, das der Talmud vorschreibt, mit der Macht des Reiches zu schützen. Pontius wendet sich weg; der Centurio soll ihm den Aerger nicht vom Gesicht ablesen, soll den hohen Vorgesetzten nicht knirschen hören. Schlau ist die Sippe. Sie weiß, welche Tonart sie pfeifen muß, damit alle Puppen tanzen. Des Kaisers Majestät! Die leise Drohung würde selbst den faulen Prokonsul vom Triklinium scheuchen. Schnell die Toga her, die Riemen der Sandalen fester gezogen: und hinaus. Auf den Steinplatten des Vorhofes steht die Bima, der Elfenbeinstuhl des Richters. Schon sitzt er und thront. Und was habt Ihr also nun vorzubringen?

Pontius hätte mit der elenden Denunziantengeschichte am Liebsten nichts zu thun gehabt. Und während er auf dem Richtersitz sinnt, wie er sich der Amtsbürde noch jetzt entziehen könne, während aus dem wirren Menschengeknäuel zwanzig, vierzig Stimmen die verabredete Anklage in sein Ohr kreischen, kommt aus seinem eigenen Haus eine Warnung. Claudia Prokula läßt ihn durch einen verschwiegenen Boten beschwören, den Angeklagten zu schonen; ein Traum habe sie gelehrt, daß dem Gatten das Blut dieses Gerechten Unheil bringen werde. Merkwürdig. Hatte nicht Calpurnia ihren Gajus Julius

mit ähnlicher Rede gewarnt? Der blinden Sektenwuth ist Alles zuzutrauen. Und wenn der zu schmählichem Tod Verurtheilte wirklich ein Gerechter wäre... Des Richters Auge sucht ihn. Ein schöner, sanft blickender Kopf; nichts von irrer Schwärmerekstase; und die Gestalt fast noch eines Jünglings. Ruhig schaut er, mit der Zuversicht getroster Unschuld; und in dem milden Leuchten, das von diesem Haupt über den fromm zeternden Pöbel hin strahlt, ist eine Hoheit, daß der Fremdling nicht staunen würde, wenn er vernähme: Dieser ist wahrlich der König der Juden! Doch er ists ja nicht; und weil ers zu sein vorgab, steht er vor Gericht. Pontius steigt von der Bima herab. Diese Sache darf ein redlicher Römer nicht nach der Alltagsschnur messen; dem Psychologen gebührt hier das Wort. Auf den Wink seines Richters folgt Jesus ihm ins Prätorium. Der Prokurator will allein mit ihm sprechen; unter vier Augen. Bist Du, fragt er, der Judenkönig? Der Galiläer, dessen Zunge doch immer noch das zweischneidige Schwert ist, biegt zuerst, mit alexandrinischer Dialektik, der heiklen Frage aus, antwortet, als echter Sohn Israels, mit einer Gegenfrage: Kam Dir selbst solcher Glaube oder haben Andere Dir ihn eingeträuft? Dann aber spricht er gelassen das größte Wort: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; wäre es, meine Diener würden drum kämpfen. So bist Du, Jesus von Nazareth, dennoch ein König? Bin ein König; auf die Erde gesandt, die Wahrheit zu zeugen; und den Wahrhaftigen ist meine Stimme nicht leerer Schall. Diese Antwort gefällt dem Pilatus nicht. Stolze Rede kleidet gekränkte Unschuld gut; doch die Skepsis des Römers wehrt sich gegen den Irrwahn, Wahrheit, eine, die Allen und überall wahr ist, lasse sich vom Weisen nicht erstreben nur, nein: auch als Privilegium besitzen. Er lächelt, blickt zur aufsteigenden Sonne empor und fragt, mit kaum vernehmbarem Spott in der Stimme: Was ist Wahrheit? Danach aber besinnt er das rasche Wort. Wie wäre ein gläubiger palästinischer Israelit in die Schule des Pyrrhon und Timon aus Phlius gelangt? Seiner Jugend, die in der Welt Etwas wirken will, wirds sicher zum Segen sein, daß er sich nicht auf die kahle Felsklippe verstieg, wo die Skeptiker brutlos hausen. Lange betrachtet der Römer den Galiläer. Beim Mahl möchte er ihn nicht zum Tischgenossen; auch beim Tanz heiterer Mädchen, wenn nach der Tafel das Gespräch der Ruhenden von den höchsten zu den niedersten Dingen flattert, in frechem Sprung von der Gottheit zur Thierheit hüpft, sähe er ihn nicht gern neben sich auf dem Pfühl. Die Kultur fehlt ihm; und fragte man ihn nach dem Werth alter und neuer Philosophensysteme, er bliebe die Antwort wohl schuldig. Reinen Sinnes aber ist er gewiß, bis auf den Grund der Seele

ohne Fleck; und nicht gewöhnlichen Schlages. Kein Marktwundermann; Keiner von Denen, die Anderen nachloben, nachschimpfen, nachplärren. Pontius geht hinaus und spricht zu den Priestern und Pharisäern: Ich finde keine Schuld an dem Manne. Lukas selbst, der noch zu den kritischen Evangelisten gehört, hat den Spruch mit den unzweideutigen Worten aufgezeichnet: οὐδὲν εὑρίσκω αἴτιον εν τῷ ἀνθρώπῳ τούτῳ. So sprach der Richter zum Volk.

Und dennoch war der Prozeß nicht zu Ende, wurde das Verfahren nicht schnell eingestellt. Keine Schuld an ihm? heulten die Juden. Der dem Imperium die Steuer weigert? Sich einen König nennt, des Kaisers Machtbereich also kleinert? Keine Schuld an Einem, der sich erdreistet, Gott seines Fleisches Vater zu heißen? Wer Diesen der Strafe entzieht, sündigt nicht nur gegen unser Gesetz, sondern frevelt auch gegen den Kaiser! Wieder sollte die Majestät den Landpfleger schrecken; und wieder wirkte die Drohung. Hinter den sanften Zügen des Mannes aus Nazareth tauchte der düstere Gewitterkopf des Tiberius auf. Das wäre ein Fressen für die Feinde des Pilatus. Nein. Noch einmal versucht ers in Güte. Nach altem Brauch, ruft er vom Beinstuhl ins Gewimmel, wird vor Passah stets ein Verbrecher begnadigt; wollt Ihr, so gebe ich auf der Stelle den König der Juden frei. Zwei, drei Sekunden lang schweigt Alles, schwankt selbst das härteste Herz; schon aber hat ein schlauer Priester einen anderen Namen getuschelt, der von Mund nun zu Munde fliegt, und wie ein einziger Schrei dröhnt es jetzt aus allen Kehlen: Jesus Barrabbas sei der Feiertagsgnade theilhaft, doch Dieser hier büße am Kreuz! Jesus Barrabbas saß wegen politischen Meuchelmordes im Gefängniß, war aber während einer Meuterei verhaftet worden und in Jerusalem ein Liebling der Pöbelinstinkte geblieben. Ihn wollten sie wiederhaben und der Galiläer sollte am Kreuz verröcheln. Am Kreuz?... Er hatte, sie wolltens beweisen, das Kirchendogma angegriffen, die Glaubenssatzung zu brechen getrachtet. Das war, als Sünde wider das mosaische Gesetz, mit der Steinigung zu ahnden. Die Kreuzigung war eine Römerstrafe. Aber Judäa wollte Rom die Verantwortung der That aufladen: als Feind des Kaisers sollte der Galiläer verurtheilt, gerichtet werden; wer konnte auch wissen, ob Pontius sich sonst zur Vollstreckung des Urtheiles herbeigelassen hätte? Nun muß er nachgeben. Zu oft schon war er in Rom verklatscht worden Er zaudert noch. Vielleicht, denkt er, genügt der Rachsucht ein kleines Zugeständniß. Er befiehlt, den Gefangenen auszupeitschen, und duldet, daß die aufgelesenen Kolonialkriegsknechte — rechtschaffene Legionäre hätten sich nicht zu so rüder Ungebühr erniedert — dem Armen eine Dornenkrone aufs Haupt stülpen, ihn in Purpurfetzen wickeln,

anspeien, umtanzen, umhöhnen. Er duldets und hofft, die Wuth werde nun gesättigt sein. Umsonst. Der Priesterfeind, der Volksverführer muß sterben. Nur mit Waffengewalt hätte der Prokurator die Tobenden zu bändigen vermocht; und durfte er wagen, um eines jüdischen Sektirers willen den Römerfrieden der Provinz zu stören? Vergebens sucht er den Herodes Antipas als zuständigen Richter des Galiläers vorzuschieben. Er muß, nur er kann entscheiden. Da erst fühlt er zu Häupten ein großes Schicksal. Vor allem Volk wäscht er die Hände, hebt sie und spricht: Nicht an meinen Fingern klebt das Blut dieses Gerechten! Dann giebt er Barrabam frei; und der andere Jesus keucht mit seinem Kreuz nach Golgotha, dem Schädelberg, die Höhe hinan.

... Auf seine Weise hat Pontius sich, als Ironiker, an dem konservativen Klüngel gerächt, der ihm die Sanktion des frommen Mordes abzwang. Immer wieder gab er, ihren Ohren zum Aerger, dem vom Sanhedrin Verurtheilten den Titel des Judenkönigs. Er ließ ihn erniedern, zum Spottbild ausputzen: und wies ihn dem Volk und sagte: Sehet her: welch ein Mensch! Zweimal fragte er überlaut: Soll ich Euren König kreuzigen? Schrieb mit eigener Hand über das Kreuz: „Jesus von Nazareth, der Juden König"; griechisch, lateinisch, hebräisch. Und da die Priester ihn drängten, die Inschrift zu ändern, denn Jener sei nicht ihr König, gaukle ihn nur, ward ihnen zur Antwort: Was ich schrieb, schrieb ich. Er wollte ihnen nicht hehlen, wie er sie, wie den sittlichen Werth ihres Feindes schätze. Der schwindende Tag fand ihn wohl in unfrohem Sinnen. Und als Joseph, der Rathsherr, abends die Botschaft ins Prätorium brachte, Jesus sei am Kreuz gestorben, wollte der Prokurator sie kaum glauben. Hatte der Römer etwa dem Galiläer Götterkraft zugetraut?

Er ist hart behandelt worden. Von Denen zuerst, die ihm Dank schuldig waren. Drei Jahre nach Christi Tod entstanden im Judäergebiet neue Unruhen. Die Männer von Samaria, die schon den Coponius geärgert und seitdem das Wühlen nie verlernt hatten, empörten sich wieder einmal gegen die thronende Gewalt; und nun ging es nicht ohne Blut ab. Was Pontius befürchtet hatte, geschah: als ein launischer, bald brutaler, bald schwächlicher Herr ward er dem kaiserlichen Zorn empfohlen, von Vitellius ohne ein Wort der Vertheidigung preisgegeben und ungnädig, zu persönlicher Rechtfertigung, nach Rom geladen. Tiberius, hoffte er, würde dem treuen Diener nicht lange grollen; doch in der Stunde, da der Prokurator vom Schiff auf die Italerküste stieg, holte Tiberius in Misenum den letzten Seufzer aus siecher Brust. Und Caligula, der neue Herr, war für den Knecht aus der Ostmark nicht zu sprechen. Der Wunsch des Pilatus, aus Judaea erlöst zu sein, war jetzt erfüllt, — doch

anders, als ers ersehnt hatte. Niemand hielt ihn mehr; in Rom konnte er, konnte in Bajae leben, über die Welträthsel mit Freunden der Weisheit plaudern und im Arm graziler Europäerinnen nachts entschlummern. Aber ein abgesetzter, in Ungnade weggejagter Beamter findet nicht leicht Gefährten, mit denen zu wandeln ihn freut; und ohne den Landpflegersold wird, wenn man sich nach alter Gewöhnung rührt, die Decke bald zu kurz. Pontius mag als ein Mißvergnügter, Einsamer gestorben sein. Und fand noch im Grab keine Ruhe. Frau Fama, die Tausendzüngige, nahm sich seiner allzu liebevoll an. In Zerknirschung, raunte sie, gab der Reuige selbst sich den Tod; der Leichnam ward in den Tiber geworfen, doch das Element spie ihn wüthend aus und man mußte die aufgeblähte, faulende Menschenhülle in einen Schweizersee versenken. Da brodelts nun über ihm; und der Sturm, der vor anderen Wassern stets den See des Pilatus aufpeitscht, singt das Schreckenslied von dem schlechten Gerichtsherrn, der den Heiland unschuldig fand und dennoch ans Kreuz schlagen ließ. Durch das ganze Mittelalter tönt die grausige Legende; und mit dem Namen Pontius Pilatus scheucht die Magd fromme Kinder ins Bett.

Dann kamen die Rationalisten über den Lebemann der reinen Vernunft. Straußens Unduldsamkeit versagte ihm jeden mildernden Umstand; dem pfäffischsten aller Pfaffenfresser war Pontius ein glatter Streber, der, um seine Pfründe nicht einzubüßen, wider besseres Wissen das Recht gebeugt hat. Renan, der sanftmüthige Finder der piété sans la foi, war auch diesem Angeschuldigten ein milderer Richter; für den eleganten, auf seine besondere Weise gutmüthigen Schwächling erbittet er lächelnd möglichst gelinden Strafvollzug. Claudia Procula, die unter den Heiligen der Griechenkirche längst in der Glorie wohnt, hat Recht behalten: das Blut des Gerechten hat Unheil über Pontius gebracht ... War der Mann wirklich so schlimm? Er that, was die Staatsraison heischte. Nicht er: das altjüdische Ressentiment der konservativen Partei schlug den Galiläer ans Kreuz. Sein Fehler war, daß er auch im Asiatenland Römer blieb und sich doch hindern ließ, die Römerwaffen zu brauchen. Dieser Sünde hat sich, bis in unsere Tage hinein, mancher Landpfleger schuldig gemacht. Aber Pontius war ein Kopf, nicht nur eine Faust noch eine Schreiberseele; war vielleicht der einzige Römer der tiberianischen Zeit, der Judaea erkannte, der einzige sicher, der den Rabbi von Nazareth richtig sah. Er hat, als Erster unter den Philosophenschülern der guten Gesellschaft, in dem Volksverführer den König geahnt, der das Genie Israels aus dem gilbenden Buch Mosis befreien, dem jüdischen Spiritualismus die Erde erobern würde.

*

Die Herkunft des sprachkritischen Gedankens.

Lieber Freund,

Sie kennen die beiden Finten, die nach einander gegen eine neue Lehre von unehrlichen Gegnern angewandt werden. Zuerst wird das Neue, weil es gegen die allgemeine Meinung verstößt, also in wörtlichem Sinne paradox ist, für widersinnig erklärt, für unsinnig, für parador im schlechten Sinn. Vor ihrer Anerkennung ist jede Wahrheit paradox. Pythagoras opferte hundert Ochsen, da er seinen Lehrsatz gefunden hatte; seitdem zittern alle Ochsen, nach dem geistreichen Worte Börnes, wenn eine neue Wahrheit gefunden wird. Die zweite Finte ist perfider, weil sie weniger dumm ist. Man sagt von der neuen Wahrheit, wenn sie sich durchzusetzen beginnt, daß sie uralt sei. Und da alles Gescheite schon einmal gedacht worden ist, so ist dieses Vorgehen der Verkleinerungsucht niemals völlig falsch. Alles ist schon einmal dagewesen. Rabbi Akiba hat Recht. Nur wird bei dieser zweiten Finte eine häßliche Unredlichkeit geübt, die selbst Schopenhauer in seiner grimmigen Schrift gegen die Philosophieprofessoren der Professorenphilosophie übersehen hat. Der Verfasser des Werkes hat natürlicher oder thörichter Weise sehr viel gelesen und gewissenhaft und freudig all die Stellen citirt, an denen ältere Selbstdenker sich seinem neuen Gedanken nähern oder ihn auch schon halb aussprechen, ohne seine Wichtigkeit zu ahnen. Die Gegner thun nun so, als hätten sie all diese versteckten Stellen selbst schon beachtet und gesammelt, und halten mit fälschender Uebertreibung dem Verfasser die von ihm citirten Anklänge entgegen, die ihn während der Arbeit erfreut und ermuthigt haben. Die Thorheit solcher Angreifer ist aber vielleicht noch größer als ihre Unehrlichkeit. Sie glauben wirklich, ein eigenes Werk, die Konzeption einer eigenen Weltanschauung entstehe so wie ein deutscher Schulaufsatz oder wie eine Doktordissertation: indem ein jüngerer oder älterer Schüler Stücke aus älteren Aufsätzen zu einem neuen Aufsatze zusammenstückelt. Die Armen wissen nichts vom künstlerischen Schaffen, das auch im wissenschaftlichen Denken allein lebendig ist. Die Armen wissen nicht, wie unbewußt der dominirende Gedanke sich der Seele bemächtigt haben muß, bevor sich Daten aus allen Wissenschaften ankristallisiren.

Man wird es unbescheiden finden, wenn ich den Erfahrungsatz, daß die gleichen Bodenelemente in der Buche zu Eckern, im Pfirsichbaum zu Pfirsichen metamorphisirt werden, daß die anregenden Motive für den neuen Gedankengang vollständig umgeschaffen werden müssen, — man wird es unbescheiden finden, wenn ich diesen Satz für die Herkunft meines eigenen Gedankens in Anspruch nehme. Ich trotze dem Vorwurf der Unbescheidenheit. Ich trotze ihm am Liebsten vor den Lesern der „Zukunft“, weil da

oft mit Achtung und Wärme von meiner „Kritik der Sprache" gesprochen wurde. Ihre eigene Meinung kenne ich ja; und die einzigen Zeugen unserer langen Unterhaltungen, die Kiefern des Grunewaldes, verstehen die Worte Bescheidenheit und Unbescheidenheit gar nicht.

Eigentlich könnte nur eine getreue Autobiographie helfen, die Herkunft einer neuen Erfindung, einer neuen Lehre festzustellen, so weit eben Treue sicher zwischen Wahrheit und Dichtung unterscheiden kann. Ein Wenig pathologisch ist jeder Finder und Erfinder, ein Wenig unbescheiden ist jede Autobiographie.

Ich habe Ihnen einmal erzählt, daß mein Spielen mit dem sprachkritischen Gedanken, ja, eigentlich schon die entscheidende Stimmung bis in frühe Jugend zurückreicht. Hier möchte ich nur darüber berichten, wie vor etwa dreißig Jahren die Arbeit in der Gedankenwerkstatt begann, wie bei der Entbindung der sprachkritischen Idee zwei merkwürdige Bücher und eine große Persönlichkeit mithalfen. Otto Ludwig und Friedrich Nietzsche hatten die beiden Bücher geschrieben. Der Fürst Bismarck war die große Persönlichkeit.

Die Jugend von heute kann sich keine Vorstellung davon machen, eine wie tiefe Wirkung Otto Ludwigs „Shakespeare-Studien" auf die Jugend von vor dreißig Jahren ausübten. Wer damals etwa im vierundzwanzigsten Jahr stand, hatte als zehnjähriger Knabe das lodernde Aufflammen der Schillerbegeisterung bei der Schiller-Feier von 1859 mit erlebt, hatte den Fackelzug geschaut, hatte die politische Bedeutung der Feier nicht geahnt und vermeintlich für Lebenszeit die Vorstellung gewonnen: wie im Dichter überhaupt alle Menschengröße, so sei in Schiller alle Dichtergröße vereint. Der Naturalismus war noch nicht neu benannt. Was damals in der deutschen Literatur realistisch hieß, die ersten Romane von Freytag und die hübschen alten Novellen von Auerbach, Das dachte selbst nicht daran, sich dem unsterblichen Schiller gegenüber zu stellen. Schiller war ein dichterischer Nationalheiliger. Eigentlich der einzige. Der Goethekultus, abgesehen von einzelnen Gemeinden des Urgoethethums, war erst im Entstehen.

Und nun erfuhren wir aus Ludwigs „Shakespeare-Studien", daß Einer aus dem Kreis der bescheidenen Realisten sein ganzes Leben und sein halbes Schaffen scharfsinnigen Untersuchungen über die poetischen Sünden Schillers geopfert hatte. Die Wirkung war zuerst eine Verblüffung und dann eine förmliche Revolution in den ästhetischen Ueberzeugungen. Der spätere Naturalismus hatte im Vergleich dazu nur die Bedeutung einer Revolte. Wir müssen heute sagen: Otto Ludwig war mit seiner Schillerkritik im Recht, ganz gewiß subjektiv, weil er ernst und ehrlich war, gewiß aber auch objektiv, wenn das große deutsche Drama füglich die Wege Heinrichs von Kleist gegangen ist. Wir können Schiller lieben, ohne ihn als Vorbild gelten zu

lassen. Wir können heute übrigens auch das Einseitige und allzu Schematische in den Shakespeare-Studien wahrnehmen. Damals fühlten wir nur das Eine: der Mann hat Recht. Wir sahen in Otto Ludwig den Verkünder einer neuen Zeit, den Johannes eines neuen dramatischen Messias, auf den Christen und Juden bekanntlich immer noch warten.

Wer nun selbst zum Grübeln veranlagt war, wer besonders mit dem Geheimniß der Sprache in Liebe und Haß nicht fertig werden konnte, Der war geneigt, den Faden der Shakespeare-Studien weiterzuspinnen. Was mehr als zwei Menschenalter hindurch die Deutschen entzückt hatte, Schillers schöne Sprache, wurde vom Shakespeare-Enthusiasten getadelt. „Schönheit der Sprache am unrechten Ort wird zum Fehler und damit zur Unschönheit."

Das wollten wir nicht für Schiller allein gelten lassen. Jede Zeit hat ihre eigene „schöne Sprache". Niemals ist von den Zeitgenossen das Beste an einem großen Dichter „schöne Sprache" genannt worden. Das Ungeheure an Shakespeare, sein harter Blick in die Wirklichkeitwelt und seine dämonische Charakterisirungskraft: Das lobte Niemand als schöne Sprache. Worin aber Shakespeare der Sklave seiner Zeit war, sein Spielen mit Antithesen, Wortanklängen und toten Symbolen aus der antiken Mythologie: all diese Schönheitfehler gerade mußten seiner Zeit als schöne Sprache erscheinen. Schön ist den Zeitgenossen in der Sprache immer nur eigentlich der Gedankeninhalt; und der wieder nur, wenn er mit glatter Banalität der Weltanschauung der Zeitgenossen entspricht, sei nun diese Weltanschauung eine neue Mode oder eine neue Philosophie.

War nun „Schönheit" der Sprache nicht das richtige Kunstmittel, sollte die Sprache als Werkzeug der Poesie untersucht werden, so mußten wir radikaler sein als Otto Ludwig. Der hatte für die praktischen Zwecke seines dramatischen Handwerkes Schiller und Shakespeare verglichen. Wollten wir das Geheimniß der Sprache als Kunstmittel erforschen, so mußte Schiller gegen einen Näheren gehalten werden, der Dichter der schönen Sprache gegen den Dichter an sich, gegen Goethe. Was da an liebloser Kritik namentlich der Gedichte Schillers und an liebevollem Verstehen des ganzen goethischen Wesens herauskam, Das ließ bald die blos ästhetischen Anregungen Ludwigs weit hinter sich. Die Frage nach dem Wesen der Sprache als Kunstmittel führte zu der tieferen Frage nach dem Wesen der Sprache als Erkenntnißwerkzeug. Goethe führte unmittelbar in den sprachkritischen Gedanken hinein. Den Sprachbeherrscher ohne gleichen begleitete von der Jugend bis ins höchste Alter ein Mißtrauen — um nicht zu sagen: ein Haß — gegen die Sprache. Ein solcher Haß gegen das beste Mittel des eigenen Schaffens ist immer aus Liebe geboren. So mag ein genialer Maler die realen, im Laden käuflichen Farben verfluchen, die sich schwer zur Darstellung seiner



Künstlerträume verschmelzen lassen. So wurden Friedrich der Große und Bismarck Verächter der Menschen, die ihnen zu neuen Zielen nicht schnell genug gehorchten. Goethe nannte sich einmal selbst den Todfeind von Wortschällen. Und bei Gelegenheit von Hamann, dem Magus des Nordens, der den sprachkritischen Gedanken bei Goethe und Anderen wie kein zweiter Deutscher gefördert hatte, spricht Goethe die entscheidende Wahrheit aus: Alles Vereinzelte sei verwerflich; bei jeder Ueberlieferung durchs Wort jedoch, die nicht gerade poetisch ist, finde sich eine große Schwierigkeit. Denn das Wort müsse sich ablösen, es müsse sich vereinzeln, um Etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, müsse für den Augenblick einseitig werden. Da war bei Goethe, dem Poeten und dem Weisen, zusammengedacht, was uns bisher in zwei verschiedenen Denkreihen auseinandergefallen war. Die Sprache als Werkzeug der Poesie war das edelste Kunstmittel, erhob für uns die Poesie über alle anderen Künste. Die selbe Sprache war ein unbrauchbares, ein elendes Werkzeug der Erkenntniß. Dieser Widerspruch — Widersprüche giebt es nur in der Sprache oder im Denken des Menschen, nicht in der Wirklichkeitwelt —, dieser scheinbare Widerspruch wurde nicht nur aufgelöst, sondern als nothwendig erkannt, wenn erst das Wesen des Wortes ein Wenig aufgehellt war und dann die Beziehungen des Wortes zur Poesie oder Wortkunst auf der einen, zur Welterkenntniß oder Philosophie auf der anderen Seite. Die Poesie ist ein Sinnenreiz durch Worte. Aber die Worte geben keine Anschauung, weder in der Poesie noch in der Wissenschaft. „Jedes einzelne Wort ist geschwängert von seiner eigenen Geschichte, jedes einzelne Wort trägt in sich eine endlose Entwickelung von Metapher zu Metapher." Daher kommt es, daß die Worte unserer Sprache nur in den seltensten Fällen den Begriffen entsprechen, mit denen die Schullogik arbeitet, daß die Begriffe oder Worte keinen starren Umfang und keinen definirten Inhalt haben, daß vielmehr ein zitternder Umfang, ein nebelhafter Inhalt die Worte der lebendigen Sprache mindert oder erhöht, wie mans nimmt. Dieses Schweben und Weben in den einzelnen Worten kann keine Anschauung geben, nur Assoziationen kann es wecken, Assoziationen von Erinnerungen. Und weil die menschliche Sprache nichts ist als die Gesammtheit der menschheitlichen Entwickelung, als die ererbte und erworbene Erinnerung des Menschengeistes, darum sind die Worte reicher an Assoziationen als die Töne der Musik oder als die Farben der Malerei. Und weil die Bilder des Dichters nicht die Wirklichkeit wiedergeben, sondern des Dichters Stimmungen und Gefühle gegenüber der Wirklichkeit, darum ist das Schwebende in den Begriffen, der Gefühlswerth in den Worten ein so ausgezeichnetes Mittel der Wortkunst. Lange bevor es in der Malerei eine impressionistische Technik gab, war in der Poesie diese Uebung zu Hause. Diese Worte haben immer

zitternde Umrisse gehabt, die Sprache ist immer impressionistisch gewesen. Eine Wortanalyse der schönsten Gedichte Goethes machte diese Wahrheit deutlich. Erst die Stimmung, die vom Dichter zum Leser oder Hörer übergeht, vereint die zitternden Worte wieder zu dem Bilde, das der Dichter mittheilen wollte.

Dieses Schweben und Zittern um die Worte macht aber die selbe Sprache unlogisch, unpräzis, macht sie zu einem schlechten Werkzeug der Wissenschaft, macht sie vor Allem ganz unfähig, aus Worten Welterkenntniß oder Philosophie herauszuspinnen. Die Sprache ist ein Werkzeug, mit dem sich die Wirklichkeit nicht fassen läßt. Im besten Fall sind die Worte orientirende Erinnerungen an Sinneseindrücke. Darum ist die Sprache in ihrem Wesen materialistisch, kann besten Falls in den einzelnen Naturwissenschaften dem Ordnungtrieb der Menschen dienen, kann besten Falls der Weltanschauung des Materialismus genügen, kann aber über den Materialismus hinaus dem unausrottbaren metaphysischen Bedürfniß nicht helfen. Weil unser Denken nur Sprechen ist, darum müssen wir uns in allen Wissenschaften auf das Beschreiben beschränken und gelangen nicht zum Erklären. Auf diesem Wege ungefähr führte bereits die ästhetische Sprachkritik Ludwigs zu einer erkenntnißtheoretischen Sprachkritik hinüber.

Mit einer gewaltsamen Losreißung von Schiller, nicht von der edlen Persönlichkeit des Dichters, sondern nur von seiner Psychologie und Sprache, fing es an. Welcher Abgrund sich da endlich aufthat, zeigte ein Blick auf eins seiner bekanntesten Gedichte. In den „Worten des Wahnes" hat Schiller an einigen stolzen Begriffen Sprachkritik geübt. Die Goldene Zeit, die Gerechtigkeit auf Erden, die Entschleierung der Wahrheit sind Schatten. „Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht, so lang er die Schatten zu haschen sucht." Zwei Jahre früher, doch schon nach mehrjährigem Verkehr mit Goethe, schrieb Schiller aber ganz wortabergläubig „die Worte des Glaubens":

„Drei Worte nenn' ich Euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde ...
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt."

Es sind die Begriffe: Freiheit, Tugend und Gott, die selben Begriffe, die Kant durch die Hinterthür der „Praktischen Vernunft" (doch schon vorher in der „Metaphysik der Sitten") wieder eingeführt hatte, nachdem sie von ihm in der „Kritik der reinen Vernunft" eben hinausgewiesen worden waren. Es sind für Kant und für Schiller Worte des Glaubens, Bedürfnisse des Herzens. „Und stammen sie gleich nicht von außen her: Euer Inneres giebt davon Kunde." Und nun lesen Sie die Eingangverse des Gedichtes noch einmal,



ohne Aenderung, ohne Parodie, ohne Bosheit, nur etwa mit der Verachtung ewiger Wahrheiten, die uns inzwischen Friedrich Nietzsche, der Umwerther aller Werthe, gelehrt hat. Und Schillers Gedicht verwandelt sich in eine höhnische Parodie seiner selbst:

„Drei Worte nenn' ich Euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde . . .
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt."

Ich bitte Sie nur, laut zu lesen und die Lautgruppen „Worte" und „Werth" so auszusprechen, wie wir sie empfinden. Sie gehen wirklich nur „von Munde zu Munde."

Von dem Friedrich Nietzsche, der später als Dichter des Zarathustra und als antichristlicher Verkünder einer neuen Herrenmoral, jenseits von Gut und Böse, so einflußreich wurde, ein großer Philosoph vielleicht nur sub specie decennii, konnten wir vor dreißig Jahren noch nichts wissen. Noch nichts wissen von der glänzenden Wortkritik, die Nietzsche an der beschränkten Gruppe moralischer oder moralinsaurer Begriffe üben würde. Der spätere Nietzsche wäre der Mann gewesen, mit unvergleichlicher Sprachkraft Sprachkritik zu treiben, wenn er den Dichter in sich selbst und den Denker auseinanderzuhalten vermocht hätte, wie Goethe es doch vermochte, und wenn er mit seinem stärksten Interesse über moralische, also eigentlich theologische Fragen hinausgelangt wäre. Genug: seine bekanntesten Werke waren noch nicht geschrieben und fast wie durch ein Wunder nur gelangten die ersten Schriften Nietzsches schon damals in unseren studentischen Kreis.

Einige eingefleischte Wagnerianer begeisterten sich an der „Geburt der Tragoedie." Wir Anderen wußten mit diesem Buch wenig anzufangen, in dem die Psychologie des Genies eben so gut ist wie schlecht und unhaltbar die historische Auffassung. Die erste Unzeitgemäße Betrachtung, die den feinen und verdienstvollen Strauß, den Bekenner des neuen Glaubens, als den Bildungphilister an den Pranger stellte, mißfiel uns. Sie schien uns ein gut geschriebenes Pamphlet, einseitig und ungerecht. Nur das neue Wort „Bildungphilister" prägte sich uns mit Dem, was es bedeutete, unauslöschbar ein. Und dann kam die zweite Unzeitgemäße Betrachtung; sie schlug wie ein Blitz unter uns hinein. „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben." Für mich selbst kann ich eingestehen, daß nie wieder ein Werk von Nietzsche einen so übermächtigen Eindruck auf mich gemacht hat wie diese einfach und verhältnißmäßig ruhig gehaltene Abhandlung. Und ich halte sie noch heute für die fruchtbarste, subjektiv und objektiv wahrste unter Nietzsches Schriften. Wie hatten wir unter dem Leiden geseufzt, für das es kein Heilmittel gab, das wir nicht einmal benennen konnten! Das Leiden, das nun plötzlich

bei seinem Namen gerufen wurde: die historische Krankheit oder der Historismus, hatte uns unsere wissenschaftliche Jugend geraubt. Sie lag über den Vorträgen unserer Lehrer eben so sehr wie über dem öffentlichen Leben. Wenn man den Historismus als die herrschende Macht oder die herrschende Krankheit des neunzehnten Jahrhunderts auf die kürzeste Formel bringen will, so kann man sagen: der Historismus war die romantische Reaktion gegen die Tendenzen der großen französischen Revolution von 1789. Hegel hat einmal den Meisterwitz gemacht, die französische Revolution habe die Welt auf die Vernunft, also auf den Kopf gestellt. Man könnte den geistreichen Scherz umkehren: die romantische Reaktion, die namentlich in Deutschland nach dem Sturz Napoleons, also nach der scheinbaren Beendigung der Revolution, einsetzte, hat die Welt auf die Geschichte, also auf die Unvernunft gestellt. Der Begriff der Entwickelung wurde ja erst später auf die Geschichte angewandt. Der leitende Historismus des neunzehnten Jahrhunderts stemmte sich gegen Revolution eben so wie gegen Evolution. Besonders wir Juristen hatten ein Recht, über den Historismus zu klagen. Das anerkannte Haupt der historischen Rechtsschule, Savigny, hatte sich dem Vernunft- und Naturrecht des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber gestellt und ewig wurde uns sein berühmter Satz wiederholt, daß unsere Zeit keinen Beruf zur Gesetzgebung habe. Wir wissen jetzt Alle, wie diese Aeußerung des Historismus durch die Lebensarbeit Bismarcks, des Illegitimistischen, also Unhistorischen, über den Haufen geworfen wurde. Bezeichnend ist, daß das Geflügelte Wort des Historismus, das verhängnißvolle Wort Hegels, in seiner Philosophie des Rechtes zu finden ist, niedergeschrieben zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse und der Wiener Schlußakte, das Wort: „Was vernünftig ist, Das ist wirklich; und was wirklich ist, Das ist vernünftig."

Heute haben wir aus den Notizen des zweiten Bandes von Nietzsches Nachlaßschriften erfahren, wie scharf sich Nietzsche in seiner zweiten Unzeitgemäßen gerade gegen Hegels Geschichtphilosophie wenden wollte. Hegel finde die Vernunft in der Geschichte selbstverständlich, wie schon Kinder zu den Erzählungen einen Zweck, eine Moral fordern. „Aber wir fordern gar keine Erzählungen vom Weltprozeß, weil wir es für Schwindel halten, davon zu reden." In der damals allein vorliegenden zweiten Unzeitgemäßen griff Nietzsche besonders hart den neusten philosophischen Vertreter der Weltprozeßideen an, den Philosophen des Unbewußten, gegen den er Grobheiten aus der Rüstkammer Schopenhauers heranholt. Doch eigentlich gilt der Kampf dem Historismus Hegels. „Wer erst gelernt hat, vor der ‚Macht der Geschichte' den Rücken zu krümmen und den Kopf zu beugen, Der nickt zuletzt chinesenhaft-mechanisch sein ‚Ja' zu jeder Macht', sei Dies nun eine Regierung oder eine öffentliche Meinung oder eine Zahlen Majorität, und bewegt seine Glieder genau in dem Takt, in welchem irgend eine ‚Macht' am Faden zieht."

So packte uns die Schrift Nietzsches zunächst bei unserem Interesse für das öffentliche Leben. Und wir deutschen Studenten der prager Universität standen durch den unablässigen Kampf mit den czechischen Kommilitonen gar sehr im öffentlichen Leben, mehr, als es sonst gern gesehen wird. Doch darüber hinaus meldeten sich Fragen von entscheidender Bedeutung. War die Historie noch eine Wissenschaft im strengsten Sinn, wenn die Erzählung keine Moral hatte, wenn keine Vernunft in der Geschichte war, wenn es keine historischen Gesetze gab? Nietzsche hat den Satz damals nicht ganz klar formulirt, aber seine Meinung ist deutlich genug ausgesprochen. In anderen Wissenschaften seien die Allgemeinheiten das Wichtigste, insofern sie die Gesetze enthalten; nicht so in der Geschichte. Und viel stärker noch: „Wie, die Statistik bewiese, daß es Gesetze in der Geschichte gäbe? Gesetze? Ja, sie beweist, wie gemein und ekelhaft uniform die Masse ist: soll man die Wirkung der Schwerkräfte Dummheit, Nachäfferei, Liebe und Hunger Gesetze nennen? Nun, wir wollen es zugeben, aber damit steht dann auch der Satz fest: so weit es Gesetze in der Geschichte giebt, sind die Gesetze nichts werth und ist die Geschichte nichts werth."

Da hatten wir also mit einem Schlagwort das Gegengift gegen die historische Krankheit. Die Geschichte der Menschheit ist unvernünftig oder irrational, ist eine Zufallsgeschichte; es giebt keine historischen Gesetze.

Nun hatte unser Nachdenken über die Schönheit oder die Unschönheit der sogenannten schönen Sprache inzwischen zu einer leidenschaftlichen Beschäftigung mit sprachwissenschaftlichen Fragen geführt. Die ästhetische Ausbeute war anfangs gering. Noch viel mehr als in der Gegenwart beschäftigte sich die Sprachwissenschaft damals fast ausschließlich mit dem Aufspüren und Kodifiziren der Lautgesetze. Noch hatten die Junggrammatiker den Streit um den Begriff der Lautgesetze nicht begonnen, noch war Wechßlers Frage „Giebt es Lautgesetze?" nicht aufgeworfen, noch hatte Hermann Paul sein werthvolles Werk nicht geschrieben, das nicht Prinzipien der Sprachwissenschaft, sondern „Prinzipien der Sprachgeschichte" heißt. Aber es lag für uns doch in der Luft, die antihistorischen Ideen Nietzsches auch auf den Zweig der Geschichte anzuwenden, der als Sprachwissenschaft zu viele Gesetze aufstellte. Mag sein, daß Sprachgeschichte Kulturgeschichte ist, unter die vage Rubrik „Völkerpsychologie" gehört, nur großzügig zu verstehen ist, einerlei wenn es keine historischen Gesetze giebt, giebt es auch keine Gesetze der Sprachgeschichte. Die mechanischen Gesetze haben ihren enorm praktischen Werth, weil sie für alle Zukunft und für alle Vergangenheit ausnahmelos gelten. Mit Hilfe der Gesetze der Physik und Mechanik kann man den noch nicht erfundenen Maschinen bestimmte Aufgaben stellen, kann man längst vergangene Veränderungen der Erdrinde häufig mit Sicherheit beschreiben. Mit Hilfe

der Sprachgesetze kann man weder die künftige Entwickelung der Sprache voraussagen noch einen vorhistorischen Zustand der Sprache rekonstruiren. Die Aufstellung der indoeuropäischen Ursprache war ein ausgeträumter Traum.

Die Kritik des Begriffes Gesetz führte aber weiter und weiter über Nietzsches Leugnung historischer Gesetze hinaus. Es ergab sich, daß Platon und Aristoteles das Wort Gesetz nur metaphorisch auf die Natur anwandten, daß sie mit der Behauptung Recht hatten, in „Naturgesetz" stecke ein bildlicher Ausdruck. „Sind wir so erst ganz einig darüber, daß unser ganzes menschliches Wissen in unseren Wahrnehmungen besteht, unser Denken oder Sprechen einzig und allein in der bequemen Ordnung dieser Wahrnehmungen (durch Begriffe oder Worte, die ähnliche Wahrnehmungen zusammenfassen), so werden wir bescheiden weiter sagen, daß wir Gesetze die Begriffe zu nennen pflegen, die besonders regelmäßige Naturbewegungen oder Aenderungen zusammenfassen. Gespenster, die pünktlich zur gleichen Stunde erscheinen. Wir nennen die Regelmäßigkeiten in der Mechanik, die wir bis auf die kleinsten Bruchtheile beobachten gelernt haben, Gesetze, wie wir die Regelmäßigkeiten in der Biologie, die noch sehr schlecht beobachtet sind, ebenfalls Gesetze nennen."

Noch viel energischer über den Nietzsche der Unzeitgemäßen Betrachtungen hinaus führte zuerst die Ahnung, dann die Gewißheit, daß es außerhalb unserer Sprache auch keine aktiven Denkgesetze giebt. Unter der Kritik der Denkgesetze gerieth der Jahrtausende alte Bau der Schullogik ins Wanken. Und der sprachkritische Gedanke, der schon durch Ludwigs Zweifel an dem schillerischen Schönheitideal geweckt und zu erkenntnißtheoretischen Fragen geführt worden war, ging von Nietzsches Zweifel an den historischen Gesetzen zu den letzten Fragen der Erkenntnißtheorie, zu den Abgründen, die sich jetzt vor der Aufgabe aufthaten. War der sprachkritische Gedanke wirklich, wie einmal Hebbel scharf ausgesprochen hatte, wie aber schon Hamann und seine Anhänger, Herder und Jacobi, unmittelbar nach Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft" fühlten, die nothwendige Ergänzung von Kant, dann durften die Abgründe nicht schrecken, dann mußte die Schullogik als ein Wahngebilde der Sprache zerstört, dann mußte das sprachliche Korrelat der Logik, die Grammatik, zum ersten Male ohne Sprachaberglauben angeschaut werden. Dann ergaben sich ganz neue Ausblicke. Sprachwissenschaft im höheren Sinn wurde zur einzigen Geisteswissenschaft und eine Kritik der Sprache, die eine Erlösung von der Sprache, eine Erlösung vom Wortaberglauben verhieß, wurde das wichtigste Geschäft der denkenden Menschheit.

Gedanken solcher Art glitzerten schon in der zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung Nietzsches auf. Er sprach einmal von Ideenmythologie, ein anderes Mal von einer Krankheit der Worte. Und vorher, allerdings wieder nur in Bezug auf Werthurtheile, klagt Nietzsche, daß der Mensch unter der



Uebermacht der Historie „so lange der Narr fremder Worte, fremder Meinungen gewesen sei." Wer kann sagen, ob schon damals oder erst später durch das furchtbare Buch Stirners oder schon früher durch Betrachtungen über Sprache als Kunstmittel der traurigste Gedanke der Sprachkritik sich festwurzelte, daß die Sprache als die Summe der menschheitlichen Erinnerungen jeden einzelnen Menschen zwingt, beim Denken oder Sprechen die Leichen der Vergangenheit mit sich herumzutragen, daß er diese Leichen oder Gespenster nur mit dem Denken oder dem Sprechen selbst von sich werfen kann, wie seinen Körper nur mit seinem Leben? Was wir so stolz Weltanschauung nennen, ist nicht weniger, aber auch nicht mehr als die Sprache, die ererbte und erworbene Erinnerung an die Daten unserer Zufallssinne.

Wenn Sie selbst Nietzsches zweite Unzeitgemäße heute lesen, so wird es Sie wahrscheinlich am Meisten interessiren, schon den Antichrist, schon den Phantasten der Seelenwanderung in dieser Jugendarbeit zu finden. Mir war es aber doch nur darum zu thun, ein psychologisches Beispiel zu geben von der Art, wie ein keimkräftiger Gedanke sich seine Nahrung an sich reißt, woher er mag, selbstherrlich. Um wachsen zu können. Immerhin war bisher nur von Büchern die Rede. Glücklicher Weise handelt es sich bei der dritten großen Förderung des sprachkritischen Gedankens nicht um ein Buch, sondern um eine erlebte Persönlichkeit, um Bismarck. Wir haben oft über Nietzsche gestritten, gelegentlich über Otto Ludwig, niemals über den Fürsten Bismarck. Nur beneidet habe ich Sie seit dem Tage, da Sie mir auf der Heimreise von Friedrichsruh begegneten. Wir Anderen sagen nur bildlich, daß wir diesen Mann erlebt haben.

Es ist aber keine Konstruktion, wenn ich sein Eingreifen in diese Gedankenwelt auf die Zeit von vor dreißig Jahren zurückdatire. Ich muß da offener persönlich werden. Wir deutschen Studenten Prags waren fanatisch national; die ewigen Katzbalgereien mit den Czechen machten chauvinistisch. Dabei fühlten wir es durchaus nicht als eine Verwirrung der Gefühle, daß wir die Preußen und ihren Bismarck nicht mochten Unklar und jugendlich nahmen wir den Preußen und Bismarck die Ereignisse von 1866 übel. Und nach dem französischen Krieg erst recht unseren Ausschluß aus der deutschen Einheit. Wir hielten es ungefähr mit den Sentimentalen von der deutschen Fortschrittspartei. Etwas Großes war gewonnen, aber unsere Felle waren fortgeschwommen. Wir gestanden uns selbst nicht ein, wie wir uns für das Lebenswerk Bismarcks enthusiasmirten. Dann aber kam der Tag, an dem der heimliche Enthusiasmus laut und hell herausschlagen sollte. Wir durften im Frühjahr 1872 die Gründung der straßburger Universität mitfeiern, wir durften der jüngsten die Grüße der ältesten deutschen Hochschule überbringen. Die Stimmung war von der Ausfahrt an ernst und feierlich, denn die

Czechen bedrohten uns. Und nicht nur mit papiernen und gesprochenen Protesten: auch Steine versuchten zu reden. Desto herrlicher wurde diese Frühlingsfahrt. Wir sangen Scheffels Festlied und wir tranken, daß Scheffel zufrieden gewesen wäre. Ueber allen Festen schwebte, neu und überraschend für uns, die wir nicht Reichsdeutsche waren, die Gestalt Bismarcks. Man muß diese Feste mitgenossen haben, um zu begreifen, was uns Oesterreichern die Erinnerung war und ist. Nicht als ob etwas Besonderes zu erzählen wäre. Höchstens, daß berühmten alten Männern die Thränen in die Augen traten, wenn sie den Namen Bismarck in ihren Reden aussprachen. Das war dem Oesterreicher neu und fremd. Da besaß das deutsche Volk, unser Volk, einen Helden, den es verehren konnte. Und dieser Held war im Geiste dabei, als am zweiten Mai 1872 die große Kneipe abgehalten wurde. Ein Huldigungtelegramm an Bismarck, ein burschikoser Gruß zur Antwort. Die Musik spielt die Kutschke-Polka und zweitausend Studenten und Alte Herren reiben einen Salamander auf Bismarck. Das war Alles. Ein sehr feuchtfröhliches Fest für alle Theilnehmer; ein Ereigniß für unseren kleinen Kreis. Seit dieser Stunde erschien uns Bismarck als der magister Germaniae; wir versuchten, uns in seine Persönlichkeit, in seine Sprache zu versenken, wir lasen sogar berliner Zeitungen.

Wer nun aber von Kant herkam, ganz im erkenntnißtheoretischen Idealismus lebte, Der stand plötzlich vor der Aufgabe, sich zugleich mit dem Realismus, mit der Realpolitik des neuen Helden abzufinden. Nicht darum handelte es sich, eine Brücke von Worten zu schlagen zwischen den Namen „Kant und Bismarck", nicht darum: in einer Festrede oder in einer Doktordissertation die Kluft zwischen Beiden mit Wortleichen auszufüllen. Das wäre leicht gewesen. Im Nu ließe sich so ein Vortrag über das Thema Kant und Bismarck improvisiren. Sie selbst haben einmal in einem der vielen jüngst veröffentlichten Briefe von Bismarck gesagt: „Er dürfte so etwa der gebildetste Deutsche sein". Daraus läßt sich folgern, daß er, nachdem er ein Wenig über Spinoza gebrütet hatte, auch die Schriften von Kant gelesen hat. Vergleichen ließen sich die pietistischen Einflüsse, die zu Kant durch seine Eltern, zu Bismarck durch seine Frau kamen. Sie werden nicht leugnen, daß sehr viele Festreden und sehr viele Doktordissertationen mit solchen Mitteln zu Stande gebracht werden. Man könnte auch an ein ernsteres Zwischenglied denken, an Kants Kategorischen Imperativ. Die Freiheitkriege, in deren Zeit Bismarck geboren wurde, sind oft und mit Recht mit Kants Moralprinzip in Verbindung gebracht worden. Von Ostpreußen war der Kategorische Imperativ und war die große Bewegung ausgegangen. Und es ist gewiß, daß man Kants Moralprinzip als Motto über Bismarcks Lebenswerk setzen könnte: Du kannst, denn Du sollst.



Aber auch diese begriffliche Vereinigung der Vorstellungmassen, die sich in den Namen Kant und Bismarck konzentriren, wäre mir nicht ernst genug gewesen. Das Moralprinzip war uns das Gleichgiltigste an den Lehren Kants. Wir glaubten ja zu wissen, daß Kant in der „Kritik der praktischen Vernunft" sich selber untreu geworden war. Was uns aufs Tiefste bewegte, was die ganze Weltanschauung in Frage stellte, was darum eine geistige Lebensfrage wurde, Das war etwas völlig Verstiegenes, war die Sehnsucht, die letzten Fragen der Erkenntnißtheorie ernst zu nehmen, Idealismus und Realismus zu überwinden oder zusammenzufassen. Wenn man sich in der Theorie zum erkenntnißtheoretischen Idealismus bekannte, in der Wirklichkeitwelt nur ein Phänomen sah, in der Praxis jedoch den Realpolitiker bewunderte, der lachend mit einer realen Faust auf eine reale Welt losschlug, dann ging durch Jeden von uns der Riß, den wir am Pöbel so verachteten. Wenn der Pöbel an jenseitige Mächte glaubte, in seinem ganzen Leben jedoch für sich selbst und für seine Kinder so schuftete, als ob es nur ein Diesseits gäbe, dann sah dieser Zustand ganz verteufelt dem unseren ähnlich, die wir in der Bücherwelt dem erkenntnißtheoretischen Idealismus Kants und der Neukantianer huldigten, in der Wirklichkeitwelt dem Realismus Bismarcks. Diesen Riß in unserer Weltanschauung nicht zu übersehen: Das war schon Etwas. Das war der Entschluß zum Ernst. Nach der Naturwissenschaft der Neukantianer ist auch der menschliche Leib mitsammt dem erkennenden Gehirn nur die subjektive Erscheinung von einem Unbekannten, das wir bereits zu fälschen anfangen, wenn wir es mit Kant das Ding an sich nennen. Auch der menschliche Leib löst sich für diese Vorstellung in einen Wirbeltanz von Atomen oder Kraftmittelpunkten auf. — oder wie wir die gedachten Einheiten nennen wollen. Auch der Organismus des menschlichen Leibes verwandelt sich in einen unausdenkbar feinen Mückenschwarm von Kraftpunkten. Knochen, Fleisch und Blut sind dieser Vorstellung nur noch Erscheinungen, zu denen sich Gruppen des Mückenschwarmes für die menschlichen Zufallssinne verbinden. Wir können uns ferner ein Messer vorstellen, so unendlich fein und so unendlich schnell, daß es durch den geordneten Haufen von Mücken hindurchflitzen kann, ohne den Organismus zu stören. So fahren wir mit der Hand durch einen Mückenschwarm, ohne an ihm eine Veränderung wahrzunehmen. Mit dieser Vorstellung vom menschlichen Leibe kann der Chirurg nichts anfangen. Der Chirurg weiß nichts von unserer Erkenntnißtheorie; er ist ein Realpolitiker, er glaubt naiv an Knochen, Fleisch und Blut. Er setzt ein reales Messer an und bewirkt Etwas, — Heilung oder Tod.

Hier liegt das furchtbare Dilemma für Den, der Weltanschauungfragen ernst nimmt. Hier kam Bismarck zu Hilfe, ein Chirurg, der nicht naiv war und dennoch zum Messer griff. Sie müssen mir glauben, daß in

langen und schweren Seelenkämpfen die Gedankengänge sich öffneten, die ich hier als beinahe wilde Assoziationen neben einander stelle. Der Anschluß an die Einflüsse von Philosophie und Dichtung ergab sich von selbst. Nietzsche war ja ohnehin — wider Willen — ein Produkt der Bismarckzeit. Bismarck war mehr als Schopenhauer und Wagner der Uebermensch in Nietzsches aristokratischem Geniekultus. Jedenfalls war uns Bismarck der große Unhistorische. Eben so nah sahen wir Bismarck in seiner Begriffsverachtung dem Goethe, den der Sprachkritiker auch als den Feind aller Wortschälle verehrte. Jetzt verstanden wir das Lachen Bismarcks über die Wortmachereien der Parlamente, der Bezirksvereine und der regirenden Herren. Der Mann der That verhöhnte die Schreiber als Menschen, die ihren Beruf verfehlt hätten. Handeln ist Menschenberuf. „Nicht durch Reden und Majoritätbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut." Der starke Chirurg Deutschlands beugte sich auch nicht vor den Wortgebäuden der Wissenschaft. Wurde er selber krank, so war ihm der Heilkünstler lieber als der „Gelehrte". Der sprachkritische Gedanke lernte von Bismarck das Selbe, was er von Goethe gelernt hatte: im Anfang war nicht das Wort, im Anfang war die That. Wissen ist Wortwissen. Wir haben nur Worte, wir wissen nichts.

Die sprachkritische Idee durfte sich auch vermessen, einseitig und eigensinnig in ihrem Reich oder Bereich über Bismarck hinauszugehen und da noch mit gegenständlichen Blicken zu forschen, wo des Staatsmannes Interesse nicht mehr hinlenkte, wo ja auch Goethes gegenständliche Augen nicht mehr hinschauen wollten. Eben erst (im August 1872) hatte der Festredner der offiziellen Wissenschaft seine berühmte Rede „Ueber die Grenzen des Naturerkennens" gehalten. Vor dem gegenständlichen Denken wurde Dubois-Reymonds Ignorabimus einfach sinnlos. Gegenüber diesem tönenden Wortschall steigerte sich eine nach Bismarck geschulte Rednerverachtung zu fruchtbarem Worthaß. Die Gleichung von „ich weiß" und „ich habe gesehen" (auch etymologisch in so vielen Sprachen begründet) stellte der sprachkritischen Idee ihre letzte Aufgabe: in einer Kritik der allgemeinen Grammatik auch die Gegensätze von Substantiven und Verben — Das heißt: von Dingen und Handlungen — aufzulösen, in die Widersprüche der Zeitbegriffe hineinzuleuchten und an die Stelle einer „Kritik der reinen Vernunft" die „Kritik der Sprache" zu setzen. Ein verzweifelter, letzter Versuch, die Geistesbrücke zu schlagen zwischen dem nothwendigen erkenntnißtheoretischen Idealismus und dem eben so nothwendigen praktischen Lebensrealismus. Erinnerung ist all unser Wissen, ererbte und erworbene Erinnerung der Menschheit. In Worten ererbt, in Worten erworben. Unser Wissen, unser Denken ist nur Sprache, die praktisch in der Wirklichkeit orientirt, die aber so wenig zur Welterkenntniß



geeignet ist, wie das Bewußtsein ein Organ für sich selber hat. Und vollends die neue und kühne Gewohnheit, nicht nur die sogenannte Weltgeschichte bismarckisch als eine Zufallsgeschichte zu betrachten, sondern auch die Evolution der Organismen als eine Zufallsevolution, unsere Sinne als Zufallssinne, die die Außenwelt in uns hineingeschlagen hat, — diese Gewohnheit oder Weltanschauung bot einen Ausblick in das dritte Reich, wo Idealismus und Realismus einander finden können. Wir glauben von jetzt an, daß die Wirklichkeitwelt ein Produkt unserer Zufallssinne ist, daß sie sich nach uns richtet; wir glauben zugleich, daß unsere Sinne ein Produkt der Außenwelt sind, daß unser Kopf von der Wirklichkeitwelt eingerichtet ist.

In Kant war die Aufklärung mit erstaunlichstem Scharfsinn über sich selbst hinausgewachsen bis zu der alten sokratischen Weisheit, daß wir nichts wissen können. In Bismarck war ein Thatenmensch von der Wortverachtung ausgegangen, die selbst einem Kant noch fehlte. Die Erlösung vom Sprachaberglauben, die seit Bismarck in der Luft lag, konnte endlich auch in der Philosophie versucht werden. Denn alles Wissen ist, weil es menschliche Sprache ist, bildlich, metaphorisch, anthropomorphisch. Für Kant galt Goethes tiefer Spruch: „Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist." Für Bismarck galt der andere Spruch: „Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende." Denn wortgeschichtlich wie moralgeschichtlich ist das Gewissen nur ein menschliches Bild mehr, nur eine Gefühlsform des Wissens, nur eine der Illusionen der großen menschlichen Illusion, die Bewußtsein heißt.

Sie, lieber Freund, und noch zwei oder drei freundliche Männer haben mich wohl gefragt, wie die sprachkritische Idee zu mir gekommen sei. Ich habe nun über die Herkunft der sprachkritischen Idee vor einem großen Kreis zu reden gewagt. Sie werden sie nicht verachten, weil sie mein war, weil die Anregungen von Gedanken und Erlebnissen kamen, die nicht sprachkritischer Art waren. Gewissenhaft und freudig habe ich in meinem Buch verzeichnet, was ich nachher in fast dreißigjährigen Studien bei Vico, bei Bacon, Hobbes, Locke und Hume, bei Kant, Hamann und Goethe an Anklängen und Leitfäden gefunden habe. Keiner von diesen Denkern hat dem sprachkritischen Gedanken die Wichtigkeit beigelegt, die ihm gebührt. Keiner hat ihn darum zu Ende zu denken versucht. Ueber Wichtigkeit und Werth des sprachkritischen Gedankens habe ich nicht zu urtheilen, vielleicht auch nicht alle meine Herren Kritiker. Das Urtheil steht bei einer anderen Macht, die die roheste und doch die mildeste Kritik zu üben pflegt, bei der Zeit.

Vorher sende ich Ihnen Dank und Gruß

freundnachbarlich Ihr

Grunewald. Fritz Mauthner.

Schnapp.

Heute war entschieden ein Unglückstag. Das hatte Boleslaw Walnocki gleich geschwant, da er, am Morgen vor sein Haus tretend, als Erstes ein altes Weib gesehen hatte. Obendrein ein böses altes Weib, das im ganzen Dorf gefürchtet war, weil es das Vieh behexte. In früheren Zeiten — es waren so üble Zeiten nicht — würde man diese Alte als eine Hexe verbrannt haben; und es wäre nicht schade um sie gewesen. Denn eine Hexe war sie. Das stand für Boleslaw fest. Und dann, nach der Begegnung mit der Alten, beim Gang nach den Feldern, war ihm ein Hase über den Weg gesprungen. Raben hatte er ziehen sehen und Krähen. Lauter bedenkliche Anzeichen, die einen bösen Tag, einen Unglückstag kündeten. Solche Anzeichen trügen nicht.

In seiner Bedrängniß war Boleslaw, statt zu arbeiten, ins Wirthshaus gegangen und dort sitzen geblieben, bis . . . das Unheil ihn erreicht hatte. Dann war er nach Hause geschlichen. Aber ins Haus hineinzugehen, getraute er sich nicht. Das Schlimmste stand ihm ja noch bevor. Er mußte Jadwiga sagen, was sich zugetragen hatte. Und Das war schwer, sehr schwer. Wenn es nur schon gethan wäre!

Leise ächzend setzte sich Boleslaw Walnocki auf die Steinbank vor seinem Hause und starrte trüb die Straße hinab.

Eine elende Straße wars: bei Regen anzusehen wie ein brauner, schlammiger, schmutziger See, bei trockenem Wetter wie ein schlecht bestellter Acker, voll Gruben und Furchen. Aber so war sie immer gewesen und man that nichts, um sie zu verbessern. Man war an sie gewöhnt. Die Häuser sahen nicht viel besser aus. Niedrige, mit Strohdächern versehene Hütten. Dicht neben einander. Wenn eine zu brennen anhebt, brennt das ganze Dorf ab. Und versichert war Niemand. Die Väter und Großväter waren es ja auch nicht gewesen. Und was kommen soll, kommt doch. Wenn Gott Dich schlagen will, trifft er Dich trotz allen Vorkehrungen. Versicherst Du Dein Haus, um seiner Zuchtruthe zu entrinnen, so schlägt er Dein Vieh. Oder er sendet Sturm und Hagel und vernichtet Dein Korn. Man entwischt ihm nicht. Da ist es besser, man versucht es nicht erst und unterwirft sich ihm auf Gnade oder Ungnade. Und betet zum Feuerspatron, zum Heiligen Florian, damit er uns schütze vor Feuersgefahr. Der Heilige Florian vermag mehr bei Gott als alle Versicherungsgesellschaften der ganzen Erde. So dachte man im Dorf; und danach wurde auch gehandelt.

Ein galizisches Dorf. Hart an der ungarischen Grenze. In der Ferne sah man die bläulichen Umrisse der Hohen Karpathen schimmern. Jenseits der Berge lag das Land der Magyaren. Um das Dorf herum Ebene; nichts als Ebene. Hier und da ein einsam ragender Baum. Im Dorf selbst mehrere Branntweinschänken. Natürlich, alles Andere überragend, die Kirche mit einem großen Missionkreuz davor. In dem Dorf wurde viel gebetet; denn es waren fromme Polen, die da hausten. Keine Schule. Wozu denn? Lesen und schreiben mag der Pfarrer lernen. Der brauchts. Aber wir!

Das Vieh schlecht gehalten. Mager und von Schmutz starrend. Auch die Kinder. Die aber waren wenigstens lustig. Balgten sich auf der Straße, schrien, lachten und das ungekämmte Haar flog ihnen ins ungewaschene Gesicht.

Man wäscht und kämmt sich nur am Sonntag. Wenn man in die Kirche geht. Aber an den anderen Tagen! „Sind doch gleich wieder schmutzig, die Kinder," meinen die Bäuerinnen. Das sagen sie auch vom Vieh. Und so fängt man mit dem Reinigen nicht erst an: es hilft ja doch zu nichts. Und wenn die Maul- und Klauenseuche oder eine andere Krankheit über das Vieh kommt, so ist nicht die Verwahrlosung daran schuld. O nein. Eine Strafe Gottes ists. Und die heißt es in Demuth und Geduld ertragen.

Boleslaw Walnocki dachte und lebte wie die Anderen um ihn her und hatte sich ganz wohl dabei gefühlt, so lange er im Leben allein stand. Doch seit er ein Weib genommen, trug er ein Kreuz auf den Schultern; und das Kreuz drückte. So ergeht es freilich auch Anderen, wenn sie ein Weib haben. Aber bei ihm war es anders. Er hatte sein ganz besonderes Kreuz bekommen.

Daß er seine blonde Jadwiga liebte, war ihm nicht recht klar. Er hing an ihr und zitterte vor ihr. Wenn er sie nicht sah, wurde er unruhig. Und wenn er sie sah, bekam er Angst. War sie doch immer unzufrieden mit ihm. Sie prügelte ihn auch. Wahrhaftig: auch Das kam vor. Und er ließ sich willig von ihr prügeln. Ihre harten Worte thaten ihm viel weher als ihre Schläge. Die thaten ihm eigentlich wohl: berührte sie ihn doch dabei. Und es ward ihm stets so weich und wonnig zu Muth, wenn sie ihn berührte: liebkosend oder strafend. Liebkosungen kamen nicht allzu häufig vor. In dieser Beziehung hielt sie ihn knapp. Und am Schrecklichsten war es, wenn sie sich bei Nacht von ihm wegdrehte und zu ihm sagte: „Laß mich schlafen. Ich mag nicht." Und sie „mochte" so oft nicht.

Sie war anders als die anderen Weiber im Dorf. War ein paar Jahre weg gewesen, in der Stadt, und hatte bei einer Deutschen gedient. Es war schrecklich zu sagen: ihre Frau war aus dem Preußischen und eine Ketzerin. Kein Muttergottesbild im Hause. Kein einziges! Und dort hatte Jadwiga gedient. Und hatte dort Allerlei gelernt. Schlimme Sachen. So wusch und kämmte sie sich jeden Morgen. Hatte immer blanke Hände und Nägel. Scheuerte und fegte im Haus. Hielt das Vieh rein. Boleslaw mußte bei Allem mithelfen. Auch waschen und kämmen mußte er sich. Sie trieb ihn zum Brunnen hin, zwang ihn, den Kopf unter die Brunnenröhre zu halten, und pumpte ihm Wasser auf den Kopf, daß es ihm den Athem verschlug. Und sie kämmte ihn wohl selbst, weil er damit nicht recht zu Wege kam, und raufte ihm dabei die Haare aus. Wenn er einen Wehlaut von sich gab, schlug sie ihm mit dem Kamm auf den Schädel. Und er ließ sich Alles gefallen. Er war machtlos in ihrer Hand.

Schon sie zu heirathen, war im Grunde eine Thorheit gewesen. Allein war Jadwiga nach der Stadt gezogen und mit einem Kind auf dem Arm war sie zurückgekommen. Mit einem Kind und einem Hund. Den hatte ihr die Frau geschenkt. Und mit dem Hund hätte man sich am Ende abgefunden. Was lag an einem Hund? Aber das Kind. Das Kind, das sie von einem Anderen hatte! Mit diesem Anderen war es freilich aus. Ein Lump war er gewesen, der sie um ihre Ersparnisse gebracht hatte. Sie selbst hatte ihm schließlich den Laufpaß gegeben. „Was soll er mir?" sagte sie. „Ernähren müßte ich ihn und für ihn arbeiten. Dafür danke ich. Jetzt kenne ich ihn. Es war dumm von mir, mich mit ihm einzulassen. Aber man macht eine Dummheit nicht dadurch

gut, daß man eine noch größere begeht. Nein. Ich heirathe ihn nicht. Ich behalte das Kind und er mag sehen, wo er bleibt."

Sie schämte sich gar nicht, weil sie ein Kind hatte. Gar nicht. Sie liebte ihr Kind und wollte von einem Manne nichts wissen. Sie habe genug von den Männern, sagte sie Und Boleslaw mußte ihr viele gute Worte geben und schönthun mit dem Kinde und um Kind und Mutter lange werben, bis Jadwiga sich entschloß, sein Weib zu werden. „Nur, weil das Kind Dich mag", sagte sie. „Sonst thäte ichs nicht." Ja, so sprach sie; und war die Aermste im Dorf und er der Reichste. Aber was will man machen? Wenn man verliebt ist und ein Weib haben will, haben muß, fügt man sich in Alles. Und er hatte Jadwiga „im Blut", wie die Franzosen sagen. Dans le sang. Und so nahm er sie und nahm das Kind.

Vor drei Jahren wars gewesen. Das Kind starb bald nach der Hochzeit; furchtbar schnell geschah es. Heute gesund, morgen tot. Boleslaw fragte sich schaudernd: „Wie wirds nun werden? Wie wird sie es tragen?" Aber Jadwiga trug es wunderbar gut. Sie zeigte ihm ihren Kummer nicht. Es war, als wollte sie ihren Kummer für sich allein haben; sie hatte ihm ja auch keinerlei Rechte auf das Kind eingeräumt. Es war ihr Kind gewesen und jetzt war es ihr Leid. Was ging es ihn an? Er versuchte wohl im Anfang, sie zu trösten. Aber sie sah ihn so streng an und fertigte ihn auf so kurze Weise ab, daß er es bald aufgab. Im Grunde war es bequemer so ... Denn ihm war um das Kind nicht leid. Doch ein eigenes Kind hätte er gern gehabt. Das sagte er ihr auch einmal. Das heißt, er sagte nur: „Du wirst andere Kinder kriegen und das tote vergessen." Mehr zu sagen, getraute er sich nicht. Jadwiga blickte ihn nur verächtlich an. Es gelüstete sie nach keinem Kinde, das auch sein Kind gewesen wäre. Und die Ehe blieb kinderlos.

Aber Jadwiga hatte noch den Hund, ihren Hund, den sie von ihrer Frau, der Ketzerin aus dem Preußischen, geschenkt bekommen hatte und den sie zärtlich liebte. Er hieß Schnapp. Boleslaw fand den Hund abscheulich und mit ihm fand es das ganze Dorf; Jadwiga lächelte höhnisch dazu. „Von Hunden versteht Ihr nichts," sagte sie. Die Wahrheit war, daß Jadwiga Recht hatte: Schnapp war ein rassereiner Bullenbeißer von seltener Größe und Stärke, mit gespaltener Nase, hervorstehenden Zähnen und prachtvoll getigertem Fell. Eine wahre Wonne für Hundekenner. Und Schnapp hatte eine feine, exklusive Seele. Mit den Dorfkötern gab er sich nicht ab; er verachtete sie. Nur wenn ein größerer einen kleineren, schwächeren anfiel, griff Schnapp ein, zerzauste den stärkeren und befreite den kleinen. Er hatte Kraft und Muth. Einmal hieß es: „Der Schinder kommt!" Und Alles rief nach den Hunden, trieb sie in die Häuser und schloß die Thüren ab. Nur die herrenlosen Hunde, um die Niemand sich kümmerte, blieben zurück und wurden vom Schinder gefangen. Schnapp aber lag ganz ruhig vor dem Thor und bewachte das Haus. Jadwiga und Boleslaw waren fortgegangen. Der Schinder kam heran, erblickte den Hund und wollte ihm die Drahtschlinge um den Hals werfen. „Oho!" mochte da Schnapp denken. „Dazu laß Dir die Lust vergehen, mein Junge!" Er sprang in die Höhe, dem Schinder an die Brust und warf ihn nach hinten in den Sand. Dann stellte er sich auf ihn und fletschte ihn bedrohlich an. Der Mann schrie jämmerlich um Hilfe.



Aber Niemand wagte, ihm beizuspringen. Denn Alle fürchteten Schnapp und seine Stärke. Man mußte warten, bis Jadwiga nach Hause kam und den Schinder aus seiner kläglichen Lage befreite. Sie wollte sich vor Lachen ausschütten. „Recht geschieht Euch!“ sagte sie zu dem Schinder, der vor Wuth und Angst ganz bleich war. „Ihr wißt so gut wie Alle, daß der Hund nicht herrenlos ist, daß er mir gehört. Weshalb also habt Ihr ihn fangen wollen?“ Der Schinder wurde noch verhöhnt und mußte wie ein begossener Pudel abziehen.

Doch wenn man Schnapp in Ruhe ließ, war er sanft wie ein Lamm. Aber gehorsam war Schnapp nur einem Menschen: seiner Herrin. Boleslaw hatte nicht die geringste Macht über ihn. Schnapp behandelte den Mann der Gebieterin so zu sagen von oben herab. Er lief ihm nicht nach, wenn er fortging; begrüßte ihn kaum, wenn er nach Hause kam; vermißte ihn nicht, wenn er weg war. Seine ganze Liebe gehörte der blonden Herrin. Der Rassehund theilte seine Liebe nicht. Jadwiga konnte mit ihm machen, was sie wollte. Und sie liebte ihn seiner Treue, Klugheit und Stärke wegen. Auch um seiner Schönheit willen: denn für sie war er schön, weil er von reiner Rasse war.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Boleslaw heute, an dem Unglückstag, vor dem Haus auf der Steinbank saß, fiel ihm die Liebe, die zwischen Jadwiga und dem Hund bestand, schwer auf die Seele. „Was wird sie sagen?“ dachte er. „Was wird sie sagen?“ Und trüb und gleichsam verloren starrte er vor sich hin.

Jadwiga trat mit Schnapp aus dem Hause, sah Boleslaw müßig sitzen und ärgerte sich. „Hast Du denn gar nichts zu thun?“ redete sie ihn an. „Die Schweine sind noch nicht gefüttert. Hörst Du nicht, wie sie schreien?“

„Wohl höre ich sie“, gab Boleslaw zur Antwort.

„Und rührst Dich trotzdem nicht? O Du gottverlassener Thierschinder und Nichtsthuer!“

Er sah die erhobene Hand, sah den Schlag kommen und hielt still. Was lag an einem Schlag! Der Schlag kam, that aber keine Wirkung. Boleslaw zuckte nicht einmal. „Jadwiga“, sagte er, „heute ist ein böser Tag.“

„Weshalb denn?“ entgegnete sie scharf und ungeduldig.

„Ein altes Weib habe ich als Erstes heute gesehen; ein Hase ist über meinen Weg gelaufen und ...“

„Ein Narr sitzt jetzt vor dem Haus“, fiel sie ein.

„Jadwiga, versündige Dich nicht! Die Zeichen haben nicht getrogen.“

„Was soll denn geschehen sein?

„Das wirst Du gleich hören.“ Er ächzte aufs Neue. „Der Pächter vom Grafen da drüben war wieder hier.“

Jadwiga wurde plötzlich roth. „Ich weiß“, sagte sie schnell. „Ich bin ihm heute dreimal begegnet. Was aber geht es Dich an, wenn er hier ist?“

„Wohl geht es mich an. Und Dich auch. Weißt Du, warum er so oft zu uns kommt?“

Sie sah ihn an: mißtrauisch und lauernd. Aber sie sagte nichts.

„Des Hundes wegen kommt er, Schnapps wegen. Er ist ein Gottloser, dieser Koloman Nagy. Ein Ketzer ist er, dieser Magyar. Schnapps wegen kommt er.“

Jadwiga lachte gellend auf. „O Du heilloser Dummkopf!"

„Lache nicht. Er will den Hund haben. Zur Zucht für seine Hündin. Wir sollen ihn ihm verkaufen."

Jadwigas Gesicht veränderte sich, drückte zuerst Enttäuschung, dann Aerger aus. Des Hundes wegen war er gekommen? Des Hundes wegen ihr nachgeschlichen? Und sie hatte geglaubt . . .

„Ja, er will ihn kaufen", fuhr Boleslaw fort. „Und wir müssen ihn hergeben."

„Wir müssen? Wer sagt Das?"

„Ich, Jadwiga. Er trägt ein zu heftiges Verlangen nach dem Hund. Wenn wir Nein sagen, bringt es dem Hunde Unglück und uns."

„Wieso denn? Was ist denn Das wieder für ein Blödsinn?"

„Versündige Dich nicht! Du weißt so gut wie ich, daß man Dinge oder Thiere hergeben muß, wenn Jemand sie heftig begehrt. Thut man es nicht, dann rächt er sich an den Dingen und Thieren. Die Dinge verderben und die Thiere verrecken. Unglück kommt über das Haus, vielleicht über den ganzen Ort. Wir müssen den Hund hergeben. Der Koloman Nagy hat im Wirthshaus davon gesprochen. Viele haben es gehört. Sie würden uns verwünschen und für jedes Unheil verantwortlich machen. Und der Hund würde eingehen."

„Ich geb' ihn nicht her", sagte sie entschlossen und drückte den Hund fest an sich. „All Das ist Aberglaube und Unsinn."

„Sag' Das nicht! Jeder glaubt daran. Sie werden Dich hassen. Sie lieben Dich so wie so nicht."

„Was ich mir schon daraus mache!"

„Aber ich. Sie werden sich rächen. Lieber den Hund opfern als Dich."

„Sorge Dich nicht um mich. Und sprich nie wieder davon. Nie wieder, hörst Du? Und jetzt geh' die Schweine füttern." Sie pfiff dem Hund und kehrte mit ihm ins Haus zurück.

Boleslaw that, wie ihm geheißen war, sann aber, während er die Schweine fütterte, angestrengt darüber nach, wie er es anfangen sollte, um den Hund zu entfernen, ohne daß Jadwiga Etwas merkte. Denn fort mußte Schnapp. Gefahr und Verantwortung waren zu groß. Diesmal mußte er — zum ersten Mal — Jadwiga gegenüber fest bleiben. Ihr selbst und auch dem Hund zu Liebe. Ja, er mußte . . .

Jadwiga aber ging mit Schnapp ins Dorf . . . Dieser komische Mensch! Kommt des Hundes wegen von so weit her. Darauf wäre sie niemals verfallen: daß es um des Hundes willen geschah. Aber es schmeichelte ihr doch, daß er Schnapp haben wollte. Und der Mann stieg dadurch in ihren Augen. Die im Dorf waren so dumm und erkannten den Werth des Hundes nicht. Der aber verstand sich auf Hunde. Doch haben sollte er ihn nicht. Um keinen Preis. Und Das wollte sie ihm sagen.

Sie fand ihn noch im Wirthshaus, an einem Tisch mit Anderen, und er führte das große Wort. Ein hübscher Mensch war er: schlank und geschmeidig, mit einem braunen Zigeunergesicht, dunklen Augen und Locken. Und so keck waren seine Augen, daß Jadwiga immer roth wurde, wenn sein dreister Blick sie traf. „Es ist mir dann, als hätte ich keine Kleider an," dachte sie. So war es auch jetzt. Koloman Nagy sah sie an und ihr schoß das Blut in die Wangen.

„Schön, daß Ihr mir den Hund bringt," sagte er mit frechem Lächeln.

„Dieses Gelüsten laßt Euch vergehen", erwiderte sie finster. „Der Hund ist mir nicht feil. Das wollte ich Euch sagen: und damit Gott befahlen."

Er vertrat ihr den Weg. Sie wurde noch röther. Seltsam, wie warm ihr seine Nähe machte! Boleslaws Nähe machte ihr niemals warm. Eher kalt.

„Ich bin mit Eurem Mann schon handelseinig geworden", sagte er. „Hundert Gulden zahle ich für den Hund."

„Die Ihr natürlich schuldig bleibt."

Er warf einen Schein auf den Tisch: „Da ist das Geld!"

Die Anderen flüsterten, murrten, verwunderten sich: „Das ist sündhaft! So viel Geld für einen Hund! Und sie greift nicht zu? Ja, ist sie denn verrückt?"

„Behaltet Euer Geld," sagte sie kalt. „Ihr steckt so wie so bis über die Ohren in Schulden und müßt bis zu uns ins Polnische kommen, um einen Juden zu finden, der Euch Geld leiht, weil Euch zu Hause keiner mehr traut... Darum werft Ihr auch das Geld zum Fenster hinaus: weil es fremdes Geld ist. Mit eigenem geht man achtsamer um."

„Was kümmerts Euch?" Er lachte. „Keift Ihr etwa gern? Das steht schönen Frauen nicht. Die sollen küssen und lächeln und den Mund halten."

„Für Euch habe ich weder Küsse noch gebe ich Euch den Hund."

„Und ich kriege doch Beides!" raunte er ihr zu, — ihr ganz nah.

„Versuchts!" stieß sie heraus, packte Schnapp am Halsband und ging mit dem bedrohlich knurrenden Thier hinaus.

Der Mann lachte hinter ihr her.

Als Jadwiga wenige Tage darauf von einem Krankenbesuch nach Hause kam, war Schnapp fort. Listig hatten sie ihn weggelockt: Kaloman Nagy war heimlich mit seiner Hündin gekommen, um Schnapp zu entführen. Boleslaw war mitgefahren und Schnapp hatte, von der Liebe verblendet und nichts Böses ahnend, arglos im Wagen Platz genommen und geglaubt, es handle sich um eine lustige Spazirfahrt. Weit, weit war man gefahren: vier Stunden lang; bis über die Grenze. Und in Nagys Gehöft hatte man den Rüden und die Hündin in einen Stall getrieben und sie da eingeschlossen. Schnapp hatte sofort zu heulen angehoben und heraus gewollt. Und Boleslaw war, sich die Ohren zuhaltend, davon gefahren. Es war ihm leid um den Hund; und noch mehr that ihm Jadwiga leid. Aber was war zu machen gewesen? Den Zorn des ganzen Dorfes hätte man auf sich geladen. Und dem Hund hätte es Unglück gebracht; und ihnen Beiden auch. Man kann nicht gegen den Strom schwimmen.

Unheimlich war ihm, daß Jadwiga, als er ihr Alles sagte und sich, wie ein Köter, der Schläge fürchtet, vor ihr wand, keine Silbe erwiderte und ihn nur verächtlich ansah. Nein: es freute sie nicht einmal mehr, ihn zu schelten und zu puffen. Er war wirklich zu dumm, zu erbärmlich. Und so feig. Wie er vor ihr zitterte! Und feige Männer waren ihr immer widerlich gewesen. Auch blonde Männer. Und er war so blond und so weiß. Ekelhaft war er ihr. Und Der wollte ein Kind mit ihr, von ihr haben! Nein. Schönsten Dank. Das wird nie geschehen.

Und am nächsten Tag war auch Jadwiga fort.

Sie kehrte nicht zurück. Sie schrieb auch nicht. Nur durch einen Boten

ließ sie Boleslaw sagen: Sie sei bei Schnapp und bleibe bei Schnapp. Der Hund könne ohne sie nicht leben und würde, ihr fern, zu Grunde gehen. Er habe weder gefressen noch erlaubt, daß Jemand ihm nah komme. Jetzt aber sei er wieder sanft wie ein Lamm. Da er im Hause Boleslaws nicht länger bleiben dürfe, müsse sie wohl in Nagys Hause bleiben. Und da Nagy obendrein nach ihr eben so heftiges Verlangen trage wie nach Schnapp, müsse sie sich ihm fügen. Sonst käme ja wohl Unheil über sie, über Boleslaw und vielleicht übers ganze Dorf; und solche Verantwortung wolle sie nicht auf sich nehmen.

Der Mann sagte nichts und that auch nichts. Er ließ Jadwiga bei Schnapp und Nagy und duldete mit stumpfsinnigem Schweigen den Hohn des ganzen Dorfes. Wenn er Trost brauchte — und er brauchte ihn oft —, suchte er seine Nachbarin, die Witwe Frau Anastasia Ruminska, auf.

Und Anastasia frohlockte. Sie haßte Schnapp, weil er einmal ihrem Hunde, der ein Feigling war und stets nur über schwächere Hunde herfiel, bei einer Rauferei mit einem arg bedrängten kleinen Köterchen das Fell zerzaust und das linke Ohr zerbissen hatte; und weil Schnapp Jadwiga gehörte. Und sie haßte Jadwiga, weil sie Boleslaw Walnocki geheirathet hatte, was Anastasia selbst — ach, wie gern! — gethan hätte. Jadwiga, so blond und weiß sie war, schien ihr eine Satanstochter. „Darum zieht es sie auch zu den schwarzen Männern hin“, sagte sie von Jadwiga und bekreuzigte sich dabei.

„Warum nehmt Ihr ihn denn, wenn Ihr die blonden Männer nicht ausstehen könnt?“ hatte sie die Rivalin vor deren Verheirathung mit Boleslaw bebend vor Wuth gefragt.

„Warum sollte ich ihn nicht nehmen?“ war Jadwigas Antwort gewesen. „Ich brauche Wohlstand für mich und mein Kind und den finde ich, wenn ich Boleslaw heirathe. Uebrigens liebe ich keinen Mann. Ich möchte auch die schwarzen lieber beißen als küssen. Aber mich treibt zu ihnen Etwas hin, dem ich nicht widerstreben kann. Doch Liebe ist es nicht. Zwang ists. Sobald ich ein Kind von dem Schwarzen hatte, war mir der Mann gleichgiltig. Ueberflüssig war er mir und ich habe ihn weggeworfen, wie eine ausgepreßte Citrone. Wenn man ein Kind ohne Mann haben könnte: ich glaube, ich gäbe mich Keinem hin.“

„O Du Teufelsbrut!“ hatte Anastasia gedacht, der immer um den Mann und nie um das Kind zu thun gewesen war.

Sie berichtete dem verlassenen Boleslaw Jadwigas sonderbare und gottlose Reden und er hörte ihr schweigend zu und ächzte nur leise, wie er zu thun pflegte, wenn ihm das Herz recht schwer war. Der hatte sie jetzt, der schwarze Nagy; und ihm saß sie noch immer im Blut. Doch von dieser einen Pein abgesehen, ging es ihm jetzt, wo er wieder allein war, besser als in der Zeit seiner Ehe. Niemand trieb ihn mehr zum Brunnen hin und zur Arbeit an. Das Vieh war unsauber wie er und doch gab es deshalb weder Scheltworte noch Püffe. Anastasia besorgte sein Haus, war fast den ganzen Tag bei ihm und blieb, aus Mitleid, wie sie sagte, oft über Nacht bei ihm, damit er sich nicht einsam fühle. Und ihm wars recht so. Er konnte nicht ohne Weib sein und fügte sich Jeder, die ihn gerade haben wollte. Und Anastasia quälte ihn nicht. Nie drehte sie sich in der Nacht von ihm weg und sagte: „Laß mich in Ruhe. Ich mag nicht.“

Sie „mochte" immer. Und wenn es auch gerade keine Wollust war, ihren hageren Körper zu umfassen, so war es doch besser als nichts; und jedenfalls war es bequem.

Dennoch dachte er oft an Jadwiga. Er sprach nie von ihr, zitterte aber bei dem Gedanken, mit seinem ungewaschenen Gesicht vor ihr zu stehen. Wenn sie das schmutzige Vieh, das schlecht bestellte Haus sähe: was sie wohl dazu sagen würde! Anastasia aber glaubte, er habe Jadwiga ganz und gar vergessen, weil er nie von ihr sprach. Und sie triumphirte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nach einem Jahr war Jadwiga plötzlich wieder da. Wie sie schon einmal ins Dorf zurückgekommen war: mit Schnapp und einem kleinen Kind auf dem Arm... Koloman Nagy war, erdrückt von Schulden, durchgebrannt und irrte, von der Polizei verfolgt, irgendwo umher. Und Jadwiga hatte, nun sie ein Kind von ihm besaß, sich von ihm losgesagt und war wieder da.

Zu Anastasia, die ein Gespenst zu sehen meinte und sie sprachlos und mit offenem Mund anstarrte, sagte sie blos: „Ihr wohnt nebenan, Frau Anastasia. Geht ein Haus weiter: dort seid Ihr daheim. Hier habt Ihr nichts zu suchen."

Die Witwe, außer sich vor Wuth, blickte, Hilfe heischend, auf Boleslaw. Der würde sie doch schützen und dem frechen Weib die Thür weisen. Doch Boleslaw saß stumm, blaß, vernichtet, und ächzte leise.

„Geht, Frau Anastasia", sagte Jadwiga kalt. „Schnell. Oder ich hetze den Hund auf Euch."

Anastasia fürchtete sich vor Schnapp. Was also sollte sie thun, da Boleslaw keine Miene machte, sie zu schützen? Sie ging.

Boleslaw wollte Etwas sagen, brachte aber kein Wort heraus. Er fühlte auch dunkel, daß er eigentlich irgend Etwas thun müsse: das Weib hinauswerfen oder niederschlagen. Aber er that nichts. Er blieb sitzen und fuhr fort, zu ächzen. Wie Alle im Dorf ihn verhöhnen und verachten würden! Was war er aber auch für ein Mann! Ach Gott! Er war ja gar kein Mann. Ein Feigling war er. Solchen Feigling hatte es ja nie noch gegeben. All Das schoß ihm wirr durch den Kopf; doch er sagte nichts und that auch nichts.

„Wie siehst Du denn aus?" herrschte Jadwiga ihn an. „Ungewaschen und ungekämmt! Ich will Dich gleich zum Brunnen treiben. Aber zuerst muß ich das Kind versorgen. Bis ich eine Wiege habe, schläft es bei mir."

„Und ich?" wollte Boleslaw fragen. Aber er sagte auch Das nicht.

„Wie sehen denn die Betten aus?" sprach Jadwiga scheltend weiter. „Unsauber und zerknüllt! Ihr Schweine! Da muß ich zuerst Ordnung schaffen. Halte das Kind."

Sie gab es ihm. Und er nahm es. Ihr Kind, das er haßte und vor dem er doch jetzt schon zitterte, so klein es war. Alles haßte und fürchtete er: das Kind, das Weib, Schnapp, sich selbst und seine Feigheit: „Gott, mein Gott! was für ein jämmerliches Hundeleben steht mir bevor!"

Und er würde es ertragen. Er wußte es. Weil er mußte. Weil ihm das Weib noch immer im Blut saß. Was sollte er machen? Schweigen hieß es und dulden.

Aber er hatte Recht behalten. Ein Unglückstag wars gewesen, damals...

Wien. Emil Marriot.

Osterstimmung.

Diesmal begeht die Börse ihr Osterfest im Zeichen des Ritualmordes. Herr Mankiewitz hat nämlich einige arme Christenseelen aufgespürt, die Aktien der Deutschen Bank zu fixen gewagt haben, und diese Frevler sind hingeschlachtet worden, auf daß ihr junges Blut die Festspeise würze. Bankdirektoren können grausam sein. Wer sie in den Generalversammlungen friedlich um den langen Tisch gruppirt sieht, in den behaglichen Räumen, an deren Wänden sie manchmal in effigie hängen, möchte sie für die sanftesten Menschenkinder halten. Sacht, schläfrig fast, haspelt sich unter ihrer Leitung die Tagesordnung ab, wie der Faden von einer Spule, die von einer Maschine getrieben wird. Ein Aktionär, den die Agrarier ins Feld geschickt haben, erhebt sich und fragt, wie der Vorstand sich zu der Reform des Börsengesetzes verhalte. Und Herr Gwinner, der schon so oft dem Beherrscher aller Gläubigen im Yildiz-Kiosk wenigstens symbolisch den Fuß auf den Nacken gesetzt hat, wenn der Padischah ihm nicht den Willen that, ist so freundlich, dem Frager in mildem Ton zu erwidern, man werde sich „mit Dem zufrieden geben, was von der heutigen Regirung und von der heutigen Reichstagsmehrheit zu erhalten sei." Das paßt in den Kram der Börsenfeinde, die solche Genügsamkeit bei den Debatten im Plenum weidlich ausbeuten werden, um sich gegen jede Konzession zu wehren, die über die Vorlage hinausgeht. Friede soll in der Generalversammlung herrschen, Friede um jeden Preis. Nur keine Szene, kein Aergerniß! Der Agrarier ist glücklich zum Schweigen gebracht. Jetzt nur noch die heikle Pflicht erfüllt, zwei, drei Worte über den Geschäftsgang im laufenden Jahr zu sagen; so verlangts die Schablone, die suprema lex ist und bleibt. Für solche Mission, für die Aufgabe, zu reden, ohne Etwas zu sagen, wählt man den Direktor Rudolf Koch, der also anhebt: Die Umsätze haben sich wieder vermehrt; der Krieg macht die Lage ungewiß; die finanzielle Grundlage des Institutes wird allen Stürmen trotzen. Während dieser Enthüllungen greift Niemand hastig nach der Klinke der Saalthür, um rasch hinauszustürzen und die Botschaft als Erster in die Burgstraße tragen zu können. Ein Senator, den die Last seiner Verantwortlichkeit und seiner Renten ermüdet, ist eingeschlafen. Von den Knien gleitet der Jahresbericht der Bank, der am Eingang als Souvenir vertheilt wurde, obwohl er längst veröffentlicht ist. In der Kanonierstraße halten Droschken und Equipagen. Das ist in dieser Gegend alltäglich. Kein Eilbote bringt Meldungen an die Börse. Die denkt kaum daran, daß in der Mauerstraße eine Versammlung ehrenwerther Männer tagt, deren Namen unter den besten des Landes genannt werden. Nun ists vollbracht; auch die Neuwahlen in den Aufsichtrath sind mit Akklamation vollzogen (Akklamation heißts, weil sich die heilige Handlung lautlos vollzieht, ohne die leiseste Regung der Aktionäre, die ruhig über sich ergehen lassen, was ihnen vorgeschlagen wird) und der Notar hat jetzt das Wort. Der scheucht mit seiner kräftigen Stimme und seiner würdevollen Betonung die Schläfrigen wieder auf. Wie feierlich das Alles klingt, wenns von einem Justizrath vorgelesen wird! Gar nicht zu glauben, wie viel man in dem Viertelstündchen erledigt, beschlossen und geschaffen hat. Mit dem wärmenden Gefühl erfüllter Pflicht verläßt man den Saal, wo man, trotz dem genius loci, trotz dem Bilde Georgs von Siemens, das im Prunkrahmen herniederdräut,

fast die Ehrfurcht vor neunstelligen Zahlen verlernt hätte. Ein einziges Mal im Jahr treten Aktionäre und Direktion einander gegenüber: und so feierlich sinnlos verläuft diese Begegnung. Haben die Leute einander denn gar nichts zu sagen? Von all den Riesengeschäften, die die Deutsche Bank im letzten Jahr gemacht hat, kein Sterbenswörtchen? Von Gwinners Lippen kommt kein erbaulicher Vortrag, von Steinthal, dem Großmeister aller Bilanzkünste, kein Ton. Nicht einmal Witze. Und im Ernst nichts von Alledem, was sich innerhalb der Bank abspielt und abspielen muß, damit ihr die Erfolge reifen, mit denen sie in ihrer Gewinn- und Verlustrechnung Staat machen kann. Weder von Fritz Meyer noch vom Stahlwerkverband wurde gesprochen. Oede und leer. Den Männern, die sich den Aktionären in kindlicher Harmlosigkeit zeigen, sollte man nicht zutrauen, daß sie der Kontremine so rauh an den Leib rücken können. Der Schein spricht dagegen. Und doch ist es so. Herr Mankiewitz, der aus eigener Erfahrung weiß, wie schmerzhaft es mitunter ist, eingezwickt zu werden, besonders wenn man mit unbarmherzigen Yankees zu thun hat, durfte nun selbst einmal den Peiniger spielen. Vielleicht hats ihm Vergnügen bereitet.

Keine Regel ohne Ausnahme. In der Nationalbank für Deutschland scheint man sich um die Stimmung der Aktionäre jetzt eifriger bemühen zu wollen. Am vorigen Sonnabend kritisirte dort in der Generalversammlung ein fremder Mann die Geschäftsführung recht unfreundlich; es fehle an Initiative, an Fühlung mit dem berliner Handel, das Kapital der Bank bringe zu geringe Rente. Nicht einmal Großaktionär, nicht einmal gut rasirt; und ein Kichern lief durch die Reihen, als er mit heiserer Stimme rief: „Lager und Außenstände: Das sind die Gefahren des Kaufmannes!“ Die dem Aufsichtrath würdevoll vorsitzende Excellenz dankte dem ziemlich konfusen Herrn; und als die Versammlung geschlossen war, bat ihn Herr Geheimrath Witting, der Direktor der Nationalbank, zu traulicher Zwiesprache in sein Zimmer. Hansemann wäre anders mit ihm umgesprungen. Der geehrte Aktionär ließ sich aber gewiß schnell beschwichtigen und die Erinnerung an die Weihestunde wird ihm wohl noch die Ostertage verklären.

Osterfriede hat sich auch auf die Gruppen herniedergesenkt, die so lange gehadert hatten. Siehe Stahlwerkverband. Kaum war dieses Osterei in den rheinischen und schlesischen Farben so zierlich bemalt, daß Alles vor Wohlgefallen in die Hände klatschte: da bekam es auch schon einen Knick. Trotz dem Jahresgehalt von hunderttausend Mark, das ihm verheißen war, legte Direktor Lob sein Amt eben so rasch nieder, wie er es übernommen hatte. Differenzen über die Art der technischen Leitung, hieß es. Das ließ man sich ohne Widerrede gefallen; die verschiedenen Gebiete der Stahlindustrie unter eine einheitliche Organisation zu bringen, ist denn doch schwerer, als Steinkohlenzechen zu leiten, die ein Naturprodukt fördern, kein Fabrikat erzeugen. Bald aber erfuhr man, daß ein ganz anderer Grund den Rücktritt Lobs bewirkt hatte. Er wollte die zwei Dutzend Banken, die vor der Vereinigung die Stahlwerke bedient — richtiger: beherrscht — hatten, durch einen „konzentrirten“ Bankverkehr ersetzen. Noch hat das Gerücht keinen Namen genannt. Da aber Direktor Lob vom Stahlwerk Hoesch kam, darf man wohl annehmen, daß seine „konzentrischen“ Sympathien nach der Seite des Schaaffhausenschen Bankvereins neigten. Wenns wahr ist, wars fein ausgedacht. Auf dem Umweg über Düsseldorf, durch das

Medium des Stahlwerkverbandes, würde dann die Oberherrschaft stabilirt, die bisher mit Erfolg vom Gegner bestritten wurde. Nur ist der Gedanke so verwünscht gescheit, daß man ihn fast dumm nennen könnte. Und Direktor Lob, der trotz seinen Stahlkenntnissen für eine Aktion dieser Art noch lange nicht ausreichend gestählt war, verschwand schnell wieder in die Versenkung, aus der man ihn hervorgeholt hatte, um ihm die Krone, die vom Mr. Schwab hinterlassen war, aufs Haupt zu setzen. Wer in diesen Anfängen ein Omen sieht, wird vom Stahlwerkverband noch manchen Beweis der Eintracht und Solidarität erwarten. Einstweilen hat die Dresdener Bank, die Verbündete von Schaaffhausen, wieder Zeit gewonnen, sich ihren älteren Schützlingen zuzuwenden. Vielleicht widmet sie insbesondere der Aktiengesellschaft Ludwig Loewe & Co. einige Stunden tieferer Betrachtung. Das könnte nicht schaden. Wie kommt es, daß diese Gesellschaft 1903 weniger verdient hat als 1902? Schlimm genug, daß auch für das abgelaufene Jahr noch keine höhere Dividende gewährt werden konnte als für das vorangegangene, nämlich nur 10 Prozent. Wo sind die schönen Zeiten hin, in denen fünf Jahre nach einander 24 Prozent vertheilt wurden und der Kurs ums Doppelte höher war, als er heute ist? Verschwunden; wer weiß, ob nicht auf Nimmerwiedersehen? Daß der Gewinn aber noch mehr zusammenschrumpfen und man, trotz geringeren Abschreibungen, gerade 10 Prozent vertheilen würde, nur um nicht einen neuen Rekord nach unten zu schaffen: Das hatte Niemand erwartet. Und es geschah am Schluß eines Jahres, in dem an den wichtigsten Effekten der Gesellschaft, an deutschen Waffen- und Munitionsfabriken, an Union und Elektrischen Unternehmungen, ein so großer Buchgewinn erzielt worden ist, daß man davon allein eine Dividende zahlen könnte. Loewe rühmt sich, die Reserven seien schon so groß wie das gesammte Aktienkapital des Unternehmens. Dann bedarf es aber keiner stillen Reserven mehr und die Aktionäre haben ein Recht auf Auszahlung des verdienten Geldes. An Beschäftigung hat es Loewes Gesellschaft im vorigen Jahr kaum gefehlt. Wie schlecht aber müssen die Preise gewesen sein, wenn das Ergebniß dennoch so armsälig aussieht! Aehnliche Erfahrungen werden sich vielleicht für das Jahr 1903 und den Anfang von 1904 wiederholen, wenn nach und nach die Abschlüsse der Gesellschaften das Licht erblicken. Und es ist noch sehr fraglich, ob die Zufallsbedürfnisse, die der russisch-japanische Krieg erzeugt, hinreichen werden, um der deutschen Industrie den Ausfall zu ersetzen, den die Störung der Friedensruhe bewirkt. Sieht man von kleinen städtischen und bundesstaatlichen Anleihen ab, so ist von Emissionen wenig zu merken, noch viel weniger als im vorigen Jahr, dessen Leistungen auf diesem Gebiet auch schon recht gering waren. Im ersten Halbjahr 1908 kamen 42 Gründungen mit 77 Millionen Mark Kapital; vier Jahre vorher warens 182 Objekte mit 252 Millionen Mark Kapital. Das heißt: allzu viel Geld ist für den Ankauf von Effekten nicht zu haben. Ist aber das Publikum effektenscheu geworden, dann hält es sich auch in seinem übrigen Konsum zurück und greift am Liebsten nach billiger Waare. Kohlensyndikat und Stahlwerkverband allein thuns nicht, wenn Friede und Verbrauchsfähigkeit fehlen. Mit welchen Hoffnungen hatte man an der Jahreswende dem Frühling entgegengesehen! Nun naht das Osterfest: und man denkt mehr an die zehn Plagen Egyptens, an den Todesengel, der über die Häuser hinschritt und die Erstgeborenen sterben hieß, als an das frohe Wunder der Auferstehung. Dis.

Notizbuch.

Das Gefecht bei Owikokorero hat mit noch schmerzhafterer Deutlichkeit als die früheren Scharmützel gezeigt, daß die deutsche Truppenmacht in Südwestafrika zu rascher Ueberwältigung der rebellischen Hereros nicht ausreicht. Diese traurige Erfahrung machten wir um die Mitte des Märzmonats. Doch zwei, drei Wochen später erst wurden und werden auf Schiffen von geringer Fahrtgeschwindigkeit kleine Truppenabtheilungen ins ferne Aufstandsgebiet nachgeschoben. Wenn eine andere Großmacht in Kolonialkriegen so handeln, solche Schlappen erleiden und in so lässiger Gemüthsruhe darauf reagiren würde, wäre unsere Presse des Hohnes voll. Jetzt ist fast Alles still. Das Centrum oder die Sozialdemokratie, irgend eine Partei, die vor den Phrasengewittern des Herrn Grafen Bülow noch nicht ins Mausloch kriecht, sollte nach den Osterferien sofort den Bundesrath interpelliren. Ob der mit Milliardenopfern geschaffene Apparat, über den die deutschen Militärbehörden gebieten, schon so schlecht funktionirt, daß ein paar tausend Soldaten nicht in achtundvierzig Stunden mobil zu machen sind. Ob die ungemein patriotischen Rhederfirmen, für deren ruhmreiche Thaten fast allwöchentlich Reklame gemacht wird, nicht, wenn dem Reich die Mittel zu raschem Transport fehlen, für diesen ernsten Nothfall ein großes, schnell fahrendes Schiff zur Verfügung gestellt hätten. Ob zur Sicherung deutschen Lebens und Eigenthums nicht geschehen konnte, was für Aalesund geschah, das die deutsche Hilfe gar nicht brauchte. Ob der verantwortliche Reichskanzler die Pflicht erfüllt hat, dem Kaiser, der im Mittelländischen Meer Festtage verlebt, rückhaltlos zu melden, was in Afrika auf dem blutigen Spiel steht. Ob den Verbündeten Regirungen zum Bewußtsein gekommen ist, welche Folgen es für das deutsche Prestige, für die ganze deutsche Kolonialpolitik haben muß, wenn Deutschlands Wehrmacht in Wochen und Monaten nicht den Aufstand eines Stammes niederzuzwingen vermag (dem sich, unter solchem Eindruck, bald andere anschließen werden). Für die Worthülsen mag die Parlamentsroutine sorgen; der Ton der Interpellation kann gar nicht schroff genug sein. Denn was wir erleben, ist in parlamentarischer Redeweise nicht angemessen zu charakterisiren. Niedlich, wie immer, auch die liebe berliner Presse. Streit, ob drüben strategische Fehler gemacht worden sind. Das kann von hier aus einstweilen nicht einmal der Sachverständige beurtheilen. Klar aber ist, daß in Berlin, an den berühmten „maßgebenden Stellen", die nöthige Voraussicht und der rechte Eifer gefehlt haben, — so klar, daß uns die Augen beißen. Mag der Aufstand durch die Profitsucht der Händler, durch Roheit und Unzucht einzelner Kolonisten oder durch eine schlechte Verwaltungpraxis verschuldet sein: die Aufgabe war, ihm so schnell ein Ende zu machen, daß die Schwarzen vor der Gewalt des Deutschen Reiches zittern lernten. Das konnte das Volk verlangen. Das mußten die Regirenden leisten. Dafür werden sie bezahlt. Können sies nicht, so soll man sie pensioniren; heute lieber als morgen. Jetzt muß der Deutsche sich schämen, wenn er bedenkt, wie er die Engländer ausgelacht hat, weil sie der unendlich größeren Schwierigkeiten des Burenkrieges nicht im Handumdrehen Herr werden konnten. Und die Presse schweigt. Erzählt Räubergeschichten über die Mängel der russischen Flotte, über die Mißstände in der Mandschurei, schwatzt über allerlei Splitter in Anderer Augen. Und berichtet mit langweiligster Ausführlichkeit, welchen Rock der Kaiser an Bord seiner Yacht morgens, mittags und abends getragen und welche Unbeträchtlichkeiten Herr Viktor Emanuel beim Diner oder Souper von

sich gegeben hat... Am dreizehnten März waren bei Owikokorero sieben deutsche Offiziere und neunzehn deutsche Soldaten gefallen. Erst am neunzehnten März wurde das Unglück in Berlin bekannt. Und am selben Abend war bei dem preußischen Minister Podbielski Ball, spielte beim Kanzler Bülow eine Zigeunerkapelle schwatzenden, zechenden Abgeordneten, Staatscommis und Journalisten auf. Was geht Das uns an? Das geht uns gar nicht an. Lustig, Ihr Leute! Incipit fidelitas...

* * *

Drei Aktenstücke, die uns wieder einmal erkennen lehren, welche nützliche Arbeit in den Justizfabriken geleistet wird. Keine Sensation; ein Alltagsfall:

A. In der Strafsache gegen den Kupferschmied Paul Reiche, den Kupferschmied Otto Roestel, den Maler Max Dopischay, den Arbeiter Max Fest, sämmtlich in Frankfurt a./O. wohnhaft, wegen Uebertretung der Oberpräsidialverordnung vom vierten Juli 1898 hat, auf die von den Angeklagten gegen das Urtheil des Königlichen Schöffengerichtes zu Frankfurt a./O. vom dreizehnten Juli 1903 eingelegte Berufung, die zweite Strafkammer des Königlichen Landgerichtes zu Frankfurt a./O. für Recht erkannt: Die Berufungen der Angeklagten Reiche und Dopischay gegen das Urtheil des Königlichen Schöffengerichtes werden auf Kosten dieser Angeklagten verworfen. Auf die Berufung der Mitangeklagten Roestel und Fest wird das gedachte Urtheil, so weit es diese beiden Angeklagten betrifft, aufgehoben und werden diese beiden Angeklagten freigesprochen. Die Kosten des Verfahrens gegen Roestel und Fest werden der Staatskasse auferlegt.

Gründe:

Die genannten vier Angeklagten sind unter der thatsächlichen Feststellung, daß sie am Sonntag, den siebenzehnten Mai 1903 in Sieversdorf kurz vor Beginn des Gottesdienstes Wahlflugblätter vertheilt und damit eine öffentlich bemerkbare Arbeit verrichtet haben, welche geeignet war, die äußere Heilighaltung des Sonntags zu beeinträchtigen, durch Urtheil des Königlichen Schöffengerichtes zu Frankfurt a./O. auf Grund der §§ 1 und 17 der Oberpräsidialverordnung vom vierten Juli je mit 5 Mark Geldstrafe, eventuell mit einem Tage Haft bestraft worden. Gegen dieses Urtheil haben die Angeklagten rechtzeitig Berufung eingelegt. Die stattgehabte Verhandlung hat Folgendes ergeben:

Die vier Angeklagten sind Mitglieder des frankfurter Arbeiter-Radfahrer-Bundes und haben sich vor der am sechzehnten Juni 1903 stattgefundenen Reichstagswahl der Parteileitung der frankfurter Sozialdemokratie zum Zweck der Wahlagitation, speziell der Vertheilung von sozialdemokratischen Flugblättern, zur Verfügung gestellt. Am Sonntag, den siebenzehnten Mai 1903 begaben sich die vier Angeklagten zu Rad nach Sieversdorf und vertheilten dort kurze Zeit vor Beginn des Frühgottesdienstes Flugblätter. Sie gingen von Haus zu Haus und gaben dort die Flugblätter aus, die sie einer unter dem Rocke getragenen, in Riemen hängenden Tasche entnahmen. Während die Angeklagten Roestel und Fest sich darauf beschränkt haben, die Blätter in den Häusern zu verausgaben, haben Reiche und Dopischay Dies auch auf der öffentlichen Dorfstraße zu thun versucht; denn wie der Zeuge Bauer Schäle glaubwürdig bekundet hat, hat Dopischay ihm, während er auf dem Wege zum Gottesdienst war, auf offener Straße ein Flugblatt aufzudrängen versucht und hat auch Reiche dem Arbeiter Jüterbock ein solches auf der Dorfstraße angeboten. Wie der Vorderrichter zu-

treffend ausgeführt hat, ist Arbeit jede auf Erfolg gerichtete Thätigkeit, die nicht zum Vergnügen oder zur Erholung geschieht, die vorstehend geschilderte Thätigkeit der Angeklagten an und für sich als „Arbeit" im Sinne des § 1 der Oberpräsidialverordnung vom vierten Juli 1898 anzusehen. Zur Strafbarkeit einer am Sonntag vorgenommenen Arbeit erfordert indessen der § 1 der bezeichneten Verordnung, daß sie eine öffentlich bemerkbare oder, wenn in Häusern und Betriebsstätten vorgenommen, eine geräuschvolle sein muß, in beiden Fällen aber geeignet sein muß, die äußere Heilighaltung des Sonn- und Feiertages zu beeinträchtigen. Die Angeklagten Roestel und Fest haben die Flugblätter lediglich in den Häusern vertheilt. Das Berufungsgericht hat eine solche Arbeit nicht als eine geräuschvolle zu erachten vermocht und deshalb diese beiden Angeklagten von der Uebertretung der Oberpräsidialverordnung vom vierten Juli 1898 freigesprochen. Anders liegt die Sache bezüglich der Angeklagten Reiche und Dopischay. Diese haben auch auf der Dorfstraße, also, wie das Zeugniß des Bauers Schäle ergiebt, in öffentlich bemerkbarer Weise Flugblätter vertheilt bezw. angeboten. Erwägt man, daß diese Arbeit unmittelbar vor Beginn des Gottesdienstes vorgenommen worden ist und daß daher einzelne Personen sich bereits auf dem Wege zur Kirche befunden haben, daß das aufdringliche Zusammenwirken der durch eine im Knopfloch getragene rothe Rosette leicht als Sozialdemokraten erkennbaren Angeklagten die religiöse Sammlung mancher Kirchgänger zu stören im Stande gewesen ist, wie bei dem Zeugen Schäde thatsächlich der Fall war, so kann und muß auch die Frage, ob die so gekennzeichnete Arbeit der Angeklagten Reiche und Dopischay die äußere Heilighaltung des Sonntags zu beeinträchtigen geeignet gewesen ist, bejaht werden. Mit Recht sind deshalb diese beiden Angeklagten bestraft worden.

B. Revision-Begründung.

Das Urtheil wird seinem ganzen Inhalt nach angefochten; wegen Verletzung der Präsidial-Verordnung vom dreizehnten Juli 1903.

I. Der Begriff der Arbeit ist verkannt. Das Landgericht hat sich der Definition des Amtsgerichtes angeschlossen. Es ist schon hervorgehoben — und darüber ist noch nie ein Zweifel gewesen —, daß mit dem Begriff „Arbeit" immer eine gewisse, wenn auch noch so geringe Anstrengung verbunden sein muß. Nach der Definition des Landgerichtes müßte die Befriedigung des normalen Hunger- und Durstbedürfnisses als „Arbeit" angesehen werden. Wenn man an „Arbeit" denkt, denkt man an den Staub, an den Schweiß, die Mühen des Werktages, denkt man an das Bibelwort: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen." Zum Ueberfluß zeigt die Verordnung selbst an einer stattlichen Reihe von Beispielen, daß so auch die Ansicht des Gesetzgebers gewesen ist. Sie spricht überall von der Beschäftigung in Feld und Acker, Läden und Arbeitsälen.

II. Das Landgericht hätte aber — selbst nach der ihm eigenen Definition — die Angeklagten freisprechen müssen. Es hat auch die Begriffe „Vergnügen" und „Erholung" entweder verkannt oder in diesem Rechtsfall ohne jeden ersichtlichen Grund überhaupt nicht verwerthet. Thatsächlich handelt es sich gerade in diesem Fall und gerade bei diesen Angeklagten um eine Thätigkeit, die bei ihnen keine anderen Gefühle auslösten als die des Vergnügens und der Erholung. Die Angeklagten sind sämmtlich Fabrikarbeiter und Radfahrer. Nach

der Arbeit der Woche bildet die allsonntägliche Radfahrtour für sie allerdings eine sehr erwünschte Erholung. Wenn sie bei diesem Ausflug zugleich ihrer Partei, der sie mit Leib und Seele ergeben sind, dienen, so bereitet ihnen Das allerdings Vergnügen. Denn Vergnügen ist Alles, was in den Herzen der Menschen Freude und Lust erweckt. Das Gericht hätte also feststellen müssen, daß es sich hier nicht um eine Thätigkeit gehandelt hat, die zum Vergnügen oder zur Erholung geschah. Hierbei war insbesondere noch zu berücksichtigen, daß das Radfahren überall als Sport und nicht als Arbeit gilt und daß die Agitation durch die Angeklagten nicht gegen Entgelt, sondern aus rein ideellen Interessen im Dienste der Partei entfaltet wurde.

III. Zum Ueberfluß stellt das Gericht noch fest, daß die Angeklagten die Flugblätter auf der Straße gar nicht vertheilt, sondern nur den Versuch hierzu gemacht haben. Der Versuch ist aber straflos. Auch der § 43 St G B. ist daher verletzt.

IV. Die „Arbeit" der Angeklagten soll endlich geeignet gewesen sein, die äußere Heilighaltung des Sonntags zu beeinträchtigen. Das Gericht erörtert dabei „das aufdringliche Zusammenwirken der durch eine im Knopfloch getragene rothe Rosette leicht als Sozialdemokraten erkennbaren Angeklagten." Es ist nicht recht ersichtlich, was Politik — das Streben nach Macht im Staat — mit Religion — der Beziehung des Menschen zu seinem Gott — an sich zu thun hat. Und wenn man im Besonderen mit geschichtlichem Sinn daran denkt, aus welchen sozialen Schichten die christliche Religion ihren Aufstieg genommen hat, wird man vielleicht finden, daß Sozialismus und Urchristenthum über die Jahrtausende hinweg mancherlei Berührungpunkte haben. Und vielleicht stellten sich die ersten Sendboten des Christenthumes, wenn man sie heute in dieser Sache befragen könnte, doch noch eher zu den Angeklagten als zu den Stuenzners und Schäles. Aber darauf kommt es nicht an. Was will die Verordnung schützen? Doch nicht die religiöse, also eine rein innerliche Sammlung, sondern eine äußerliche Heilighaltung des Sonntags. Das Gericht verletzt also Sinn und Wortlaut des Gesetzes, wenn es feststellt, die Thätigkeit der Angeklagten sei geeignet gewesen, die religiöse Sammlung mancher Kirchgänger zu stören. Diese Feststellung ist angesichts der Verordnung völlig unzureichend. Auch deshalb, weil das Gesetz einen objektiven Maßstab verlangt, nicht das Gefühl mancher Kirchgänger entscheiden läßt. Das Gericht hätte feststellen müssen, daß ganz allgemein die Thätigkeit der Angeklagten die behauptete Wirkung nach der religiösen Seite hin gehabt hat. Diese Feststellung erschien, nach Dem, was der Amtsvorsteher Von Stuenzner ausgesagt hat, unmöglich. Dieser hat die Angeklagten, als sie im Dorf waren, festnehmen lassen und sich beeilt, ihnen politische Aufklärung in seinem Sinn zu geben, dabei die Angeklagten oder ihre Partei als „arbeitscheues Gesindel" beschimpft, was ihn allerdings nicht hindert, die Bestrafung der Angeklagten wegen „öffentlich bemerkbarer Arbeit" zu beantragen. Die Thätigkeit der Angeklagten hat also die politischen Gefühle des Herrn Ortspolizeibeamten offenbar erheblich mehr verletzt als die religiösen. Vielleicht ist auch dem Zeugen nicht klar zum Bewußtsein gekommen, welcher Strom von Stimmungen stärker durch seine Seele fließe. Das kann ihm um so weniger zum Vorwurf gemacht werden, als der Richterspruch selbst in aller Klarheit und

Deutlichkeit verkündet: Es ist sehr wohl möglich, daß das Herz des guten Christen, der seinen Gott suchen geht, schon durch den bloßen Anblick eines roth geschmückten Sozialdemokraten zu unfrohen Schlägen gebracht werden könnte. Freilich: die wahre Christenlehre lehrt anders. In der Bergpredigt, die dem Volk aus den Städten und Dörfern jüdischen Landes gepredigt wurde, klingen auch den heutigen Christen — auch denen auf dem kleinen Stückchen Erde, das da Sieversdorf heißt — die erhabenen Worte entgegen: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, thut wohl Denen, die Euch hassen, bittet für Die, so Euch beleidigen und verfolgen.

Ich beantrage: unter Aufhebung des Urtheils zweiter Instanz die Angeklagten freizusprechen und die den Angeklagten erwachsenen nothwendigen Auslagen und Kosten der Staatskasse aufzuerlegen. Der Rechtsanwalt. Falkenfeld.

C. Der Strafsenat des Königlichen Kammergerichtes in Berlin hat für Recht erkannt: Auf die Revisionen der Angeklagten Reiche und Dopischay wird das Urtheil des Königlichen Landgerichtes zu Frankfurt a/O., so weit es diese Angeklagten zu Strafe und Kosten verurtheilt, nebst den darauf sich beziehenden thatsächlichen Feststellungen aufgehoben und die Sache in diesem Umfang zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung, auch über die Kosten der Revisionsinstanz, an das Berufungsgericht zurückverwiesen.

Gründe:

Die Angeklagten haben am Sonntag, den siebenzehnten Mai 1903 in Sieversdorf, kurz vor Beginn des Hauptgottesdienstes, von Haus zu Haus gehend, in den Häusern Wahlflugblätter vertheilt; sie haben Das auch auf der Straße zu thun versucht, die Blätter wurden hier aber nicht angenommen. Sie haben die Blätter unter dem Rock getragen, in einer an Riemen hängenden Tasche. Die Strafkammer hat auf Grund dieser Feststellungen die Angeklagten gemäß §§ 1 und 17 der Polizeiverordnung vom vierten Juli 1898 verurtheilt, die „an den Sonntagen ... alle öffentlich bemerkbaren Arbeiten" verbietet, „sofern sie geeignet sind, die äußere Heilighaltung der Sonntage ... zu beeinträchtigen". Der Vorderrichter meint, Arbeit im Sinne dieser Verordnung sei „jede auf Erfolg gerichtete Thätigkeit, die nicht zum Vergnügen oder zur Erholung geschehe"; und eine solche Thätigkeit liege hier vor. Dies ist rechtsirrthümlich. Die Verordnung zählt im § 1 Abs. 2 eine Reihe von Thätigkeiten auf, die insbesondere zu den hiernach verbotenen Arbeiten gehören. Aus diesen Beispielen hat der Senat, bei zahlreichen ähnlichen Verordnungen, entnommen, daß unter Arbeit im Sinne des § 1 Abs. 1 nur solche Beschäftigungen zu verstehen sind, bei denen eine gewisse, nicht ganz unerhebliche Anstrengung der Kräfte in die äußere Erscheinung tritt. Zu welchem Zweck die Thätigkeit ausgeübt wird, ob zum Erwerb oder zum Vergnügen, ist an sich gleichgiltig. Bei der Beurtheilung ist aber die ganze Thätigkeit ins Auge zu fassen, also im vorliegenden Fall nicht blos das Vertheilen oder Ausbieten der Blätter, sondern auch das Herumtragen. Nur wenn sich das Gesammtthun der Angeklagten als Arbeit im oben angegebenen Sinn darstellt und wenn es als solche öffentlich bemerkbar gewesen ist, konnte eine Verurtheilung ausgesprochen werden, vorausgesetzt weiter, daß das Thun geeignet war, die äußere Heilighaltung des Sonntages zu beeinträchtigen. Die Strafkammer hat dies Geeignetsein im vorliegenden Fall bejaht. Aber auch Das ist

nicht unbedenklich. Denn es scheint, als ob dabei ein wesentliches Gewicht auf die Parteistellung der Angeklagten gelegt wird, die „an einer rothen Rosette leicht als Sozialdemokraten erkennbar" gewesen seien. Es kam aber nur auf die Arbeit an und darauf, ob diese zur Störung der Sonntagsruhe geeignet war, nicht auf die politische Parteistellung des Arbeitenden. Davon war auszugehen.

Oui, si nous n'avions pas des juges à Berlin! sagt Andrieux in seinem Meunier de Sanssouci. Der Strafsenat des berliner Kammergerichtes, dem von modernen Kriminalisten viel Uebles nachgesagt ward, hat in diesem Fall mehr soziales Verständniß gezeigt als manche liberale Stadtverordnetenversammlung. Traurig aber ist, daß solche Fälle überhaupt möglich sind, daß für solche Quisquilien Aktenpapier unbrauchbar gemacht und die Arbeitzeit gebildeter Männer in Anspruch genommen wird. Traurig — und komisch zugleich —, daß in dieser Sache erst der höchste preußische Gerichtshof sprechen mußte. Soll die Sozialdemokratie etwa mit kleinen Tracasserien besiegt werden? Wer an diese Möglichkeit glaubt, war würdig, sein Leben lang immer wieder durchs Assessorexamen zu fallen.

* * *

Eine Berichtigung aus dem Kriegsministerium bringt der folgende Brief:

„Sehr geehrter Herr Harden, Sie hatten mir gestattet, in dem Aufsatz ‚Militärkritik' (‚Zukunft' vom zwölften März) dem Herrn Grafen Ernst zu Reventlow auf seine Besprechung meines Buches ‚Sine ira et studio, Militärische Betrachtungen des Freiherrn von Gußlen' zu antworten. Indem ich mich auf verschiedene Berichte der Tagespresse über eine Sitzung der Budgetkommission des Reichstages stützte, schrieb ich bei einer Erörterung der dienstlichen Befähigung der bemittelten und der unbemittelten Offiziere: ‚Vielleicht werden die wohlhabenden Offiziere künftig ein stärkeres Rückgrat zeigen. Sie sind dazu mittelbar ja vom Kriegsminister aufgefordert worden, der in der Budgetkommission sagte, den bemittelten Offizieren könne man nicht so leicht Vorschriften machen wie den unbemittelten Offizieren. Diese Offenbarung dürfte in den Annalen des preußischen Kriegsministeriums wohl einzig in ihrer Art sein.' Vom königlich preußischen Kriegsministerium wurde mir nun geschrieben: ‚Was in Vorstehendem über die Ausführungen Seiner Exzellenz des Herrn Kriegsministers gesagt wird, entspricht in keiner Weise den Thatsachen. Eine derartige Aeußerung — auch nur dem Sinne nach — ist nicht gefallen. Seine Exzellenz der Herr Kriegsminister hat vielmehr, und zwar nur in Bezug auf den behaupteten Luxus in der Armee, mehrfach in der Budgetkommission erklärt, daß alle Mitglieder eines Offiziercorps verpflichtet seien und von den Kommandeuren dazu angehalten würden, ihre Lebenshaltung nach derjenigen ihrer ärmeren Kameraden einzurichten. Es sei allerdings unmöglich, den wohlhabenderen Offizieren zu verbieten, daß sie mit ihren größeren Mitteln auch größere Ausgaben machten, so lange sie keinen Luxus trieben und die allgemeinen Lebensverhältnisse des Offiziercorps nicht beeinträchtigten. Auch die von Euer Hochwohlgeboren an die angeblichen Aeußerungen des Herrn Ministers geknüpften Betrachtungen sind daher in den thatsächlichen Umständen nicht begründet.' Nach der Darstellung des königlichen Kriegsministeriums hat der Herr Kriegsminister also nicht, wie ich den niemals dementirten Berichten der Tagespresse entnommen hatte, die Schwierigkeit, den wohlhabenderen Offizieren Vorschriften zu machen, sondern nur das Unvermögen betont, diesen Offizieren zu untersagen, daß sie mit ihren größeren Mitteln auch größere Ausgaben

machen, so lange hierunter nicht die allgemeinen Lebensverhältnisse des Offiziercorps leiden. Sie würden mich aufs Neue sehr verpflichten, wenn auch diese Zeilen in Ihre Wochenschrift Aufnahme fänden.

Mit vorzüglicher Hochachtung bin ich Euer Hochwohlgeboren ergebener

Weißer Hirsch bei Dresden. Karl von Wartenberg,
Oberstlieutenant a. D.

* * *

Unter den Vorwürfen, die auf dem dresdener Parteitag der „Zukunft“ und ihrem Herausgeber gemacht wurden, war auch der, sie hätten russische Mißwirthschaft schmählich beschönigt, würdelos die in Rußland Herrschenden umschmeichelt. Die Reußenregirung scheint darüber anders zu denken. Seit bald zwölf Jahren klagen die in Rußland lebenden Leser über die Verstümmelungen, die im Text meiner Wochenschrift von der russischen Censur bewirkt werden. Und jetzt sind für Finland zwei deutsche Blätter verboten worden: „Vorwärts“ und „Zukunft“. Herr von Plehwe scheint nicht so gut wie die Genossin Zetkin zu wissen, was dem Zarenreich frommt... Anders schallt es aus anderem Lager. Im ehrlichen „Reichsboten“ las ich vor ein paar Wochen: „Die ‚Zukunft‘ des Herrn Harden, der ‚Vorwärts‘ Singers und andere sozialdemokratische Organe überbieten sich in gehässigen Auslassungen über Rußland und wünschen ihm alles Böse“. Das ist zwar eine ungewöhnlich freche Lüge; denn gerade hier ist, seit der Asiatenkrieg begonnen hat, immer wieder gesagt worden, nur ein an der Oberfläche haftender Blick könne den Sieg Japans — der von Anfang an ja mindestens unwahrscheinlich war — wünschen, immer wieder gewarnt worden, den Europäergroll gegen den russischen Islam überfließen zu lassen. Doch das Geschrei von rechts und von links kann Jeden, der sich nicht unfehlbar dünkelt, trösten; weil es ihn lehrt, daß sein Wollen den Drillplätzen der Fraktionen fern geblieben und sein Wunsch, Klarheit und Wahrheit zu finden, auf dem richtigen Wege ist.

* * *

Der „Reichsbote“, der jetzt fast täglich von der keuschen Heldentugend der Hereros Kunde bringt, erzählte auch: „Die ganze übrige deutsche Presse verhält sich neutral und ist sich bewußt, daß uns Rußland, das 1866 und 1870 uns gegenüber eine wohlwollende Neutralität bewahrte, näher steht als Japan.“ Auch diese Behauptung ist erweislich unwahr. Der größte Theil der deutschen Presse verbirgt seine zärtliche Liebe zu Japan kaum, verzeichnet mit fühlbarer Freude alle Schwindelgeschichten, die aus Tokio, Yokohama, London in die Welt geschickt werden, läßt mehr russische Schiffe in den Grund bohren, als vor Port Arthur je ankerten, und bemüht sich eifernd, Tag vor Tag gegen Rußland Stimmung zu machen. Ein Beispiel. Vossische Zeitung vom siebenundzwanzigsten März: „Nach der Entfernung des die Hafeneinfahrt versperrenden schwer havarirten ‚Retwisan‘ mußte man darauf gefaßt sein, daß der Vertheidiger von Port Arthur die wiedergewonnene Aktionfreiheit seiner Flotte ausnutzen werde, um wenigstens mit einem Theil seiner Schiffe den heimlichen Durchbruch durch die feindliche Einschließungslinie zu wagen. Aber nichts Dergleichen ist erfolgt. Unbekannte Gründe fesseln nach wie vor das kostbare Material der russischen Flotte an die schützenden Küstenbefestigungen... Besonders deprimirend wird der Verlust des Panzerkreuzers ‚Bajan‘ gewirkt haben, der am sechzehnten März in die Luft geflogen ist. Nach Feststellung dieser Materialverluste muß die Lage der Russen zur See als eine erheblich schwierigere angesehen werden.“ Erstens

ist der Versuch, die Hafeneinfahrt zu sperren, den Japanern zweimal mißlungen. Zweitens ist der ‚Bajan‘ nicht in die Luft geflogen, nicht einmal beschädigt worden. Drittens war am sechsundzwanzigsten März der tüchtige Viceadmiral Makarow, der den unfähigen Alexejew abgelöst hat, mit Panzerschiffen, Kreuzern und Torpedobooten zur Rekognoszirung benachbarter Inseln schon von Port Arthur ausgelaufen. Viertens sind die „Materialverluste“ der Japaner vermuthlich nicht geringer als die der Russen. Hundert ähnliche Beispiele wären leicht zu finden. Alle Berichte über russische Schlappen werden für wahr genommen; jede Meldung von einem Mißgriff der Japaner klingt den Zeitungmachern „stark optimistisch.“ Das ist des Landes so der Brauch. Neu ist nur, daß sich jetzt verabschiedete Marineoffiziere dazu hergeben, die albernsten Agenturdepeschen mit sachverständiger Miene umständlich zu kommentiren und täglich Einiges über die „Lage“ zu faseln. Il faut vivre, parbleu! Uebrigens sind die Russen mitschuldig. Aufs Telegraphiren, den beinahe schon wichtigsten Teil moderner Kriegführung, verstehen sie sich gar nicht. Da sind die Japaner ganz andere Kerle. Die lügen, daß sich die härtesten Panzerplatten biegen. So gehört sichs. Die Stimmung wäre für Rußlands Sache nicht gleich so flau, die Börsenpanik nicht so arg geworden, wenn der ungeschickte Günstling Alexejew nach dem Nachtüberfall an seinen Gossudar telegraphirt hätte: „Der Versuch des Feindes, die Festung Port Arthur von der Seeseite anzugreifen, wurde von unserer Flotte vereitelt. Drei unserer Schiffe sind leicht beschädigt. Der Feind mußte sich, nach hartem Kampf und wahrscheinlich mit großen Verlusten an Mannschaft und Material, zurückziehen.“ Das wäre die rechte Tonart gewesen. Und der Admiral hätte — was nach dem Kriegsrecht moderner Völker nicht einmal nöthig ist — obendrein noch die Wahrheit gesagt.

* * *

Das abscheuliche Fritzendenkmal, das der Deutsche Kaiser vor Jahr und Tag den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschenkt hat, wird irgendwann in Washington irgendwo ein Plätzchen finden. Leicht wars nicht zu beschaffen; und Herr Roosevelt, der die Annahme des Geschenkes zu verantworten hat, wird die Vorsehung bitten, ihn gnädig vor solchen Huldbeweisen fortan zu bewahren. Um die Zustimmung des Kongresses hat er gar nicht erst zu werben gewagt. Am neunten März aber wurde im Kongreß von den Demokraten beantragt, der Präsident möge das Geschenk noch jetzt ablehnen; denn König Friedrich von Preußen, der die Menschenrechte nicht anerkannt habe und ein Vertreter des Absolutismus und Militarismus gewesen sei, verdiene kein Denkmal auf amerikanischem Boden. Und wenn der Präsident, ohne den Kongreß zu fragen, die Statue aufstellen lasse, so verletze er den Geist der Verfassung und zeige, daß er nicht der gehorsame Diener des Volkswillens sei. Am selben Tag und im selben Ton wurde die leidige Sache auch im Senat besprochen. Der Präsident, hieß es da, sei durch das Anerbieten des Kaisers ja in eine heikle Lage gekommen, habe aber die Grenze seiner Befugnisse überschritten. „Wir wollen auf unserem Boden kein Denkmal eines absoluten Herrschers. Was bewog den Deutschen Kaiser zu diesem Geschenk? Man erinnere sich nur, daß ers anbot, als wir eben Rochambeau (dem Verbündeten Washingtons, dem Sieger von Yorktown) ein Denkmal gesetzt hatten. Er sollte uns die Statue eines Deutschen senden, der sich um Kunst oder Wissenschaft verdient gemacht hat. Unser Land darf nicht zur Abladestelle für Statuen von Männern werden, die dem Heldenideal ihrer Völker entsprechen mögen, von unseren Idealen aber sehr weit abweichen. Das Volk der Vereinigten Staaten wünscht nicht, in seiner Haupt-

stadt Friedrich dem Großen ein Denkmal errichtet zu sehen." Und so weiter. Wer einige Erfahrung in der Völkerpsychologie hat, mußte wissen, daß es so kommen würde; wir würden Robespierre auch nicht gern auf den Pariser Platz stellen. Läßt sich die Sache denn nicht nach rückgängig machen? Es ist doch gar zu beschämend, endloses Gekeif über die Frage zu hören, ob einem Geschenk des Kaisers, einem Steinbilde des einzigen großen Hohenzollern, in Washington halb aus Erbarmen Unterstand gewährt werden soll. Und dabei kennen die Amerikaner das Denkmal noch nicht einmal. Wenn sies, all in seiner von unserem angestammten Uphues geleisteten Herrlichkeit, mit dem Trutzblick eines Suppenkaspars, erst sehen, wird der Demokratenzorn vielleicht in Heiterkeit umschlagen; das Absatzmonopol der französischen Plastik wird in den Vereinigten Staaten dann aber auf Jahrzehnte hinaus gesichert sein.

* * *

Nur in der Heimath wohnt echte Dankbarkeit. Im vorigen Sommer erlitt Schlesien durch Hochwasser ungeheuren Schaden. Die Regierung hatte, als Verwalterin des preußischen Staatsvermögens, die Pflicht, der heimgesuchten Provinz schnelle und ausreichende Hilfe zu leisten. Aber der König war nicht in Berlin, nicht auf festem Land; und ohne des Königs Wink wagt man nicht gern mehr wichtige Beschlüsse: er könnte sie später ja mißbilligen und das Ministerium seinen Unmuth fühlen lassen. Also mußte Schlesien warten. Der Freiherr von Hammerstein fuhr hin und fand, die Sache sei nicht so schlimm; private Wohlthätigkeit werde die zur Linderung der Noth erforderlichen Mittel aufbringen. Nun lief den Schlesiern die Galle über, sogar die berliner Presse fing zu murren an, der Finanzminister ging nach Schlesien, der verwüsteten Provinz wurde ein Staatskredit von zehn Millionen Mark zur Verfügung gestellt und der Erdkreis erfuhr, daß die Großthat nur der Initiative des Grafen Bülow zu danken sei. Die Großthat: das von preußischen Bürgern erarbeitete Geld den schlesischen Behörden überwiesen zu haben. Der Kaiser, der in Norwegen war, wurde über den Nothstand offenbar unzureichend informirt. Seine Frau fuhr später für ein paar Stunden nach Ziegenhals und Breslau; ein nicht allzu unbequemer acte de présence; daß bei Mißwachs und Wassersnoth die Herrschaft sich im Nothland sehen ließ, galt selbst in den Tagen nicht als besonders dankenswerther Gnadenbeweis, wo Staaten wie Pachthöfe verwaltet wurden. Dann überwiesen Kaiser und Kaiserin der überschwemmten Provinz kleine Geldbeträge, ungefähr so viel wie dem drontheimer Kirchenbaufonds und den vom Bazarbrand in der Rue Jean Goujon Betroffenen; zu wirksamer Hilfeleistung fehlte ihnen, bei der Größe des Schadens, jede Möglichkeit. Noch ists nicht ein Jahr her; und was hat die Royalistenlegende nun daraus gemacht? Landtagsessen in Breslau. Graf Zedlitz-Trützschler, seit sechs Monaten Oberpräsident der Provinz Schlesien, spricht zur Corona: „Einen mächtigen Anstoß zur Entfaltung der Hilfsaktion in allen ihren Theilen verdankt Schlesien dem warmen Empfinden unseres Kaiserpaares und insbesondere der Initiative unseres kaiserlichen Herrn. Wie könnten wir der schnellen, werkthätigen Hilfe vergessen, mit welcher unsere erhabene Kaiserin auf den Schauplatz des Elends eilte, mit Marienfreundlichkeit Balsam in die brennenden Wunden träufelnd und mit Marthasinn und Marthageschick sie zu verbinden suchend! Und wer wüßte nicht, daß es der Kaiser war, dessen Machtwort der staatlichen Aktion besondere Kraft und weiten Umfang gab?" Wer wars nun eigentlich: der Kaiser, der bei Drontheim kreuzte, oder der Kanzler, der in Norderney saß und von dem im offi-

ziösen Lokalanzeiger damals gesagt wurde, er sei „in Schlesien jetzt der populärste Mann"? Wenns wirs genau wissen, wollen wir uns daran gewöhnen lernen, daß die Frau des Kaisers, weil sie in einem Luxuszug auf einen halben Tag ins Elendland überschwemmter, verarmter Menschen gefahren ist, der Mutter des Heilands verglichen wird. Nur in der Heimath wohnt echte Dankbarkeit. Den excellenten Festrednern aber, die solche Töne anschlagen, möchte, mit Posas Worten, mancher aufrechte Deutsche zurufen: „Sie haben Recht. Sie müssen. Daß Sie können, was Sie zu müssen eingesehn, hat mich mit schaudernder Bewunderung durchdrungen."

* * *

Die Zeitungschreiber müssen nicht, können aber. Aus dem Lokalanzeiger: „Der Kronprinz wird zweifellos seinem kaiserlichen Vater immer ähnlicher: er verbindet mit der liebenswürdigsten Form eine nicht verkennbare scharfe Beobachtung, eine bewußte Ruhe und Ueberlegung". Man kann Vater und Sohn, ohne je ein Sterbenswörtchen mit ihnen gewechselt zu haben, nicht richtiger charakterisiren.

* * *

Als ich hiervon Waldersee sprach, mußte ich auch Herrn Normann-Schumann nennen, den vielseitigen Journalisten, der von dem sonst nicht allzu freigiebigen General große Summen erhielt. Im „Vorwärts" wurde dieser Artikel erwähnt und gesagt: „In der That ist es zweifellos, daß der Agent dieses politischen Generals der wegen Majestätbeleidigung verfolgte Normann-Schumann war. Neuerdings hat der Herr mit einem gewissen sportmäßigen Eifer sich darauf verlegt, Zeitungredakteure zu verklagen. Einen dieser Prozesse hat er benutzt, um eine geradezu ungeheuerliche Anklage gegen seinen Gönner Waldersee in die Prozeßakten zu bringen. Er erklärte nämlich wörtlich: ‚Fast alle Saalezeitung-Artikel rühren vom Grafen Waldersee her, ebenso der im ‚Mémorial Diplomatique'. Er hat in diesen Gerichtsakten weiter behauptet, daß er die handschriftlichen Beweise für diese unerhörte Beschuldigung besitze. Die Behauptungen des Herrn Normann-Schumann wurden vor etwa einem Jahr in einem Theil der Presse öffentlich erörtert. Graf Waldersee rührte sich nicht und alle Offiziösen blieben stumm". Die Artikel, wegen deren Herr Normann-Schumann verfolgt wurde, hatten sich hauptsächlich mit dem Ohrenleiden des Kaisers beschäftigt. Ich bin überzeugt, daß die Angaben, die er in den Prozeßakten gemacht hat, der Wahrheit nah kommen, überzeugt, daß er ihre Wahrheit beweisen kann. Und diese Ueberzeugung theilt mit mir mancher Betitelte. Wenn es gelang, den Kaiser als totkranken Mann hinzustellen und im Manövergelände deutscher Politik eine undurchsichtige Wirrniß zu schaffen, schlug für den „Retter" die Stunde. Und dieser Retter war natürlich der fromme Ulan, der mit ganz anderer Wirkung als Caprivi und Hohenlohe den unbotmäßigen Massen die Gebieterfaust zeigen würde. „Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain!" Welches Interesse hätte Herr Normann-Schumann (der mitunter maskirt gegen seine eigenen Artikel in der Presse polemisirte, um den Wirrwar noch toller zu machen) sonst auch daran gehabt, mit Gefährdung seiner Haut über den Kaiser Uebles zu schreiben? Ein Mann seines Kalibers hätte sich viel eher doch der herrschenden Macht vermiethet. Herr von Tausch, der Kriminalkommissar, der den ungeduldigen Goldsucher im Auftrag des großen Strategen oft zu ruhiger Raison bringen mußte und als Angeklagter dann auf schwierigem Terrain so tapfer schwieg, hat vom Hause Waldersee Dank verdient.

* * *

Herrn Ruhstrat, dem Justizminister des Großherzogs von Oldenburg, wird keine Ruhe gegönnt. Er war unsauberer Mächlerei bezichtigt worden und bewies in einem öffentlichen Gerichtsverfahren, daß man ihn leichtfertig verleumdet hatte. Er war so anständig, so menschlich, dem Hauptbeleidiger zu verzeihen und ihn vor schwerer Strafe zu bewahren. Aber er mußte vor Gericht zugeben, daß er als einunddreißigjähriger Staatsanwalt in eine Spielergesellschaft gerathen war und am Hazardtisch ein paar Jahre lang wacker mitgethan hatte. Der Behauptung, dabei sei es fürchterlich zugegangen, sei — in Oldenburg, am Juristenstammtisch! — vom Bankhalter nur Gold angenommen und jedes Silberstück mit verächtlicher Geberde auf den Fußboden geworfen worden, widersprachen alle Zeugen. Einerlei: ein Staatsanwalt hatte gespielt! Tugendsames Entsetzen all Derer, die das Glücksspiel für ein Privilegium der Rechtsanwälte und unbeamteten Bourgeois halten. In einem neuen Prozeß ist nun gar behauptet worden, Herr Ruhstrat habe nicht nur, wie er angiebt, vor zwölf, sondern noch vor drei Jahren gespielt. Ganze Nächte lang. Besonders gern Lustige Sieben. Manchmal sogar den Kellner angepumpt. Dieser Kellner selbst, der erst zweimal mit Zuchthaus bestraft ist, wollte es beschwören. Der Gerichtshof verzichtete auf die Aussage des ehrenwerthen Mannes und verurtheilte, von Rechtes wegen, den Beleidiger, dessen Wahrheitbeweis ein Zuchthäusler als einzige Säule tragen sollte. Das tugendsame Entsetzen aber ist seitdem noch gewachsen. Käme im lieben Vaterlande doch endlich ein heiliger Galiläerzorn über die Heuchler, die gesittet Pfui sagen, wenn ein Lieutenant sich an einem kleinen Mädchen wärmt, ein Jurist den Ueberschuß seiner Nervenkraft am Spieltisch vergeudet! Und wäre nun Alles wahr, was der wegen Diebstahls und Einbruchs verurtheilte Kellner behauptet: wer würfe auf den Missethäter den ersten Stein? In den höchsten Regionen des Deutschen Reiches ist ja ein gekrönter Herr ausgezeichnet worden, der nur durch die systematische Aufkitzelung und Ausbeutung der Spielerleidenschaft die Kosten seines fürstlichen Lebens bestreiten kann; und der Kuppler ist am Ende wohl niedriger zu schätzen als der von leidenschaftlichem Trieb in die Irre Geleitete. Greift doch, Ihr tapferen Mannesseelen, Minister an, die ihre Pflicht gegen das Volk versäumen; aber werft ihnen, wenn Ihr nicht kümmerliche Skandalirer genannt werden wollt, nicht vor, daß sie vor dem Aufstieg zur Höhe Lustige Sieben gespielt, Sektflaschen die Hälse gebrochen oder im Haus der Liebe mit Bajaderen getändelt haben.

* * *

Die Polen haben Glück: Nach dem Prozeß Endell der Prozeß Kopp. In Posen zeigte sich, mit welchen erbärmlichen Mitteln Deutsche auf national gefährdetem Boden einander befehden; in Beuthen, mit welcher unfrommen Skrupellosigkeit ein Theil des katholischen Klerus polnische Katholiken bekämpft. Kardinal Kopp, der Fürstbischof von Breslau, ließ acht Tage vor der Reichstagswahl an seine preußische Heerde — er hat auch eine österreichische, ist in Berlin und in Wien als Patriot zuständig — einen Hirtenbrief ergehen, in dem er die nationalpolnische Propaganda mit den strengsten Kirchenstrafen bedrohte. Seine Eminenz wollte zeigen, daß sie, so gut wie ein weltlicher Beamter, Wahlen machen könne. Die kleinen Kleriker gehorchten secundum ordinem dem Wink. Sie weigerten Männern, die für den polnischen Kandidaten stimmten oder auch nur das Blatt des verfehmten Herrn Korfanty hielten, die Absolution, die kirchliche Trauung, die Sterbesakramente. Als wäre ihnen Petri Schlüsselgewalt übertragen, schlossen sie Jeden, der einem polnischen

Agitator Obdach gab, von den Sakramenten und Sakramentalien aus. Von der Kanzel herab wurde verkündet, ein guter Katholik dürfe nur den Kandidaten des Centrums wählen; wurde den Frauen gerathen, dem Abonnentensammler des Polenblattes mit dem Besenstiel den Buckel vollzuhauen; wurden die politischen Gegner des Centrums „Schweine“ und „Rotzlöffel“ genannt. Wer nicht versprach, die böse Zeitung sofort abzubestellen, verfiel dem Bannfluch. Die angegriffenen Redakteure wehrten sich, Herr Kopp stellte Strafantrag wegen Beleidigung: und die Hauptverhandlung vor dem beuthener Landgericht brachte all die schönen Geschichten ans Licht. Als zwei Tage verhandelt war, hatte der Kardinal genug, nahm mit einer Ehrenerklärung vorlieb und zog den Strafantrag zurück; gab implicite damit zu, daß die dem niederen Klerus vorgeworfenen Thatsachen als wahr erwiesen seien. Und die Kleinen der Diözese hatten, ein Bischen täppisch vielleicht, doch nur ausgeführt, was ihnen aus dem breslauer Bischofspalast befohlen war. Natürlich hats nicht genützt. Herr Korfanty ist für den Reichstag und für den Landtag gewählt worden, hat, als schlauer Stratege, dem Fürstbischof jetzt, ohne sich Etwas zu vergeben, aus der ärgsten Klemme geholfen und wird, nach diesem weithin widerhallenden Erfolg, die Demokratenschaar seiner Anhänger sicher noch wachsen sehen. Herr Kopp aber hat dem Prestige der katholischen Kirche, das freilich schlimmere Püffe vertragen kann, noch mehr geschadet als Herr Cohn. Nicht, weil er die Gewissen zu zwingen versucht hat — Das thun täglich die liberalsten Magistrate und Stadtparlamente —, sondern, weil ers thöricht angestellt hat und sich ertappen ließ. Wieder eine Enttäuschung. Dieser Kardinal galt als das hellste unter den deutschen Kirchenlichten. Der fromme Herr, dessen keusches Herz sich schon empörte, weil ein Herzog mit einer Gräfin auf der Eisenbahn allzu intim geplaudert hatte, ist wohl zu oft an den Hof gekommen und hat, unter der Bürde hochpolitischer Missionen, allmählich vergessen, daß er die Interessen des Katholizismus, nicht der preußischen Krone zu wahren hat. Ein guter Staatsbürger, wirds in Rom heißen, doch ein schlechter Seelenhirt.

* * *

Vor vierzehn Tagen bat ich um Auskunft, ob der Luxusdampfer „König Albert“ für den Kaiser gechartert oder vom Norddeutschen Lloyd kostenlos zur Verfügung gestellt worden sei. Jetzt wissen wirs Alle. Der Kaiser selbst hat in einem langen Telegramm der Lloyddirektion gedankt, die ihm den Dampfer „zur Verfügung gestellt“ habe. Er rühmte darin die „guten Leistungen des Schiffes“, die „umsichtige Führung“, die „Vollkommenheit des inneren Betriebes“, den „wohlthuenden und angenehmen Aufenthalt an Bord“, wünschte dem Lloyd neue Ehren und verlieh dem Direktor und dem Aufsichtrathspräsidenten den Rothen Adlerorden zweiter Klasse. Hunderttausend Mark muß die Fahrt nebst Vorbereitungen die Aktiengesellschaft mindestens gekostet haben; der nächste Jahresbericht wird lehren, mit welcher Begründung diese Ausgabe (und die noch höhere für die Samariterfahrten nach Aalesund) den Aktionären plausibel gemacht wird ... In Gibraltar soll, nach den Berichten sämmtlicher englischen Blätter, der Kaiser gesagt haben, alles Britische sei großartig, die Signalstation herrlich und die Felsenfestung uneinnehmbar, — eine Festung zweiten Ranges, die im londoner Marinesekretariat längst Niemand mehr für impragnable hält. Kann auch dieser Mär, die dem Ohr des Deutschen nicht gerade lieblich klingt, von Berlin aus nicht laut widersprochen werden? ✠

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 9. April 1904.

Israels.

Berlin C. 2, Spandauerstraße 28. Die preußische Königstadt. Früher, als Schlüters Alte Post noch nicht barbarischer Neubaugier geopfert war, konnte der Wanderer, der von der Kurfürstenbrücke bis zu Gontards Alexanderkolonnaden schritt, ahnen, wie das Berlin der Fritz und Friedrich Wilhelm aussah. Das ist vorbei. Wie der Possenparvenu, scheint diese Stadt sich ihres Ursprunges zu schämen; emsig läßt sie jede Spur verscharren, die in bescheidene Tage ärmlicher Kindheit zurückweist. Schlüters Kurfürsten, dessen bronzene Wucht die Puppenalleegemeinde so unzeitgemäß daran mahnt, daß auf märkischem Sand einst eine Plastik wuchs, muß man wohl stehen lassen; trotzdem irgendein Brütt oder Uphues ihn natürlich viel besser machen würde. Wo aber nicht die Patina des Weltruhmes die Fäuste schreckt, heißt die Losung: Weg mit dem alten Zimmet! Schöne Eintracht verbündet Staat und Stadt zu solchem Bemühen. Die ehrenwerthe Kommunalverwaltung, deren führende Geister den an der Bärenkette zu höfischer Behendheit gezähmten Demokraten Robert Zelle, den unfähigsten, komischsten aller Oberbürgermeister, in Stein verewigt sehen wollen, lehnt einen jährlichen Beitrag von fünfhundert Mark zur Anstellung eines Konservators der Baudenkmale ab. Und der Staat schickt sich an, Knobelsdorffs Opernhaus, eine der feinsten Schöpfungen fritzischer Zeit, niederzureißen, um, wahrscheinlich von einer in Wiesbaden bewährten Kraft, auf der entweihten Stätte einen Gräueltempel Sankt Protzens errichten zu lassen. Auch in der Königstadt ist also

nicht mehr viel Altes zu schauen. Neue Geschäftshäuser, die manchmal, wenn sie von Weitem wenigstens an Messels persönliche Stilkraft, nicht an Sehring, Kaiser & Großheim, an stadtbaurāthliche Renaissancestümperei erinnern, das Auge nicht mit unorganischem, sinnlosen Stuckgeflunker ärgern. Noch vor ein paar Jahren stand in der Spandauerstraße, dicht an Wäsemanns Rathhaus, das nie schön war, nach fünfunddreißigjährigem Leben aber erträglich ist, eins von den grauen, redlichen Häusern, die der Neuberliner als alte Kasten verhöhnt. Nummer 28. Die greisende Stirn trug nur die Inschrift: N. Israel. Ob sich hinter dem N. ein Nathan oder ein Naphtali barg, wußten Wenige; doch Alle, daß in diesem Hause zu angemessenem Preis gute Waare zu kaufen war. Leinen, Wolle und Baumwolle. Für den Handel, was, nebenan in der Klosterstraße, die Gebrüder Simon für die Fabrikation waren. Rudolf Hertzog selbst konnte, mit all seiner Kaufmannskunst und Solidität, die Firma nicht schlagen; außerdem verscheuchte sein öffentlich ausgestellter Antisemitismus einen wichtigen Theil der Kundschaft. Doch auch Christen gingen zu Israel, priesen Israels Namen. Da kam die Aera Wertheim. Gefahr im Verzug. Sollte der Strom nicht aus dem Centrum westwärts gelenkt werden, dann mußte man ihm ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Bett mauern. Das geschah. Erweiterung, Durchbruch nach der Königstraße, neun Hausnummern, berlinisch monumental, Waarenhausstil. Nicht nur Leinen, Wolle und Baumwolle: ungefähr Alles zu haben, was ein Europäerherz begehrt. Ostern wurden billige Gartenmöbel annoncirt.

Die Waaren sind gewiß noch immer gut. Aber nicht nur Fassade und Umfang sind verändert. Früher leitete ein Wille das Geschäft. Als Greis noch — sein Bruder hatte sich mit einem großen Vermögen zurückgezogen — stand der Chef von früh bis spät nah bei der Ladenthür, empfing die Kommenden und fragte die Gehenden, ob sie nach Wunsch bedient worden seien. Ein frommer, sparsamer Herr, der sich keine Droschke gönnte und oft auf dem Omnibusverdeck gesehen ward; dabei sehr wohlthätig und ein Jude nach Lessings Herzen, einer, der ganz nur Jude scheinen wollte. Jetzt herrschen seine Söhne; regnant, sed non gubernant. Auch sie schließen an jedem jüdischen Feiertag das Geschäft; und sind doch von anderem Schlag als die Väter. Der Sohn des jüngeren Bruders — der, seit er in die Hand des türkischen Räubers gefallen war, in der Jüdenheit Athanas Israel hieß — nennt sich Israel-Schulzendorf, ist Rittergutsbesitzer und gehört, ohne agrarische Begehrlichkeit, zu den Granden des Kreises Teltow. Der erstgeborene Sohn des Seniors, der bis zum letzten Wank rastlos die Pfennige zu Thalern häufte, interessirt sich

für die deutsche Flotte, läßt auf seine Kosten Knaben in einer Jugendwehr für den Matrosendienst drillen — Hep! Hep! Hurrah! könnte Graf Pückler hier rufen — und ist, wie sichs gebührt, Kommerzienrath geworden. Beide Chefs sind steinreich und leben auf großem Fuß; der Eine nach englischem, der Andere nach berlinischem Stil. Wenn man im Grunewald fragt, wem das Luxusfuhrwerk gehöre, das einem von der nursery-governess behüteten Kinderpaar folgt, bekommt man von den Kolonisten aus der Finanzsphäre die Antwort: Israels. Also auf der Höhe moderner Kultur. Leider scheint auch das Verhältniß zwischen Inhabern und Angestellten sich geändert zu haben. Früher wars patriarchalisch; der alte Israel kannte jeden Winkel und jeden Waarenrest in seinem Reich, kümmerte sich um Alles und zählte seine Verkäufer beinahe mit zur Familie. Die Herren von heute wissen nicht einmal, wie es an ihren Kassen zugeht, und scheuen sich nicht, zwei Männer, deren Vormund ihr Vater war und die vierzig Jahre lang für die Firma N. Israel gearbeitet haben, auf vagen Verdacht um Freiheit und Ehre zu bringen.

Das ist den Herren Julius und Berthold Besas geschehen. Julius war siebenundvierzig, Berthold achtunddreißig Jahre lang im Hause Israel thätig. Mündel und Lieblinge des alten Herrn. Eines Tages werden sie, im Oktober 1902, der Unterschlagung beschuldigt. Kassenzettel und Eintragungen sollen fehlen. Verhör im Privatkontor der Chefs. Herr Julius Besas, der fast ein Halbjahrhundert der Detailkasse vorstand, sagt: Ihr Vater selbst hat ja angeordnet, daß wir Beträge bis zu vierzig Pfennigen nicht ins Kassenbuch eintragen sollen; „im Interesse schnellerer Abfertigung der Kunden“. Zettel, die auf solche Beträge lauteten, haben, nach altem Brauch, fast alle Kassirer Ihrer Firma vernichtet. Er bittet, ihm zum Entlastungsbeweis Zeit zu lassen. Vergebens. Herr Kommerzienrath Hermann N. Israel behandelt die Brüder wie überführte Verbrecher und fordert auf der Stelle brüsk ein rückhaltloses Geständniß; sie sollen schriftlich erklären, wie viel sie unterschlagen haben und auf welche Weise sie Ersatz schaffen werden: sonst wird die Sache sofort der Kriminalpolizei übergeben. Die Bestürzten weigern diese Erklärung und betheuern ihre Unschuld; sie werden weggejagt und dem Portier wird befohlen, ihnen und ihren Verwandten die Schwelle zu sperren. Gleich danach sickert die Nachricht durch, bei Israel seien große Unterschlagungen entdeckt worden. Die Brüder Besas hätten im Lauf von Jahrzehnten Millionen defraudirt. Doch die Inhaber der Firma seien zu vornehm, zu menschlich, um alte Hausbeamte der Staatsanwaltschaft anzuzeigen. Als die Beschuldigten dennoch verhaftet werden, meldet die Presse, die Strafan-

zeige sei nicht von Israels ausgegangen. Das ist richtig; ein der Firma wohlbekannter Reporter hatte die Anzeige eingereicht. Cui bono? Herr Kommerzienrath Hermann N. Israel hatte mit der Anzeige gedroht; und wider seinen Willen wäre sie sicher nicht erfolgt. Schon gelten die Brüder Besas als ertappte Gauner; so schildert sie ein berliner Rabbi in der Synagoge: als eine Schande in Israel. Sie sitzen im Untersuchungsgefängniß und können die Arme nicht rühren. Nach neun Monaten werden sie von der Anklage der Unterschlagung freigesprochen. Durch das Erkenntniß der zweiten Strafkammer des Landgerichtes I wird festgestellt: daß die Angeschuldigten ihr Vermögen ehrlich erworben haben; daß der Kassirer Julius Besas sehr oft, im letzten Jahr allein etwa dreißigmal, an die Hauptkasse höhere Beträge abgeliefert hat, als sein Kassenbuch ergab, also nicht die Absicht gehabt haben kann, sich auf verbotenen Wegen zu bereichern; daß der selbe Angeklagte bei der Firma N. Israel ein Guthaben von 75000 Mark hatte (ein Defraudant hätte solche Summe gewiß nicht in den Händen der Betrogenen gelassen) und daß die Unregelmäßigkeiten nicht durch Personen, sondern durch Mängel der Kassenorganisation bewirkt worden waren. Das Alles wäre auch ohne gerichtliche Intervention leicht festzustellen gewesen. Aber Israels wollten nicht hören. Ueber die Hauptverhandlung wurde in der Presse nicht allzu ausführlich berichtet. Da und dort hieß es sogar, Israels hätten, aus Mitleid, durch ihr Verhalten in foro selbst die Freisprechung herbeigeführt. Und da Herr Julius Besas — von gutgläubig irrenden Richtern — wegen Vernichtung von Kassenzetteln zu einer kleinen Geldstrafe verurtheilt worden war, blieb der Verdacht an den Brüdern hängen. Sie hatten ihre Stellung verloren, Monate lang im Gefängniß gesessen und waren nun, trotz dem Freispruch, noch immer anrüchig. Niemand entschädigte sie. Niemand bemühte sich, ihnen den Ruf sauberen Handelns zurückzugewinnen. Auch Israels nicht. Als ihnen das Beispiel des Grafen Hektor Kwilecki vorgehalten wurde, der, ehe noch die Jury sprach, seinen Verwandten alle Beschuldigung abbat, sagte der Kommerzienrath: „Ja, dieser Herr hatte auch kein Detailgeschäft!" Die Firma durfte nicht kompromittirt, die Unzulänglichkeit ihrer Organisation nicht enthüllt werden. Lieber sollen zwei alte Hausbeamte bis ans Lebensende verrufen bleiben.

Die über Bord Gestoßenen wollten ihr Schicksal nicht ruhig hinnehmen. Drei Vierteljahre lang versuchten sie, was irgend zu versuchen war; baten, bestürmten die Herren Israel um eine Ehrenerklärung. Nichts zu machen. Dann versandten sie einen gedruckten „Offenen Brief" an ihre früheren Chefs; schickten ihn auch an mich. Was darin erzählt wird — als

Adresse der Brüder Besas ist Berlin NW. 23 angegeben —, sollte gelesen werden. Es klingt glaubwürdig; und wäre auch nur eine wichtige Beschuldigung erweislich unwahr: Israels würden nicht säumen, ihr Müthchen an den Verleumdern zu kühlen. Ists aber wahr, dann dürfte kein sozial Empfindender, kein Gerechter mit Leuten, die solchen Handelns fähig sind, länger verkehren. Wer einen Arbeiter nach vierzigjähriger Dienstzeit auf unbestimmten Verdacht hin ins Gefängniß schleppen läßt, ist kein gütiger Mensch. Wer diesem grundlos verdächtigten Arbeiter, wenn der Thatbestand aufgehellt ist, eine reichliche Entschädigung und die bündigste Ehrenerklärung weigert, wird nach Gebühr mit gesellschaftlicher Aechtung bestraft. Selbst wenn er Millionen besitzt, Jugendwehren bezahlt, auf hohen Wunsch auch Christenkirchen beschenkt und seine Kinder wie Fürstensprossen aufwachsen läßt.

Außer den mächtigen Herren Israel und den ohnmächtigen Brüdern Besas ist noch Jemand an dem Fall interessirt; eine Großmacht: die Presse. Die aus der Spandauerstraße Verbannten erzählen in ihrem Offenen Brief, alle Versuche, Berichtigungen, aufklärende Notizen in die berliner Presse zu bringen, seien gescheitert. „Man wies uns mit der lakonischen Erklärung ab, daß in dieser Angelegenheit nichts ohne die ausdrückliche Zustimmung der Firma N. Israel gebracht werden könne. Wir mußten die betrübende Erfahrung machen, daß über den Kommandirenden Generalen der Presse noch eine Großmacht steht: der annoncirende Waarenhausbesitzer, dessen Reklamen die Redaktionkassen füllen." Das ist die schwerste Beschuldigung, die sich erdenken läßt. Ist die Presse denn nicht mehr der Schutz des Schwachen, die starke Wehr gegen alle tyrannische Willkür? Darf ein dem Hause Mossis verschwägerter, halbe und ganze Zeitungseiten mit Inseraten füllender Großhändler sich Alles erlauben, ohne ein Aufflackern holzpapiernen Zornes fürchten zu müssen? Woran sollen wir dann noch glauben? Am Ende gar, daß Lassalle, Israels entarteter Sohn, wahr sprach, als er, ungefähr um die Zeit, wo Herr Julius Besas Kassirer wurde, rief: „Das Verderben der Presse ist mit Nothwendigkeit daraus hervorgegangen, daß sie, unter dem Vorwand, geistige Interessen zu verfechten, durch das Annoncenwesen zu einer Geldspekulation wurde?" Unmöglich. Sonst müßten wir schließlich noch glauben, was der schlimme Mann weiter schrieb: „Einst war die Presse wirklich der Vorkämpfer für die geistigen Interessen in Politik, Kunst und Wissenschaft; sie stritt für Ideen und suchte zu diesen Ideen die große Masse emporzuheben. Allmählich aber begann die Gewohnheit der bezahlten Anzeigen, der Inserate, die lange gar keinen, dann einen sehr beschränkten Raum auf der letzten Seite der Zei-

tungen gefunden hatten, eine tiefe Umwandlung in deren Wesen hervorzubringen. Es zeigte sich, daß diese Annoncen ein sehr ergiebiges Mittel seien, um geschwind Reichthümer zusammenzuschlagen, um immense jährliche Revenuen aus den Zeitungen zu schöpfen. Aber um viele Anzeigen zu erhalten, handelte es sich zunächst darum, möglich viele Abonnenten zu bekommen; denn die Anzeigen strömen natürlich in Fülle nur solchen Blättern zu, die sich eines großen Abonnentenkreises erfreuen. Von dieser Stunde an handelte es sich also nicht mehr darum, für eine große Idee zu streiten und zu ihr langsam das große Publikum hinaufzuheben, sondern, umgekehrt, darum, solchen Meinungen zu huldigen, die, wie sie auch immer beschaffen sein mochten, der größten Anzahl von Zeitung-Käufern genehm sind. Von dieser Stunde an wurden also die Zeitungen, immer unter Beibehaltung des Scheines, Vorkämpfer für geistige Interessen zu sein, zu schnöden Augendienern der Geld besitzenden und also abonnirenden Bourgeoisie und ihres Geschmackes; nicht nur zu einem ganz gemeinen, ordinären Geldgeschäft wie andere auch, sondern zu einem viel schlimmeren, zu einem durch und durch heuchlerischen Geschäft, das unter dem Schein des Kampfes für große Ideen und für das Wohl des Volkes betrieben wird." Ganz unmöglich; so kanns nicht sein. Merkwürdig ist aber, daß in all den Zeitungen, die ich zu Gesicht bekomme, über den im März versandten Offenen Brief, der immerhin als lokale Sensation verwerthet werden konnte, bis heute kein Sterbenswörtchen gesagt worden ist. Und in allen waren Ostern auf einer halben Seite billige Gartenmöbel annoncirt. Israel und die Presse... Wenn vom Staatsanwalt ein Unschuldiger angeklagt wird, giebts ein Geschrei. Wenn Millionäre, Großinserenten zwei alte Diener gemeinen Verbrechens zeihen und ihnen die höflich erbetene Genugthuung versagen, bleibt Alles still. Das geht nicht, liebe Herren. Ihr müßt Israels zu reuiger Abbitte oder zu dem Nachweis zwingen, daß die Brüder Bejas, trotz der Freisprechung, unreinliche Leute sind. Ihr müßt humanes und soziales Gefühl posiren; müßt zeigen, wie echt der Brustton war, mit dem Herr Rudolf Mosse neulich vor Gericht erklärte, ein Inseratenauftrag könne niemals bestimmend auf die Haltung seines Blattes einwirken. Sonst liest schließlich auch das blöde Durchschnittsauge von diesem winzigen Kulturbildchen die schlimme Wahrheit ab, daß Ihr in hehrer Wallung zwar gegen Jesuiten und Marianer wüthet, sonst aber aufs Haar den Ablaßkrämern gleicht, denen die Kundschaft Gunst oder Ungunst zu festen Preisen abkaufen kann.



Archaische Kulturen.*)

Von eines großen Meisters Hand giebt es ein eindruckreiches Blatt, das dem Gedanken des Königthumes zum Sinnbild werden könnte. Es schildert den König, nicht einen König. In irgend einem steilen Prunk des Orients sitzt der Herr auf seinem Königsstuhl, starrend von Pracht und Edelsteinen. Drei seiner höchsten Diener nahen sich ihm. Der Eine neigt sich tief vor dem Herrscher, der Zweite beugt das Knie, der Dritte wirft sich in den Staub und berührt mit der Stirn den Boden. Alles athmet herrischen Stolz dort, demüthige Unterwürfigkeit da. Hier ist nicht ein zufälliger Träger, hier ist die Staatsform an sich zum Reden gebracht: ihr Sinn selbst ist es, der zu uns spricht.

Man mag gegen die Thatsache abgestumpft sein, wie man gegen mehr als eine der wichtigsten Thatsachen der Weltgeschichte abgestumpft ist, man mag es auch nicht wahrhaben wollen: mit dem Königthum ist etwas Ungeheures in die Welt gekommen. Es geschaffen zu haben, ist eine Kyklopenthat. Sie darf nicht nur im Gesichtswinkel der Verfassungsgeschichte gesehen werden, wovon die Nichtsalsstaatsgeschichtschreiber nicht loskommen können: sie ist eine, sie ist vielleicht die wichtigste Stufe im Zuge der Geschichte des Handelns, der Gesellschaft, mehr noch: der Persönlichkeit. Der Tag, an dem zuerst ein ganzes Volk dem Einen an seiner Spitze demüthig huldigte, hat die Stärkefähigkeiten, die Entwickelungmöglichkeiten in der Seele, im Willen des Menschen ins Ungemessene gesteigert. Gewiß, die Kosten waren nicht gering: damit der Einzige Großes gewann, mußten Tausende eben so viel, vielleicht viel mehr verlieren: nicht an schmählichem Reichthum und Besitz, sondern an dem viel höheren Gute der Ichstärke, der Selbstherrlichkeit, der machtvollen, in sich ruhenden Kraft des Einzelnen, die die Urzeit so hoch gehalten oder doch nur wenig gemindert hatte. Aber wer wollte heute um dieser Gewinnst- und Verlust Rechnung willen den nie getrübten Fortbestand der alten Gemeinfreiheit, die ewige Unterdrückung aller Königsgedanken wünschen? Irgend ein bestehendes Herrschergeschlecht, ein Staatswesen von heute haben

*) Zu dem Aufsatz „Formen der Weltgeschichtschreibung“, der den hier vorgelegten Abhandlungen (vergl. auch das Heft vom 30. Januar) als Einleitung voranging, schickt mir Herr Dr. Hans Helmolt die Bemerkung, daß er den Plan der von ihm herausgegebenen Sammlung von Einzeldarstellungen zur Weltgeschichte ganz unabhängig von Ratzel gefaßt habe. Der Aufforderung, diesen Sachverhalt richtig zu stellen, komme ich um so lieber nach, als dadurch die beschämend große Reihe der grundsätzlichen Richtungwechsel, die die Geschichtforschung erst auf Anstoß von außen unternommen hat, wenigstens um eine vermindert wird.

für den Forscher mit solchen Erwägungen nichts zu schaffen. Allein selbst der eifrigste Anhänger der Volksherrschaft müßte, dünkt mich, Dank dafür empfinden, daß je Könige in die Welt gekommen sind: dem Menschen selbst, jedem Starken wenigstens von heute und immerdar ist dadurch ein Kräftezuwachs geworden, den ihm ohne diese Durchgangsentwickelung der menschlichen Seele nachträglich keine Macht der Erde verschaffen könnte.

Wie immer es darum stehen mag: der Zwangslauf des Werdeganges der Gesellschaft hat jedenfalls alle höher aufwärts gelangten Völker über diese Stufe des Alterthumsstaates, der ersten Königsherrschaft geführt. Ihre eigentlichen Merkmale sind nicht zu verkennen: äußere Ausdehnung des Staatsgebietes, über die alte Zwergform eines Geschlechts-, Dorf-, Völkerschaft- oder allenfalls Stamm-Königthumes fort, oft bis zu dem riesenhaften Ausmaß weiter Reiche; und zweitens außerordentlicher Machtzuwachs des Staatsleiters auch den eigenen Volksgenossen gegenüber. Dennoch fehlt es weder an breiten Grenzstreifen unsicheren Ueberganges zwischen Urzeit- und Alterthumsstufe noch innerhalb dieser selbst an zahlreichen Graden. Vor- und Keimformen finden sich namentlich in Afrika, aber auch unter amerikanischen Naturvölkern, vielleicht auch bei Polynesiern, bei diesen freilich dann durch ihr Zurückliegen bis in eine Jahrhunderte alte Vergangenheit einigermaßen verhüllt und fragwürdig. Als 1606 die englische Siedelung Virginia begründet wurde, bestand dort das erst eben mit Gewalt und List zusammengebrachte Reich Powhatans. Ursprünglich Oberhäuptling von acht kleinen Völkerschaften oder Theilvölkerschaften, hatte er sich allmählich dreißig unterworfen; in seinem Reich galt sein Wille als Gesetz; er hatte einen Harem von hundert Weibern, hielt sich eine Leibwache, verurtheilte als Richter die von ihm für schuldig Befunderen unter seinen Unterthanen zu grausamen Leibesverstümmelungen, kurz, verhielt sich in Allem und Jedem wie ein afrikanischer Selbstherrscher.

In Afrika finden sich ganz kleine Königthümer von ausschweifender Unumschränktheit, aber sie steigen in vielsprossiger Stufenleiter zu Reichen von großem Umfang auf. Viele von ihnen sind Augenblicksschöpfungen kühner Eroberer — Afrika ist das klassische Land kleiner Napoleone —, einige aber haben es zu festem Bestand und Jahrhunderte langer Dauer gebracht. Die heute wieder frei gewordenen Aschanti Westafrikas hatten einst ein Königthum, das in der Beherrschung unterworfener Völkerschaften Einrichtungen ausgebildet hatte, die durchaus an die entsprechenden des persischen Großkönigs erinnern. Dahomey war Jahrhunderte lang das mächtigste Königreich von Westafrika. Zu viel größerem Umfang und viel höherer Gliederung ist im nördlichen Südafrika das Reich der Barotse emporgewachsen. Sein Beherrscher gebietet über achtzehn größere, dreiundachtzig kleinere Völkerschaften. Ihn umgiebt ein mannichfach abgestufter Hof- und Beamtenstaat. Die Verwaltung

wird von einem engeren, einem weiteren Rath ausgeübt. Dies Königthum, das übrigens mit sehr niedrigen Mitteln, mit Spionenthum und henkermäßiger Grausamkeit sich aufrecht erhält, hat sich doch die Bewältigung so anspruchsvoller Aufgaben wie einer vollkommenen Verstaatlichung des Handels zugetraut. Zu noch größerer Macht und Entwickelung gedieh das nördlich von den Barotse gelegene Lunda-Reich, dessen Vorhandensein bis mindestens in das Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch Europäernachrichten verbürgt ist. Hier ist bei höherer Gesittung der Grundsatz halb unabhängiger, halb beamtenmäßiger Stellung der unterworfenen Häuptlinge noch feiner ausgebildet und die Uebermacht des Königthumes ist nicht so weit gediehen, daß es nicht noch auf den Beirath der Volksversammlung Rücksicht nähme. Das ostafrikanische Reich der Waganda zeigt noch eine andere Form des Ueberganges zu reiner Selbstherrschaft: hier haben die unterworfenen Häuptlinge, die aber immerhin schon ganz beamtenmäßig in zwei Stufen geordnet sind, einen großen Antheil an der Reichsregirung; sie bilden gemeinsam mit dem Kanzler und einigen Hofwürdenträgern des Königs den Großen Rath des Reiches.

Das Königthum der Waganda ruht, wie etwa das der Karlinger, auf der Wehrhaftigkeit des ganzes Volkes, in dem jeder Mann Krieger ist. Die Höhe Dessen, was Negern in dieser Richtung zu erreichen gegeben war, haben die Kaffern, unter ihnen vornehmlich einer ihrer Theilstämme erreicht: die Sulu. Sie haben ihre Dörfer zu Truppenübungplätzen und Standquartieren, ihr Leben zu einem kaum unterbrochenen Kriegerdasein gemacht. Ihr Heerwesen ist an Feinheit der Gliederung, Zweckmäßigkeit der Einrichtungen weit über den Zustand des karlingischen Frankenreiches hinausgewachsen. Eine Art Staatssozialismus, wie er, auf den Höhen der Alterthumsstaatsentwickelung, in Alt-Peru und China anzutreffen ist, tritt ebenfalls bei ihnen zu Tage: nicht nur, wie bei den Barotse, der Handel, sondern auch das Eigenthum am Grund und Boden ist verstaatlicht. Der einzelne Sulu hat nur Rechte am Boden und selbst die Rinderheerden, die den größten Reichthum des Landes ausmachen, unterliegen der Aufsicht des Königthumes, da ihr Fleisch die Nahrung, ihr Fell die Schilde für das ungeheuer große stehende Heer liefert. Ein in zwei Stufen gegliedertes Heerführer- und Beamtenthum krönt das Gebäude; die Allgewalt des Königs ist durch das Doppelhausmeierthum zweier obersten Staats- und Heerführer eingeschränkt.

Immer höher hebt sich der Bau: nicht regelmäßig, nicht so abgepaßt, daß nicht eine im Ganzen tiefer stehende Entwickelung in einem besonders begünstigten Stück höher wäre als die nächstübergeordneten Stiege, und doch sehr wohl abzustufen. Zwei Leistungen des Alterthumsstaates treten schon bei diesen Keimformen hervor: die Fähigkeit, unterworfene Völkerschaften in geordneter Abhängigkeit zu erhalten — also der Anfang aller Verwaltung —, und

zweitens, doch eng hiermit verbunden, die Schöpfung und Gliederung eines Heer- und Staatsbeamtenthumes. Nicht im Afrika der Neger, aber in der malaiischen Randsiedelung des schwarzen Erdtheiles, im Howa-Staat auf Madagaskar, tritt ein noch höheres Erzeugniß der Staatsbildung der Alterthums-Königsherrschaft hervor: die Entstehung eines Adels. Der Geschlechterstaat scheint sehr selten auch einen Adel ausgebildet zu haben: er mag aus dem Emporkommen einzelner Geschlechter über die anderen hinaus entstanden sein oder aus der natürlichen Vorzugsstellung, die die Sonderfamilien, aus denen die Häuptlinge eines Geschlechtes erblich oder halb erblich hervorgingen, innerhalb dieses ihres Geschlechtes errangen. Aber viel ausgeprägtere Formen hat der Alterthumsstaat geschaffen: eine von ihnen, der Hochadel, ist nicht eigentlich ein Erzeugniß der Klassen-, sondern der Staatsbildung. Er besteht aus den von dem neuen Königthum unterworfenen Häuptlingen, die man doch in ihrer Stellung beläßt und nur auf eine mehr oder weniger zweckmäßige und erfolgreiche Art in beständigem Gehorsam zu halten weiß. Dieser mediatisirte Fürstenstand, der halb hoher Adel, halb hohes Beamtenthum wird, scheint eine fast beständige Begleiterscheinung des Alterthumsstaates zu sein: er ist die innere Folge seines eben so gewohnheitmäßigen äußeren Eroberns. Denkwürdiger und im Grunde folgenreicher ist die eigentlich klassengeschichtliche Errungenschaft der neuen Königsherrschaft, die Schöpfung eines Dienstadels, also des ersten wirklichen Adels.

Auch für sie reichen erste Keimerscheinungen in weit niedrigere Bildungen der Alterthumsvorstufen zurück. In einigen der festländischen Karibenstämme des nördlichen Südamerika hat das noch ganz rohe Königthum einen Kriegerdienstadel in drei Stufen gebildet. In Venezuela führen die beiden höchsten ein Tigerfell und ein Halsband aus Menschenknochen als Ehrenabzeichen. Zu einer durchgeführten Gliederung aber ist der Howa-Staat vorgedrungen: auch er kennt zunächst einen Hochadel, der freilich großen Theils zu sprichwörtlicher Armuth herabgesunken ist: er besteht aus den Nachkommen der früheren Häuptlinge. Daneben aber besteht, von Radama dem Ersten geschaffen, ein wirklicher kriegerischer Dienst- und Verdienstadel; und damit die Aehnlichkeit mit fränkisch-karlingischen Zuständen voll werde, hebt sich aus dem Stande der Gemeinfreien auch noch ein besonderer, etwas höherer der Kriegsdienstpflichtigen hervor. Die Verfassung des Staates vereint, wie in den vornehmsten Königreichen des Afrikas der Neger, ein starkes Maß von Eigenwirthschaft des Staates mit Hoheitrechten: alle Minerale, alles Nutzholz des Waldes, alle Erzeugnisse des Feldes, die nicht mit Hacke und Spaten gewonnen sind, gehören dem König; er wird als Eigenthümer des Bodens angesehen. Das Königthum, dem Namen nach Selbstherrschaft, ist unter schwachen Inhabern durch Adel und Volksversammlung stark eingeschränkt.

All diese Fälle von Alterthumskönigthum möchte man zunächst nur den Keim- und Vorstufen zuzählen: doch ragen die entwickeltsten von ihnen so gänzlich in Karlingerhöhe, also in die Alterthumsstufe der Germanen hinein, daß nirgends die Grenzen zu ziehen sind. Die Reiche des malaiischen Archipels von Südostasien, die mongolisch malaiischen Königreiche von Hinterindien, von denen Siam bis ins dreizehnte, Barma bis ins zwölfte Jahrhundert, Anam in das zehnte, Tongking in das dritte, die verschollenen Reiche von Kambodscha, Lao und Tschampa bis in das dritte Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung zurückreichen, die gewaltigen Heerkönigthümer der östlichen und westlichen Hunnen und der mongolischen Khane und Horden, die von 700 vor, von 350 und von 1175 nach Beginn unserer Zeitrechnung in drei furchtbaren Wellen China, Europa und ganz Asien überschwemmt haben: sie alle zeigen wilde, rohe oder doch nur halbgeordnete Formen des Alterthums-Königsstaates. Nur einige der hinterindischen Reiche reichen an Staats- und Standesgliederung höher, so Anam mit einem von 1545 ab herrschenden Hausmeiergeschlecht, so Kambodscha mit seiner stufenreichen Klassentheilung. Wenn die Türken höher gestiegen sind und einen vielfach abgestuften Behördenbau zur Verwaltung ihres weiten Reiches ausgebildet haben, so mögen sie dabei doch durch byzantinische und arabische Muster gefördert worden sein.

Kommt es auf den Grad der Entwickelung an, so darf man die Schlußglieder in der Reihe mongolischer Alterthumsstaaten, China und Japan, nicht unter, sondern über die alten Reiche des vorderasiatisch-westafrikanischen Völkerkreises stellen. Die babylonisch-assyrische Geschichte erlaubt sogar die Entstehung des eigentlichen Großstaates aus dem Zusammenschluß mehrerer kleinerer zu verfolgen. Die Patesi, die Theilfürsten, die später als abhängig von den Königen der größeren Reiche von Agade, von Ur, von Akkad und Sumer auftreten, scheinen ursprünglich unabhängig gewesen zu sein. Von dem noch größeren gesammt-babylonischen Reich, das später entsteht, ist in Hinsicht auf Verfassung und Verwaltung wenig genug bekannt: der Grundzug mächtiger Königsherrschaft schimmert doch durch allen Nebel der Zeiten. Noch stärker ist er der assyrischen Geschichte aufgeprägt, die die babylonische nach über achtzehnhundertjährigem Bestehen ablöst. So abhängig sie von Anfang an von dem geistigen Besitz des weit früher gereiften Babyloniervolkes war, das wieder von der sumerischen, höchst wahrscheinlich arischen Vorkultur der Sumerer ein großes Erbe angetreten hatte: staatlich ist sie höher gestiegen als Babylon.

Der assyrische Staat ist, vielleicht als erster in der Geschichte des Erdballes, erobernd aufgetreten, insofern er nicht, was vorher den Egyptern schon einige Male gelungen war, nur niederzuwerfen, sondern festzuhalten verstand. Er breitete sich weithin in Vorderasien aus, hat Mesopotamien, Syrien

Kanaan und lange Zeit hindurch Babylonien in Unterwerfung gehalten und hat zum ersten Mal die ungeheure Leistung vollbracht, einen alten Kulturstaat, wie Egypten, wenn auch nur auf wenige Jahrzehnte, zu unterjochen; nicht mit den Mitteln barbarischer Urzeitkraft — Das wäre nicht das erste Mal gewesen angesichts der Ueberschwemmungen Babyloniens und Egyptens durch immer neue Völkerwellen —, sondern mit den Waffen eines ebenbürtigen Kampfes, Alterthums- gegen Alterthumsstaat, Kultur- gegen Kulturstaat. Er hat dafür zwei verschiedene Formen der Beherrschung gefunden: erstens die der lockeren Oberhoheit, die den besiegten Fürsten und Königen ihre Stellung und fast das volle Maß eigener Verwaltung ließ und ihnen nur Tributzahlung und Heerfolge auferlegte. Es ist die ursprüngliche, tausendfach in allen Welttheilen wiederkehrende, die, die in späteren Jahrhunderten von allen mongolischen Erobervölkern angewandt ist und über die selbst die Staatskünstler der gelben Rasse, die Türken, Jahrhunderte lang nicht hinausgegangen sind, von den Hunnen und den Mongolen der Khane und Horden ganz zu geschweigen. Weiter sind die Assyrer in Babylon, in Palästina vorgeschritten: dort haben sie wirklich einverleiben, wirklich verwalten wollen. Es geschah mit gewaltthätigen und grausamen Mitteln, insbesondere durch Verpflanzung der Bevölkerung: so haben sie Samariter nach Mesopotamien, Juden nach Babylonien, Babylonier nach Samaria überführt. Aber sie richteten dann einen förmlichen Verwaltungbau ein: zwar nur erst einstufig und roh, denn nur eine Form, wie es scheint, von Statthaltern gab es und sie hatten sehr viel Macht, waren auch wieder nur zur Abführung bestimmter Geldsummen an den Königshof gehalten. Schon aber sprießt doch der Keim des Baumes hervor, dessen letzte Ausgipfelung die Behördenordnung des nachdiokletianischen Roms werden sollte. Die assyrischen Shaknu mögen die ersten Ahnen der Präfekten, Vikare, Prokonsuln des dreigestuften Baues der spätkaiserlichen Beamtenschaft gewesen sein. Und auch darin glich der Anfang dem römischen Ende, daß die Statthalter auf nichts so sehr wie auf eigene Bereicherung auf Kosten der Unterworfenen ausgingen. Selbst die letzte, höchste Stufe der Ausweitung eines Staatswesens haben die Assyrer erreicht: die wirkliche Verschmelzung fremden Landes und Volkes mit dem eigenen. So sind sie in Mesopotamien verfahren, dessen Bevölkerung sie sich selbst gleichstellten. Doch Das blieb eine Ausnahme und man meint, der assyrische Staat sei zusammengebrochen, weil er in den meisten der unterworfenen Länder nur eine dünne Oberschicht dargestellt habe.

Auch die klassengeschichtlichen Wirkungen der starken Königsherrschaft des Alterthumsstaates treten in der assyrischen Entwickelung in schulgerechter Ausprägung hervor. Frühzeitig ist der Adel weit in den Vordergrund getreten. Er war hervorgegangen, wie noch sehr oft auf diesen Blättern als

Eigenthümlichkeit dieser Stufe hervorgehoben werden wird, aus einer Heeresgattung, einer Spezialwaffe, wie man heute sagen würde: aus den Streitwagenkämpfern. Aber die bäuerlichen Gemeinfreien von Assur, die ursprünglich die Hauptmacht der Heere, das schwere Fußvolk, gestellt haben mögen, haben später vorgezogen — in seltsamer Aehnlichkeit mit karlingisch-fränkischen Verhältnissen —, daheim zu bleiben und ihre väterliche Scholle zu bestellen. Man hat sie dann zu einer Wehrsteuer herangezogen und sie sind auf gut Germanisch vom Adel in immer üblere Abhängigkeit herabgedrückt worden; die Heere aber wandelten sich in Söldnertruppen. Starken Einfluß auf die staatliche Entwickelung hat der Adel in den Zeiten der völligen Vereinigung von Assur mit Babylon geübt. Aus dem barbarischen Bergland hervorgegangen, spielte er in dem kulturreichen Babylonien eine etwas makedonisch-piemontesisch-preußische Rolle. Er war Herrenstand, aber in einem Land von ihm weit überlegener Bildung und zugleich weit höherer, bürgerlich-städtischer Volkswirthschaft. Und am Hof der assyrischen Könige von Babylon im achten und siebenten Jahrhundert ist es zu einem weltgeschichtlich denkwürdigen Aufeinanderplatzen zweier Kulturparteien, der assyrisch-junkerlichen und der babylonisch-bürgerlichen, gekommen, wobei die zweite von der gelehrten Priesterschaft des Landes geführt erscheint. Ueber wilde Kämpfe und blutigen Streit, der manche Könige dieser Zeiten den Thron gekostet haben mag, ist dieser Gegensatz nicht gediehen; es kam nicht einmal zu einer dauernden äußeren Verbindung, geschweige denn zu innerer Verschmelzung. Und daß die viel roheren Erobervölker der Meder und Perser dann Assur wie Babylon in rascher Folge überrannt haben, mag nicht zuletzt dadurch herbeigeführt sein.

Geistige und feinere Staatsbildung des egyptischen Alterthumsstaates mögen der babylonisch-assyrischen überlegen gewesen sein: die volle Wucht der assyrischen Großstaatsschöpfung hat sie nie erreicht. Die Eroberungzüge der Ramessiden verblassen neben den Kriegsthaten der Assyrer, aller aufgeblasenen Ruhmredigkeit der Pharaoneninschriften zum Trotz. Das egyptische Königthum hat in unerhört früher Zeit das staatgründende Einigungwerk dieser Stufe vollbracht und alles untere und mittlere Nilland geeinigt. Aber weder an innerer Durchbildung noch an äußer Ausdehnung haben das mittlere und neue Reich das alte übertroffen. Um so denkwürdiger sind dessen Zustände, die, von einem viel helleren Licht der Ueberlieferung bestrahlt als die gleichzeitige babylonische Geschichte, an sich bessere Aufschlüsse gewähren über die besondere Art des vorderasiatischen Alterthumsstaates. In steiler Pracht steht auch hier schon an den Pforten einer heute mehr als fünftausendjährigen Geschichte der Gedanke unumschränkter Königsmacht aufgerichtet. Und in derselben Frühzeit erscheint diese höchste Gewalt mit Waffen und Werkzeugen ausgestattet, die in Staunen setzen ob ihrer Zweckmäßigkeit und Ausgebildet-

heit. Es ist nicht allein eine kaum übersehbare Reihe von Hofbeamten der verschiedensten und immer ganz besonderen Thätigkeit, bis zum Nagelschmücker und Sandalenmacher abwärts, sondern eine wohl geordnete Beamten- und Heerführerschaft, an ihrer Spitze, wie im Reich der Waganda, ein doppeltes Hausmeierthum.

Um so wichtiger ist, daß auch dieses, um 3000 vielleicht schon Jahrhunderte lang herangewachsene, zu hoher Reife gediehene Staatswesen noch Spuren seiner Zusammensetzung aus kleineren Gebilden trägt. Wenigstens das Südreich hat in seinen Gaufürsten einen Schulfall zum Hochadel herabgedrückten, ursprünglich sicher unabhängigen Theilfürstenthumes aufzuweisen. Diese dreißig Großen des Südens sind zwar zu Beamten des Königthumes geworden, aber mehr als ein Zeichen spricht für ihre einst höhere Stellung. Sie haben getrennten Eigenbesitz und lehenartiges Amtsland, sie unterhalten selbst wieder einen ganzen Stab von Beamten, Höflingen, Schreibern; und das Bezeichnendste vielleicht: im Norden, der, offenbar erst später erobert, als eigentliches Kronland der Pharaonen gilt, sind ihre Standesgenossen in viel abhängigerer, beamtenhafterer Stellung. Die eigenthümliche Ausbildung des Glaubens und seiner Dienste in jedem Bezirk beweist diese in vielen Stücken an karlingisch-fränkische Gaue und Grafschaften erinnernde Sonderstellung. Die völlige Zwiegespaltenheit des Reichskörpers, die an sich — auf ganz anderer Stufe — an die der senatorischen und kaiserlichen Provinzen Roms anklingt, trat in sinnbildhafter Stärke vor Augen bei den großen Feiern des königlichen Hofes: bei ihnen tritt die Säule der Fürsten, Heerführer und Beamten des Nordens zur Linken des Königs auf, an ihrer Spitze der Anführer der linken Hälfte der Krieger, wie er amtlich genannt ist; zur Rechten des Thrones aber stehen die erbeingesessenen Fürsten und Führer des Südens, an ihrer Spitze der Hausmeier. Und nächst ihm der Vorsteher der Großen des Südens. Im Norden ist der Pharao unbeschränkter Herrscher, im Süden aber ist seine Gewalt durch den Adel vielfach eingeengt, der Verwaltung, Priesterstellen und Gericht innehat, dieses in einer seltsam an die frühmittelalterlichen Reiserichter Englands gemahnenden Form. An einem niederen Adel fehlt es nicht, sei er aus Dienstadel, sei er aus den jüngeren Söhnen der Gaufürsten und deren Nachkommenschaften, wie im Howa-Staat, hervorgegangen.

Viele Völkerstürme sind über Egypten hingegangen, Verfall, Zusammenbruch, Wiederaufsteigen des Reiches und des Königthumes hat sich mehrfach wiederholt: der Grundzug seiner Verfassung hat sich nicht geändert, mochte die so viele Jahrhunderte umfassende Entwickelung auch hier, wie in Babylonien, allmählich neben der adelig-ländlichen eine bürgerlich-städtische Volkswirthschaft emporwachsen lassen. Denkwürdig ist: wie zäh auch das überstarke Königthum immer wieder zu Leben und Herrschaft kam, so ist doch häufig von



der zersplitternden Kraft der alten Theilfürstenthümer die Zerrüttung und der Zerfall des Reiches ausgegangen.

— —

Neben diesen beiden erlauchtesten Beispielen der ausgebildeten Königsherrschaft des Alterthumsstaates im semitischen und homitischen Orient nehmen sich die gleichzeitigen Gründungen der Arier in Vorderasien und Indien nicht ganz ebenbürtig, nicht gleich reif aus. Das medische Reich ist, mit ihnen verglichen, eine Eintagsschöpfung, aber auch das der Perser, das mehr als zwei Jahrhunderte ausgedauert hot, nimmt sich neben Egypten und Babylonien, die es doch beide überwand, kinderjung aus. Die indischen Alterthumsstaaten aber, die sich viel längerer Lebensdauer erfreuten, können sich wiederum an äußerer Wucht und innerer Festigkeit den beiden vorderorientalischen Großreichen nicht vergleichen. Dennoch hat jede von beiden Entwickelungen eine eigenthümliche Stärke: die indische ist bei aller staatlichen Zersplitterung gesellschaftlich zu einer höheren, zu mittelalterlicher Stufe gestiegen, die persische führte den Alterthumsstaat in der Ausdehnung, in der Unterwerfung- und Regirungskunst noch einen Grad höher. Die dem persischen Volksthum eigene Mischung von Muth und Mäßigung befähigte es zu einer Fülle von Herrschaftstugenden, die nie vorher und vielleicht nie nachher wieder erreicht worden ist. Die Perser haben dem Grundsatz nach das erste Weltreich gegründet: sie wollten das Erdenrund beherrschen, so weit es ihnen bekannt war. Sie haben mit ihrer Eroberung von ganz Vorderasien, von Egypten und nicht geringer Theile von Südosteuropa, einer Kette von Feldzügen, in der der Plan gegen Griechenland und der fast noch weiterführende gegen Karthago nur die schließenden Glieder bilden sollten, ein um das Vierfache größeres Reich geschaffen als die Assyrer. Aber sie sind auch in der inneren Ordnung dieses kaum übersehbaren Besitzes weit über diese ihre einzigen Vorgänger hinausgedrungen: ihr Steuer-, ihr Posten-, vor Allem ihr Behördenwesen bedeutet eine weit höhere Stufe als die assyrische. Bei der mildesten Schonung, die sie dem Glauben und den Sitten der von ihnen unterworfenen Völker angedeihen ließen, duldeten sie doch keine holb selbständigen Königthümer oder auch nur Selbstverwaltung und Sonderrechte, sondern sponnten das Netz ihrer Satropien über den ganzen Umfang des weiten Reiches, das den des späteren Römerstaates fast um das Doppelte übertraf.

Trotzdem und trotz allem ungerechtfertigten Hochmuth, mit dem wir auf mongolische Leistungen herabzublicken gewohnt sind, ist das gewaltigste Erzeugniß dieser der Alterthumsstufe doch der chinesische Staat. Zunächst der Dauer nach, was nicht nur nicht wenig, sondern sehr viel bedeutet. Nur eine Reihe von Herrschergeschlechtern darf auf dem Erdball neben die märchenhafte Zahl der sechsundzwanzig Pharaonen-Häuser gestellt werden:

es ist die der chinesischen Kaisergeschlechter. Aber sie überragt sie, trotz viel längerer Durchschnittsdauer: der heutige Herrscher Chinas gehört, wenn ich recht zähle, der dreiunddreißigsten, der seit 1644 regirenden Dynastie an. Und selbst zweifelsüchtigen Europäerköpfen muß doch eine Entwickelung Ehrfurcht einflößen, die vielleicht drei Jahrtausende weiter zurück und jedenfalls zweieinhalb Jahrtausende weiter vorwärts führt als die ihres grossen Alters wegen so viel bewunderte der Egypter. Gewiß ist auch China, hierin dem ihm auch sonst vielfach ähnlichen Egypten gleich, nicht das Werk eines Volksthumes. Ueber das Land des Gelben Flusses wie über das des Nils oder über das des Euphrat und Tigris ist mehr als eine Völkerwelle gegangen, immer von Neuem mit frischem Hirten- und Erobererblut die stockenden Säfte eines festsitzenden Ackerbau- und bald auch Städtervolkes verjüngend. Dennoch ist das Ganze die Leistung, die höchste Leistung einer einheitlichen Rasse. Und sie stellt selbst die egyptische, die assyrische, die persische Staatsbildung in den Schatten.

Das chinesische Reich hat zur Zeit seiner äußersten Ausdehnung, um das Jahr 1760, dreizehn Millionen Geviertkilometer gemessen, viermal mehr als das der Römer, fast dreimal mehr als das der Perser. Es umfaßt noch heute wahrscheinlich vierhundert Millionen Seelen, also ein volles Viertel der Menschheit, mehr als Europa, mehr noch Köpfe als selbst das Weltreich der Engländer. Kann man eigentlich diesem Volk so sehr verübeln, daß es den gleichen triebmäßigen Größenwahn hegt, den noch jedes starke Volk, die geistvollen Griechen und die doch eigentlich nicht ruhmredigen Deutschen nicht ausgeschlossen, irgend einmal in sich genährt hat? Auch die eigenthümliche Verlangsamung, hier und da selbst völlige Erstarrung der Entwickelung theilen die Chinesen mit einer Reihe von großen Alterthumsvölkern, besonders mit den Egyptern. Sie liegt schon ausgesprochen in der Grundthatsache der chinesischen Geschichte, daß sie noch heute nicht eigentlich über die Alterthumsstufe hinausgediehen ist. Aber sie wird, wie bei Egyptern, Babyloniern und selbst Persern dadurch zu einem Theil ausgeglichen, daß sie einen Fortschritt der Volkswirthschaft von dem natürlichen Ausgangspunkt dieser Stufe, reiner Ackerbau- oder gar noch halber Hirtenwirthschaft, zu Gewerbe- und Handels-, Stadt- und Geldwirthschaft nicht aufhielt, von einigen Seitenstücken im geistigen Leben ganz zu schweigen. Drückend wirkt der Stillstand der Staats- und Klassenentwickelung auch auf sie; aber wie viel übler würde das Gesammtbild etwa des chinesischen Zustandes sich darstellen, wenn die Volkswirthschaft von 1900 ähnlich wie der Staat im Wesentlichen auf dem Entwickelungpunkt von vor zweitausend Jahren stehen geblieben wäre! Auch hier darf nicht die Voreingenommenheit unserer neusten Erfahrung den Geschichtforscher hemmen: wir nennen heute Stillstand ein Uebel, ohne doch

zu wissen, ob nicht vielleicht schon nach einem oder gar schon einem halben Jahrtausend die Menschheit sich ohne die mindesten Verfalls- oder Krankheitursachen entschließt, einen einmal gewonnenen Zustand als den denkbar wünschenswerthen oder den besten unter den erreichbaren festzuhalten. Die Chinesen sind schon heute dieses Glaubens; wir Weißen können ihnen nur vorwerfen, daß sie sich damit in Rückstand gegen das thätigere Drittel der Menschheit gebracht haben

Darüber hinaus bleibt bestehen, daß China unter allen Alterthumsstaaten die höchste Leistung vollbracht hat, nicht nur an äußerer Ausdehnung und Bewahrung seiner Grenzen, sondern auch im inneren Aufbau. Die Entstehung des Einheitstaates erscheint dunkel auch bei Benutzung der durchaus nicht werthlosen Geschichtsagen, mit denen die Chinesen sich ein Bild ihrer ältesten Zustände entworfen haben, wie es gleich farbig und wundervoll kaum einem zweiten Volk der Erde gelungen ist. Nur die riesenhafte Uebermacht des Königthumes leuchtet auch aus diesen Erzählungen hervor, wenn sie köstlich kindlich schildern, wie der eine dieser Urherrscher halb göttlichen Wesens die Menschen die Zähmung der Hausthiere, der andere sie die Buchstabenschrift gelehrt, ein dritter den Pflug und den Tauschhandel erfunden habe. Dürfte man aber aus dem frühzeitigen Versuch einer Zersplitterung, wiederum nach karlingisch fränkischem Muster und in Erinnerung an egyptische Verhältnisse, auf die voraufgehende Ueberwindung vorhandener Kleinfurstenthümer schließen, so müßte man sie auch hier annehmen Denn schon im ersten Morgengrauen der halb geschichtlich beleuchteten Zeit zwischen 1122 und etwa 600 vor Beginn unserer Zeitrechnung taucht ja die Kunde auf von weitgehender Zersplitterung des zuvor ungetheilten Reiches, von Schaffung großer — angeblich 55 — Theilfürstenthümer und kleinerer — angeblich 1800 — Lehnsbesitzungen, meist zu Tschili, dem eigentlichen Mittel- und Kronland des Reiches gehörig, deshalb also der Staatseinheit sicher noch weit mehr abträglich, als wenn sie am Kreisrand des Reiches gelegen gewesen wären. In den darauf folgenden Jahrhunderten — die chinesische Geschichte mißt eher nach Halbjahrtausenden — muß Reichseinheit und Königsgewalt wieder emporgewachsen sein, denn dicht vor 220 vor Beginn unserer Zeitrechnung zerstört ein neunundzwanzigjähriger Bürgerkrieg wieder alle Früchte dieses Schaffens, bis Shi Huang Ti, der Karl der Große der chinesischen Geschichte, dicht nach 220 der große Wiederhersteller der Staatseinheit und der Zerstörer des Theilfürstenthumes wird. Er ist der Erbauer der Großen Mauer; und welcher Glanz seinen Namen umstrahlt, entnimmt man der Ueberlieferung, die ihm die Erbauung eines Schlosses zuschreibt, dessen Haupthalle zehntausend Menschen gefaßt und fünfzig Fuß hohe Banner aufgenommen habe, ohne daß man sie hätte beugen müssen. Etwas später fällt

die Eintheilung des Reiches in dreizehn Provinzen, noch über die vierundsiebenzig Bezirke fort, in die es schon vorher getheilt war. Sie sind nach karlingischer Art, nur fast ein Jahrtausend vorher dreizehn reisenden Königsboten unterstellt. Eine Bodensteuer, ähnlich wie die gleichnamige spätmittelalterliche Abgabe Englands, der Fünfzehnte genannt, läßt vollends den Staatszustand als dem der persischen Königsherrschaft in ihren glänzendsten Zeiten ebenbürtig erscheinen. Die chinesischen Geschichtschreiber meinen, der Gesammtumfang des bebauten Ackerbodens habe damals etwa um ein Achtel seiner Summe mehr betragen als in der Gegenwart, als im Jahr 1874.

Und wieder senkt sich, ganz wie in Egypten, die Lebenslinie des Königthums. Die Statthalter, die an Stelle der Königsboten getreten sind, machen sich erblich, die einigende, zwingende Kraft der Staatsgewalt nimmt ab. Doch wieder ein Jahrtausend später erreicht sie einen neuen Höhepunkt: Tai Tsu, der erste König des Ming Geschlechtes, hat nach 1368 eine Bezirkstheilung und einen Behördenaufbau geschaffen, der, vierstufig, wie er ist, noch das römische Urbild aller germanisch-romanischen Aemter- und Verwaltung-Ordnungen hinter sich läßt, ohne daß irgendwelche alt- oder neueuropäische Einwirkungen zu vermuthen sind. Die Entwickelung des chinesischen Staatswesens im letzten halben Jahrtausend hatte diesen Errungenschaften nichts zuzufügen. Nur sind freilich bis auf unsere Tage in diesem gewaltigen Reichskörper Haupt und Glieder in einem steten Kampf begriffen, in dem der zeitweilige Sieg bald der einen, bald der anderen von den beiden Schlachtordnungen zufällt. Heute scheint er eher auf der Seite der Theilgewalten, der Statthalter, zu sein.

— —

So denkwürdig die letzten Umwälzungen die innere Entwickelung des japanischen Staates machen: auf ihren älteren Stufen verschwindet sie an Wucht und Stärke neben der chinesischen. Schon deshalb, weil bei ihr nur eine wenige Jahrhunderte umfassende Theilstrecke des Weges ist, es ist ungefähr die Zeit zwischen 672 und 932, was in China die nie verlassene Grundform für eine sechstausendjährige Geschichte wurde. In diesem Punkt verhält sich das Japan dieser Stufe zu China wie die indischen Alterthumsstaaten zum persischen Reich. Auch erscheint die Taikwa-Gesetzgebung, die dieses Zeitalter in Japan neu heraufführte, wie in vielen anderen Stücken, so auch in der einheitlichen Bezirks- und Kreiseintheilung, die sammt dem zugehörigen Behördenaufbau damals geschaffen wurde, als eine Nachbildung, und zwar eine bewußte auf Grund von Reisen ihrer eigensten Urheber unternommene Nachbildung chinesischer Einrichtungen. Was diesen Uebergang weltgeschichtlich bedeutend macht, ist eher die im Unterschied zu fast allen anderen gleichartigen Entwickelungen helle geschichtliche Beleuchtung, unter der sich hier die

Auflösung der Geschlechterverfassung der Urzeit und ihre Ueberleitung in die Formen eines mehrstufigen Aemteraufbaues vollzieht, herbeigeführt durch die emporkommende, überstarke Einzelherrschaft des Alterthumsstaates.

Nur im Vorübergehen sei der phönizisch karthagischen Entwickelung gedacht. Sie bildet in gewissem Sinn einen Einzelfall. Die Karthager wenigstens haben ein Reich von Eroberungskraft und gewaltiger räumlicher Ausdehnung geschaffen, ohne daß sie doch in Hinsicht auf die Verfassung eigentlich die Alterthumsstufe erreicht hätten. Sie haben eine — wie es scheint, durchaus geschlechtermäßige — Mischung von Volks- und Adelsherrschaft dauernd gegen jeden Versuch des Ueberganges zum Königthum vertheidigt, haben aber nach außen Leistungen vollbracht, wie sie sonst nur Alterthumsstaaten gelangen. Sie bilden so ein denkwürdiges Gegenstück zu den Irokesen, so weit es angeht, ein handeltreibendes Städtervolk mit einem kriegerischen Hirtenstamm zu vergleichen.

Die neusemitischen Reiche, die Arabien ein Jahrtausend nach dem Untergang der altsemitischen aus seinem völkerspendenden Schoß gebar, sind jener sonderbaren Ausnahme-Entwickelung insofern wahlverwandt, als die Geschlechterverfassung bei ihnen nur durch die Vereinigung von Glaubens- und Staatsaufschwung, von Priester- und Königsherrschaft überwunden werden und, wie berührt, nie völlig zurückgedrängt werden konnte. Dafür war der Aufschwung, den dies bisher in ganz zwerghafte Gebilde zerspaltene Volk von 622 an nahm, ein um so ungeheurerer. In wenigen Jahrzehnten war ein Reich zusammengebracht, das selbst das der Perser noch wesentlich an Umfang übertraf. Und auf seiner Höhe hat das Khalifat zwar in der Verwaltung der unterworfenen Länder kaum die Höhe persischer Leistung erreicht; aber da, wo es unmittelbar regirte, wie in Babylonien oder in dem später sich abzweigenden Spanien, hat es sie sicherlich noch hinter sich gelassen.

Keinen Augenblick darf die vergleichende Geschichtforschung zögern, die für den ersten Augenschein so weit entlegene und in mehr als einem Betracht auch innerlich ferne und fremde Verfassung der altamerikanischen Staaten der asiatisch-egyptischen Reihe anzugliedern. Denn daß sie der Alterthumsstufe entweder gänzlich angehörten oder sie zu erreichen eben im Begriff standen: daran ist nicht zu zweifeln. Die Maya der Halbinsel Yucatan, der Kulturwiege des mittleren und nördlichen Amerika, sind bei diesem Emporklimmen zur Bildung von verhältnißmäßig kleinen Reichen, des Staates der Cocomes und des von Itzamal vorgeschritten, Reiche, die indessen für den Umfang dieses begrenzten Landes und für die Geschichte eines wesentlich geistigem Schaffen zugewandten Volkes groß genug waren. Ihre besondere Bedeutung für die Entstehungsgeschichte des Alterthumsstaates ist, daß sie, wie auch einige der mächtigeren Nahuavölker, auf dem Wege der Priester-

herrschaft zur Ausbildung eines starken Alterthumsstaates und der ihm entsprechenden Einzelherrschaft vorgedrungen sind. Die stärksten und am Meisten fortgeschrittenen der Nahuavölker, die Azteken und ihre nächsten Vorgänger, haben ungefähr gleichzeitig gewaltigere und straffer zusammengehaltene Reiche begründet. Aber auch sie machen den Eindruck von viel geringerer Dauerhaftigkeit als die Reiche Vorder- oder Hinterasiens, von ihrem unvergleichlich viel geringeren Umfang ganz zu schweigen. Die wenigen Jahrhunderte, die die halbwegs sichere Ueberlieferung vor dem Eindringen der Europäer zu überblicken erlaubt, zeigen ein hastig-unruhiges Auf und Ab von rasch emporkommenden und noch rascher zerfallenden Staatenbildungen, das schon im Schrittmaß der Entwickelung den denkbar schroffsten Gegensatz zu der langsamen Ruhe asiatischer Verfassungsgeschichte darstellt. Daß es sich nicht um eine Eigenschaft der rothen Rasse handelt, zeigt ein vergleichender Blick auf die wunderbar stete Entwickelung des Urzeitstaates der Irokesen.

Einmal aber ist auch die Alterthumsverfassung von einem Volk der neuen Welt zu hoher Vollendung ausgebildet worden: es geschah im Staat der Inka. Ihr Tahuantinsuyu, das Reich der vier Weltgegenden geheißen, genau wie einer der ursprünglichen Einzelstaaten Babyloniens, erinnert nicht nur im Namen an die große asiatische Staatsbildung. Zwar mehr als ein Vierteljahrtausend umfaßt auch ihre Geschichte nicht: die grausame Parzenschere der europäischen Eroberung hat den Faden dieser Entwickelung allzu früh durchschnitten. Aber die zuerst römerhaft rasch, wenn auch sehr unrömisch gelind vordringende Eroberungskunst der Alt-Peruaner hat nicht nur dem Wirrwar sich vordrängender und übereinanderschiebender Staatsgebilde, der vorher, wie in Alt Mexiko, so auch hier bestand, ein Ende gemacht, sondern sie hat auch ein an Umfang ungeheures, an Ordnung und Zusammenhalt dauerhaftes Reich geschaffen. Hier wurde ein Maß von Aemtergliederung und befehlender Zusammenfassung des Volkes erreicht, das noch die Errungenschaften chinesischer Staatsbildung übertrifft, egyptische, assyrische, ja, selbst persische Einrichtungen weit hinter sich läßt. Zwar hier und da wurde unterworfenen Theilfürsten noch ihre Herrschaft belassen. Doch auch sie wurden jetzt in den Aemterbau eingegliedert, der im Uebrigen das ungeheure Reich zusammenhielt und der an Zahl der Stufen und an eiserner Gleichförmigkeit jeden anderen je dagewesenen übertrifft. Schon je zehn Familienväter der Peruaner sind zu einer Zehntschaft zusammengefaßt, einem Zehntner unterstellt, fünf Zehntschaften bilden eine Fünfzigschaft, zwei Fünfzigschaften eine Hundertschaft. Ueber den Hundertschaften thürmen sich die Fünfhundert-, die Tausendschaften, die Zehntausendschaften, über ihnen noch die vier Statthalterschaften und erst über sie erhebt sich der Geheime Rath der Inka. Man sieht: ein Aufbau von unerhörter Feinheit der Gliederung: in acht Stufen erst



bis zum Gipfel führend und dazu von fanatischer Regelmäßigkeit. Man hat berechnet, daß zur Regirung von tausend peruanischen Hausvätern ein Aufwand von hundertunddreizehn Beamten nöthig war. Vergegenwärtige man sich dazu, daß dieser Beamtenstaat eine ausgezeichnete Statistik, eine fortwährende Berichterstattung, ein wohlgeordnetes Wehrwesen ausgebildet hat.

Es ist aber nicht die vollkommene Aehnlichkeit der Staatsordnung allein, die zwischen asiatischen und amerikanischen Alterthumsreichen über Tausende von Jahren, Tausende von Meilen hinweg die Brücke schlägt: es giebt noch ein Zusammentreffen beider Entwickelungen, das in tiefere Schichten des gesellschaftlichen Zustandes und zugleich in weitere Zusammenhänge des geschichtlichen Verlaufes führt. Man kennt die eigenthümlich staatssozialistische Volksherrschaft von Alt-Peru: aber wer zuerst von ihrem Wesen Kunde erhielt, hat den Eindruck eines utopischen Staatsromans. Daß der Boden Eigenthum des Staates ist, daß die Bodenbestellung gemeinsam unter Leitung der staatlichen Aufseher besorgt wird, daß alljährlich eine Neuaustheilung erfolgt, daß Jedem das gleiche Bodenmaß zugeschrieben, daß für jedes Kind ein Zuschuß an Boden gegeben wird, daß die Heirathen in einem bestimmten Lebensjahr und nur unter Genehmigung des zuständigen Beamten erfolgen: das Alles erweckt die Vorstellung, als habe ein frommer, begeistert kommunistisch denkender Jesuit diese Dinge als ein in die Vergangenheit, statt in die Zukunft geworfenes Traumbild vom besten Gesellschaftzustand ersonnen. Man glaubt dieser Ueberlieferung nicht recht.

Eines Besseren wird man belehrt, wenn man die chinesische und die ganz von ihr abhängige, aber besser beleuchtete japanische Geschichte zu Rath zieht. Da finden sich auf frühen Strecken ihres Weges durch den Zeitraum des Alterthumes völlig verwandte Einrichtungen. Die quadratische Neuntheilung je eines großen Ackermaßes von 25000 Morgen in neun große Felder, von dem das mittlere der Regirung vorbehalten ist, während die acht äußeren unter das Volk vertheilt sind, die schon aus dem dritten Jahrtausend, der Sagenzeit, unsicher überliefert ist, erinnert durch ihre Regelmäßigkeit und den Vorbehalt eines Restlandes für den Staat an die Verhältnisse im Reich der Inka, die sich ein Drittel des Bodens zurückbehielten. Die alten Zehntschaften mit gegenseitiger Haftung ihrer Mitglieder, die auch Shen Tsung um 1075 wieder einführen wollte, entsprechen vollends den kleinsten Gemeinschaften der Peruaner, den Zehntschaften, aus denen sich als den Zellgebilden ihr Staat zusammensetzte und die zugleich die kleinste Wirthschafteinheit darstellten. Die Fünferschaften, die auch die Taikwa-Gesetzgebung von 672 in Japan nach chinesischem Muster eingeführt hatten, sind vollends gleichen Gepräges. Denn sie beruhen auf gemeinsamer Haftung ihrer Genossen dem Staat gegenüber und sie haben deutlich sozialistische Züge, inso-

fern, zum Beispiel, der Antheil eines flüchtig gewordenen Genossen dem Staat wieder zurückerstattet werden muß.

Alle diese Verhältnisse bedürfen noch mannichfacher Aufklärung, aber sie lassen erkennen, daß das Reich Tahuantinsuyu, mag es auch den Staatssozialismus weiter als jedes andere der Weltgeschichte getrieben haben, damit auf der Alterthumsstufe nicht allein steht. Und noch Etwas läßt die altperuanische Gesellschaftgeschichte vermuthen, die altjapanische fast erkennen: dieser Staatssozialismus ist nicht ein vollkommen eigenes Erzeugniß der Alterthumsstufe, sondern ein Erbe der Urzeit, nur mit den Machtmitteln des neuen Königs- und Großstaates ausgestattet und aus freier in Zwangsgenossenschaft umgewandelt. Es ist die Wirthschaftgemeinschaft der Urzeit, umgestempelt zur Unterthanenabtheilung. In Altperu spricht ein Merkmal vor anderen für diese Herkunft: all die zahlreichen, immer größeren Gemeinschaften, die da, nach Zehn- und Fünfzahl so sauber abgetheilt, auf einander gethürmt sind, zeigen die eine gleiche Eigenschaft ihres Aufbaues. Führer ist immer eins von den zur Einheit zusammengefaßten Familienhäuptern: so schon einer von den Zehn zur Zehntschaft Vereinigten. Der gleiche Grundsatz der Leitung einer Genossenschaft durch den Ersten unter Gleichen beherrscht aber die Irokesenverfassung. In Japan sind die Zusammenhänge zwischen der Fünferschaft und dem alten, 672 etwa ausgetilgten Geschlecht, dem Uji, sehr leicht zu vermuthen, wie denn auch die Zehntschaft der Altperuaner an Kopfzahl ungefähr dem Durchschnitt eines Theilgeschlechtes bei den Tlinkit entspricht. Die Einförmigkeit der Zahlen aber ist die selbe, die aus den noch heute in Turkestan bestehenden lockeren und ungleichen Geschlechtern und Großgeschlechtern zur Zeit der Horden und Khane die eben so regelmäßig abgezirkelten Fahnen und Heertheile entstehen ließ.

Dies Alles aber, Gleichförmigkeit und straffe Zusammenfassung und schließlich gar staatssozialistische Beherrschung der Volkswirthschaft, ist nur Erzeugniß der einen großen Errungenschaft dieses Stufenalters: des übermächtigen Königthumes, des überstarken Einzelnen, der die Masse, der selbst die freie Genossenschaft der Urzeit sich unterworfen hat. Vielleicht haben die starken, weisen und milden Herrscher, die im Reiche Tahuantinsuyu durch ein Vierteljahrtausend auf dem Thron der Inka saßen, die Höhe dieses großen Menschheit- (besser noch: Menschen-) Gedankens reiner als irgend ein anderes Fürstenthum verkörpert.

Schmargendorf. Professor Dr. Kurt Breysig.



Die Japaner.

Wie die Europäer vor einer gelben, so können die Japaner vor einer weißen Gefahr warnen. Man glaube nur ja nicht, daß diese gelben Leute im äußersten Osten 1868 ihre Revolution gemacht haben, um die Bewunderung oder Sympathie der Weißen zu erwerben. Die Sache sah ganz anders aus. Seit zwanzig Jahrhunderten führt das Reich des Mikados sein eigenes Leben; es hatte seine besondere Civilisation, schuldete Keinem Etwas und verlangte auch nichts. Da wurden 1543 schiffbrüchige Portugiesen an das Ufer von Kiushiu verschlagen. Sie hatten Flinten und Pulver und machten mit den Insulanern Tauschgeschäfte. Auch die Jesuiten brachten sie ihnen. Diesen gelang es, einige Daimios, Lehnsmänner der Krone, zu bekehren, und deren Vasallen wurden, wie es auf der iberischen Halbinsel Sitte ist, gezwungen, die neue Religion anzunehmen. Der Shogun Nabunaga mißhandelte die Buddhisten. Aber sein Nachfolger Hidejoshi war anderen Sinnes. Er fragte die Mönche: Weshalb wendet Ihr, um Eure Glaubenslehren zu verbreiten, Gewalt an? Weshalb verfolgt Ihr unsere Priester? Weshalb entführt Ihr meine Unterthanen als Sklaven übers Meer? Und da er auf diese Fragen keine befriedigenden Antworten erhielt, ließ er alle lehrenden Kongregationisten ausweisen. Das geschah im Jahr 1587. Die erste Berührung Japans mit den Europäern hatte also vierundvierzig Jahre gewährt und hinterließ den gelben Männern keine angenehmen Erinnerungen. Die jesuitischen Missionare hatten sechshunderttausend Japaner zum Katholizismus bekehrt; diese Konvertiten wurden, mit Recht oder Unrecht, beschuldigt, mit den Franziskanern, die schon damals im Namen Spaniens die Philippinen regirten, gegen Japan konspirirt zu haben, und nun verfolgte man diese katholischen Japaner. Im Jahr 1606 verbot man ihren Gottesdienst; sie hatten ihre Märtyrer und der Christenglaube wurde ausgerodet.

Während der folgenden drei Jahrhunderte schloß sich Japan hermetisch ab. Nur holländischen Kaufleuten wurde, unter gewissen Bedingungen, der Handel auf der Halbinsel Desima, in der Nähe von Nagasaki, gestattet. Durch ihre Vermittelung erhielten wir japanisches Porzellan, Lackwaaren und Fächer. Keines anderen Fremden Fuß durfte die Staaten des Mikados besudeln und kein Japaner durfte das Land verlassen.

Die kleinen gelben Männer hielten sich für das erste Volk der Welt. Von vereinzelten Reisenden, mit denen sie zufällig in Berührung kamen, wollten sie gehört haben, daß es nirgends ein so schönes und fruchtbares Land wie das ihre gebe. Sie hatten ihre eigene Literatur und eine sehr entwickelte, eigenartige Kunst. Ihre Regirung war keiner anderen ähnlich. Der in seinem Palast, zwischen herrlichen Gärten, eingeschlossene Mikado war un-

sichtbar und heilig; in sein göttliches Ohr drang kein Geräusch der Außenwelt und er hatte nur die Pflicht, für die Fortpflanzung der Dynastie zu sorgen und sich, ohne sich jemals seinem Volk zu zeigen, anbeten zu lassen. Der Shogun, dessen Würde auch vererbt wurde, war, mit seinen Hauptvasallen, seiner Armee und seinen Schätzen, der thatsächliche und absolute Regent des Staates. Der Mikado herrschte, der Shogun regirte. So stand es, als 1853 Fillimore, der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Japan eine Revolution bewirkte. Gestützt auf eine Kriegsflotte forderte er, daß man den Yankees die japanischen Häfen öffne und dort zu handeln gestatte. Die Japaner mußten nachgeben. Fremde ließen sich in den Hafenstädten nieder und erregten sehr bald den allgemeinen Unwillen. Nach einigen Jahren war der Fremdenhaß so angewachsen, daß einige Kaufleute ermordet wurden Zur Strafe erschienen amerikanische, englische und französische Kriegsschiffe und begannen, die wehrlosen Hafenstädte zu bombardiren. Paläste, Pagoden, Tempel, Säulenhallen, der Stolz der Japaner, wurden wie reife Aehren niedergemäht. Dann mußte Japan den Bombardirenden noch 75 Millionen Franken als Kriegsentschädigung bezahlen. Die Japaner sagten: „Diese Leute haben eine merkwürdige Macht; sie kommen in geringer Anzahl her, töten uns von Weitem Hunderte von Menschen in einigen Stunden, ohne sich selbst zu gefährden, und vernichten unsere uralten Bauwerke. Diese Barbaren sind mächtiger als wir und der Sohn der Sonne mußte sich ihren Gesetzen unterwerfen. Das darf künftig nicht wieder geschehen." Sie wollten das Bombardiren nun auch lernen; damit zog die westliche Civilisation in Japan ein. Man sagt, sie sei inkohärent, und lacht über die sonderbaren Gegensätze, die sie erzeugt hat. Ein geistreicher Diplomat nannte sie eine schlechte Uebersetzung. Ich glaube, wenn man sie genau betrachtet, wird man sie systematischer finden, als all diese klugen Leute meinen.

Das Bombardiren ist die ultimo ratio unserer ganzen Civilisation. Wer sie anwenden will, muß aber gewisse Vor- und Nebenbedingungen erfüllt haben; er muß allerlei Wissenschaft und Technik kennen lernen. Was nöthig war, haben die Japaner in den europäischen und amerikanischen Schulen, die sie besuchten, gründlich studirt. Sie fanden den Weg, auf dem man gut bombardiren lernt, und ließen sich durch keine Hindernisse hemmen. Jetzt bombardiren sie schon gar nicht übel.

Um ihr Ziel zu erreichen, eigneten sie sich von den westlichen Völkern Alles an, was ihnen als deren Hauptstärke erschien: den politischen Apparat, die Armee und Marine, das wirthschaftliche und staatliche System, das Unterrichtswesen, die gewerblichen und landwirthschaftlichen Methoden, die Handelspraxis. Das geschah aber nicht, um sich den Weißen zu assimiliren. Durchaus nicht. Sie wollten Japaner bleiben und dennoch eben so stark wie die

Weißen werden. Sie behielten, was ihnen der Erhaltung werth schien: nationale Sitten und Bräuche, ihre Vergnügungen, ihre Kunst, ihre sittlichen Ideen und ihre Religion. Sie gaben sich eine Verfassung nach preußischem Muster, das sie das kraftvollste dünkte. Sie führten die französische Verwaltung ein, vielleicht, weil sie gehört hatten, daß man diese Verwaltung in Europa beneidet. Auch ihre Armee war nach französischer Art organisirt worden; aber Marschall Yamagata, der als Militärbevollmächtigter den Krieg von 1870 mitgemacht hatte, setzte durch, daß der Mikado das deutsche System annahm und seinen Soldaten sogar das preußische Exerzirreglement in die Hand gab. Ihrer Kriegsmarine diente England als Vorbild. Sie sahen sich in allen Ländern um und wählten das Beste für sich. Sie bauten Fabriken mit hohen Schornsteinen, gründeten Aktiengesellschaften für Bankwesen, Handel und Industrie, schickten Handlungreisende aus, schufen Kommission-, Export-, Engros- und Detailgeschäfte und setzten hinter den von den Vätern ererbten Namen das Zeichen „& Co." Sie bauten Eisenbahnen und Tramways, gaben ihren Schiffahrtgesellschaften Subventionen, benutzten einen Theil ihrer vielen Wasserfälle, um Turbinen in Bewegung zu setzen. So waren ja die europäischen Völker reich geworden; und nur ein reiches Volk kann Kriege führen. Was in Europa gelehrt wird, lernten die Japaner: Sprachen, Mathematik, sehr viel Chemie, Physik, Mechanik und Ballistik, aber nur sehr wenig Philosophie. Sie führten auch den obligatorischen Elementarunterricht ein. Ihre Hochschulen haben, wie die amerikanischen, große Parks und weite Versuchsfelder für die Studiosen der Agrartechnik. Aber ihre kleinen Häuser, ihre kleinen Stuben mit den weißen Matten, ihre kleinen Lacktische, auf denen kleine Dienerinnen ihnen Reis, das Nationalgericht, Thee in kleinen Tassen und andere Kleinigkeiten vorsetzen, haben sie beibehalten. Ihre hohen Beamten haben europäisch möblirte Zimmer, um Fremde zu empfangen; sobald diese Beamten aber „endlich allein" sind, kehren sie in ihre kleinen Stuben zurück, ziehen den Europäerrock aus und den Kimono an. Auch ihr gesellschaftliches Ceremoniell, ihre eigenartigen Begriffe von der Familie und Ehe erhielten sie sich. Fröhlichkeit halten sie für eine soziale Pflicht und zeigen selbst im schwersten Leid eine heitere Miene. Ihre Frauen bleiben stets Kinder und sind dem Mann, dem Schwiegervater, sogar dem erwachsenen Sohn zum Gehorsam verpflichtet. Das neue bürgerliche Gesetz hat weder die fast allgemein verbreitete Polygamie beseitigt noch die abscheuliche Sitte, die dem Vater gestattet, seine Tochter zu verkaufen.

Vergebens haben die Missionare, die sich in Japan frei bewegen dürfen, sich bemüht, das Volk aus dem Labyrinth von Shintoismus und Buddhismus zu befreien, in dem es seit langen Jahrhunderten lebt. Unter 45 Millionen Einwohnern giebt es in Japan etwa 90 000 Christen verschiedener

Bekenntnisse; aber die Missionare gestehen selbst, daß diese angeblichen Christen diesen Namen kaum verdienen. Die meisten Japaner bleiben ihrem Götzendienst treu; sie klatschen mit den Händen, um die Aufmerksamkeit ihrer kleinen Hausgötter zu erwecken, und werfen ihnen im Vorbeigehen einige Papierstückchen mit Gebeten zu. An den Ufern ihrer Seen und in den Lichtungen ihrer Wälder hört man den Schall des von den Bonzen geschlagenen heiligen Gong. Und die gebildeten Japaner behaupten, der Buddhismus vertrage sich mit der modernen Wissenschaft besser als die christlichen Lehren; der liberale Buddhismus, der im Grunde nur eine Religion der Barmherzigkeit ist. Stellt man sich auf ihren Standpunkt, so wird man in Alledem keine unvereinbaren Widersprüche finden. Man sagt zwar, die christliche Moral durchdringe nach und nach alle Organisationen der Welt. Vielleicht; aber recht langsam. Um die Sklaverei zu besiegen, brauchte sie neunzehn Jahrhunderte und den Krieg hat sie bis heute noch nicht abzuschaffen vermocht. In den meisten großen Reichen hängen noch immer Alle vom Willen eines einzigen Menschen ab. Alle Menschen sollen Brüder und Schwestern sein; aber diese Brüderlichkeit ist in die wirthschaftlichen Verhältnisse der christlichen Welt bisher noch nicht sehr tief eingedrungen. Sie ist noch immer der Pharus, nach dem sich die Blicke der von Gerechtigkeit Träumenden hinwenden.

Was soll der Japaner davon denken? Wahres Christenthum findet er nur in wenigen europäischen Büchern; und noch kleiner ist die Zahl der Menschen, die es in ihrem Wesen zeigen. Was im Handelsverkehr, in Heer und Flotte zu sehen ist, sieht wahrlich nicht nach Christenthum aus. Woraus soll der Japaner also lernen, daß die christliche Sittlichkeit unser unterscheidendes Merkmal ist? In den Organisationen, die er von uns übernommen hat, muß er sie mit der Lupe suchen. Und warum ist denn der Shintoismus, Buddhismus, die Polygamie und andere japanische Nationalsitte unvereinbar mit den nach preußischer Art disziplinirten, mit Hinterladern und Krupp-Kanonen versehenen Armeen, mit Panzerfregatten, Torpedos und Unterseebooten, mit großartigen Eisenwerken, Banken, Exportgeschäften, Eisenbahnen und elektrischer Beleuchtung? Was haben all diese Dinge mit dem Christenthum zu schaffen? Oder verleihen sie etwa unserer klassischen Literatur, unserer modernen Kunst oder Philosophie neuen Glanz? Sie gehören doch offenbar zu den materiellen Dingen; und nur von denen hofften die Japaner einen Zuwachs an Macht.

Ein Bischen Aufrichtigkeit, liebe Rassengenossen! Wir haben die Rothhäute gehetzt, geplündert, betrogen, vernichtet, haben die Schwarzen zu Sklaven gemacht, entehrt und nach der Emanzipation gelyncht: soll Das der gelben Rasse etwa Vertrauen einflößen? Sie kann mit Recht sagen: Die Weißen sind stark, aber nicht gütig. Und wenn die Gelben hinter das Geheimniß

unserer Stärke kommen wollen, brauchen sie sich um die mehr oder minder helle Erleuchtung unserer Seelen nicht zu bekümmern.

Die Japaner dürfen sich nicht verhehlen, daß ihre zwiespältige Civilisation jetzt den letzten Trumpf ausspielt. Siegen sie, dann zwingen sie den anderen gelben Völkern ihre Kulturform auf; unterliegen sie aber, wie die unerbittlichen dynamischen Gesetze zu gebieten scheinen: was wird dann aus den Errungenschaften von 1868? Dieses Volk hat sich, um stark zu werden, mit zäher Energie theure und lästige Einrichtungen aus der Ferne geholt; verfehlen sie ihr Ziel und schützen das Volk wider Erwarten und Hoffen nicht vor Niederlagen, dann werden es vielleicht Die büßen, die zu solcher Neuerung riethen. Wird das Volk dann in seine Vergangenheit, seine Isolirung zurückkehren? Die Großmächte haben ihm den Handel aufgezwungen und werden es nie mehr von diesem Zwang befreien. Das alte Japan ist tot. Dem besiegten Japaner wäre die Gegenwart zertrümmert und der Rückweg in die Vergangenheit gesperrt. Was bleibt ihm also? Die Knechtschaft?

Nur wenn alle Nothwehrmittel versagt haben, wird der Japaner sich knechten lassen. Er ist nicht Individualist, hält sich nicht für den Endzweck seines Erdenlebens; sein Ziel ist die Gattung, das Volk, als dessen Theilchen er sich fühlt und für dess'n Wohl er sich ohne Klagelaut opfert. Die Sage erzählt von einem Shogun Kotsuke, der von einem seiner Daimios, Takumi, beleidigt wurde. Dieser Verwegene wurde zum Harikiri verurtheilt, mußte sich also den Bauch aufschlitzen; seine Güter wurden konfiszirt und seine Burgen zerstört. Takumis Vasallen zogen in die Berge und schworen, ihren Führer zu rächen. Jahre lang rüsteten sie sich zu diesem Werk. Dann drangen sie, siebenundvierzig Mann, nachts in des Shoguns Schloß. Kotsuke war alt geworden und hatte weder moralische noch physische Kraft mehr. Als die Verschworenen von ihm forderten, er solle sich nun selbst den Bauch aufschlitzen, weigerte er sich. Man tötete ihn, schnitt ihm den Kopf ab und brachte diese Trophäe auf Takumis Grab. Wer aber wähnt, die Rächer hätten nun Tage lang ihren Sieg gefeiert, irrt gewaltig. Sie hatten ihren Zweck erreicht und ihr Leben hatte fortan weder Sinn noch Werth. Alle schlitzten sich den Bauch auf und tränkten mit ihrem Blute das Grab ihres Daimio und den Kopf des enthaupteten Shogun. In der japanischen Literatur findet man viele ähnliche Züge, die dem Volk als Zeichen höchster Frömmigkeit gelten... Die kleinen gelben Männer, die dem Feinde die Waffen entlehnt haben, werden nicht zögern, das Vaterland mit ihren Leibern gegen die Weißen zu vertheidigen.

Lausanne. Albert Bonnard.



Wassermann und Nixe.

Dank der Geschicklichkeit ihres Redakteurs hatte die Bernheimer Abendpost in der ganzen Umgegend von Bernheim Ruf bekommen. Dieser Redakteur, Herr Gustav Nagel, war entschieden eine bedeutende Persönlichkeit und genoß als solche das geziemende Ansehen. Im Verkehr war er schweigsam, ernst und beobachterd; kein guter Redner, wenn er sich nicht extra vorbereitet hatte. Aber wenn er schrieb! Ueberall konnte er einspringen: beim Leitartikel und im Feuilleton, das sein Hauptfach war, im Gerichtssaal und im Lokalen. Und gar erst seine Buch- und Theater-Besprechungen! Welcher Geist! Er hatte oft eine ganz merkwürdige Art, Triviales und treffende, tiefsinnige Sätze neben einander zu stellen, an Geschmacklosem Ge'chmack zu finden und wieder Artikel voll Gedankenreichthum in geradezu klassischem Stil zu schreiben. Kurz, er bot immer Ueberraschungen. Darin zeige sich eben das Geniale seiner Beanlagung, sagte Peter Mayer, der Bürgermeister von Bernheim. Und Der mußte es wissen, denn er hatte viele Jahre in Wien gelebt, dort studirt und mit den hervorragendsten Schriftstellern verkehrt, — wie er erzählte.

Noch eine zweite Zeitung existirte in Bernheim: der Morgenbote. Er gehörte einer anderen Partei an und brachte mehr Belletristisches. Sonst aber vertrugen sich Morgenbote und Abendpost gut und waren ziemlich gleichartig; oder, richtiger gesagt: wollten es sein, denn die Thätigkeit Nagels machte dem Morgenboten das Konkurriren schwer.

Peter Mayer, der sich für beide Zeitungen gleich lebhaft interessirte und mit Gustav Nagel befreundet war, meldete dem Freund eines Tages, daß der Morgenbote einen neuen Redakteur ausfindig gemacht habe, der soeben eingetroffen sei. „Ein eminent gescheiter Kopf, sage ich Ihnen, Herr Nagel! Er war bei den Braunburger Nachrichten und die habe ich im Café oft gelesen. Diese Feuilletons! Beinahe wie Ihre. Deshalb hat sich der Morgenbote wahrscheinlich auch so bemüht, ihn zu kriegen."

Gustav Nagel fuhr auf und runzelte die Stirn. Der Bürgermeister bemerkte es nicht. „Wissen Sie übrigens — Das fällt mir jetzt erst auf —: der Mensch hat merkwürdige Aehnlichkeit mit Ihnen in seinen Ansichten und seiner Ausdrucksweise."

Nagels Stirn umwölkte sich immer mehr.

„Schade nur, daß Sie Beide nicht lustiger sind. Für die große Menge reden Sie doch zu ernst und zu klug. Na, ich werde Sie und den Neuen, Robert Hermann heißt er, zu einem fidelen Abend einladen; vielleicht thauen Sie da auf. Adieu."

Verstimmt blieb Gustav Nagel zurück. Nach einer Weile ließ er sich vom Diener alle vorhandenen Exemplare der Braunburger Nachrichten aus dem Kaffeehaus holen, nahm sie mit nach Hause, schloß sich ein und machte sich an die Lecture. Immer erregter wurde er dabei, sprang auf, fuhr sich wild durch die Haare und schleuderte endlich voll Zorn ein Buch von seinem Schreibtisch auf die Erde, daß es mit höhnisch auseinander klaffenden Deckelhälften liegen blieb.

Zur selben Zeit geschah etwas Merkwürdiges. Robert Hermann, dem der Bürgermeister auch von der frappirenden Uebereinstimmung seiner Ansichten

mit denen Nagels erzählt hatte, war nicht minder verdrießlich geworden und hatte sich einen Jahrgang der Abendpost kommen lassen; auch er schloß sich ein, las, wurde immer erregter und fuhr endlich mit den Händen wild nach der Glatze. So waren denn seine und Nagels Schreibweise sogar in ihrer Wirkung auf einander gleich.

Bei dem fidelen Abend, den der Bürgermeister veranstaltete, lernten die Beiden einander kennen. An Robert Hermann war von Erregung nichts mehr zu merken. Mit größter Liebenswürdigkeit kam er dem Anderen entgegen und zeigte sich sehr erfreut, die Bekanntschaft seines „hochgeschätzten Kollegen" zu machen. Gustav Nagel dagegen war bleich, düster, entschlossen, auf seiner Hut zu sein. Seit einigen Tagen litt er an einer fixen Idee. Er hatte für das Sonntagsblatt mühsam einen langen Artikel über italienische Literatur geschrieben. Unablässig verfolgte ihn die Vorstellung, Robert Hermann könne noch vor ihm das selbe Thema behandeln, mit dieser unheimlichen Aehnlichkeit der Gedanken. Wie eine gespenstische Erscheinung sah er schon täglich, wenn er den Morgenboten mit Artikeln Hermanns in die Hand nahm, seine Anfangsworte darin stehen: „Die italienischen Schriftsteller sind schwerer zu beurtheilen als die anderer Nationen. Ihre Prosaiker werden Poeten, ehe man sichs versieht, weil sie Das, was mit dem Dichter geboren wird, in ihren Kinderjahren schon gleich aus zweiter Hand empfangen."

Robert Hermann brachte einen schwungvollen Trinkspruch auf seinen „lieben Kollegen" Gustav Nagel aus, eine bewundernde Lobrede. Verwirrt erwachte Nagel aus seinem Sinnen, konnte aber nicht erwidern. Ihm ging immer nur die Frage durch den Kopf: Herr, werden Sie auch über italienische Literatur schreiben?

Am Tage nach diesem Abend klopfte es bei Robert Hermann und auf sein „Herein!" trat Gustav Nagel ein.

„Sie werden vermuthen, weshalb ich komme?"

„Ja," entgegnete Hermann, „ich vermuthe es, denn ich hatte auch schon das Bedürfniß, mit Ihnen zu sprechen." Der Andere reichte ihm eine Nummer der Braunburger Nachrichten. „Hier: lesen Sie einmal die angestrichene Stelle."

Robert Hermann las: „Wenn man auch keine Art der Produktion aus dem Reich der Literatur ausschließen kann und soll, so besteht denn doch das immerfort sich wiederholende Unheil darin, daß, wenn irgend eine Art von wunderlicher Komposition sich hervorthut, der Verfasser von dem einmal betretenen Pfade nicht weichen kann noch mag, wobei das Schlimmste ist, daß er gar viele mit mehr oder weniger Talent begabte Zeitgenossen mit sich reißt."

„Genau das Selbe, fast mit den selben Worten, habe ich einmal in einem Feuilleton über Gerhart Hauptmann geschrieben," unterbrach ihn hier Nagel. „Das ist nur ein Beispiel. Mehr brauche ich Ihnen nicht zu sagen."

„Und vor Ihnen hatte ich es über einen Anderen geschrieben? Fatal!" meinte Hermann trocken. „Nein, mehr brauchen Sie mir nicht zu sagen."

„So kann es nicht weiter gehen. Einer von uns muß fort!"

„Wenn Sie gehen wollten, lieber Kollege, thäte es mir leid; ich gehe nicht," erwiderte Hermann mit unerschütterlicher Ruhe.

„Wollen Sie vielleicht Ihre Schreibart ändern?"

„Das Selbe könnte ich Sie fragen."

„Fürchten Sie nicht . . .“

„Ja, fürchten Sie denn nichts?“

Gustav Nagel schüttelte seine Mähne und sah düster brütend vor sich hin. Robert Hermann ging, die Hände in den Hosentaschen, eine Cigarette rauchend, gelassen auf und ab.

„Sehen Sie“, sagte er endlich: „Sie nehmen das Ganze viel zu tragisch. Bei Ihrer Literaturkenntniß“ — der Andere zuckte zusammen — „kennen Sie gewiß das Gedicht (ich glaube, es ist von Heine), das Wassermann und Nixe, von Allen unerkannt, beim Tanz einander begegnen und an gewissen Zeichen erkennen und fliehen läßt. So geht es jetzt uns; nur brauchen wir einander schließlich nicht zu meiden, sondern müssen uns unterstützen, wenn wir klug sein wollen. Da wäre noch Etwas zu citiren: ‚Laßt Nationen wie Individuen nur einander kennen und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hilfeleistung verwandeln und statt natürlicher Feinde werden wir Alle natürliche Freunde sein.‘ Sie wissen sicher, wo Das steht.“

„In einem Brief Carlyles an Goethe“, hauchte Nagel düster. „Ganz recht; ich habe es in einem Nachwort über den Burenkrieg gesagt. Wie ich nun über unsere Sache denke, hat Ihnen mein Trinkspruch gezeigt. Unsere Parole sei: Verständigung und gegenseitiges Lob. Und wir bleiben Beide . . . Aber bequemer ists freilich, wenn ich Ihnen das bisherige Gebiet allein überlasse und mich altfranzösischen Dichtern und Denkern zuwende. Meine Mutter war eine Französin und ich beherrsche die Sprache vollkommen. Da ist viel zu holen und es ist auch noch ungefährlicher.“

Fast neidvoll sah der Andere ihn an und seufzte erleichtert.

„Es ist ja fatal, daß wir uns so begegnen mußten,“ fuhr Hermann fort; „na, es hätte aber noch schlimmer kommen können. Auf gegenseitige Diskretion und Hochachtung dürfen wir jetzt wenigstens rechnen.“

Nagel lächelte gezwungen und wollte gehen. Noch einmal hielt ihn Hermann zurück. „Sie brauchen sich wirklich keine Sorgen zu machen; wir thun doch ein gutes Werk. Goethe sagt irgendwo, Alles sei schon einmal gedacht worden; man müsse es eben noch einmal denken. Die Nocheinmaldenkenden sind wir. Die Bernheimer denken überhaupt nichts. Und die Gedanken des alten Herrn sinds werth, nochmal wiedergekäut zu werden. Wir müssen sie ja auch mundgerecht und modern machen. In ihrer alten Form beachtet sie doch Keiner. Ja, nebenbei bemerkt: zu der Anschaffung der französischen Werke, die ich jetzt brauchen werde, möchte ich bei Ihnen eine kleine Anleihe machen; sie sind theuer.“

„Mit größtem Vergnügen,“ versicherte Gustav Nagel und zog seine Börse. „Nur . . . ich habe gerade nicht so viel bei mir . . .“

„Natürlich; wir haben nie so viel bei uns; aber es hat keine Eile. Inzwischen werden wir uns schon noch auf dem selben Gebiet verständigen. Kann ich Ihnen vielleicht mit meiner Goethe-Ausgabe dienen? Sie ist sehr alt und hat viele ganz unbekannte Stellen.“

„Danke; meine genügt mir,“ sagte Nagel und ging... Der Artikel über italienische Literatur in der Bernheimer Abendpost gefiel allgemein.

Wien. Helene Migerka.

Anzeigen.

Weibliche Schönheit. Kritische Betrachtungen über die Darstellung des Nackten in Malerei und Photographie vom Dr. Bruno Meyer, Professor der Kunstgeschichte, mit Aktstudien vom Professor Hermann Ludwig von Jan und einer Einleitung vom Regirungrath Ludwig Schrank. Deckelzeichnung vom Kunstmaler Hans Gyenis Kartsy in München. Stuttgart, Kunstverlag von Klemm & Beckmann. 1904, gebunden 15 Mark.

Schon seit Jahren ist es bekannt, daß der straßburger Kultur- und Kunsthistoriker Professor Hermann Ludwig von Jan sich als ausgezeichneter photographischer Dilettant mit malerischen Aktaufnahmen beschäftigt. Auf verschiedenen Fachausstellungen hat er solche Werke vorgeführt und im In- und Ausland mit seinen ungewöhnlich schönen Arbeiten Ehre eingelegt. Trotzdem sind die Sachen in weiteren Kreisen kaum bekannt geworden; und so empfahl sich der Gedanke, eine Auswahl der besten Stücke in einer handlichen Form und in wirklich guten, den Originalen möglichst vollkommen gerecht werdenden Nachbildungen dem Publikum zugänglich zu machen. Aber man weiß ja, welche Vorurtheile selbst in dem sogenannten gebildeten Publikum diesen Dingen entgegenstehen; es wäre einigermaßen gewagt erschienen, ohne irgendwelche Einführung oder Befürwortung mit einer solchen Sammlung hervorzutreten. Deshalb wurde der Wunsch ausgesprochen, die Publikation mit einer Reihe von Erörterungen zu begleiten, die sich mehr oder minder eng an das hier unmittelbar Gegebene anlehnen sollten. Dieser dankbaren Aufgabe habe ich, als die Aufforderung kam, mich um so lieber unterzogen, als ich mich schon seit Jahrzehnten mit der Photographie, besonders der wirklich künstlerischen, beschäftige und eben so lange — bei leider häufig gebotenen Gelegenheiten — für die Berechtigung der Kunst, gewisse Schranken der Wohlanständigkeit, die das Leben fordert, in ihrem Bereich nicht anzuerkennen, manchmal in recht lebhafter Polemik eingetreten bin. Es lag in der Natur der Aufgabe, daß wesentlich Neues kaum gegeben werden konnte. Aber vielleicht war noch nie die Gelegenheit so günstig für die Beantwortung aller hierher gehörigen Fragen. Um der Bestimmung des Buches für ein größeres, mehr auf Genuß als auf Belehrung ausgehendes Publikum zu entsprechen, mußte sich die Darstellung in möglichst leichten Formen bewegen. Das wird auch die Leser wohl nicht belästigen, die das Buch mit ernsterer Absicht in die Hand nehmen. Auch sie werden bald erkennen, daß nicht oberflächlich gedacht zu sein braucht, was sich in der Form leicht und gefällig darstellt; gerade die Dinge, denen man am Längsten nachgedacht hat, kann man scheinbar mühelos behandeln. Das Wichtigste sind und bleiben freilich die Nachbildungen, für deren drucktechnische Vollendung Alles gethan worden ist, was gethan werden konnte.

Professor Dr. Bruno Meyer.

❦

Gustav Ratzenhofer und seine Philosophie. Hugo Schildberger, Berlin. 1 Mark.

Unter den philosophischen Denkern unserer Zeit nimmt der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Gustav Ratzenhofer eine hervorragende Stelle ein. Sein System liegt in sieben Bänden bearbeitet vor. Seine geistige Durchdringung

bietet erhebliche Schwierigkeiten. Durch meine kurze Darstellung möchte ich allen philosophisch Interessirten einen Dienst erweisen. Dem Denker selbst möchte ich den Weg in die weiteren Kreise der Gebildeten bahnen helfen; denn sein System enthält viele Gedanken, die eine höchst werthvolle Bereicherung unseres Bewußtseinsinhaltes werden können. Für mich hat mein Buch den Werth einer kritischen Auseinandersetzung mit Ratzenhofer. Aber nicht nur als Philosoph, sondern auch als Persönlichkeit ist Gustav Ratzenhofer anziehend und interessant. Er hat als Uhrmacherlehrling angefangen und ist jetzt Feldmarschall Lieutenant und Präsident des Militär-Obergerichtes in Wien.

Charlottenburg. Dr. Otto Gramzow.

✤

Seele. Von Willy Geiger. Ein Cyklus von 30 Tuschzeichnungen in Lichtdruck reproduzirt von der Verlagsanstalt F. Bruckmann & Co., München. Verlag Dr. Marchlewski & Co. München. 20 Mark.

Von den Originalen dieser Mappe erhielt ich den Eindruck, der mich bestimmte, dem Künstler für die Herausgabe meine technische Erfahrung anzubieten. Die Gedankenwelt des Cyklus brauchte deshalb nicht auch meine zu sein. Die nähere Bekanntschaft mit dem Künstler hat diese Perspektive nicht verschoben. Sie hat sie erklärt. Mein Eindruck war nicht literarische Sensation; ich fand Unmittelbarkeit, Wahrhaftigkeit, in den meisten Blättern konstruktive Lösungen. Viele unserer jungen Graphiker kamen ja fertig auf die Welt. Physiologisch irgendwie endgiltig verzeichnet. Das besagt an sich nichts gegen Kunst innerhalb dieser Grenzen, bestimmt aber das Gebiet der Wirksamkeit. Hier sah ich außer einer naiv sicheren Technik einen von gutem Grunde aus zu universeller Betrachtung geschickten Geist. Auch sichere Anfänge einer durchaus eigenthümlichen Formensprache. Ich hoffe auf diesen Künstler.

München-Gern. Richard Scheid.

✤

Zehn Gesänge zu Dichtungen von Else Lasker-Schüler. Verlag Paul Reinke, Berlin.

Meine Absicht war, nicht Musik über ein Gedicht zu schreiben, also nicht von ungefähr die Stimmung zu treffen, sondern Beides so innig mit einander zu verschmelzen, daß Eins ohne das Andere gar nicht mehr denkbar ist. Wie mir scheint, schadet es gar nicht, wenn die Musik ohne die Worte keinen „Sinn" giebt, also absolut nicht wirkt. Das ist auch nicht die Aufgabe des Gesangsmelos. Es soll aber nicht etwa rezitativische Deklamation sein, sondern nur die Musik tönen lassen, die vom Ursprung an latent gerade in dem gewählten Gedicht enthalten war. Das Klavier hat natürlich nicht nur zu begleiten oder in Tönen zu malen, sondern hält die Grundstimmung, die Tendenz der Dichtung fest. Man wird behaupten, daß dieses Prinzip antimusikalisch, literarisch ist; es ist aber nur die konsequente Folge der Bewegung, die nun schon bald fünfzig Jahre alt ist und mit der Revolution der Oper einsetzte. Es ist hoch an der Zeit, daß auch das Lied nicht nur einfach, wie bisher, die Grundsätze des Musikdramas aufnimmt noch lediglich aus dem „unerschöpflichen Born des Volksliedes" weiter schöpft, sondern sich selbständig nach seinem eigenthümlichen Wesen entwickelt.

Herwarth Walden.

✤

Naturbetrachtung und Naturerkenntniß im Alterthum. Voß in Hamburg.

Dieser Versuch will in knapper Fassung zeigen, wie sich die Naturbetrachtung und Naturerkenntniß des Alterthumes zur Wissenschaft herausgestalten. Das verlangte ganz besondere Rücksicht auf theoretische Ideengänge und ihre psychischen Voraussetzungen. Vielleicht dürfte es daher Manchem als eine gewisse Einseitigkeit erscheinen, daß ich naturwissenschaftliche Historie auf den selben Hintergrund projizire, vor den man auch Geschichte der Philosophie, der Kunst, der Religion zu stellen pflegt. Das Fühlen und Wollen der Wirklichkeit, das in der Geschichte der Naturforschung so deutlich redet, schien mir diese Art von Darstellung und Zusammenfassung zu verlangen.

Groß-Lichterfelde. Dr. Franz Strunz.

Auf rother Erde. Schuster & Löffler, Berlin.

Ich wollte von westfälischem Recht schreiben, das heilig ist und doch so ungerecht. Habe es an Menschen gezeigt, die von diesem ungerechten Recht zerstampft werden, ruhig den Nacken beugen, wie vor etwas Unabänderlichem; die Knechte werden; oder heimathlos werden, weil sie das Unglück haben, jüngere Söhne zu sein: Knechte ihrer Brüder; Knechte auf dem väterlichen Hof. Denn der Hof vererbt sich vom Aeltesten auf den Aeltesten, sagt das Gesetz. Daneben aber zeige ich den starrköpfigen, stolzen Patriarchen, den Tyrannen des Hofes; seine Frau, die nur seine Sklavin ist; zeige die Männer, die saugrob sind und doch so treu und ehrlich; das Land der tausendjährigen Eichen; die Erde, gedüngt und roth geworden von dem Blut stolzer Mannen: das Land der wilden Rosen mit seinem ganzen Zauber. Der Bürger köstlichen Humor stelle ich dem Muckerthum gegenüber; die freie, stolze Tochter des Hofes den Kleinbürgerinnen; dem stolzen Herrn den stolzen Knecht. Ja, auch die Knechte sind dort stolz. Und haben einen wägenden Blick. Und „de Här" ist der König in ihren Augen. Und des Herrn Macht ihr Stolz.

Königswusterhausen. Meta Schoepp.

Was errettet uns aus der Kolonialmüdigkeit? Bericht über die von der Ortsgruppe Berlin des Alldeutschen Verbandes am vierten Februar 1904 im berliner Architektenhaus veranstaltete Versammlung. Berlin, Süsserott.

Zu einer Selbstanzeige bin ich in diesem Fall nur insofern berechtigt, als ich Erster Vorsitzender der Körperschaft bin, die diese Versammlung veranstaltet und auf den Wunsch des Verlegers den Bericht herausgegeben hat. In der Versammlung haben die Männer gesprochen, die meinen politischen Freunden zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage am Meisten berufen erschienen: General von Liebert, der früher Gouverneur von Ostafrika, Dr. Joachim Graf Pfeil und Dr. Passarge. Der frühere Landeshauptmann von Südwestafrika, Major von François, war am Erscheinen verhindert und hatte sich brieflich geäußert. Er und alle drei genannten Redner stimmten mit uns in dem Urtheil überein, daß die Kolonialmüdigkeit, die heute selbst die besten Kreise der Nation ergriffen hat, ihre Ursache in der seit Bismarcks Entlassung herrschenden Programmlosigkeit der Kolonialregirung hat. Im Namen meiner Ortsgruppe erbitte ich mir deshalb die Aufmerksamkeit der Leser der „Zukunft" für den Bericht. Ich bin überzeugt, daß sie uns diese Anregung danken werden. Fritz Bley.

Helios.

Am deutschen Gründerhorizont sind die Umrisse eines neuen Skandals wahrnehmbar. Er knüpft sich an die schon so viel genannte Elektrizitätgesellschaft „Helios“ in Köln und umspinnt deren Schutzherren, die 1897 die Aktien dieses Unternehmens mit dem nicht zu verachtenden Agio von 76 Prozent, also zum Kurs von 176, in die berliner Börse einführten, dann dafür sorgten, daß sich das Publikum bis zu einem Preis von 198 hinauf für das Werthpapier (lucus a non lucendo) begeisterte, und schließlich mit frommem Augenaufschlag die Hände falteten, als nach raschem Kräfteverfall die Notirung bis auf 7 Prozent sank und bald darauf ganz und gar von der Bildfläche verschwand. Ein brüsseler Bankier, der noch in den guten Zeiten von dem an Helios interessirten Bankenkonsortium einen größeren Aktienposten erworben und bis auf einen kleinen Rest auch bezogen hatte, wurde wüthend, als seine Spekulation in Widerspruch mit der Kursbewegung gerieth, und verklagte das Konsortium auf Entschädigung. Der technische Ausdruck lautet in solchen Fällen nicht: Differenzeinwand, sondern: Regreß. Wenn der Kläger darauf gerechnet hatte, daß ihm über kurz oder lang irgend eine Enthüllung nützlich werden müsse, da der Helios eine Blase sei, an die man nur zu rühren brauche, um sie zum Platzen zu bringen, dann war er nicht schlecht berathen. In der ersten Instanz, vor dem Landgericht Köln, wurde er noch abgewiesen. Es kam zu keiner Enthüllung; und da er den Beweis für die behauptete Thatsache schuldig blieb, daß er von der eigenen Kundschaft zum Rückkauf von Helios Aktien gezwungen worden sei, blühte ihm kein Erfolg. Das brüsseler Haus ließ sich aber nicht abschrecken. In der zweiten Instanz, vor der jetzt der Prozeß schwebt, wurde das schwere Geschütz aufgefahren. Und die Folge ist, daß plötzlich aus dem Civilverfahren ein Strafprozeß sich entwickeln will. Der brüsseler Bankier wirft dem Helios und dessen Patronen betrügerische Verschleierung vor. Im Geschäftsjahr 1899/1900 übernahm der Helios die Elektrizität-Aktiengesellschaft von Felix Singer & Co. auf Grund des Standes vom achtundzwanzigsten Februar 1900. Bei der Gewinnberechnung des Helios für dieses Jahr mußte also der Werth oder Unwerth der Singer-Gesellschaft berücksichtigt werden. Jedermann aus dem Volk mußte nun glauben, dieser Erwerb sei für den Helios ein Glück gewesen; denn das auf den Namen des Sonnengottes getaufte Unternehmen vertheilte im Herbst 1900 pro 1899/1900 noch 7 Prozent Dividende und wies einen Reingewinn von 1,600000 Mark auf das damalige Aktienkapital von 16 Millionen Mark nach. Der Jahresbericht, der im November 1900 erschien, ging über den Ankauf der Singer-Gesellschaft mit einigen Phrasen hinweg, die keinerlei Bedenken erregen konnten. „Auf den Geschäftsgewinn ist die Singer-Transaktion ohne Einfluß geblieben.“ „Die Aktien von Singer & Co. haben wir im Lauf des Geschäftsjahres auf den Betrag von 1 Million Mark voll eingezahlt. Die Bau- und Lieferungverträge von Singer sind der Einfachheit halber zum großen Theil auf unsere Firma (Helios) übergegangen und befinden sich in der Abwickelung; den Sitz der Singer-Gesellschaft haben wir nach Köln verlegt.“ Und so weiter in dem üblichen Geschäftsberichtstil, bei dem man einschlafen kann. Einige Monate vor Erklärung der Dividende aber und vor Abfassung des Berichtes, nämlich am einunddreißigsten Juli 1900, hat der Chef des kölner Bank-

hauses Eltzbacher, das in schöner Gemeinschaft mit der Deutschen Effekten- und Wechselbank und der Berliner Bank das vorhin erwähnte Konsortium bildete, an eine Koryphäe der Berliner Bank geschrieben: „Die Ultimo-Februar-Bilanz von Singer (die der Uebernahme zu Grunde lag) ist fertiggestellt; und es zeigt sich immer mehr, daß die vorjährige Bilanz gefälscht war; zum Beispiel: in der vorjährigen Bilanz ist ein antizipirter Gewinn aus Thorn von ca. 186000 Mark verrechnet worden und jetzt stellt sich heraus, daß der Bau Thorn im Ganzen einen Verlust von 200000 Mark brachte." (Antizipirter Gewinn ist gut; sonst pflegt man zwar manchen bereits effektuirten Gewinn unverrechnet ins neue Jahr hinüberzunehmen, aber Gewinne antizipando verrechnen: dieses Kuriosum hat man bisher nicht gekannt.) Und weiter heißt es in dem Brief: „Aehnlich verhält es sich mit dem Lichtwerk Liegnitz u. s. w. Ich werde unter diesen Umständen persönlich die ganze Situation prüfen, bevor Etwas in dieser Sache geschieht. Das aber ist mir schon gewiß, daß Singer ins Zuchthaus gehörte und der Aufsichtrath der Singer-Gesellschaft im höchsten Grade kompromittirt ist; denn seiner Pflicht zur Prüfung ist er gar nicht nachgekommen, sonst hätte er solche grasse Dinge konstatiren müssen. Die Bilanz schließt mit über 800000 Mark Verlust, wesentlich entstanden durch den zu Unrecht im Vorjahr verrechneten antizipirten Gewinn." Herr Singer ist aber bisher noch immer nicht ins Zuchthaus gekommen; und seinem Aufsichtrath ist auch kein Haar gekrümmt worden. Herr Eltzbacher hielt es, nachdem er „die ganze Situation" geprüft hatte, nicht mehr für angemessen, „Etwas in der Sache geschehen zu lassen". So sehr ihn die Entdeckung des Schwindels erschüttert hatte: als Mann, der im praktischen Leben steht und höheren Ehrgeiz besitzt als den, durch den Helios berühmt zu werden, kam er bald zu der Einsicht, daß Schweigen in diesem Fall sicherlich Gold, Reden allerhöchstens Silber, vielleicht Nickel sei. Und ihm muß sich der Adressat des Zornbriefes, der Herr, der in der Berliner Bank die Fäden spann, aus voller Seele angeschlossen haben. Diskretion natürlich Ehrensache. „Begraben wir die Geschichte, bei der ja doch nichts Vortheilhaftes herausschaut."

So präsentirten sich Dividende und Geschäftsbericht des Helios im Herbst 1900 denn in tadelloser Pracht, des Lobes aller Edlen werth. Es war der letzte stolze Morgenritt des Sonnengottes. Nie wieder hat seitdem der Helios eine Dividende vertheilt. Schon im nächsten Jahr war mehr als die Hälfte des Aktienkapitals verloren und nur durch die Heranziehung des Reservefonds konnte die Anmeldung des Konkurses vermieden werden. Aber der Geschäftsbericht, der diese riesige, in einem einzigen Jahre herausgewirthschaftete Unterbilanz von 5 Millionen Mark erläutern sollte, enthielt über Singer noch viel weniger als der vorige. Zwei arme Zeilen: „Die Singer A.-G. hat die Abwickelung ihrer Geschäfte im abgelaufenen Jahr fortgesetzt; dabei ergab sich ein Verlust, der abgeschrieben ist." Freilich kann Singer mit all seinen Fälschungen nicht die ganze Katastrophe verschuldet haben. Aber die Singer-Affaire wird wohl auch nicht die einzige Schmutzquelle gewesen sein, die die Helden des Helios und seines Bankenkonsortiums verstopften, aus Furcht, selbst bespritzt zu werden und in der Oeffentlichkeit bemakelt dazustehen. In den späteren Geschäftsberichten des Helios mußte natürlich „der jähe Umschwung nach einer längeren Periode mächtigen Aufblühens von Industrie und Handel", die „Jugend der deutschen elektro-

technischen Industrie", und wie die bei faulen Leuten beliebten Phrasenklepper sonst heißen mögen, herhalten, um die Aktionäre über die Wahrheit hinwegzutäuschen. Was kann eine Direktion und ein Aufsichtrath den Aktionären schließlich erzählen, nachdem sie ihnen das halbe Kapital verloren haben? Auf das schlimme Ergebniß von 1900/1901 folgte das noch schlimmere von 1901/1902. Die Unterbilanz war von 5 auf 8,8 Millionen angeschwollen. Jetzt wurde „sanirt". Sechzehn Millionen Mark kostete die Kur; denn so viel betrug der Buchgewinn, den die Sanirung abwarf. „Wir verkennen nicht" — mit diesen Worten empfahl die Helios-Direktion, die nicht mehr wagte, sich mit allen Namen in den Geschäftsbericht zu setzen, die Sanirung —, „daß die vorgeschlagene Rekonstruktion den Aktionären schwere Opfer zumuthet; wir hoffen aber, daß diese Opfer nicht vergeblich gebracht sein werden und daß die Gesellschaft in Zukunft befriedigenden Gewinn erzielen wird; unser Geschäftsbericht läßt ja erkennen, daß bereits das laufende Jahr unter wesentlich günstigeren Arbeitbedingungen begonnen hat". Diese leeren Versprechungen, von denen sich die Aktionäre abermals bethören ließen, wurden im folgenden Abschluß mit der Verkündung eines neuen Verlustes von 1,3 Millionen Mark eingelöst, der den letzten Rest des Sanirungzuschusses aufzehrte. Das war der psychologische Moment für den erwähnten Augenaufschlag über fromm gefalteten Händen. An uns liegt es nicht, riefen die Direktoren; warum habt Ihr unsere Schande an die große Glocke gehängt? „Bei Vorlegung des Geschäftsberichtes für das Jahr 1901/1902 sprachen wir die Erwartung aus, daß es uns in dem jetzt abgelaufenen Jahr 1902/1903 gelingen werde, ein befriedigendes Ergebniß zu erzielen; diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, vielmehr hat das Erscheinen unseres letztjährigen Geschäftsberichtes, die Sanirung u. s. w. und die Besprechung dieser Thatsachen in der Oeffentlichkeit ein fast vollständiges Stocken in dem Eingehen neuer Aufträge zur Folge gehabt." Eine gewisse Schadenfreude war aus diesen Worten herauszulesen; sie erinnerten an den Freudenschrei des merkwürdigen Spazirgängers, der im Winter vor einem Haus hinfällt und sich ein Bein bricht, weil, wider die Polizeivorschrift, kein Sand gestreut ist: „Geschieht dem Portier ganz recht! Warum hat er seine Pflicht versäumt!"

Im Juli 1900 spätestens hat Herr Eltzbacher die Betrügereien in Singers Bilanz entdeckt und von diesem Monat an sank der Kurs der Helios-Aktien systematisch, bis er am Ende des selben Jahres unter Pari gefallen war, — unter Pari, nachdem erst vor Kurzem 7 Prozent Dividende vertheilt worden waren! Da muß man sich Gedanken machen, ob man will oder nicht. Nichts ist leichter, als einer Effektentransaktion einen Schleier umzuhängen, der sie dem prüfenden Blick entzieht. Deshalb wäre es ein müßiges Beginnen, in den Büchern der interessirten Firmen den Spuren der Verkäufe von Helios-Aktien nachzugehen. Hier kommt es auf die Logik an, nicht auf dokumentarische Beläge. Wenn es aber noch eines Beweises dafür bedürfte, daß die Helioslente sich aufs Verschleiern im Allgemeinen, nicht nur auf ein gelegentliches Abenteuer, verstehen, so wird er durch ihr Verfahren mit den Aktien der brüsseler Union de Tramways vollauf erbracht. Von den Aktien dieser Trustgesellschaft — die hauptsächlich an den Straßenbahnen von Charkow, Tiflis, Witebsk und Orel betheiligt ist — übernahm der Helios vor einem Jahr zu seinen alten 40 000 vollgezahlten noch 50 000 junge Stücke, die aber nur mit 10 Prozent eingezahlt

wurden und einfach den Zweck hatten, dem Helios eine billige Majorität in der Verwaltung zu sichern. Aber wozu? Im vorletzten Geschäftsberichte des Helios waren auch für die Union günstigere Resultate in Aussicht gestellt worden. Solche Prognose hatte man längst erhofft, nachdem diese im Jahr 1895 mit 6 Millionen Francs gegründete und schließlich mit 12½ Millionen Francs Kapital ausgestattete Gesellschaft in Folge großer Schulden und unerläßlicher Abschreibungen sich, gleich dem Helios, auf den Dividendenstrike verlegt hatte. Statt nun den Helios-Aktionären wenigstens die Hoffnung auf einen Ertrag aus den Union-Aktien zu belassen, mit deren fetten Zukunftgewinnen man ihnen den Mund wässerig gemacht hatte, entschloß sich die Helios-Verwaltung im laufenden Geschäftsjahr urplötzlich, Alles, was sie an solchen Aktien besaß, an einen brüsseler Interessenten abzustoßen. Zu welchem Preis? Das weiß außer den unmittelbar Betheiligten kein Mensch. Wahrscheinlich wirds nicht gerade ein Kurs gewesen sein, mit dem sich der Helios sehen lassen kann; denn das Papier wurde zur Zeit dieser Transaktion an der brüsseler Börse zu 35 notirt, — und auch dieser Kurs war nur nominell. Außerdem wäre der Helios gewiß nicht so diskret geblieben, hätte er seine Aktionäre sicher ins Vertrauen gezogen, wenn er im Stande gewesen wäre, ihnen etwas Gutes zu berichten. Die Hauptfrage aber, wer der Käufer war, ist bis heute eben so wenig beantwortet wie die nach dem Preis. Nur Vermuthungen haben sich vorgewagt; sie fußen darauf, daß Herr Hardt, der Direktor der brüsseler Caisse d'Escompte et de Crédit, als Vermittler fungirt hat. Die belgischen Aktionäre der Union, denen durch die Ueberrumpelung mit den nur zu 10 Prozent eingezahlten jungen Aktien im vorigen Jahr die Majorität entrissen wurde, sind natürlich gespannt, zu wissen, wer ihnen jetzt für die noch zu entrichtenden 90 Prozent von der letzten Emission haftbar ist. Ihre Neugier ist jedoch noch unbefriedigt und sie müssen sich inzwischen damit begnügen, auf den Helios zu schimpfen. Was man ihnen nicht verargen kann.

Wie tief aber müssen die Abgründe sein, die das Effektenkonto des Helios noch birgt, wenn schon über eine solche Transaktion, an der doch nichts mehr zu verbergen sein sollte, ein so dicher Schleier gespreitet wird! In der letzten Generalversammlung des Helios lehnte die Direktion auf die Frage eines Aktionärs jede Auskunft über den Buchwerth ihrer Betheiligungen mit der Begründung ab, „daß sie diese Werthe früher oder später zu veräußern gedenke und gegen das Interesse der Gesellschaft handeln würde, wenn sie die Buchwerthe angeben wollte." Ganz wie in der letzten Generalversammlung der Diskontogesellschaft. Da nicht anzunehmen ist, daß dieses ehrwürdige Institut es dem Helios nachgemacht hat, so liegt hier offenbar wieder eine der „Antizipationen" vor, die bei der ehrsamen kölner Gesellschaft so beliebt sind. Die Aktionäre des Helios könnten von einem Wunder sprechen, wenn ihnen im Jahr 1904 ein viel besserer Abschluß vorgelegt würde als im letzten. Nüchterne Beurtheiler aber glauben weder im Allgemeinen noch gar in diesem Spezialfall an Wunder. Der Helios wird nicht mehr lange zu leben haben. Diese Sonne neigt sich dem Untergang zu. Ueber ein Kleines wird aus irgend einem berliner Concern, aber nicht aus dem der Berliner Bank, ein Sanitätrath eintreffen, der die Gesellschaft zu Tode kuriren wird. Auf ihr Grab mag man dann schreiben, daß in Aufsichträthen und Direktionen die gewissenlosen Heuchler, im Publikum die Dummen noch immer nicht alle werden. Dis.

*

Theater.

Der Vortritt gebührt den Toten. Ehe wir die Werke betrachten, die auf unseren Bühnen überwintern durften, wollen wir einen Blick auf die Gräber werfen. Da ruht, was „nicht ging", was an den ersten Lebensabenden nicht den Minimalbetrag einbrachte, den der Theatergeschäftsmann zur Deckung seiner Spesen braucht. Aus dem Bezirk dieses Totenlandes kehrt selten Einer ins helle Rampenreich zurück. Das, heißts, zog ja schon nicht, als es neu war, hat schon damals „nichts gemacht". Nur wenn die Persönlichkeit eines Dichters sich endlich dem trägen Massengeschmack aufzwingt oder der Glanz eines Saisonerfolges das Ladenschild einer Mächlerfirma vergoldet, entschließt Herr Direktor Thespis sich zur Exhumation. Sonst umschleicht er in scheuem Bogen den Friedhof und schnüffelt nebenan, wo, auf der Sonnenseite des Weinberges, die bewährten Marken wachsen, nach jungen Trieben. Der Mächler, der eine Konjunktur verpaßt hat und mit schlechter Jahresbilanz abschließt, jammert laut, schilt Herrn Omnes, den Direktor, die Spieler und Kritiker und schwört, nie wieder werde er, niemals so seine Kost dem Pöbel serviren. Und auch der Dichter seufzt oft und flucht; was sein inneres Auge geschaut, sein belebender, ordnender Künstlersinn gestaltet hat, soll sich nun nicht des Lichtes freuen. Am Tag nach der ersten Aufführung bekommt er seine Censur: Hasts brav gemacht; Wirst ausgelacht. Dann schweigt im papiernen Walde die Finkenschaft. Hat der Dichter die große Verachtung bloßen „Erfolges", den großen Glauben an die Fortwirkung aller Energie, so giebt er sich drein, hofft auf die Unsterblichkeit seiner Gestalten und harrt des Tages, da ihr Reiz, ihre Kraft sich dem Blick der Vielzuvielen enthüllen muß. „Sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte." Als Heinrich Kleist diese Worte geschrieben hatte, rannen ihm Thränen über die früh verhärmte Wange. „Nun ist sie tot!" rief er Pfuel, dem Freunde, schluchzend entgegen. Der von seinem Genius, seinem Dämon entfesselte Sturm hatte in Penthesileens Krone gegriffen, die in trotziger Kraft Erblühte rauh aus den Wesenswurzeln gerissen. Ihm hatte sie gelebt, war sie nun gestorben, der er, mit seinem Odem, „den ganzen Schmerz zugleich und Glanz seiner Seele" gegeben hatte. Was kümmerte ihn die Frage, ob die männische Tochter des Ares, das Gebild seiner zeugenden Phantasie, heute, morgen oder am Jüngsten Tag die Gründlinge im Parterre zu Thränen rühren werde? Im Grunde war er nur, ihres Schicksals Schöpfer, würdig, sie zu beweinen. Als er vernahm, daß seinen Dorfrichter Eiseskälte von der weimarer Bühne gescheucht



habe, hat er nicht geschluchzt... Und dennoch mahnt gerade dieses Beispiel uns Alle an ernste Pflicht. Wenn der „Zerbrochene Krug" in Weimar gefallen, irgend ein ausmünzbarer Erfolg den ärmsten Heinrich gelabt, die schwere Lebenswanderung ihm erleichtert hätte, brauchten wir klagend jetzt nicht vor einem viel zu früh geschaufelten Grab am Wannsee zu stehen. Gedenket drum der Toten; Derer, die vielleicht ein Zufall nur, die obstipirte Stimmung einer Abendstunde vom bretternen Thron geweht hat. „Er stieg empor, die Welt ward klein und kleiner; und auf der Höhe, die wir nicht durch Schleichen, die wir nur fliegend oder nie erreichen, ward über ihm der Aether immer reiner. Doch als er nun die Welt nicht mehr erblickte, da hatte sie ihn längst nicht mehr gesehen und frech ihm selbst das Dasein abgesprochen. Nun mußt' er darben, wie er einst erstickte. Ihm blieb nichts übrig, als zurückzugehen, — doch lieber hat er seine Form zerbrochen." Das hat Hebbel von Kleist gesagt. Laßt es uns nie wieder erleben; nie so starke Form wieder zerbrochen sehen. Laßt uns, bevor wir den Siegern Kränze gewähren oder weigern, dem Wort andächtig lauschen, das, im stolzen Wehgefühl kleistischer Kraft und kleistischen Erleidens, der selbe Dithmarse warnend zu seinen Landsleuten sprach:

Trennt Unsterbliche nur von Unbegrabenen, Freunde!
Alle Unsterblichkeit hat nur ein einziges Maß.
Das ist unsterblich, was lebt, was unverlöschliche Funken
Sprüht, die noch zünden in uns. Glaubt mir: das Andre ist tot!

*

Ein Grab ohne Blumen noch Grün. Ein Drama, das dem Haufen nicht gefiel, von den meisten Kritikern belächelt oder halb mit Erbarmen gelobt wurde und in dem ich den Puls einer Persönlichkeit, das starke Herz eines Poeten pochen höre. Es heißt: „Mutter Landstraße. Das Ende einer Jugend", ist von dem, wie man erzählt, noch sehr jungen Herrn Wilhelm Schmidt-Bonn gedichtet und im Kleinen Theater aufgeführt worden. Aufgeführt mit all der klugen und leisen Sorgfalt, der ernsten und bescheidenen Hingebung, an die uns die beiden vom Herrn Reinhardt geleiteten Schauspielhäuser, die besten Bühnen, die Berlin je hatte, gewöhnt haben; und durch die Aufführung dennoch um seinen feinsten Reiz gebracht. Daß die schmalen Brettchen nicht die Landstraße im letzten Winterkleid, an dem schon die Lerchen zupfen, zeigen konnten, war kein Unglück, war sogar gut; denn nicht ins Zigeunerreich der Vagantenpoesie waren wir geladen und der unbedachtsam gewählte Titel hätte die Erwartung noch weiter in Irrniß geführt, wenn der Regisseur Raum gehabt hätte, auf dem Holzgerüst das weiße Mullgewand auszuspreiten, darin der bräutliche Schoß des

Gebirges erbebend des Werbers harrt, des Lenzes, der mit zärtlicher Wärme das Brautkleidchen von den Gliedern schmeichelt und den entblößten Leib der Liebsten mit Primeln kränzt. Herr Reinhardt gab eine borstige Gestalt, deren Wucht seiner schmächtigen Altmännerweise bisher nicht zuzutrauen war. Das aschblonde Fräulein Höflich war, als Schaffnerin und als Verschmähte, in Weh und Tapferkeit die lieblichste Jungfrau. Die Hauptrolle aber wurde von einem allzu entschüchterten Routinier heruntergeschrien und heruntergefuchtelt; von einem Handfesten, der Alles macht, Hellenen und Russen, Tellheim und Peer Gynt, der leider nur niemals das Lallen und Seufzen einer wunden Seele vernahm. Und aus seinem Mund sollte das sieche Herz eines Jünglings sprechen, dem ein Wirbelwind den Vater, die Frau und das Knäblein raubt.

Lukas, der Marienmaler und Evangelist, erzählt die Geschichte vom Verlorenen Sohn, der über Land zog, sein Gut verpraßte, als Sauhirt vergebens um Schweinefutter bat und endlich aus seinem Elend heimkehrte und sprach: „Vater, ich habe gesündiget in den Himmel und vor Dir; ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich Dein Sohn heiße. Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor und thuet ihm an, gebet ihm einen Fingerring an seine Hand und Schuhe an seine Füße und bringet ein gemästet Kalb her und schlachtet es. Lasset uns essen und fröhlich sein. Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden." Und da der ältere Sohn murrt, nie sei ihm, des Hofes zuverlässigstem Knecht, ein Bock geschenkt worden, wohl aber Einem, der mit Huren sein Gut verschlang, schwichtigt ihn der Alte: „Du, mein Sohn, bist immer bei mir, und was mein ist, Alles, ist Dein." Die Geschichte vom guten Vater, der nicht richtet noch straft: der liebt. Den jungen Schiller hat die Parabel beschäftigt. Schubart hatte sie ins Schwäbische modernisirt; von ihm lieh der Schüler der stuttgarter Militärakademie den Stoff; auch den Titel sollte das Gleichniß des Evangelisten ihm liefern. Hier, schrieb er im Herbst 1781 an Dalberg, „erscheint endlich der Verlorene Sohn oder die umgeschmolzenen Räuber." Und Karl Moor brüstet sich in der Schänke, er werde „wenigstens die Schweine nicht hüten, auch keine Treber fressen." Er wird nicht vor den bitteren Ernst solcher Wahl gestellt; Franzens Lügengespinnst drängt sich mit arachnischer Kunst zwischen Vater und Sohn. Das Gedicht des Herrn Wilhelm Schmidt erspart uns plumpe und feine Intrigue; was es geschehen läßt, mußte geschehen, weil zwei Generationen, zwei Weltanschauungen auch ohne böse Zettelung nicht in Eintracht unter dem selben Dach hausen konnten. Aber sein allzu menschlicher Held denkt in letzter Noth noch



des Ahnen: „Ich bin kein Karl Moor", spricht er und will von der Sonne nur, nicht von bezahlten Talarträgern, den Richterspruch nehmen. Er ist kein Karl Moor; nie unterfing er sich, den Schlaf der Welt zu stören, in Philisterpalästen mit der Rächerkraft eines Simson die Säulen zu brechen. Auf seine Art zu leben, zu lieben, vermaß er sich nur. Tief aus der Enge reicher Herrnhoffnung, aus der Dienstpflicht des Offiziers, der Pflicht des Sohnes und Anverlobten. Ihm winkte die Welt; doch der Bauernenkel konnte sich den besonderen Formen des Kampfes um großstädtisches Dasein nicht anpassen, wurde in diesem Kampf von dem grausamen Gesetz der Selektion besiegt. Ungekrönt kehrt er, ein untüchtig Befundener, heim; mit einem zarten, abgezehrten Weib, in dem zwei Leben wohnen, und einem sterbenden Knaben. Für sie hat er, als jedes redliche Mühen fruchtlos geblieben war, gefälscht, unterschlagen, gestohlen; für sie will er in Schmach kriechen, den trotzigen Stolz köpfen, der schlechteste Knecht auf dem Hofe des Vaters sein. „Mache mich zu einem Deiner Tagelöhner", lautet bei Lukas der Satz. Eins nur will dieser Verlorene Sohn nicht: Buße thun; sich in die Sünderecke setzen; vor den Richtstuhl der Menschen gehen und sich von roher Büttelfaust ketten lassen. Das aber fordert der Vater. Dessen Waidmannsnase hat schon vor der Beichte gerochen, daß nicht nur ein vom Hunger Geschwächter, von allen Nöthen Zerzauster, sondern ein Verbrecher vor ihm steht; und mit Ehrlosen hat der saubere Großbauer keine Gemeinschaft. Die sollen ihr Kreuz auf sich nehmen, unter Qualen die Schuld abbüßen und erst wiederkommen, wenn sie von den Sündenmalen gereinigt sind. Oder wäre jetzt neue Ordnung, daß Einer, um den die Mutter sich ins Grab gegrämt hat und der Vater zum Greis geworden ist, der die Braut welken ließ und das Vertrauen des Nächsten bestahl, nur zu sagen braucht, Alles sei Jünglingsthorheit gewesen, und dann ungestraft wieder schnell aus der vollen Schüssel mitschmausen darf? Nein. Jahre lang mußte der Alternde stumm leiden, neben der hinkümmernden Frau in schlaflosen Nächten sein Herz härten, um weiterleben zu können. Nun ward es hart, klopft es nur unter einer dicken, erkalteten Grollkruste noch für den Landstreicher, der da um Brot und Daunenbett winselt. Die Thräne eines Reuigen würde die Kruste schmelzen; aber der hagere, fahle Bursche da fühlt keine Reue, keinen Ekel an seinem Thun, meint, er habe nur in der Noth drangvollen Lebens nach den Waffen gegriffen, die Fortunas verzärtelte Brut hochmüthig ächtet, fühlt nicht einmal die Last der Verantwortlichkeit. Nein. Der Vater ist in gutem Christenrecht, wenn er vor dem flehenden Blick des Sohnes, dem er nicht eine trockene Rinde

gewährt, über dampfenden Näpfen die Hände zum Gebet faltet. Die Schuldlosen, Mutter und Kind, mögen bleiben; der unbußfertige Sünder läge noch im dürren Stroh der Scheune zu weich. Die Hunde, die der Alte loskoppeln läßt, damit sie den Dieb halten, bis der Gendarme herbeigeholt ist, wittern in dem zerlumpten Strolch den Sohn des Hauses und lecken dem Verlorenen, Wiedergefundenen zärtlich Wange und Hand. Der Vater bleibt ungerührt. Vor dem Mann in zerrissenen Schuhen ziehen die Knechte ehrerbietig den Hut; sie wollen lieber das Brot verlieren als gegen Diesen Häscherdienst leisten. Der ihn zeugte, schickt ihm Flüche nach. So schreitet der Verlorene Sohn hinaus, durch eine Hecke mitleidiger Herzen, schreitet er, vom Vater verwünscht, in die Nacht hinein, in den Sturm, ins Herbstelend der Heimathlosen.

Er ist kein Karl Moor, findet auch jetzt noch nicht, daß ihm „Etwas übrig bleibt, womit er die beleidigten Gesetze versöhnen und die mißhandelte Ordnung wiederum heilen kann". Er will nicht im Gefängniß schimmeln; hebt die Stirn und fragt lachend, fast stolz, ob die Satten ihn etwa steinigen möchten, weil er neben vollen Tischen mit Weib und Kind nicht verhungern wollte. Auf die Landstraße geht er, zu den Kunden von der Walze, und wird sich einst, wenn zur Sommerszeit seine Stunde schlägt, gemächlich ins lange Wiesengras strecken, im Winter sich zu letzter Rast in die Schneedecke wühlen. Frei leben will er, frei sterben; frei auch von der liebsten Pflicht. Denn in der engen Ordnung des Vaterhauses hat die kurze Zeitspanne ihn erkennen gelehrt, daß es Pflichten giebt, die mit herrischem Gebot auch den kargen Freudenrest noch abfordern. Freien Willens trennt er sich, wider ihr leidenschaftliches Verlangen, von der Frau, die ihm Alles war, Sporn und Zügel, Wärme und Licht, Seligkeit und Verhängniß; läßt die Entkräftete mit dem kaum noch röchelnden Kleinen im behaglichen Heim: auch sie stürbe ihm ja auf der Straße. Das ist seine Buße; die schwerste, die er sich aufbürden kann. Und der schlechte Vater sieht ihn als reulos übermüthigen Sünder.

Der schlechte Vater? Dieser ist doch nicht ein von Hegel und Hebbel mit Salpetersäure getaufter Tischlermeister Anton, dessen griesgrämliche Kleinbürgerdialektik, dessen lichterloh an jedem Quarkhäuflein aufflackernder Jähzorn das Haus den Kindern zur Hölle macht und der mit Igelstacheln jede zärtliche Regung von sich stößt. Mit dem reichen bayerischen Hofbesitzer ließe sich leben. Nicht zu streng, den Aermsten gerecht, ein guter, barmherziger Herr, den die Magd, ohne zu zittern, frech angrinst; und am Herd zu lustigen Schnurren gestimmt. Seinem Kind gönnt er das Beste: fröhlichen Sinn, Wohlstand, das ganze Lenzglück sorgenloser Jugend. Nur soll es hübsch auf

dem Weg bleiben, den Vater und Ahn ihm gebahnt haben; auch wenn es heranwächst, in die Zwanziger, an die Dreißiger kommt. Fromm sein nach alter Art, ein strammer Rekrut und Gefreiter des Kriegsherrn im Himmel. Für alles Thun und Unterlassen sich einem ewigen Richter und vielen irdischen Justitiarien verantwortlich fühlen, deren höchster auf dem Familienthrönchen mit unbeschränkter Patriarchatsgewalt über die Hausgenossenschaft herrscht. Um keines Schrittes Breite über den abgezirkelten Kreis angeborener und anerzogener Pflichten hinausdrängen. Und — das Wichtigste — nicht etwa wähnen, es könne, so lange der Vater athmet, eigenem Lebensgesetz gehorchen. So wills die Ordnung; und nur zum Besten des Kindes heischt es der Erfahrene. Bequemlichkeit, die sich nicht erst mühsam in einer fremden Psyche zurechttasten mag? Eitelkeit, die sich im eigenen Werth spiegelt, ihn, bis aufs Härchen und Wärzchen, im Nachwuchs wiederholt sehen möchte? Schöpfersucht, die den Erdkloß, die Rippe mit ihrem Hauch färben, beseelen will? Von Alledem nichts; nur zum Besten des Kindes geschieht es. Hunderttausend Väter denken so; denken und handeln. Wissen genau, was gut und was böse ist, was Jedem nützen und schaden muß. Sind ganz sicher, daß ihr Leitseil auf den Gipfel des Glückes führt, ihr Richtschnürchen den Behutsamen an allen scharfen Kanten ungefährdet vorübergängelt. Persönlichkeit? Unsinn. „Ich kenne die Welt. Ich habe leidend erfahren, was unter dem wechselnden Mond immer ziemt und frommt. Wir sind nicht zum Vergnügen geboren, dürfen unseren Trieben nicht folgen. Und übrigens bin ich nun einmal so, habe mich für Dich abgeschunden und jetzt weder Zeit noch Lust, mich auf meine alten Tage zu ändern; und das ehrwürdigste Naturgesetz verpflichtet das Kind zum Gehorsam. Kann Dich ein Anderer denn besser lieben als ich?" Hunderttausend junge Herzen bluten täglich diesem Wahn. „Weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört." Heute noch, lange nach Garves Warnung: „Der Mensch ist nicht ein Thon, den der Erzieher nach seinem Gefallen modeln kann, sondern eine Pflanze, die ihre besondere Natur und Gestalt mitbringt"; lange auch schon nach dem tiefdeutigen Worte des Dichters, der im lichten Festkleid des Parsenpropheten die Eltern ermahnte, das Land ihrer Kinder zu lieben. Solche Liebe ist schwer; viel leichter, die theure Frucht ans Spalier zu binden und sie, nach unerforschlichem Rathschluß, zu nässen, zu wärmen. Reißt ein wilder Schößling sich los: Weh über ihn! Nur keine Schwäche dann zeigen; hart sein, wie Lucius Brutus war, auch wenns nicht um den Staat, nur um Tand und Getändel geht. „Wie durftest Du Dich so weit vergessen, da Du doch mein Fleisch und Blut bist? Nach Genüssen

langen, die ich Dir verbot? Aus meinem Samen bist Du und hast also meine Gedanken zu denken, meinen Willen zu wollen." Diese Väter werden von den Nachbarn bewundert. Sie thun so viel für ihr Kind; thun wirklich Alles, was zu thun ihnen kein Opfer ist. Und öffnen dem Verlorenen Sohn selbst die Arme, wenn er lange genug die Schweine gehütet, im Kerker gesessen hat und wachsweich heimkommt, um sich spät noch einmal in die rechte, der Altvätersitte genügende Form kneten zu lassen. Ihr letztes Hemd gäben sie her, wenns dem Kind nur recht eng säße. Ists nicht undankbar, sie schlechte Väter zu schelten?

Herr Schmidt schilt den Namenlosen nicht, den er „den alten Vater" nennt; giebt ihm für jedes nicht sehr hellhörige Ohr sogar immer Recht. Der Alte will das Beste des Jungen, hat stets sein Bestes gewollt. Was ihm eben für diesen, für jeden reichen Knaben das Beste schien. Wäre Hans folgsam geblieben, dann sähe er lebend jetzt sein Weib nicht als Witwe Eines, der an den Thüren bettelt und dem morgen vielleicht der Staub der Landstraße das Leichentuch webt. Dann säße er als guter Haussohn am warmen Ofen oder drillte dem König Soldaten und Großpapa könnte das fett gepäppelte Kind einer Herrentochter auf seinem Knie schaukeln. Doch Hans wollte nicht müßig bleiben noch thun, was ihm gegen die Wesensart ging, nicht den geschäftig faulenzenden Kronprinzen spielen, willenloser Handlanger eines Allmächtigen sein und mit dem Erleben, dem Erproben frischen Wagemuthes warten, bis der Alte die Augen schloß. Selbst wollte er sich sein Schicksal schmieden; und obendrein noch ein wildes Mädchen umarmen, das ihm nichts in die Ehe bringt als Wissensdurst und ein ungekühltes, lechzendes Herz. So kam Alles denn, wie es kommen mußte. Der alte Vater hatte Recht gehabt und bis ans schlimme Ende stets Recht behalten. Und doch klingt dieses Gedicht vom Verlorenen Sohn wie das Dysangelium vom schlechten Vater.

Wir sind weit von Lukas, dem Malerpatron; weit auch schon vom Räuber Moor. Der beugt sich vor der „unverletzbaren Majestät der Ordnung", bringt selbst sich der „Harmonie der Welt" als Sühnopfer dar. So moralisch endet das Rebellendrama, auf dessen Titelblatt ein grimmer Leu in tirannos die Tatze hob. „Der Verirrte tritt wieder in das Gleis der Gesetze", sagt Schiller, der Zweiundzwanzigjährige, in der Vorrede und verspricht seiner „Schrift einen Platz unter den moralischen Büchern". Der bürgerliche Held des späteren Dichters beugt sich nicht, unterwirft sich nicht; er hat den Klopstock nicht gelesen, sich nie einen reuig heulenden Abadonna genannt, Christendemuth niemals gelernt. Singend und lachend geht er aus dem Vaterhaus, wo er in einer Stunde gelitten hat, was ein Menschenherz



zu leiden vermag; schreitet erhobenen Hauptes in den Schnee, den Hut keck auf dem linken Ohr, in der Faust einen derben Stecken: ein rechter Wanderbursch. „Hinter mir im Stroh liegt Alles, was mein war; ich wende den Kopf nicht danach". Hinter ihm liegt die Jugend. Doch nicht als ein Schuldiger flieht er. Was er that, mußte er thun. Und wer wagt, den Stein auf ihn zu werfen? Der eigene Vater; nur er. Die verlassene Braut will ihm folgen, schmückt ihm den schäbigen Filz mit Rosen und bleibt nur, weil er ihrem jungfräulichen Muttergemüth sein schwaches Weibchen befiehlt. Die Knechte grüßen ihn mit entblößtem Haupt, die Hunde mit Schwanz, Pfoten und Zunge. Mit ihm, für ihn ist jede Kreatur, die natürlich fühlt; gegen ihn nur das züchtige, behaglich schmatzende Philisterthum mit den verkrüppelten Trieben. Auch dieses Werk könnte das Motto tragen: In tirannos. Fünf Vierteljahrhunderte sind eine lange Zeit. Neue Tyrannen sind aufgekommen; ungekrönte, nicht ungefährlichere. Und immer noch leben Poeten, die an die Freiheit glauben; nicht mehr an eine im Glorienschein, die „Kolosse und Extremitäten ausbrütet": ganz schlicht und bescheiden, ohne anthropolatrischen Wahn, an eine friedliche, Jedem individuell begrenzte Freiheit, in deren hellem Licht das Geschöpf der Gattung zur Persönlichkeit reifen kann.

Auch der Schöpfer dieses Weltwinkels ist frei; von der leidigen Sucht, ein Hochmoderner zu scheinen, und von dem Geckenhang, in aller Herren Ländern gut eingeführte Muster zu suchen. Schiller selbst brachte aus der Solitude Erinnerungen an Rousseau und Geßner, Fielding und Schubart, Milton und Klopstock mit; und lange noch gährt fremdes Blut in den Adern des Schwabenjünglings. Herr Schmidt aus Bonn dichtet sein Probestück, als hätte vor ihm kein Drama gelebt und er müßte, en plein air, diese Kunstform erst schaffen; als käme er stracks aus dem verriegelten Zauberberg und wüßte nichts von dem Gerede der Naturalisten und Symbolisten. Nur ein Bischen Romantik scheint er zu kennen; und manchmal ists, als sei von Eichendorffs losem Sang und Gorkijs unfrommer Inbrunst ein verwehter Klang durchs Ohr ihm in die Seele gedrungen. Das sind die schlechten Stellen. Auf der Leiter literarischer Erinnerung klettert er nicht hoch. Bleibt er auf seinen Beinen und seinem Boden, dann ist sein Gedicht oft frisch und herrlich wie die Schöpfung am ersten Tag. Er hat nicht Schillers Tatze, noch nicht die Kraft, dem Sehnen einer ganzen Zeit, ihrer Qual und Hoffnung die Zunge zu lösen; aber Schillers Muth zur Uebertreibung, zum Flug auf Gipfel, die, Hebbel sagt es uns, kein Schleicher erreicht. Seine Menschen leben; ohne rechte Hintergründe und doch so, daß man ihr Werden ahnt, ihr Vergehen klar vor sich sieht. Er

schämt sich nicht, wider die Moderegel wie der dümmste Knabe zu schwärmen. Er hört das herbstliche Schweigen, sieht die Wehen und das Wochenstubengeflüster lenzlicher Natur, wie der ludwigsburger Lateinschüler es niemals gelernt hat. Seine Felder dampfen; und die Streu, auf die er sein friedloses Paar bettet, wurde nicht hinter bemalter Leinwand aufgeschüttet. Noch in dem wüsten letzten Akt, aus dem ungeduldige Hast allerlei lästige Unkräutlein zu jäten vergaß, wagt er, was nur ein Starker wagen darf: und sein Wagen gewinnt. Und hat von allen bestallten Magistern keiner bemerkt, wie man das Kind, das totkranke Mätzchen, dem nur drei Wörter eingedrillt sind, in jeder Minute athmen, kindisch fürchten und im Fiebertraum hoffen hört? Das gelingt keinem artigen Talent ... Die Landstraßenpoesie ist billige Literatur; ein Spielmann ohne die Sonne, die bei Mistral, ohne den großen Welthumor, der bei Anzengruber solche Chorführer bestrahlt. Mutter Landstraße könnte ganz fehlen. Der Jugend unseres Poeten aber ward sie zum Symbol, zur weiten, staubigen, steinigen Heimath der Inkorrekten, die sich nicht ins Maß gesellschaftlicher Wohlanständigkeit ducken, nicht von Staatsfriseuren mit dem engen Kamm der Bürgersitte gestriegelt sein wollten.

*

Ein Grab ohne Blumen noch Grün. Dem Haufen hat das Lied nicht geschmeckt und drum kränzte er auch nicht den Sänger. Der wird sich, wenn er so stark ist, wie er an den besten Stellen seines Gedichtes schien, schnell getröstet und dem Rath seines weisen Vagabunden gehorcht haben: „Was kümmert Dich der Menschen Schein? Pfeif Du Dir eins und träum Dir was!" Wer aus dem warmen Gehege schlüpft, muß sich auf Püffe gefaßt machen; Muttersöhnchen mögen am Ofen bleiben und Aepfelchen braten. Vielleicht fühlt er so; vielleicht aber leidet er unter dem Stoß, ist von der unsanften Berührung der Welt, der er singen wollte, auf lange gelähmt. Laut will ich, trotz der Gefahr rascher Enttäuschung, deshalb sagen, daß dieses schmucklose Grab mir eine Hoffnung umschließt. Die Hoffnung auf einen Dichter, der deutsch, rein und redlich ist, sich nicht als Aestheten aufputzt, nicht schämt, den festen Handwerksmeistern zu gleichen, die uns, in Buonarottis, Dürers und Sachsens Tagen, Kunst schufen. Einen Lyriker, der das wägende Auge des Architekten hat, die Muskeln und den trotzigen Muth, aus echtem Stein einen Dramenbau ohne Schnörkelstuck aufzuthürmen. Der sicher noch nicht Unsterblichkeit verdient, doch auch kein Habenichtsgrab unter Krüppelkiefern. In Freiheit möge er reifen; und lieber am Zaun betteln als von schlechten Pflegevätern sich für die bourgeoise Weltordnung und deren profitliche Kunst abrichten lassen. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 16. April 1904.

Die Jesuiten.

Dreihunderteinundsechzig Jahre sind eben verstrichen, seit die Compañia de Jesus, das Kriegsfähnlein Christi, ins Feld zog. Schon 1540, in der Septemberbulle Militantis ecclesiae, war die Gesellschaft von dem farnesischen Lebemann, der als Papst Paul III. hieß, anerkannt worden. Doch sie durfte einstweilen nur sechzig streitbare Mitglieder zählen. So hatte der Gründer, Don Iñigo Recalde de Loyola, selbst es gewollt: nur der lange und gründlich Erprobte, hatte er in dem Entwurf zum Ordensstatut gesagt, solle in die Gesellschaft aufgenommen werden; denn zum Dienst in der Miliz Jesu tauge nur, „wer durch Reinheit der Lehre und des Wandels ausgezeichnet und klug in Christo sei". Bald aber zeigte sich, daß in Paris und auf anderen Universitäten viele Scholaren bereit und würdig waren, als professi quatuor votorum einzutreten. Die Bulle vom vierzehnten März 1543 hob denn auch die Begrenzung der Professenzahl auf und zum ersten General wurde, wie sichs gebührte, Don Iñigo gewählt, der fünfzigjährige Ignatius, von dem Salmeron damals sagte: „Uns Alle hat seine von Gott stammende Weisheit in Christo gezeugt, seine Milch genährt und seine Hand soll uns, als die würdigste, jetzt die kräftige Kost des Gehorsams reichen." Das Häuflein war zur Armee geworden; und Ignatius, der auf Monte Cassino seinen pariser Feind Pedro Ortiz, den Gesandten Karls des Fünften, und in ländlicher Stille den Papst seinem Plan gewonnen hatte, durfte getrosten Muthes nun wagen, die Welt zu erobern. Seit den Märziden des Jahres 1543 erst ist die Compañia eine

internationale Großmacht, werden ihre Professen als „Jesuiten" verehrt und befehdet, obwohl schon 1545 Petrus Canisius sich gegen diese entstellende Zusammenziehung wehrte und schrieb: „Fern sei uns die Anmaßung so heiligen Namens; kaum Christi Schüler sind wir, sind die zum Kampfe für sein Kreuz ausgehobenen Rekruten." Vergebens wurde in jedem Jahrhundert der Protest erneut: der Name blieb, die Macht und der Schrecken. Dreihunderteinundsechzig Jahre... Und fast sind schon wieder neunzig Jahre vergangen, seit die Bulle Sollicitudo omnium ecclesiarum den 1773 vom vierzehnten Clemens aufgelösten Orden wiederherstellte. Das geschah am siebenten August 1814. Pius VII. war zwei Monate vorher aus dem Exil heimgekehrt, in das ihn die Brutalität des Korsen gezwungen hatte, er versuchte, mit seinem klugen Staatssekretär Consalvi, eine rasche Restauration der Papstherrschaft und sah ein, daß er für die Schlacht bessere Truppen als die auf Loyolas Kriegsschule erzogenen nirgends finden könne. Seitdem hats, jauchzend oder seufzend, jeder Papst eingesehen. Die Macht der Societas Jesu wuchs, als Graf Mastai-Ferretti auf dem Stuhl Petri saß, und ist unter dem zehnten Pius nicht kleiner geworden, als sie unter dem neunten gewesen war. Doch auch die Kraft des Schreckens hat sich seitdem nicht verringert. Noch immer geht, bis in unsere Tage, ein Schauern durch die akatholischen Länder, wenn den Jesuiten das Thor, ein Thorspältchen nur geöffnet wird. Die Männer im schwarzen Kleid, mit dem schwarzen, flachen, breitkrempigen Hut auf dem, nach der Ordensregel, erdwärts gebeugten Haupt, dessen Auge am Boden haftet und jeden Menschenblick meidet, werden noch heute gefürchtet, als trügen sie nicht des Heilands, sondern des Satans Gardefahne. Wir erlebens jetzt wieder. Eine obsolete Bestimmung nur, ein Paragraph, den kaum die Noth politischen Kampfes rechtfertigen konnte und dessen Beseitigung längst auch eifrige Kulturkämpfer gefordert hatten, ist aufgehoben worden. Dem Orden bleibt jede Niederlassung verboten; nur dürfen die ihm Angehörigen fortan, wenn sie Ausländer sind, nicht mehr aus dem Bundesgebiet gewiesen, wenn sie deutsches Bürgerrecht haben, nicht mehr in bestimmte Bezirke gepfercht werden. Daß dieser Paragraph seit Jahrzehnten mindestens unnöthig geworden ist, kann kein waches Hirn leugnen. Dennoch ist im deutschen Land, das so Vieles, ohne vernehmlich zu murren, hinnahm, ein furor zu spüren; kein gewaltiger Lutherzorn, der in Rom ängsten könnte, doch ein Ressentiment, das in großen und kleinen Bundesstaaten die Regirenden zu Geständnissen und Beschwichtigungen zwingt und den Protestantismus wieder einmal protestiren lehrt. Leitartikel, Versammlungen, Resolutionen: nimmer

will sichs erschöpfen und leeren. Und da auch einzelne Leser der „Zukunft" finden, über die ungemein wichtige Staatsangelegenheit sei bisher hier nicht ausführlich genug geredet worden, will ich zunächst, ohne irgend Wesentliches daran zu ändern, ein paar Glossen wiederholen, die ich vor elf Jahren schrieb, und dann prüfen, ob sich und was in dieser Zeitspanne gewandelt hat.

*

Als der elfjährige Joseph de Maistre 1764 von der Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich hörte, sprang er zur Mutter und rief, in kindlichem Jubel: On a chassé les jésuites! Die Mutter aber nahm ihn bei der Hand und mahnte, er solle so nicht von einem Ereigniß sprechen, das für die Religion ein furchtbares Unglück sei. Der kleine Joseph hat sichs gemerkt; im Hause seiner Eltern — in Chambéry, gar nicht weit von Ferney, wo damals Voltaire schon lebte, den De Maistre später so unbarmherzig verspotten sollte — waren die frommen Väter Jesu gern gesehene Gäste. Und wie sie den Knaben mit ihrem Geist erfüllten: auf jedem Blatt seiner Schriften kann mans erkennen, von jedem Stein dieser noch immer glänzenden Monumente neukatholischer Gedankenbaukunst es ablesen. Jesuitisch ist seine beinahe noch über Bossuet hinausgehende Papst-Vergötterung, jesuitisch seine selbst in Frankreich kaum wieder erreichte Dialektik, jesuitisch auch sein fast fanatischer Haß gegen den Protestantismus, der ihn, als Frau von Staël seine Ansicht über die anglikanische Kirche hören wollte, den frechen Witz finden ließ: Eh bien, oui, madame, je conviendrai qu'elle est parmi les églises protestantes ce qu'est l'orang-outang parmi les singes. Und doch war selbst dieser literarisch begabteste Schüler Loyolas als Kind ganz von den Vorstellungen befangen gewesen, die lange schon — und besonders lebendig seit dem Auftreten der Jansenisten und Pascals — sich sogar in der katholischen Welt über Wesen und Wirksamkeit der Jesuiten verbreitet hatten und die heute noch die Gemüther beherrschen. Die Antipathie der Protestanten — die fast noch stärker übrigens von den Anhängern der griechischen Kirche empfunden wird — ist ja leicht zu begreifen. In den Jesuiten bekämpft der Protestantismus seinen gefährlichsten Feind. Nicht so sicher ist aber die Antwort auf die Frage, ob es für diesen Kampf irgend welche Bedeutung hat, wenn die Gesellschaft Jesu im Deutschen Reich wieder öffentlich wirken darf, oder ob die Gedankenwelt der neukatholischen Kirche nicht vielleicht so völlig vom jesuitischen Geist durchtränkt ist, daß eine Fehde gegen die offiziellen Jesuiten nur noch einer Gespensterschlacht gleicht, die von den Erschlagenen beider Lager in

den Wolken ausgekämpft wird, während unten, im Land münzbarer Interessen, die lebendigen Streiter einander längst die Hand zum Frieden gereicht haben.

Der Jesuitenorden wurde gestiftet, wie man in unseren Tagen Vereine zur Abwehr der Sozialdemokratie und des Antisemitismus gründet; nur hat er, weil seine Lehren auf der erstaunlichsten Menschenkenntniß beruhen, die jemals gesehen ward, sich wirksamer bewährt, als es aller Voraussicht nach den Vereinen der Richter und Rickert beschieden sein wird. Zufall scheint es heute noch Manchem, daß Ignaz von Loyola, der am Hofe Ferdinands des Katholischen Pagendienste gethan hatte, durch die Wunde, die er bei der Belagerung von Pamplona erhielt, zu den geistlichen Uebungen geführt wurde, aus denen dann seine berühmten Exercitia spiritualia und die Ordensstiftung entstanden. Lombroso, der Loyola getrost zu den religiösen Irren und Mattoiden zählt, scheint auch wirklich die Lexikon Weisheit zu glauben, daß es ohne die Verwundung Loyolas und ohne die Rekonvaleszenten-Muße, die ihn zu den geistlichen Uebungen trieb, einen Jesuitenorden nicht geben würde. Mit dem selben Recht könnte man etwa behaupten, ohne die Muße, die Herr Eugen Richter eines Sommers in Heringsdorf fand, wäre die neue Spezies des Sozialistentöters nicht aufgekommen. Das Sehnen aber erschafft den Messias: gegen Luther mußte ein Loyola, gegen Bebel ein Richter erstehen; und es war das besondere Glück der katholischen Kirche, daß sie zur Bekämpfung des gefährlichsten Gegners auch den am Besten gewaffneten Streiter fand, ihren Ignatius, einen der subtilsten Seelenerkenner aller Zeiten. Noch heute bietet das Lesen der Exercitia spiritualia den verführerischsten Genuß und in Paris ist das Buch durch Bourget und durch Maurice Barrès ja gegen Ende der achtziger Jahre fast wieder zu einem mondänen Toilettenartikel geworden; ob aber nach dreihundert Jahren noch ein halbwegs kultivirter Europäer — wenns diese Menschensorte dann überhaupt noch giebt — nach Eugens „Zukunftbildern" greifen wird?

Der Unterschied beruht nicht allein auf der Verschiedenheit der Personen. Joseph de Maistre sagte zum Volk: Les abus valent mieux que les révolutions; und da möchte Herr Richter wohl beistimmen; aber er hütet sich weislich, nach dem Muster des Franzosen etwa den Königen von heute, den Geldmännern, zu sagen: Les abus amènent les révolutions. Luthers Werk brachte keine Revolution, nur — fast möchte man sagen: leider nur — eine Reformation; und doch war das von den Basken Loyola und Xavier geführte Corps gleich bereit, unhaltbare Stellungen aufzugeben, um sie dann später zurück zu erobern, wenn die alten Waffen geschärft und zu

neuen Kämpfen auch neue Rüstungen geschmiedet sein würden. Pamphlete gegen die neue Lehre hätten 1540 so wenig wie 1890 genützt; Wittenberg war nur zu bekämpfen, wenn der Gemeinschaft, die geistig in Rom heimisch war, das Leben so angenehm und so behaglich gemacht wurde, daß ein Wechsel des religiösen Klimas sie garnicht verlocken konnte. Auch heute wird selbst die geringste Verbesserung der Gegenwartstaaten wirksamer die Zukunftstaaten bekämpfen, als es die längsten Brochuren und Reden vermögen.

Als Sankt Ignatius ist Loyola vom fünfzehnten Gregor heilig gesprochen worden. Wenn jemals eine, entsprach diese Ehrung einem Verdienst; denn der Baske hat in kritischer Zeit für die katholische Kirche kaum weniger vollbracht als Paulus für das Urchristenthum. Fast nie sinds die reinen Idealisten, denen die weithin wirkenden Erfolge gelingen; deren ideale Forderung stellt an die Durchschnittsleistung der Menschheit zu hohe Ansprüche und über die Sektenbildung kommen sie selten hinaus. Jesus von Nazareth und Franz von Assisi konnten zu Martyrien begeistern, aber Paulus und Loyola haben die dogmatischen Massenquartiere erbaut, in denen sich, ohne allzu erhebliche Kosten und namentlich ohne allzu drückende Entbehrungen, doch recht behaglich leben ließ, Häuser von klösterlich strengem Ansehen, wo aber als Motto doch an allen Wänden das Wort des Tartufe zu lesen war: Il y a avec le ciel des accomodements. Auch Luther hat, ob ihn zunächst auch Gewissensnöthe zum ernsten Schritt drängten, ein Bischen nach diesem Rezept gehandelt; wie Paulus die Beschneidung und die Ehelosigkeit aufgab und seiner Gemeinde, ganz unchristlich, der heidnischen Obrigkeit zu gehorchen empfahl, so mußte auch der Reformator von Wittenberg schließlich viele der dem modernen Bewußtsein anstößigsten Seiten der katholischen Kirche bestehen lassen, um durch solches Kompromißwerk seiner Lehre überhaupt erst Verbreitung zu geben. Was wir Weltgeschichte nennen, vollzieht sich in Kompromissen; und es erinnert an das tragikomische Mühen des Edlen von La Mancha, wenn heutzutage schwächliche Professoren aus Luthers klug gefügtem Bau ein Steinchen entfernen möchten, ohne dabei zu bedenken, ob am Ende nicht das ganze Gebäude dadurch ins Wanken geräth. Loyola war klüger und deshalb konservativer; in ihm mischte, wie in Paulus, Schwärmerei sich sehr glücklich mit taktischer Kunst, Fanatismus, der fortreißen, mit duldsamer Nachsicht, die fesseln konnte; und diese Mischung erklärt, daß ihm das schwierige Werk gelang, gegen einen Weltensturm für Jahrhunderte die Priesterherrschaft zu sichern und, unter Schonung alles Bestehenden, die katholische Kirche für die Bedürfnisse einer veränderten Zeit so auszubauen, daß auch

die Weltlust in ihr sich heimisch fühlen konnte, — so lange sie im Corps der Kirche den befohlenen Dienst thun und zur gebotenen Stunde vor dem entsündigenden Priester in Demuth ihr Haupt beugen wollte.

Die Epoche der Ritterlichkeit ging zu Ende, an die Stelle der Einzelgefechte, die persönliche Tapferkeit entschied, traten die Massenkämpfe, die Futter für Pulver und blinden Gehorsam verlangen, und auch dem römischen Bischofsstuhl nahte allmählich die Nothwendigkeit, statt der Märtyrer und der Paladine nun Soldaten zu werben, eine Kolonial-Armee, die den Kampf gegen Ketzer und Heiden in fest geschlossenen Gliedern aufnehmen könnte. Um die geistige Potenz der Papstreiter war es damals nicht sonderlich bestellt. Die Wittenberger hatten mit ihrem überlegenen Wissen gegen die pfäffische Beschränktheit meist recht leichtes Spiel. Da rückte Loyola in die Bresche, mit einer kleinen Gardecompagnie zunächst, doch mit einer, die aus gründlich gebildeten Kämpfern bestand, und Papst Paul III. konnte nicht zögern, dieser Leibwache seinen apostolischen Segen zu spenden. Rom hatte Soldaten, auf Leben und Tod ergebene, und der neue Feldhauptmann brachte auch eine neue Strategie fix und fertig mit, die den Papstkönig schmeichelnd verlocken mußte. Ich bat, schreibt Ignatius, „Seine Heiligkeit, einen Richter zu ernennen, der unsere Lehren und Sitten prüfen möge; würden sie schlecht befunden, so gebühre mir Verweis oder Züchtigung, im anderen Fall aber Gunst. Obwohl der Papst Grund gehabt hätte, meinem Wort zu mißtrauen, nahm er es freundlich auf und lobte unser Talent und nützliches Streben".

Trotzdem wurde anfangs den Jesuiten der Erfolg nicht ganz leicht; sie waren zu gefährliche Konkurrenten, um nicht gegen sich die ganze geschäftige Pfaffenheit zu waffnen, und es erging ihnen, wie es heute einer neuen Partei oder Zeitung ergeht, zu deren Vernichtung auch die Feinde von gestern sich eilig verbünden. In solchem Streit siegt die Stärke allein und Loyolas verwegene Jagd war gerüstet, den brutalsten wie den perfidesten Feind zu bestehen. Die Soldaten Jesu hatten gelobt, allen irdischen Schätzen zu entsagen, denn die Reformatoren wetterten schon gegen die Sucht des Klerus nach den Reichthümern dieser Welt; allgemach aber führten die frommen Väter bezahlte Unterrichtskurse ein und durch kluges Haushalten und durch eine ergiebige Kolonialpolitik soll ihnen gelungen sein, im Lauf der Zeit mehr Schätze aufzustapeln als jemals ein anderer Orden. Heiden, Juden und Lustdirnen, so sagten sie, wollten sie bekehren: und wirklich errangen sie namentlich in Asien, wo sie, trotz allen päpstlichen Bullen, geschickt mit dem Fetischismus zu paktiren und nebenbei ihre Kassen zu füllen verstanden, außerordentliche

Erfolge; aber diese Thätigkeit hatte doch mehr dekorative und finanzielle Bedeutung und die Hauptsache blieb immer die Begründung und Festigung eines neuen Katholizismus, der, nach dem paulinischen Wort, sich in die Zeit schicken sollte, denn wieder war böse Zeit. Und dieses Bemühen gelang so vollkommen, daß der Petitionsturm der anderen Orden, die sich auf Caraffas und Canos Warnung berufen konnten, bald verbrauste und die Parole aufkam, den Jesuiten, statt sie unklug zu bekämpfen, klug nachzustreben.

Darüber gingen annähernd hundert Jahre hin, bis das große Ungewitter von Port-Royal hereinbrach, bis gegen die Jesuiten sich die Jansenisten erhoben und, Allen voran, Blaise Pascal seine unbarmherzigen „Briefe an einen befreundeten Provinzial" schrieb. Aus den Büchern der Escobar, Lessius, Sanchez, Vasquez und anderer jesuitischen Führer bewies Pascal, mit unwiderleglicher Schärfe und in einer Sprache von zwingender plastischer Kraft, wie seltsam die Sittenlehre war, die von den Nachfolgern Loyolas gepredigt wurde. In gehäufter Menge und mit der peinlichen Sorgfalt eines Archivars bringt der Ankläger die Beispiele herbei und man würde die Unwahrscheinlichkeiten, die er berichtet, nicht glauben, wäre bei jedem Citat nicht deutlich das Buch und die Seite bezeichnet, wo man es nachprüfen kann. Das ganze System der restrictio mentalis, des methodus dirigentiae intentionis, des Probabilismus tritt aus dem tiefster Gewissensempörung entsprungenen Pamphlet doch so deutlich, trotz seiner frivolen Verhüllung, hervor, daß der Schlag zunächst vernichtend erschien. Der Versuch, die Lehren Einzelner als für den Orden unverbindlich hinzustellen, konnte einer Gemeinschaft nicht gelingen, deren Mitglieder zu blindem Gehorsam verpflichtet waren: perinde ac si cadaver essent. Wenn Pascal bewies, daß ein Jesuit den Meuchelmörder, der um Geld nicht, der um „höherer" Interessen willen nur gemordet hatte, des kirchlichen Schutzes nicht für unwürdig hielt, daß ein anderer jeden Betrug, der eine Art von sozialem Ausgleich herbeiführte, zu rechtfertigen bereit war, daß ein dritter die Simonie und die schlimmste erotische Verirrung beschönigen konnte, immer nach der Methode des distinguendum est, — dann hatte er nicht den Einzelnen nur an den Pranger gestellt, sondern die Sittlichkeitlehre des ganzen Ordens. Der Schlag schien vernichtend; und dennoch hat er ernstlich den Getroffenen nicht geschadet und so rasch führte der Siegesmarsch die Jesuiten vorwärts, daß selbst Voltaires königlicher Freund, den man doch den erleuchtetsten Despoten genannt hat, bald darauf ihnen bereitwillig seine Schulen öffnete. Die liberalen Mannesseelen, die gar so laut für die friderizianischen Grundsätze schwärmen, sollten nicht, dürften nie-

mals vergessen, daß Friedrich, ihr Großer, an den Königlichen Schulen die Jesuiten lehren ließ, — unter der Bedingung, daß sie ihr Ordenskleid ablegten.

Friedrich hatte in seinem Preußen kaum Etwas zu fürchten und war, wie auch sein über die Geschichte der Emser Depesche doch wohl noch weit hinausgehendes Drängen nach kriegerischer Eroberung Schlesiens beweist, von zärtlichen Vorurtheilen nach jeder Richtung frei. Den anderen Monarchen aber — und nicht zuletzt gerade den katholischen — wurde der jesuitische Einfluß allgemach doch verdächtig. Sie sahen sich hier einer neuen, einer täglich wachsenden Macht gegenüber, deren revolutionirenden Geist ihr Instinkt wohl mehr als ihr Verstand witterte; sie fühlten, daß da eine priesterliche Weltherrschaft bereitet wurde und zugleich eine Demokratisirung der Kirche, die, statt so vieler großen und kleinen Gottesgnadenthümer, künftig nur das Gottesgnadenthum der Nachfolger Petri anerkennen mochte, zu dem einst Jesus gesprochen hat: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Lange vor der großen Revolution gaben die Jesuiten das gefährlich moderne Stichwort von der Souverainetät des Volkes aus und so eifrig unterminirten sie die leise schon wankenden Throne, daß Ganganelli, der als Papst Clemens XIV. hieß, dem Drängen der Monarchen endlich nachgeben und 1773 den Jesuitenorden aufheben mußte. Bald darauf starb er sehr plötzlich und der Volksglaube, der Pascals Anklagen inzwischen vergrößert und vergröbert hatte, beharrt bis heute dabei, der Papst sei von den Jesuiten vergiftet worden. Das ist Legende; sicher aber ist, daß auch in dieser Zeit äußerster Fährniß der Jesuitenorden konsequent blieb, daß er, in weiser Voraussicht, mit dem absterbenden Absolutismus jedes Kompromiß verschmähte und die Aenderung seiner Regeln durch den General Lorenz Ricci mit dem selbstbewußten Wort weigern ließ: Sint, ut sunt, aut non sint, — lieber nicht sein als anders sein. Nach anderer Ueberlieferung soll Clemens XIII, ihr Gönner, als von Frankreich her eine Statutenänderung verlangt wurde, das Wort gesprochen haben. Jedenfalls sprach es Einer, der das Wesen des Ordens erkannt hatte und wußte, daß der Wille dieser Schaar nicht zu brechen war. Auch da können moderne Fraktionen noch Mancherlei lernen.

Dem frohen Heidenthum waren die festlichen Spiele im sonnigen Tag von Olympia, dem asketischen Christglauben war der nächtig düstere Oelberg bei Gethsemane ein Symbol. Weil aber zu heiterer Lust die Menschheit sich lieber als zu schmerzlicher Entsagung verlocken läßt, weil sie fremde Kraft lieber nützt als eigenen Vortheil zum Opfer bringt, deshalb konnte ein Welt-

erfolg auch der Kirche nur gelingen, die frühzeitig zwischen der Luft von Olympia und dem Leid von Gethsemane ein Kompromiß zu finden verstand. Die Aufgabe war, die Menschheit im Zügel zu halten, durch den Glauben an die unüberwindliche Stärke des Christengottes sie vom Götzendienst, von Jahwe und den asiatischen Himmelsbeherrschern abzuziehen, durch die evangelischen Drohungen sie einzuschüchtern und ihr immer die Lehre ins Bewußtsein zu brennen, daß nur der Priester dem Laien den Stab zu bieten vermag der den Irrenden sicher an den gähnenden Pforten zeitlicher und ewiger Verdammniß vorüberführt. Dieser Aufgabe konnte Alles geopfert werden: weltliche Legitimität und Autorität konnten in Scherben fallen, wenn nur der Fels Petri erhalten blieb, in ragender Pracht; das Volk mochte immerhin seine zeitlichen Geschicke bestimmen, Throne stürzen und Privilegien niederrennen, wenn es die sündige Seele fein fromm nur in die Hände des Priesters befahl. Der Weg von der entsagenden Lehre des Galiläers bis zu den Beschlüssen des Tridentinischen Konzils war gewiß nicht leicht zu entdecken, denn er sollte die beiden Pole der Weltbetrachtung verbinden: das Begehren und das Verzichten; daß dieser Weg dennoch gefunden und mit zäher Ausdauer beschritten wurde, gab den Zauberern von Rom die magische Kraft. Gilt der Heilige Stuhl nicht als von dem Fischer vererbt, der dreimal den Herrn verleugnet hatte und dennoch selig ward? Solches Kunststück mußte die Bewunderung der Männer erregen, die der Menschheit den Himmel verhießen und ihr auf der Erde doch das Leben behaglich zu machen verstanden.

Die Trace zu diesem Weg fanden die Jesuiten schon abgesteckt und sie brauchten ihn nur zu ebnen, mit dem gleißenden Kies ihrer Dialektik zu bestreuen und auf beiden Seiten feste Marksteine zu errichten. Das hatte Blaise Pascal im Uebereifer des Pamphletisten nicht beachtet. Das beachten auch heute noch nicht die Eiferer wider Loyola und seine Jünger. Auf eine leicht verdauliche Kompromiß-Moral war fast immer und überall schon das Bemühen der Kirchenväter gerichtet, von Sankt Augustinus, der jeder Lüge ein zierliches Kleid anmaß, bis zu Sankt Thomas von Aquino, dem aus dem Dirnenhandwerk sogar der Gewinn nicht unlieblich duftete und der für den Mord eines Tyrannen duldsame Auslegung fand. Was Pascal den Jesuiten vorwarf, Das hatten, längst vor Loyola, Päpste, Dominikaner und Franziskaner gelehrt und geübt und den Jesuiten blieb nur das eine, freilich nicht gering zu schätzende Verdienst, daß sie eine alte, verzettelte Praxis in ein neues und haltbares System brachten und damit für Rom die Möglichkeit schufen, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen. Die Doktrin fanden sie, die

Bereitwilligkeit, eingewurzelter Begier und volksthümlichen Vorstellungen auf halbem Wege entgegenzukommen; aber sie wurden die Praktischen Aerzte, die das Rezeptgeschäft erst in Schwung brachten und für jeden Bedarf die Mittel bereit hielten, narkotische und anaesthesirende und die ganze Apotheke der Palliative. Noch 1790 wurde dem Lord Bolingbroke, der in Rom die Jesuitenschüler musterte, gesagt: „Auf Wunsch können wir auch Märtyrer liefern". Und in der Zeit des Ausnahmegesetzes wurde dieser Artikel wieder beliebt.

Der traurigen Thatsache, daß die katholische Geschichte so wenig bekannt ist, war der Lärm um die Unfehlbarkeit des Papstes, ist heute der Jesuitenlärm zuzuschreiben. Das Vatikanische Konzil von 1870 war nicht der Anfang, sondern der Abschluß einer neuen römischen Evolution. Daß dem Vermögen des Papstes keine Grenze gesetzt ist, daß er Alles kann — extra jus, supra jus, contra jus —: Das hatte schon das kanonische Gesetz verkündet, das Tridentinische Konzil hatte es feierlich bestätigt und der ganze Streit um die Unfehlbarkeit war überflüssig, nachdem vorher schon Bonifaz VIII. die Bulle Unam Sanctam mit dem Satz geschlossen hatte: „Wir sagen, erklären, verkünden und erhärten, daß die Unterwürfigkeit aller menschlichen Kreatur unter den römischen Papst für das Seelenheil absolut nothwendig ist." Und auch Bonifaz war nicht einmal der frühste Verkünder solcher Gottähnlichkeit. Lange vor ihm hatte Hildebrand die Fürsten gefuchtelt.

Genau so verspätet ist heute die Jesuitenfurcht. Es ist niemals nützlich, erwachsene Menschen mit dem Schreckbilde Schwarzer Männer zu verängstigen, mit den Zerrfratzen von Ritualmördern und Jesuiten, die auf leisen Sohlen einherschlurfen, den Dolch und das Gift im Gewande. Solche Wahnvorstellungen lenken die Aufmerksamkeit nur von realeren Gefahren ab, denen man mit aller Kraft doch begegnen müßte. Der im üblen Sinn jüdische Geist hat heute den größten Theil des im Zwischenhandel thätigen Kapitals infizirt, auch des unbeschnittenen, und der jesuitische Geist hat die katholische Kirche seit den Tagen von Wittenberg und Trient so völlig durchtränkt, daß die Väter Jesu längst allmächtig im Vatikan herrschen. Und wenn im frommen Wupperthal ein professoraler Protestant, nicht allzu geschmackvoll, die Jesuiten mit der Cholera verglichen hat, gegen die man sich wehren müsse, so sollte er erstens bedenken, daß wir den Bazillus dieser Seuche längst schon im Lande haben, und zweitens, daß auch die Cholera wirksamer durch rechtzeitige Sanirung des Ortes und der Menschen bekämpft wird als durch Strafparagraphen und hastig erzwungene Desinfektion.

Als Bismarck das Werk Luthers hastig fortsetzen wollte, wurde er, wie er

früh zu merken glaubte, von der Nation im Stich gelassen und mußte sich mit pädagogischen Erfolgen begnügen. Zweifelhaft mag sein, ob er, auch wenn eine nationale Fluth ihn getragen hätte, gegen das Riesenwerk der bewundernswürdigsten Menschenerkenntniß Etwas erreicht hätte. Aber mit Kleinigkeiten hat er sich nie abgegeben — die überließ er Adalbert Falk und dessen juristisch bureaukratischen Genossen — und nie hat er ernstlich zwischen jesuitischem und neukatholischem Geist unterschieden. Er hatte noch den delikaten Genuß, mit dem feinsten und großartigsten Vertreter des Jesuitismus, mit Leo dem Dreizehnten, verhandeln zu können, und für zwei kluge Männer, die auch äußerlich den welthistorischen Gegensatz germanischen und römischen Wesens repräsentirten, fand sich bald ein erträglicher modus vivendi. Wie leuchtet auf Lenbachs Bilde, das im Bismarckmuseum hängt, das Auge dieses Papstes ... Eines Siegers Blick. Mit dem griechischen Schisma hat Leo XIII. seinen Frieden gemacht, er war der Freund des Zaren und hat doch die bewußte Taktik des Neokatholizismus fortgesetzt, die auf heimlichen Pfaden aus dem von schützenden Wällen allmählich entblößten Lager der Fürsten in die Schießgräben der demokratischen Angreifer führt. Er konnte das Ideal zur Wirklichkeit wandeln, das dem jesuitischen Geist immer vorschwebte: den Traum von einer Weltdemokratie unter geistlicher Oberleitung und mit nachdrücklicher Parteinahme für die unabsehbare Schaar der sozial Unterdrückten. Als Barbarossa dem Papste den Steigbügel hielt, wollte er seine demüthige Stellung mit dem Wort rechtfertigen: Non tibi, sed Petro; der Papst aber setzte ihm den Fuß auf den Nacken und sprach übermüthig: Et mihi, et Petro. Das war die alte Taktik, die nur auf die Unterjochung der Fürsten bedacht war; heute gilt das strategische Bemühen den Völkern: die sollen dem Petrus und seinen Nachfolgern sich willig neigen, und wenn sie da fein fügsam sind, mögen sie immerhin einige Throne stürzen und die Besitzrechte der Reichen mit schwieligen Fäusten antasten. Rom stand stets auf der Höhe der Zeit und der Mode ... Und die gute Mutter Josephs de Maistre hatte gewiß nicht Recht: auch ohne die Jesuiten kann die Religion und namentlich die jesuitisirte katholische Kirche herrlich bestehen.

*

Was hat sich in den letzten elf Jahren nun geändert? Die politische Organisation der deutschen Katholiken ist nicht stärker geworden, hat im Reichstag aber, wegen der Kachexie der protestantischen Bürgerparteien, an Macht noch beträchtlich zugenommen. Selbst für Schulkinder ist das Exem-

pel einfach genug: die Lutherischen haben sehr viele, die Römischen sehr wenige Stimmen an die Sozialdemokratie verloren. Vor elf Jahren hatte das Centrum sechsundneunzig, jetzt hat es hundert Sitze im Reichstag; der protestantischen Bourgeoisie aber haben die Sozialdemokraten in der selben Zeit noch sechsunddreißig Mandate abgejagt. Schon diese Thatsache, die bewies, wie fest die Mauern der alten Kirche noch sind, mußte die Regirenden zum Nachdenken stimmen. Und sie brauchten keine über ihre Kraft reichende Intelligenz, um zu errechnen, daß für Heer und Flotte — und manches Andere — ohne Centrumshilfe eine Mehrheit nicht zu haben war. Nach Menschenermessen nie wieder zu haben sein wird, so lange die Sozialdemokratie im Jungfernstande der Unschuld verharrt. Erst wenn Herrn Bebel einst die Zügel entglitten sind und die von seinem Feuer zusammengeschmiedete Partei entweder, à la française, in Grüppchen zerfällt oder sich bequemt, der Staatsgewalt ihre Unterstützung gegen werthvolle Konzessionen zu gewähren: dann erst wäre an eine akatholische oder gar antikatholische Mehrheit wieder zu denken. Bis wir so weit sind, kann das Centrum die prompte Erfüllung seiner Wünsche erzwingen und es ist sehr bescheiden, wenn es sich mit der Abtrennung eines Anhängsels vom Jesuitengesetz begnügt; vielleicht nicht sehr klug: denn dieses Fetzchen wird ihm als wichtiges Beutestück angekreidet und erschwert ihm für eine Weile wenigstens den Versuch, einer schwachen Regirung höheren Sold abzutrotzen. Thöricht aber ists, diese Partei zu schelten, weil sie dem „Gemeinwohl" nicht uneigennützig Opfer bringe. Der Katholik glaubt eben, dem Gemeinwohl am Besten zu dienen, wenn er eifernd dafür sorgt, daß seine Kirche auch in Luthers Heimath den alten Glanz wiedergewinnt. Ohne Kollektiveigennutz sind in der Politik nur Tröpfe. Auch die Nationalliberalen, die sich solcher Narrengloriole gern noch rühmen möchten, warens nie: sie haben sich mit Haut und Haar Bismarck verpflichtet, weil er die deutsche Welt für die Interessen der von ihrer Fraktion vertretenen Großindustrie einrichtete, und sind von ihm abgeschwenkt, weil er für die Landwirthe, ihre Krippenkonkurrenten, mehr thun wollte, als ihnen lieb war. Was also wirft man dem Centrum vor, dessen Verständniße sozialer Pflichten doch das aller anderen bourgeoisen Parteien übersteigt und das auch demokratische Forderungen wirksamer verfochten hat als der Troß des Liberalismus? Schelten mag es der mit Bewußtsein Gottlose, der von Theologie und Teleologie nicht länger hören will, seines Lebens Sinn nicht nach der Weissagung alter Mythenbücher erfüllt zu sehen hofft. Die Christen aber sollten lange schon erkannt haben, wie unklug sie waren, als sie ehrwürdige Dogmen vom Rattenzahn der Vernunft benagen ließen, müßten nachgerade min-

destens merken, daß ihr konfessionelles Gegrein nutzlos ins Leere verhallt. Ist der Protestantismus stark und rüstig zum Kampf, so mag er sich wider Rom waffnen; ist ers nicht, so muß er gestatten, daß den Katholiken im Staatsbetrieb der Platz eingeräumt wird, der ihrem Politikertalent, ihrer zähen Kraft und Klugheit gebührt. Der protestantische Generalstab gestattet es auch. Industrielle, Bankleute, Händler rühren wegen der paar Jesuiten keinen Finger; und die Herren von Kohle und Eisen ließen die zum Heer angewachsene Compañia de Jesus morgen ins Land, wenn sie für solche Erlaubniß die rothen Gewerkschaften loswerden könnten. Den Lärm leistet das Häuflein der Professoren, Pastoren, Lehrer und Deklassirten, die von der Gestaltung der Volkswirthschaft nichts zu hoffen, nichts zu fürchten haben und deshalb, ohne sich in Unkosten zu stürzen, uneigennützig fürs Gemeinwohl erglühen können. Und ihr Wehgeschrei resonirt überall, wo kraftlose Sehnsucht nach einem neuen, den Ruf nach einer Reformation erworbener Besitzrechte übertönenden Schlagwort langt. Ganz wie in Frankreich: Einkommensteuer und Arbeiterversicherung sind lästige, profitwidrige Sachen und jeder Jobber preist drum Herrn Combes, der sie ihm erspart und die lungernden Volksinstinkte gegen die Pfaffen hetzt. Ein uraltes Mittel; et qui ne rate jamais. Das bundesräthliche Spektakel war bei uns ja spottschlecht, ohne Takt und kluge Voraussicht der Wirkung, in Szene gesetzt; gegen den Beschluß selbst aber ist nichts Haltbares einzuwenden. Das Centrum brauchte, ehe es neue Regimenter, Geschütze und Schiffe bewilligte, für seine Wählerschaar eine sichtbare Konzession, hatte das Recht, sie zu fordern, und die Macht, sie zu erreichen. Und wenn der Kaiser dem Papst, den Bischöfen und Äbten immer neue Zeichen seiner Devotion giebt, den Herrn des Vatikans als Heiligen Vater anspricht und die als Weihestück des Ketzerbekämpfers erprobte Benediktusmedaille um seinen Hals hängt, dann brauchen seine lutherischen Landsleute sich wegen etlicher schwarzen Patres nicht aufzuregen.

Die schwarzen Väter sind nicht schlimmer als weiße und braune; höchstens klüger. Auch Bismarck hätte sich nicht gescheut, ihnen eines Tages wieder die Grenze zu öffnen; unentbehrlich schienen ihm in Falks Hinterlassenschaft nur „die Kampfmittel gegen den Polonismus“ und die Gesetze, die das staatliche Hoheitrecht über die Schule sichern sollten: alles Uebrige war beim Friedensschluß als Kompensation zu benutzen. Bismarck hatte erkannt, daß der Papst die Jesuiten braucht; „wenn er mit dem Jesuitenorden geht“, heißts in „Gedanken und Erinnerungen“, „ist er stärker, als wenn er außerhalb seiner Residenz versucht, den Widerstand der weltlichen Jesuiten zu

brechen, die die Träger des parlamentarischen Katholizismus zu sein pflegen." Und in Bismarck war doch der altlutherische Haß noch so lebendig, daß er die Andeutung nicht unterdrücken konnte, die Jesuiten hätten den Kardinal-Staatssekretär Franchi, weil er ihnen zu sänftiglich war, ums Leben gebracht. Solche Anklagen hat jedes Jahrhundert gehört — und graves doctores von der Art des Paters Le-Moine, des Erfinders der dévotion aisée, haben dafür gesorgt, daß sie nicht verstummten —, aber geschadet haben sie dem Orden niemals. Schon Pierre Bayle hat, nach seiner zweiten Konversion, also nicht als Katholik, in seinem Dictionaire historique et critique gesagt: Je ne pense pas que jamais aucune communauté ait eu autant d'ennemis et au dehors et au dedans, que les Jésuites en ont eu et en ont encore: cependant leur autorité qui est montée si promptement à un si haut point, semble plutôt croitre tous les jours que diminuer. Mais on n'a qu'à publier hardiment tout ce qu'on voudra contre les Jésuites: on peut s'assurer qu'on en persuadera une infinité de gens. Schon er hat bewiesen, daß Pascals Vorwürfe nicht etwa die Jünger Loyolas nur, sondern den ganzen Katholizismus trafen. Und so ists geblieben. Noch heute wird Busenbaums Wort vom Zweck, der die Mittel heiligt, wie ein Bekenntniß unerhörter Schamlosigkeit citirt; und doch hatten schon vor dem Jesuiten Hobbes und Macchiavelli gelehrt, daß der Erfolg einer nützlichen That alle angewandten Mittel rechtfertige, hatte Fritz von Preußen gerathen, in Nothfällen Spitzbubenkunst nicht zu verschmähen, und der Blick in älteste und neuste Geschichte gezeigt, daß jedem Politiker zu ihn löblich dünkendem Zweck jedes Mittel willkommen war, willkommen sein mußte. Die Amphibolie, den Probabilismus, die restrictio mentalis findet unbefangene Prüfung nicht nur im verschrienen Reich der Jesuitenmoral... Ists nicht endlich Zeit, uns von der Furcht vor dem Schwarzen Mann zu befreien? Ignatius war, mag man ihn nach Ribadeneira, seinem ersten, oder nach Gothein, seinem letzten Biographen, beurtheilen, ein starker, feiner, im höchsten Sinn frommer Geist. Der Rationalist Stillingfleet hat ihn den geistlichen Don Quixote genannt und solcher Vergleich mit der menschlichsten Idealistengestalt der Weltliteratur klingt uns nicht mehr wie Kränkung. Doch dieser Ritter aus Baskenland war kein blinder Phantast wie der Junker aus La Mancha. Er kannte den Menschen, kannte, trotz aller Spaniermystik, genau die Mittel, die menschliches Handeln zu wirken, zu hemmen vermögen. Sein Glaube hat Millionen beglückt und das Fähnlein, das er ins Feld schickte, hat die Kirche Petri erobert und seinem Willen den ganzen Bannkreis römischer Macht unterjocht.

❦

Die Reform des Strafverfahrens.

Unsere arme Strafprozeßordnung hat eine recht freudlose Jugend gehabt. Was hat man nicht seit dem Tage ihrer Geburt an ihr herumgemäkelt! Weit mehr als an irgend einem anderen der großen Justizgesetze von 1879. Und nach gewissen Anzeichen zu urtheilen, ist ihre chronische Reformbedürftigkeit wieder einmal akut geworden. Eine ungewöhnliche Anzahl Aufsehen erregender Strafprozesse des In- und Auslandes hat in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit des großen Publikums mehr denn je auf die Handhabung der Strafrechtspflege und deren ungeheure praktische Bedeutung gelenkt. Vielfache Mißstände, die man dabei wahrnahm oder wahrzunehmen glaubte, wurden in den Tageszeitungen festgenagelt, an den Pranger gestellt, — oder wie es sonst im Jargon der sittlichen Entrüstung heißen mochte; so wurden sie denn auch ein bevorzugter Stoff für die Kritik der kundigen Thebaner, deren Weisheit, wie die König Salomos, von der Ceder auf dem Libanon bis zum Kraute Ysop reicht. Man redete sich mehr und mehr in die Empörung hinein; und wer möchte, ja, wer dürfte heute noch an dem Dogma von der Heillosigkeit des bestehenden Zustandes zweifeln? Die Strafprozeßordnung ist krank; Aerzte und Quaksalber drängen sich um ihr Lager und Jeder hat seine Arzenei für den Patienten bereit. Einführung der Berufung ruft der Eine, Umgestaltung der Voruntersuchung der Andere, Nachbeeidigung der Zeugen ein Dritter; ein Vierter preist diese, ein Fünfter jene Panacee. Und jedes dieser Mittel hilft natürlich unfehlbar.

Aber auch die ernstere Facharbeit der Wissenschaft und der Gesetzgebung hat sich mit einem von Jahr zu Jahr steigenden Eifer der Frage nach der Umgestaltung unseres Strafverfahrens zugewandt. Die Reformliteratur ist kaum noch zu übersehen. Praktiker und Theoretiker, Professoren, Richter, Staats- und Rechtsanwälte bringen in Fachzeitschriften und besonderen Brochuren ihre Weisheit zu Markte und die Zahl der Verbesserungvorschläge ist nachgerade Legion.

Bundesstaat und Reichstag haben in wiederholten, freilich ganz verfehlten und zum Glück vergeblichen Anläufen die Reformfrage zu beantworten versucht. Die deutsche Landesgruppe der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung hat sich im vorigen Jahr lebhaft und eingehend mit ihr beschäftigt und in ihrem Auftrage hat der Rechtsanwalt Heinemann einen bemerkenswerthen Gesetzentwurf über die Reform der Voruntersuchung ausgearbeitet, der in den Mittheilungen dieses fleißigen und verdienstvollen Vereins veröffentlicht worden ist. Auch sonst sieht die Anwaltschaft diesem regen Treiben nicht müßig zu. Eingedenk seiner nicht geringen Verdienste um die jüngste Revision der Civilprozeßordnung, hat der Berliner Anwaltverein eine Kommission

gewählt, um gründlich über die Neugestaltung des Strafverfahrens zu berathen, und wie man hört, ist diese Kommission rastlos an der Arbeit. Und endlich tagt zur Zeit im Reichsjustizamt ein von der Regirung einberufenes concilium medicum, das über eine Radikalkur des kranken Strafprozesses berathen soll. Seine Berathungen und Beschlüsse deckt bisher der Schleier undurchdringlichen Geheimnisses und Mancher fürchtet, daß es über kurz oder lang „nach bräuchlichen Gelagen" auseinandergehen wird wie weiland der szekler Landtag. „Gut! Regn' es denn, so lang es will und kann." Wenn wirklich, wie hier und da verlautet, die Mehrheit dieser Notabelnversammlung allen durchgreifenden Neuerungvorschlägen ein zähes bureaukratisches Non possumus entgegensetzen, wenn man sich wirklich damit begnügen sollte, die alte Fassade an ein paar rissigen Stellen neu zu verputzen: es wäre jammerschade. Der Himmel wolle verhüten, daß auch diesmal ein großer Aufwand schmählich verthan werde!

Wer es mit unserem Volk und dem für die Freiheit und die Ehre seiner Bürger wichtigsten Theil seines Rechtswesens, der Strafrechtspflege, gut und ernst meint, sollte sich dieses regen Reformeifers freuen. Freuen vor Allem darüber, daß dieser Eifer auch in den Kreisen der Nichtjuristen weit um sich gegriffen hat und so den technisch-gesetzgeberischen Bestrebungen der Fachmänner die Protektion der allmächtigen Tagespresse verbürgt. Auch nicht über diesen Eifer wollte ich mich vorhin aufhalten, sondern über den Uebereifer, der immer mehr schadet als nützt, der seine aus dem letzten Leitartikel geschöpfte Weisheit kuhwarm an den Mann zu bringen sucht, der, sobald er irgend einen Mißstand entdeckt zu haben glaubt, sofort nach dem Gesetzgeber, diesem Helfer in allen Nöthen, schreit, der nach echter Dilettantenart, ohne nach dem Grunde des Uebels zu forschen, an Symptomen herumdoktort und mit schnellfertigem Urtheil über Fragen abspricht, über die sich der erfahrenste Fachmann nur mit Zagen zu urtheilen getraut. „Die lieben Heitern, die so gar nichts von den stillen Riffen wissen", sie schaden wirklich mehr, als sie ahnen. Mancher Laienlobredner des Schwurgerichtes — einen davon werden wir uns noch näher ansehen müssen — versicht das vielgepriesene und viel gescholtene Institut mit Gründen, die, wenn sie richtig wären, nicht morgen, sondern heute zu seiner Abschaffung führen müßten. Und wie viel hat das populäre Schlagwort von der Einführung der Berufung dazu beigetragen, den Blick von dem wahren Sitz des Uebels abzulenken! Als ob ein Baum, der in der Wurzel krank ist, auf die Dauer gesunde Früchte tragen, als ob eine Häufung der Instanzen wieder gut machen könnte, was die geheime inquisitorische Voruntersuchung im Keim verdorben hat! Die leidenschaftliche Agitation für die Berufung trägt sicher die Hauptschuld daran, daß der Punkt, vielleicht der einzige, jedenfalls der wichtigste, wo eine durchgreifende Umge-

staltung des Verfahrens alsbald einsetzen muß, wo wirklich Gefahr im Verzug ist, noch lange nicht genügend beachtet wird.

Aber warum so hart mit den Laien ins Gericht gehen, wenn sie für den Segen der Berufung schwärmen und in blinder Begeisterung nicht sehen wollen, daß auch die Berufung ihre zwei Seiten hat? Haben wir doch erst jüngst erlebt, daß ein Richter, dem es an praktischer Erfahrung auf dem Gebiete des Strafprozesses keineswegs mangelt, in einer angesehenen Fachzeitschrift allen Ernstes an den festesten Säulen unseres Strafverfahrens zu rütteln versuche. Herr Landgerichtsdirektor Leuschner, der durch seine Leitung des Kwilecki-Prozesses bekannt geworden ist, hat sich in der zweiten diesjährigen Nummer der Deutschen Juristen-Zeitung gegen die Folgerungen verwahrt, die Professor Rosenfeld aus den Lehren dieses Prozesses für die Reform des Strafverfahrens gezogen hatte. In den häuslichen Streit darüber, ob in diesem Prozeß immer die richtige Form des Verhandelns gewählt worden und auf welcher Seite man etwa über die Grenze des Erlaubten und Ueblichen hinausgegangen ist, will ich mich hier nicht einmischen. Die Billigkeit fordert das Zugeständniß, daß der Landgerichtsdirektor nicht überall im Unrecht zu sein scheint. Dem aber, was er über die Mängel unseres heutigen Beweisverfahrens sagt, muß ich mit allem Nachdruck widersprechen. Leuschner wünscht, daß jedem erkennenden Strafrichter größere Freiheit in der Gestaltung der Beweisaufnahme zugebilligt werde; er klagt darüber, daß heute das Gericht — mit Ausnahme der Schöffengerichte — leider Zeugen nicht ablehnen dürfe, auch wenn der Punkt, über den sie zu hören sind — nach seiner Ansicht — schon genügend geklärt sei; die Strafkammer und der Schwurgerichtshof müßten, um nicht der Revision zu verfallen, alle Zeugen vernehmen, deren Ladung beantragt sei, selbst wenn sie diese Zeugen für überflüssig oder unerheblich hielten, sobald sie nicht in der Lage seien, die Behauptung, um die es sich handelt, als wahr zu unterstellen.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man diese Sätze liest. Zunächst ist grundfalsch, was darin von dem geltenden Rechtszustand behauptet wird. Unsere Strafkammern und Schwurgerichte haben nicht nur schon jetzt das Recht, die Ladung von Zeugen als thatsächlich unerheblich abzulehnen: sie machen auch von diesem Rechte tagtäglich den denkbar ausgiebigsten Gebrauch. Nur durch eine Schranke sind sie gebunden; durch den § 377⁸ der Strafprozeßordnung, wonach ein Urtheil in der Revisionsinstanz aufzuheben ist, „wenn die Vertheidigung in einem für die Entscheidung wesentlichen Punkte durch einen Beschluß des Gerichtes unzulässig beschränkt worden ist." Die Strafkammer darf und soll schon jetzt jeden Beweisantrag ablehnen, der nach ihrer Ueberzeugung einen für die Entscheidung unwesentlichen Punkt betrifft. Freilich auch jeden Beweis erheben, der für die Entscheidung wesent-

lich ist. Will Leuschner hieran wirklich Etwas ändern und auch die Ablehnung wesentlicher Beweisanträge zulassen oder wenigstens dem Revisiongericht die Prüfung der Frage entziehen, ob die Ablehnung eines Beweisantrages zulässig war, weil er einen für die Entscheidung unwesentlichen Punkt betraf? Es scheint doch so. Welchen Sinn könnte seine Klage sonst haben? Als Ideal schwebt also Herrn Leuschner ein Verfahren vor, in dem die Strafkammer, wenn sie die Sache als genügend geklärt erachtet, jede Beweisaufnahme ohne Weiteres als unzulässig ablehnen dürfte, ohne daß dieser Beschluß, der doch das Urtheil vorwegnimmt, der sachlichen Nachprüfung des Revisiongerichtes unterläge. Beispiel: Gegenstand der Verhandlung eine Schlägerei. Der Angeklagte erklärt: Der Verletzte hat mich zuerst mit einem offenen Messer angegriffen, ich habe mich nur gewehrt; ich beantrage, den A. als Zeugen hierüber zu vernehmen. Unanfechtbarer Gerichtsbeschluß: der Antrag wird abgelehnt; der Verletzte bestreitet unter seinem Eide, den Angeklagten angegriffen zu haben; das Gericht hält durch diese Aussage, die einen durchaus glaubhaften Eindruck macht, die Sache für hinreichend aufgeklärt und weitere Beweisaufnahme für überflüssig. Dem erkennenden Strafrichter muß — sagt Leuschner — größere Freiheit in der Beweisaufnahme zugebilligt werden. Zweites Beispiel: B. ist des Mordes angeklagt; C. will ihn, als der tötliche Schuß fiel, am Thatort gesehen haben, ein rauchendes Pistol in der Hand. B. erklärt: C. muß sich in der Person irren; ich bin zur Zeit der That in dem fünfzig Meilen entfernten Ort X. gewesen; Das werden D. und E. bekunden; ich beantrage, sie zu vernehmen. C. wird zum Ueberfluß noch einmal vorgerufen: Ich irre mich nicht. Darauf unanfechtbarer ablehnender Beschluß, wie vorhin, Todesurtheil, Hinrichtung; denn der erkennende Strafrichter muß — nach Leuschner — u. s. w. u. s. w. Man wende mir nicht ein: Solche Beweisanträge wird doch kein deutscher Richter ablehnen. Ja, wenn nicht auch ein deutscher Richter im allerbesten Glauben und in der festen Ueberzeugung, das Rechte zu thun, einmal fehlgreifen könnte, brauchten wir ja überhaupt keine Strafprozeßordnung.

Aber wir sind ja ganz damit einverstanden, daß der Strafrichter überflüssige und unerhebliche Beweisanträge ablehnen darf. Er darf es ja heute schon. Wozu also eine Erweiterung seiner Befugnisse? Wenn der Strafrichter in einem solchen Fall die wohlbegründete Ueberzeugung gewonnen hat, daß der angetretene Alibibeweis eitel Schwindel ist, daß die Sache dadurch nur verschleppt werden soll, dann darf er den Beweisantrag ablehnen, — vorausgesetzt freilich, daß er seine Ueberzeugung dem Revisionrichter gegenüber durch stichhaltige Gründe rechtfertigen kann. Habe er dann nur ruhig den Muth seiner Ueberzeugung; das Reichsgericht wird ihm schon Recht geben. Wir verlangen ja nur, daß ein Beschluß von solcher Tragweite nicht

völlig in das diskretionäre Ermessen des erkennenden Richters gestellt werden, nicht ganz der Nachprüfung entzogen sein soll; weniger kann man doch wahrhaftig nicht fordern. Eine solche souveraine, rein diskretionäre Gewalt aber ist es, was Leuschner offenbar erstrebt. Wie bald aber hält nicht ein Mann von raschem und energisch zugreifendem Temperament eine Sache für hinreichend aufgeklärt, zumal wenn er dadurch Zeit und Mühe sparen kann!

Und gar die Gründe des Herrn Leuschner: „Bei jetziger Rechtslage hat es speziell die Vertheidigung in der Hand, durch Beweisanträge zeitraubender und kostspieliger Art das Verfahren unabsehbar auszudehnen, ja, bei Angeklagten, die nicht verhaftet und bemittelt sind, die Beendigung überhaupt in Frage zu stellen.“ Dachte ich mirs doch! Also wieder der böse Vertheidiger, der seine Seele an den „bemittelten“ Angeklagten verkauft und, unbekümmert um Pflicht und Disziplin, zu Gunsten seines bemittelten Prinzipals ein justitium schafft; gegen solche Obstruktion, die dem bemittelten, von einem geriebenen Vertheidiger kunstgerecht begünstigten Angeklagten volle Immunität sichert, sind ja unsere armen Gerichte völlig machtlos. Mit Verlaub, Herr Landgerichtsdirektor: Sie sollen Recht haben, wenn Sie aus der Praxis sämmtlicher deutschen Strafkammern und Schwurgerichte seit dem ersten Oktober 1879 auch nur einen Fall anführen können, in dem „die Vertheidigung durch Beweisanträge zeitraubender und kostspieliger Art bei Angeklagten, die nicht verhaftet und bemittelt waren, die Beendigung des Verfahrens überhaupt in Frage gestellt hat.“ Bitte: nur einen einzigen Fall!

Aber es kommt noch besser. „Bei entsprechender Erweiterung der Rechte des Gerichtes wird auch der immer greller hervortretende Uebelstand beseitigt werden können, daß gegen die Belastungzeugen, um ihren Werth zu mindern, durch andere Zeugen Alles vorgeführt wird, was irgendwie Schwarzes oder Zweifelhaftes in ihrem Vorleben zu ermitteln war, mag es auch mit der Sache selbst nichts zu thun und mit der Glaubwürdigkeit des Zeugen nur den losesten Zusammenhang haben.“

Das heißt also, in klarem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden: auch über die Frage, ob ein Zeuge, dessen Aussage den Angeklagten ins Zuchthaus oder auf das Schafott bringen kann, ein besonnener, ehrlicher und wahrheitliebender Mann ist, soll das Gericht jeglichen Beweisantrag durch unanfechtbaren Beschluß als überflüssig ablehnen dürfen, wenn ihm der Punkt genügend geklärt erscheint. Aus zarter Rücksicht auf den „ehrenhaften Belastungzeugen“; sie sind ja Alle, Alle ehrenwerth.

Aber muß sich denn nicht auch der noch unbescholtene, noch unbestrafte Angeklagte, nicht auch der — freilich von vorn herein mit einer levis nota maculae — behaftete Entlastungzeuge eine solche — ich gebe es zu — manchmal recht unbequeme Prüfung auf Herz und Nieren von der Staatsanwalt-

schaft gefallen lassen? Ist es nicht genug, daß man den Zeugen in der Voruntersuchung in Watte packt und ihn sorgsam vor jedem rauhen Luftzug, vor jeder unbequemen Zwischenfrage des Angeschuldigten oder gar des Vertheidigers behütet, damit er sein Sprüchlein nur ja recht ungestört aufsagen kann? Ist denn Herr Leuschner im Ernste der Meinung, daß man im Kwilecki-Prozeß, zum Beispiel, der Zeugin Andruszewska ersparen durfte, ihren Charakter und ihre Intelligenz unter die Lupe der schärfsten Kritik genommen zu sehen? Sollte die Vertheidigung etwa dem Zeugen Hechelski nicht mit den selben Waffen zu Leib gehen dürfen, die von der Staatsanwaltschaft benutzt werden, wenn es gilt, die Seele des von dem Angeklagten mit Ermittelungen beauftragten Detektive X. zu prüfen?

Merkwürdig! Ich war bisher mit Tausenden der Ueberzeugung, daß gerade der Kwilecki-Prozeß, wenn irgend einer in Vergangenheit oder Gegenwart, auch dem taubsten Ohr mit feurigen Zungen gepredigt haben müsse, wie trügerisch, sobald Interesse oder Leidenschaft ins Spiel kommen, der vielgepriesene Zeugenbeweis ist, daß nichts so sehr wie die Erfahrungen gerade dieses Prozesses auch den Vertrauensseligsten in seinem schönen Glauben an die Heilwirkung des richterlichen Hinweises auf die „Heiligkeit und Wichtigkeit des Eides" wankend machen mußte, daß seit diesem Prozeß jeder Richter jeden, auch den kleinsten Beitrag zur Prüfung der objektiven und subjektiven Glaubwürdigkeit jeglichen Zeugnisses mit ehrlicher Freude willkommen heißen müsse, daß man der Vertheidigung wenigstens das Verdienst, durch ihre Anträge ernst und erfolgreich an dieser unerläßlichen Prüfung mitgearbeitet zu haben, unmöglich werde schmälern können; und nun erfahren wir, daß man, gerade durch diesen Prozeß belehrt, das Gesetz ändern müsse, um den „ehrenhaften Belastungzeugen" noch mehr als bisher vor unbequemer Kritik zu schützen, daß man auch in dieser Beziehung dem erkennenden Strafrichter noch größere Freiheit einräumen, also die Befugniß gewähren müsse, durch einen unanfechtbaren Beschluß jegliche Kritik als überflüssig abzuschneiden.

Unwillkürlich wird man dabei wieder an den schrecklichen Fall Busse und Ziegenmeyer erinnert, der auch für uns noch eine furchtbar ernste Bedeutung hat; lehrt er doch, wie fürchterlich nah selbst noch in unseren erleuchteten Tagen die Möglichkeit eines Justizmordes liegt. Denn er ist keine kriminalistische Miszelle aus der Rumpelkammer des Mittelalters, sondern ein Fall, den so Mancher von uns noch selbst erlebt hat. Noch nicht fünfzig Jahre ist es her, seit ein hannöversches Schwurgericht zwei Männer unschuldig zum Tode verurtheilte; unschuldig: denn der wahre Thäter wurde kurze Zeit darauf entdeckt, vollständig überführt, gestand seine That und endete als reuiger Sünder unter dem Richtschwert. Der Eine der unschuldig Verurtheilten aber hatte sich alsbald, nachdem das Urtheil über ihn gesprochen

worden war, in seiner Zelle erhängt, der Andere war zu Kettenstrafe für Lebenszeit begnadigt worden.

Busse und Ziegenmeyer wurden verurtheilt, weil der Nachtwächter Wild eidlich bezeugte, er habe die Beiden zu der Zeit, wo der Doppelmord begangen sein mußte, am Brunnen vor dem Mordhause gesehen und genau erkannt. Wild war nach dem Zeugniß des Bürgermeisters ein „sehr rechtlicher und zuverlässiger Mann"; in der Verhandlung wurde auch seines kirchlichen Sinnes rühmend gedacht. Der ehrenwerthe Belastungzeuge, dieser sehr rechtliche, zuverlässige und kirchlich gesinnte Mann, hatte gelogen, — gelogen, wie sich später unzweifelhaft ergab, um die auf die Entdeckung des Mörders ausgesetzte Prämie zu verdienen. Auch dieser ehrenhafte Zeuge hätte nach Herrn Leuschners Theorie „nicht in die Lage gebracht werden dürfen, scharfe Angriffe gegen seine Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit bezw. längere Beweisaufnahmen über seine Charaktereigenschaften zu gewärtigen." Herr Leuschner wird es mir nicht verübeln, wenn mich bei diesen Konsequenzen seiner Theorie „ein Unbehagen oder ein leises Grauen überfällt."

Gewiß ist der eldagsener Justizmord ein seltener Ausnahmefall. Wer aber nicht jeden Straffall mit der Vorsicht behandelt, als könne er der eine Ausnahmefall unter hunderttausenden sein, Der taugt nicht zum Gesetzgeber, nicht zum Strafrichter oder zum Staatsanwalt, — und zum Vertheidiger erst recht nicht. Wir deutschen Vertheidiger sind noch viel zu rücksichtvoll. Rücksichtvoll? Nein: zu feig. Da haben es unsere Kollegen in England besser. Man hat mir erzählt, wie vor einigen Jahren zwei deutsche Rechtsanwälte als Zeugen vor ein englisches Gericht geladen worden seien, um über gewisse deutsche Handelsgebräuche vernommen zu werden. Sie wußten nachher nicht genug davon zu berichten, wie scharf sie von ihren englischen Kollegen ins Gebet genommen worden seien, wie genau man ihnen auf den Zahn gefühlt habe, um sich über ihre wissenschaftliche Vorbildung und ihre praktischen Erfahrungen zu vergewissern; wie man sie nach den Lehrern gefragt habe, die sie auf der Universität gehört, nach den Büchern, die sie studirt hätten, nach den Fachzeitschriften, die sie regelmäßig läsen, wie man sie im Kreuzverhör Blut und Wasser habe schwitzen lassen, nur um das Maß ihrer Sachkunde zu ergründen, — in einem simplen Civilprozeß und um lumpiges Mein und Dein. Und wir? Ich möchte zu gern einmal das Gesicht sehen, das ein deutscher Gerichtshof zu einer solchen englischen cross-examination machen würde; nicht die höchste Ungebührstrafe würde zu hart für den Missethäter sein, der sich etwa erdreistete, den ärztlichen Sachverständigen zu fragen, in welchem Maße er seit dem Staatsexamen den Fortschritten seiner Wissenschaft gefolgt sei. Wir? Wann wagen wir denn einmal, einen Zeugen leis und schüchtern zu fragen, ob und wie er schon bestraft sei, einen Zeugen,



von dessen größerer oder geringerer Wahrheitliebe ein Menschenschicksal abhängt? Aber der Herr Vorsitzende runzelt schon die Stirn, der Staatsanwalt blickt stolz und unzufrieden drein und wir, — wir werden es auch ganz gewiß nicht wieder thun! Wir sind ja so zahm! Um den ehrenwerthen Belastungzeugen vor uns zu schützen, braucht man wahrhaftig nicht die von Leuschner erstrebte richterliche Diktatur zu proklamiren.

Doch ich bin schon mitten in den Einzelheiten und hatte doch noch so viel Allgemeines auf dem Herzen. Also: man hat unserer Strafprozeßordnung so viel Böses nachgesagt, daß ich beinahe Lust hätte, recht viel Gutes von ihr zu sagen. Ich bin nicht etwa jeglicher Reform abhold. Im Gegentheil. Kann es denn überhaupt eine für die bürgerliche Gesellschaft, für den Staat gleich wichtige, ja, kann es eine heiligere Aufgabe geben als die Sorge um eine möglichst vollkommene Ordnung und Pflege des Strafprozesses? Was könnte wohl eine leidenschaftlichere Antheilnahme jedes einzelnen Bürgers herausfordern als die Frage: Unter welcher Form, unter welchen Sicherheiten darf Dir ein anderer Bürger — der Richter — die Freiheit, die Ehre, das Leben absprechen? Ich möchte nicht hoffen, daß es irgend Jemand giebt, der fester und inniglicher als ich überzeugt ist, daß der Strafprozeß der wichtigste Theil des Rechtslebens, daß seine gerechte und weise Handhabung das A und das O der bürgerlichen Freiheit, daß seine möglichst vollkommene Gestaltung die vornehmste Aufgabe eines erleuchteten Gesetzgebers ist. Reiße die Schranken nieder, die eine auf die Erfahrung von Jahrhunderten gegründete wissenschaftliche Einsicht der Willkür des Richteramtes gezogen hat, reiße sie nieder, sogenannten höheren, sittlichen, politischen Rücksichten zu Liebe: und ein Jeder von uns ist vogelfrei, wenn einmal die Reihe an ihn kommt. Und an wen könnte sie nicht einmal kommen? Das lehren uns die Schreckenstribunale der französischen Revolution, Das die ewige, nicht auszulöschende Schmach der Menschheit: die Hexenverfolgungen, von denen Karl Georg von Wächter gezeigt hat, daß sie in all ihrer Scheusäligkeit erst möglich wurden, als man dem Ausnahmeverbrechen gegenüber auch ein Ausnahmeverfahren für erlaubt hielt, als man den Grundsatz aufzustellen wagte, daß eine Hexe keinen Anspruch auf den Schutz eines rechtlich geordneten Verfahrens habe, — Alles um eines höheren Zweckes willen. Aber denken denn die Gebildeten unserer Zeit im Grunde anders, wenn sie nicht begreifen wollen, daß ein Anwalt den des Mordes angeklagten verkommensten Zuhälter mit dem selben Eifer, der selben Zähigkeit, der selben Aufbietung aller Geisteskräfte vertheidigen muß, damit er nur ja nicht auf nicht völlig zwingende Beweise hin verurtheilt werde, womit er etwa für einen unanfechtbaren Ehrenmann eintreten darf und muß, den, wie einstmals Waldeck, die Lügen niederträchtiger Angeber auf die Anklagebank

gebracht haben? Wer nicht auch dem im Zuchthaus ergrauten Verbrecher gegenüber unerbittlich auf der vollen Strenge des Schuldbeweises besteht, wer dem Richter nicht allzu sehr verübeln würde, wenn er in einem solchen Fall bei der Beweiswürdigung Fünf gerade sein ließe, weil man doch mit solchem verkommenen Subjekt nicht so viel Umstände zu machen brauche, Der macht sich der gleichen Sünde wider den Heiligen Geist des Strafprozesses schuldig wie der Hexenrichter, der der vermeintlichen Hexe den Schutz prozessualer Formen versagte. Wenn nur die That, um die es sich handelt, recht abscheulich, der Angeschuldigte nur eine recht widerwärtige Persönlichkeit ist und die Zeitungen von Anfang an seine Schuld als eine ausgemachte Sache behandelt, von ihm nicht anders als von dem „Mörder" gesprochen haben, so wird der Vertheidiger hundertmal die vorwurfsvolle Frage zu hören bekommen: „Wie kann man nur einen solchen Menschen vertheidigen?" Als ob nicht gerade ein solcher Fall, ein solcher Mann eines doppelt hingebenden Vertheidigers bedürfte, der mit verdoppelter Sorgfalt darüber wachte, daß dem von der öffentlichen Meinung Vervehmten nur sein Recht und nichts als sein Recht werde! Darf man wirklich in einem solchen Fall mit geringerer Gewissenhaftigkeit prüfen, ob auch die Zeitangaben der Zeugen genau stimmen, ob jeder Irrthum in der Wiedererkennung ausgeschlossen ist, ob nicht das Blut auf dem Rockärmel des Angeklagten doch vielleicht unverfänglichen Ursprunges sein kann, ob das Ergebniß der Schriftvergleichung völlig überzeugend ist? In welchem Strafprozeß aber wären nicht irgend welche Zweifel dieser Art zulässig und deshalb Pflicht? Und doch giebt es Leute, solche sogar, die sich zu den Gebildeten zählen, die in dem Vertheidiger, der in einem solchen Fall an der Schuld seines Klienten so lange zweifelt, wie überhaupt ein vernünftiger Zweifel möglich ist, kaum etwas Besseres sehen als einen feilen Begünstiger des Verbrechens. Davon haben wir Alle so viel Erfahrung!

Im Prozeß giebt es eben kein Heil außer in den Formen; keine größere Pflicht des Richters und des Anwaltes als die: diese Formen zu wahren und für sie zu kämpfen mit Dem, was man die Prozeßbegeisterung des Juristen nennen könnte und was ehrwürdiger ist als die oft so stark betonte und doch so oft nur auf einer starken Autosuggestion beruhende Ueberzeugung des Vertheidigers von der Unschuld seines Klienten.

Also auch mein Credo ist: es kann keinen Strafprozeß geben, der gut genug wäre, keinen, an dessen Verbesserung die besten und klügsten Geister einer Nation nicht ohne Unterlaß fortarbeiten müßten; und auch wer sich nicht zu diesen Auserwählten zählt, darf und soll sein Scherflein zum guten Werk beitragen. Das will ich für mein bescheidenes Theil in einem folgenden Aufsatz versuchen.

Wilmersdorf. Justizrath Dr. Erich Sello.

Zwei Gedichte.

Schneider Winter.

Der Winter ist ein Schneider; .
Es schneit und schneit und schneit,
Und wenn es noch drei Tage schneit,
Dann braucht kein Mensch mehr Kleider,
Dann schneits Euch in die Ewigkeit.

Meck, meck, den Schneider Winter,
Meck, meck, den freut Das sehr;
Nicht Thal noch Berg ist mehr,
Sein Bügeleisen nimmt er
Und bügelt hurtig drüber her.

Ihn ärgert jede Falte,
Meck, meck, Du Bocksgesicht,
Meck, meck, Das giebt es nicht!
Dein Bügelstahl, der kalte,
Der duldet keine Falte nicht!

Im Winter wird sichs weisen!
Meck, meck, Du Schneider Du,
Du Neider, bügle immerzu!
Dein kaltes Bügeleisen
Wird warm: da schmilzt der Schnee im Nu!

Brr! schütteln sich die Tannen.
Meck, meck, o Schreck, nun lauf davon!
Willst denn nicht Deinen Schneiderlohn?
Nicht? Nicht? Rasch nun von dannen!
Die ersten Blumen duften schon!

Die beiden Heiligen.

Vor der Kirche die beiden Heiligen aus grauem Stein
Laden mit schöner Geberde in die Kirche ein;
Können gar viele gute Menschen nicht widerstehn,
Zu einem kurzen Gebet in die stille Kirche zu gehn.

Aber heut Nacht hat der Schnee, der sicher an gar nichts glaubt,
Sich mit den beiden Heiligen einen Scherz erlaubt,
Hat ihnen weiße Kronen aufs graue Haupt gesetzt
Und in Hermelinmäntel hüllen die Ernsten sich jetzt.

Ihr braven heiligen Wächter vor dem Gotteshaus,
Wie Knecht Ruprecht oder Rübezahl schaut Ihr nun aus.
Den Buben aus der Schule kommt Das so recht zu Paß:
Heut traun sie sich und höhnen Euch. Das ist ein Spaß!

Da habt Ihr Heiligen mir stumm Euer Leid geklagt
Und habt mir gar ein nachdenklich Sprüchlein gesagt:
Wer heilig will bleiben, darf nie ändern lassen sein Kleid,
Muß sich gleich bleiben heut, morgen und in Ewigkeit!

Prag. **Hugo Salus.**



Koagulum.

Hamilkar Baldrian, der einsame alte Sonderling, saß vor seinem Fenster und blickte durch die Scheiben in die herbstliche Dämmerung. Am Himmel standen, dunkel geballt, graublaue Wolken, die langsam ihre Umrisse veränderten, wie das Schattenspiel einer Riesenhand, die sich irgendwo in unsichtbarer Ferne träg bewegte. Ueber dem frostigen Dunst der Erde ein blindes, trauriges Abendroth. Dann sanken die Wolken, lagerten schwer im Westen und durch den Nebel spähten die Sterne mit glitzernden Augen.

Grübelnd erhob sich Baldrian und schritt auf und ab.

Eine schwere Sache. Das mit der Geisterbeschwörung! Aber hatte er nicht Alles streng befolgt, was das große Grimoire des Honorius vorschrieb? Gefastet, gewacht, sich gesalbt und täglich das Seufzerlein der Heiligen Veronika hergesagt? Nein: es muß gelingen! Der Mensch ist auf Erden das Höchste und die Kraft der Hölle ihm unterthan.

Er ging wieder ans Fenster und wartete lange, lange, bis die Hörner des Mondes — gelb und trüb — sich über die erstarrten Aeste der Ulmen schoben.

Dann zündete er, vor Aufregung zitternd, das Licht auf seinem alten Leuchter an und holte allerlei seltsame Dinge aus Schrank und Truhe: Zauberkreise, grünes Wachs, einen Stock mit Krone, trockene Kräuter. Knüpfte Alles in ein Bündel, stellte es sorgfältig auf den Tisch und begann, ein Gebet murmelnd, sich langsam auszuziehen, — bis er ganz nackt war.

Der flackernde Leuchter warf hämische Reflexe auf den verfallenen Greisenkörper mit der welken, gelblichen Haut, die sich, ölig glänzend, über die spitzen Knie, über Lenden- und Schulterknochen spannte. Der kahle Schädel nickte auf die eingesunkene Brust herab und sein kugelförmiger, grausiger Schatten fuhr an der kalkweißen Wand umschlüssig umher, als ob er Etwas suchen wolle, in qualvoller Ungewißheit.

Der Alte ging fröstelnd zum Ofen, hob einen glasirten thönernen Topf herab und löste die raschelnde Hülle, die ihn verschloß; eine fettige, übelriechende Masse war darin. Gerade heute vor einem Jahr hatte er sie zusammengeschmolzen. Mandragorawurzel, Bilsenkraut, Wachs und Spermaceti und . . . und — er schüttelte sich vor Ekel — eine zu Brei verkochte Kinderleiche; die Totenfrau hatte sie ihm verkauft.

Zögernd grub er seine Finger in das Fett, schmierte es sich auf den Leib, verrieb es in die Kniekehlen und Achselhöhlen; dann wischte er seine Hände an der Brust ab und zog ein altes, vergilbtes Hemd an: das „Erbhemd", das man zum Zaubern braucht; und seine Kleider darüber.

Die Stunde war da!

* * *

. . . Ein Stoßgebet und das Bündel mit den Geräthen. Nur nichts vergessen! Sonst hat der Böse die Macht, den Schatz noch im letzten Augenblick zu verwandeln, wenn Tageslicht darauf fällt. O, solche Fälle sind schon dagewesen!

Halt: die Kupferplatte! Das Kohlenbecken und Zunder zum Anglimmen!

Mit unsicheren Schritten tappt er die Treppe hinab. Das Haus war in früheren Zeiten ein Kloster gewesen; jetzt wohnte er ganz allein darin und das Waschweib aus der Nachbarschaft brachte ihm, was er den Tag über brauchte.

Kreischen und Dröhnen einer schweren eisernen Thür. Ein verfallener Raum öffnet sich.

Kellergeruch und dicke Spinnengewebe überall. Schutt in den Ecken und Scherben schimmeliger Blumentöpfe.

Ein paar Hände voll Erde in die Mitte des Raumes getragen ... So! (Denn die Füße des Exorzisten müssen auf Erde stehen). Eine alte Kiste zum Sitzen und den Pergamentkreis ausgebreitet. Mit dem Namen Tetragrammaton nach Norden; sonst kann das größte Unglück geschehen ... Jetzt den Zunder und die Kohlen angezündet!

... Was war Das?!

Das Pfeifen von Ratten; sonst nichts.

Kräuter auf die Gluth: Ginster, Nachtschatten, Stechapfel; wie Das prasselt und qualmt!

Der Alte löscht die Laterne aus, beugt sich über die Pfanne und athmet den giftigen Rauch ein; er kann sich kaum aufrecht halten, so betäubt es ihn. Und das schreckliche Sausen in den Ohren!

Mit dem schwarzen Stock berührt er die Wachshäuschen, die auf der Kupferplatte langsam zerschmelzen, und murmelt mit letzter Kraft und stockender Stimme die Beschwörungsformeln des Grimoires:

„... rechte Himmelsbrot und Speise der Engel ... Schrecken der Teufel bist ... ob ich gleich voll sündigen Unflathes ... diese reißenden Wölfe und stinkenden Höllenböcke zu bezwingen gewürdiget werde ... Harnisch ... Zaudert Ihr noch länger vergebens ... Aimaymon Astaroth ... diesen Schatz nicht mehr länger zu verwehren ... Astaroth ... beschwöre ... Eheye ... Escherehèye ...“

Er muß sich niedersetzen. Todesangst befällt ihn ... Drosselnde, unbestimmte Furcht dringt durch den Boden und die Mauerritzen, senkt sich von der Decke herab; das grauenhafte Entsetzen, das die Nähe der haßerfüllten Bewohner der Finsterniß verkündet!

... Die Ratten pfeifen. Nein: nicht Ratten. Ein gellendes Pfeifen, das den Kopf zersprengt ...

Das Sausen! ... Es ist das Blut in den Adern. Das Sausen! ... Von Flügeln ... Die Kohlen verglimmen ... Da, da: Schatten an der Wand ... Der Alte stiert mit gläsernen Augen hin ... Moderflecke sind es und abgeschuppter Bewurf.

Sie bewegen sich! Sie bewegen sich ... Ein Knochenschädel mit Zähnen und Hörnern! Und leere, schwarze Augenhöhlen ... Skeletarme schieben sich langsam, geräuschlos nach, — ein Ungeheuer wächst aus der Wand. Da hockt es und erfüllt das Gewölbe: das Gerippe einer riesigen Kröte mit dem Schädel eines Stieres. Die gebleichten Knochen heben sich fast grell aus der Dunkelheit ab ... Der höllische Astaroth!

Der Alte hat sich aus dem Zauberkreis in einen Winkel geflüchtet und preßt sich bebend an die kalte Mauer. Er kann das rettende Bannwort nicht

sagen; die schwarzen, gräßlichen Augenhöhlen verfolgen ihn und starren auf seinen Mund. Sie haben ihm die Zunge gelähmt; er kann in furchtbarer Angst nur noch röcheln.

Langsam, stetig kriecht das Gespenst auf ihn zu (er glaubt das Schlürfen der Rippen auf den Steinen zu hören) und hebt tastend die Krötenhand nach ihm... An den Knochenfingern klirren silberne Ringe mit glanzlosen, verstaubten Topasen; vermoderte Schwimmhäute verbinden lose die Glieder und strömen den entsetzlichen Geruch verwesten Fleisches aus.

Jetzt... faßt es ihn an... Eisige Kälte steigt ihm ins Herz. Er will... will... Da schwinden die Sinne und er fällt vornüber aufs Gesicht.

* * *

... Die Kohlen sind erloschen. Narkotischer Rauch hängt in der Luft und ballt sich längs der Decke. Durch das vergitterte, winzige Kellerfenster wirft das Mondlicht gelbe schräge Strahlen in den Winkel, wo Baldrian bewußtlos liegt.

Er träumt, daß er fliege. Sturmwind peitscht ihm den Leib. Ein schwarzer Bock rast vor ihm durch die Luft. Er fühlt die zottigen Läuse dicht vor seinen Augen und die tollen Hufe schlagen ihm fast ins Gesicht. Unter ihm die Erde, — weit, weit! Dann fällt er, wie durch einen schwarzsammetenen Trichter, immer tiefer: und schwebt jetzt über einer Landschaft. Er kennt sie gut: Dort der mit Moos bewachsene Grabstein, auf dem Erdbuckel der kahle Ahorn mit den entblätterten Aesten, die wie fleischlose Arme zum Himmel krampfen. Herbstlicher Reif auf dem nächtigen Sumpfgras. Das Moorwasser steht seicht im Boden und schimmert durch den Nebel wie ein großes erblindetes Auge.

Sind es nicht, in dunklen Hüllen, Gestalten, die dort im Schatten des Grabsteines sich sammeln, mit blitzenden Waffen und von Metall funkelnden Knöpfen und Spangen? Sie lagern sich im Halbkreis zu einer gespenstischen Berathung.

Des Alten Seele durchzuckt ein Gedanke: der Schatz! Die Schemen der Toten sinds, die einen vergrabenen Schatz hüten! Und sein Herz stockt vor Habgier.

Er späht hinab von seiner Höhe; immer näher rückt er der Erde. Jetzt klammert er sich an den Zweigen des Ahorn an, leise, leise... Da: ein dürrer Ast biegt sich und ächzt. Die Toten schauen zu ihm empor. Er kann sich nicht mehr halten und fällt, — fällt mitten unter sie... Sein Kopf schlägt hart auf den Grabstein.

* * *

Er erwacht. Sieht die Moderflecke an der Wand. Keuchend taumelt er zur Thür, die Treppe hinauf mit brechenden Knien. Er wirft sich auf das Bett. Seine zahnlosen Kiefer schlottern vor Furcht und Kälte. Die rothe Filzdecke legt sich um ihn, raubt ihm den Athem, bedeckt ihm Mund und Augen. Er will sich umdrehen und kann nicht. Auf seiner Brust hockt ein wolliges, scheusliches Thier: die Fledermaus des Fieberschlafes, mit riesigen purpurnen Flügeln, und hält ihn mit ihrer Last unwiderstehlich in die dumpfig schmutzigen Polster gepreßt.

* * *

Den ganzen langen Winter lag der Greis an den Folgen dieser Nacht darnieder. Langsam ging es mit ihm zu Ende. Er sah von seiner Lagerstätte zu dem kleinen Fenster hinüber, wenn die Schneeflocken im Sturm vorbeiflogen und ungeduldige Tänze aufführten, oder empor zur weißen Zimmerdecke, auf der ein paar Fliegen ihre planlosen Wanderungen hielten. Und wenn von dem alten Kachelofen her es gar so gut nach verbrannten Wacholderbeeren roch („Kreche, kreche“ ... Ach, wie er husten mußte!), dann malte er sich aus, wie er im Frühjahr draußen beim Haidegrab den Schatz heben werde, von dem er geträumt, und fürchtete nur, daß sich der Hort vielleicht doch verwandeln könne; denn so ganz in Ordnung war die Beschwörung des Astaroth ja nicht gewesen.

Einen genauen Plan hatte er auf einen abgerissenen Buchdeckel gezeichnet: den einsamen Ahornbaum, den kleinen Moorweiher und hier † den Schatz, ganz in der Nähe des verwitterten Grabsteines, den jedes Kind kennt.

* * *

Der Buchdeckel lag auf dem Bürgermeisteramt und Hamilkar Baldrian auf dem Friedhof draußen.

„Einen Millionenschatz hatte der Alte entdeckt, einen so schweren, daß er ihn nicht ausgraben konnte“: so lief das Gerücht durch das Städtchen. Und man beneidete den Neffen, den Erben, einen Schriftsteller.

Die Grabungen begannen. Die Stelle war im Plan so deutlich bezeichnet ... Einige Spatenstiche nur ... da ... da: Hurra! Hurra! Hurra! Eine eiserne, mit Rost bedeckte Kassette!

Im Triumph wurde sie in die Amtsstube getragen. Berichte gingen in die Hauptstadt, der Erbe sei von dem Fund zu verständigen, eine Kommission an Ort und Stelle zu entsenden; und so weiter.

Der kleine Bahnhof wimmelte von Menschen. Beamte in Uniform, Reporter, Detektivs, Amateurphotographen; sogar der Herr Landesmuseumsdirektor war gekommen, um diesen interessanten Fleck Erde zu besichtigen.

Alles zog hinaus auf die Haide und glotzte Stunden lang in das frisch gegrabene Loch, vor dem der Flurschütz Wache hielt. Das saftige Moorgras war zertreten von den vielen gekerbten Gummischuhen, aber die hellgrünen Weihersträucher in ihrem jugendfrischen Frühlingsschmuck blinzelten einander mit den seidenen Weidenkätzchen listig zu, und wenn ein Windstoß kam, krümmten sie sich in plötzlich ausbrechendem stummen Gelächter, daß ihre Häupter die Wasserfläche berührten. Warum wohl? ... Auch die Krötenkönigin, die dicke, mit der rothgetupften Weste, die in ihrer Veranda aus Ranunkulus und Pfeilkraut die süße Maienluft genoß und doch sonst immer so würdevoll that, weil sie 100003 Jahre alt war, hatte heute wahre Anfälle von Lachkrämpfen. Sie riß das Maul auf, daß ihre Augen ganz verschwanden, und schlenkerte wie besessen die linke Hand in der Luft. Fast wäre ihr dabei ein silberner Topasring vom Finger gefallen.

Inzwischen war von der Kommission die gefundene Kassette geöffnet worden. Ein fauler Geruch entströmte ihr, so daß im ersten Augenblick Alles zurückprallte. Seltsamer Inhalt! Eine elastische Masse, zweifarbig, zäh und von glänzender Oberfläche. Es wurde hin und her gerathen und der Kopf geschüttelt.

„Ein alchemistisches Präparat offenbar“, meinte endlich der Herr Landes-

museumsdirektor. „Alchemistisch?“ „Alchemistisch?“ lief es von Mund zu Mund. „Wie schreibt man Das? Mit zwei l?“ Mit dieser Frage drängte sich ein Zeitungsmensch vor. „Nebbich, ä Düngermittel“, murmelte ein anderer vor sich hin.

Die Kassette wurde wieder verschlossen und an das wissenschaftliche Institut für Chemie und Physik mit dem Ersuchen um ein allgemeinverständliches Gutachten gesandt.

Alle weiteren Nachgrabungen in der Moorhaide blieben erfolglos. Auch die verwitterte Grabschrift auf dem Stein gab keinen Aufschluß: „Willi Oberkneifer Lieutenant ††† i. R.“ Darunter eingemeißelt zwei gekreuzte Fußtritte, die sich wahrscheinlich auf irgend ein verschleiertes Ereigniß im Leben des Verblichenen bezogen. Offenbar war der Mann den Heldentod gestorben.

Die geringen Mittel des erbenden Schriftstellers waren durch die Kosten gänzlich zusammengeschmolzen und das wissenschaftliche Gutachten, das nach drei Monaten eintraf, gab ihm den Rest. Zuerst einige Seiten lang die unternommenen vergeblichen Versuche angeführt, dann die Eigenschaften der räthselhaften Materie aufgezählt und zum Schluß das Resultat, daß die Masse in keiner Hinsicht in die Zahl der bisher bekannten Stoffe eingereiht werden könne.

Also werthlos! Die Kassette keinen Heller werth! Am selben Abend noch setzte der Herbergswirth den armen Schriftsteller vor die Thür. Die Schatzaffaire schien abgethan.

Doch eine ganz kleine Aufregung sollte dem Städtchen noch blühen.

Am nächsten Morgen rannte der Dichter mit wallenden Locken durch die Straßen zum Magistrat. „Ich weiß es,“ schrie er immerfort, „ich weiß es!“

Man umringte ihn: „Was wissen Sie?“

„Ich habe heute auf dem Moor übernachtet“, keuchte er athemlos, „übernachtet ... und da ist mir ein Geist erschienen und hat mir gesagt, was es ist. Früher — uch — sind da draußen so viele ehrenräthliche Versammlungen abgehalten worden — uch — und da — uch ...“

„Zum Teufel, was ists also mit der Materie?“ rief Einer.

Der Dichter fuhr fort: „Spezifisches Gewicht 23, glänzende Außenseite, zweifarbig, in allen kleinsten Theilen gebrochen und dabei zusammenklebend wie Pech, ungemein dehnbar, penetranter ...“

Die Menge wurde ungeduldig: Das stand ja doch schon in der wissenschaftlichen Analyse!

„Also: der Geist sagte mir, es sei ein fossiles koagulirtes Offiziersehrenwort! Und ich habe gleich an ein Bankhaus geschrieben, um dies Kuriosum zu Geld zu machen.“

Da schwiegen sie, griffen ihn und sahen, daß er irr redete.

Wer weiß, ob der Aermste nicht mit der Zeit wieder vernünftig geworden wäre? Aber die Antwort auf seinen Brief lautete:

„Wir bedauern, Ihnen mittheilen zu müssen, questionirten Artikel weder lombardiren noch per komptant acquiriren zu können, da wir in ihm, auch wenn er nicht fossil und koagulirt wäre, kein Werthobjekt zu erblicken vermögen. Hochachtend A. B. C. Wucherstein Nachfolger.“

Da schnitt er sich die Kehle durch.

Jetzt ruht er neben seinem Onkel Hamilkar Baldrian.

Prag. Gustav Meyrink.

Anzeigen.

Konstantin Meunier. Von Karl Scheffler. Aus den von Muther herausgegebenen Künstlermonographien. Bards Verlag in Berlin. — **Moderne Malerei und Plastik.** Von Karl Scheffler. Aus dem von H. Landsberg herausgegebenem Sammelwerk: Die neue Kunst, Verlag L. Simion in Berlin.

Scheffler war bisher nur den Lesern der „Zukunft" und dem Publikum bekannt, das kunstgewerbliche Zeitschriften liest. Er trug mit dazu bei, die bei uns so schnell propagirte Bewegung, deren Geschwindschritt die Gefahr droht, auf der Oberfläche zu bleiben, mit rationeller Erschließung der weiteren Nothwendigkeiten zu vertiefen. Jetzt haben wir zwei kleine Bücher von ihm, die werth sind, gelesen zu werden, weniger wegen der Künstler, die Scheffler in ihnen behandelt, als wegen der wohlthuenden Art, Kunst zu behandeln. Es giebt heute schon so unbehaglich viele Monographien, daß man kaum wagen darf, noch das Interesse für eine mehr zu fordern. Aber Scheffler unterscheidet sich sehr wohlthätig von dieser Massenfabrikation oberflächlicher Daten. Er spricht in dem Bändchen über Meunier weniger von dem belgischen Bildhauer als von den Elementen, die diese Kunst entstehen ließen, und zeigt den Standpunkt, von dem aus man zu ihrer und ähnlicher Werke Würdigung gelangt. So gelingt es ihm, Meunier zu placiren, nicht in der beliebten Feuilletonart, die nur den Gefeierten kennt und daher nie dahin gelangt, eine präzise Erscheinung zu geben, sondern als Glied einer Kette, an deren Erkenntniß Alles gelegen ist. In dem zweiten Buch zeigt er diese Fähigkeit in weiterem Rahmen, da er das ganze Gebiet der modernen Kunst zur Betrachtung heranzieht und die Erscheinungen untersucht, die zu dem Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Moderne, von ihrer engen Zugehörigkeit zu uns drängen. In einem Buch beschränkten Umfanges die Hauptsachen so klarzustellen, daß das Bild der wesentlichen Kunstgeschichte lebt, ist fast unmöglich; und Scheffler hat sich die Aufgabe durch das Hinzuziehen von Böcklin, Klinger und Anderen nicht erleichtert. Jede knappe Darstellung ist auf Beispiele angewiesen; und die Betrachtung, die Böcklins Art nicht aus der Aesthetik entfernt, wird Mühe haben, dem Wesen Manets gerecht zu werden. Aber Irrthümer rauben einem Buch nicht den Werth, wenn es nur erreicht, eine Atmosphäre zu dichten, in der die Erscheinungen leben. Das ist Scheffler in beiden Büchern gelungen; er hat den Resonanzboden gezeigt, auf den es immer in der Kunstbetrachtung ankommt; er wird um so reiner und harmonischer erklingen, je reiner und harmonischer die Kunst ist, die der Spieler betrachtet.

Paris. Julius Meier-Graefe.

❦

Der Kaufmann und die englische Arbeitzeit. C. Regenhardt, Berlin.

„Man" will die Arbeitzeit in Kaufmannskontoren regeln. Der Reichstag hat schon im Mai 1900 „die Verbündeten Regirungen ersucht, Erhebungen anzustellen". Im vorigen Jahr sind die Handelskammern um ihr Gutachten gebeten worden. Die großen Fachverbände der Handlungsgehilfen haben Resolutionen und Petitionen verfaßt. Kurz: im Deutschen Reich ist wieder eine sozial-

politische Großthat im Reifen. Man wird natürlich Realpolitik treiben, wird sorgsam abwägen, um keine „berechtigten Interessen" zu verletzen, und schließlich am status quo festhalten. Meine Schrift versucht, auf Grund des amtlichen Thatsachenmaterials den Beweis zu führen, daß die gesetzliche Feststellung einer täglichen Maximalarbeitzeit nothwendig ist. Sie entscheidet sich für das englische Prinzip der ungetheilten Geschäftszeit, weil es den Erfordernissen des kaufmännischen Betriebes und den Ansprüchen des Individuums gleichmäßig gerecht zu werden vermag. Im Uebrigen wird sie ihren Zweck erfüllt sehen, wenn es ihr gelingt, anzuregen und die stark gefesselten Meinungen zu befreien.

Leipzig-Schleußig. Hans Buschmann.

„Dieser Schurk', der Matkowitsch!" Oesterreichische Verlagsanstalt, Wien.

Eine anspruchlose Samlung anspruchloser Novelletten in netter Ausstattung. Das wäre Alles, was über das Buch zu sagen ist, wenn mich diese Publikation nicht wieder der Gefahr aussetzte, in die von der oberflächlichen Kritik für mich geschaffene Spezialschachtel „Dichter von Geschichten aus Slavonien" geworfen zu werden. Und dann wundern sich die Leute noch darüber, daß ich „so wenig Milieu bringe". „Meine Geschichten könnten eben so gut in Labrador spielen wie in Slavonien!" Mit Verlaub: da unten, wo ich aufgewachsen bin und gelebt habe, leben auch Menschen. Und ich gehe menschlichen, nicht slavonischen Problemen nach. Wenn ich meine Gestalten auf dem Boden agiren lasse, wo sie geschaut sind, bin ich doch wohl nicht verpflichtet, sie stets auch mit Dudelsäcken, Entenfedern, Schafpelzen und sonstigem „charakteristischen" Kram auszustatten. „Dieser Schurk', der Matkowitsch!" ist übrigens der Vorläufer einer Novellenreihe, die fünf Bände umfassen wird, und enthält nur Stoffe aus dem landwirthschaftlichen Leben; die folgenden vier Bände werden allerlei Anderes bringen.

Wien. Roda Roda.

Jena oder Sedan? Zweihundertste Auflage. Vita Deutsches Verlagshaus.

In der kurzen Zeit von dreizehn Monaten ist das zweihundertste Tausend meines Buches nöthig geworden. Es scheint, daß diese große Verbreitung gewissen reaktionären Kreisen arge Beklemmungen verursacht hat. Meine Arbeit ist von dieser Seite mit einer Fluth von Verdächtigungen und Schmähungen überschüttet worden. Kahler Hochmuth und blindes Uebelwollen haben sich verbündet, Das als wahr zu erweisen, was ich im Roman schrieb: daß weitaus der größte Theil des Heeres in Ueberschätzung des herrschenden Systems jeglichen Tadel als übelwollende Nörgelei zurückzuweisen pflegt. Diese stolze Verneinung hat freilich nicht verhindern können, daß die Wirklichkeit als eine grausame Bestätigerin bitterer Wahrheiten auftrat. Mich gegen die Zusammenstellung meiner Arbeit mit jüngeren Erzeugnissen, die den gleichen Stoff behandeln, zu verwahren, thut nicht noth. Berufenere, denen ich dafür zu großem Dank verpflichtet bin, haben es bereits gethan; und ich überlasse das Urtheil darüber getrost den Einsichtigen.

Leipzig, Ostern 1904. Franz Adam Beyerlein.



Die Tote Hand.

Auf dem Prospekt, den die Gewerkschaft Deutscher Kaiser ihrer neuen Anleihe als Begleitbrief mitgab, steht die Unterschrift der Deutschen Bank friedlich neben der ihrer Konkurrentin aus Dresden. Taktvoll hat sich die Diskontogesellschaft zwischen die Beiden gestellt. Mit ihr unterhält die Dresdener Bank schon lange ein freundschaftliches Verhältniß, das in einer Reihe gemeinsamer Geschäfte zu praktischem Ausdruck kam; und auch der Ehebund mit dem Schaaffhausenschen Bankverein hat diese reinen Beziehungen nicht gestört noch verkürzt. Auch zwischen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft ist in unseren Tagen eine Brücke geschlagen worden. Die Saat, die der Direktor Kornfeld auf das frische Grab Hansemanns gestreut hat, ist, als der Lenz erwachte, aufgegangen. Die beiden Institute, die, natürlich nur von patriotischem Ehrgeiz beseelt, bis vor Kurzem einander das Verdienst streitig machten, mit ihren rumänischen Erdölquellen Deutschland vom Standard-Oil Tyrannen zu befreien, haben endlich zu der Weisheit zurückgefunden, daß Einigkeit aller Macht sicherste Bürgschaft ist. Das vom nationalen Standpunkt aus mit Trauer zu betrachtende Schauspiel eines Konkurrenzkampfes zwischen Diskonto-Petroleum und der Marke der Deutschen Bank, dieses vaterländische Trauerspiel, für das sich unsere biederen Anti-Rockefeller-Apostel schon Sack und Asche zurecht gelegt hatten, wird uns also erspart bleiben und den liberalen „Freihändlern" wird das heißersehnte Glück lächeln, den Monopolteufel durch den Monopolbeelzebub vertrieben zu sehen. So steht nun die Diskontogesellschaft zwischen der Deutschen und der Dresdener Bank wie ein Bindestrich, wie ein t im Französischen, wo ein Hiatus vermieden werden soll. Wenn die Gewerkschaft nicht Deutscher Kaiser hieße, müßte sie symbolisch Friedlicher Nachbar heißen. Dieser Name aber ist schon vergeben; und die drei Banken werden in sich selbst, nicht in verhallenden Namensschällen, die Kraft zur Erhaltung und Entwickelung der friedlichen Nachbarschaft finden müssen, mit der sie sich auf dem Prospekt der neuen Obligationen vor der Oeffentlichkeit brüsten. Daß der Kommerzienrath Kloenne von der Deutschen, der Geheime Finanzrath Müller von der Dresdener Bank in den Aufsichtrath der Kohlengesellschaft Nordstern gewählt worden ist, wird dazu beitragen, die Zahl der Berührungpunkte zu mehren. Wer weiß, was man da noch Alles erleben wird? Verschwören darf man im Reich der Finanz überhaupt nichts, jedenfalls noch vielweniger als im Bezirk der Politik, — und schon da wird oft ja das Unwahrscheinlichste Ereigniß. Die Sucht nach einer Vermehrung sämmtlicher Aufsichtrathsstellen, die 1904 bei den Aktiengesellschaften epidemisch zu werden droht, hätte dann doch wenigstens ein Gutes gewirkt. „Unberufen", sagt man in solchem Fall an der Börse. Während aber in den hohen Regionen balsamische Frühlingslüfte wehen und aus Aeolsharfen Schäfertöne locken, läßt sich von unten her ein Grollen vernehmen, ein scharfer Wind erhebt sich und urplötzlich fegt es über den festlich gedeckten Tisch, daß die Zipfel des zierlich gestickten Tafeltuches flattern und die Teller klirren. Wer hat unseren Gottesfrieden gebrochen? Das Wort erstickt in der Kehle. Denn der ungebetene Gast hat nicht das Thor erbrochen. Er wohnt mit im Haus. Die Arbeiter verlangen das Wort.

Man muß staunen, daß sies erst jetzt thun. Längst war ja die Riesenentwickelung vorauszusehen, die das neue Syndikat der rheinisch-westfälischen Kohlenindustrie sichern würde. Selbst wenn man Thyssen (Deutscher Kaiser), Haniel (Neumühl und Rheinpreußen), die beiden Zechen Oberhausen, Osterfeld von der Gutehoffnunghütte, ferner Westende, die Zeche des Phönix, also die wichtigsten Gruben, die früher nicht mitsyndizirt waren, abzieht, bleibt als Betheiligungzuwachs für die Syndikatszechen unter der Herrschaft des neuen Vertrages noch immer ein Quantum von 9 bis 10 Millionen Tonnen. Und dieses Plus, das die Gesammtbetheiligung aller im neuen Syndikat vereinigten Zechen auf fast 78 Millionen Tonnen im Jahr steigert, hat eine doppelte Sicherheit erhalten. Erstens ist den Zechen das Recht entzogen worden, unter Berufung auf neuangelegte Schächte auch eine neue Quote zu verlangen; dadurch ist jeder weiteren Expansion, sofern sie der Willkür entspringt, ein Ziel gesetzt. Zweitens aber vermag die Syndikatsleitung jede Konkurrenz noch unverritzter Kohlenfelder, wo immer sie auftauchen möge, durch rechtzeitige Transaktionen im Keim zu ersticken; dabei denke ich noch nicht einmal an Pressionen, wie sie neulich die Harpener Bergbaugesellschaft als Theilbesitzerin der Bohrgesellschaft Annaliese in einem der Ausschließung feindlichen Sinn durchgesetzt hat. Die syndizirten Zechen sitzen also in einem behaglichen Nest; im wärmsten Eckchen die größeren, die sich in den letzten Jahren mit beträchtlichem Kapitalsaufwand eine ausreichende Unterlage für weitgehende Forderungen geschaffen haben und deren Wünsche das Syndikat denn auch erfüllt hat. Schon die Dividenden, die unsere großen Bergwerksgesellschaften fürs abgelaufene Jahr ausschütteten, lassen erkennen, daß die Verwaltungen ihrer Sache sicher sind und von der Zukunft große Dinge erwarten. Gelsenkirchen und Hibernia vertheilen 1 Prozent, der Kölner Bergwerkverein 2½, Arenberg 5, der Mülheimer Bergwerkverein 3, Konsolidation 1 Prozent mehr als im vorigen Jahr. Daß in den letzten Generalversammlungen manchmal beweglich über das Kohlengeschäft geklagt worden ist, brauchte man nicht allzu tragisch zu nehmen, wenn man die Absicht gemerkt hatte. Den Zechen geht es gut, wirds weiter gut gehen und die Leiter wären klug berathen, wenn sie nun Etwas für die Bergarbeiter thäten. Sie brauchten ihnen nicht auf dem Präsentirbrett ihren Theil an dem neuen Glück anzubieten, sollten aber endlich wenigstens alte Beschwerden anhören und längst verurtheilte Uebelstände beseitigen. Vor Allem ist das „Nullen" verhaßt; das so oft beseufzte Recht der Aufseher, Arbeitleistungen zu streichen, weil das zu Tage geförderte Kohlenquantum allzu sehr mit Steinen vermischt oder aus anderem Grund unzulänglich sei. Der Unternehmer, der diese barbarische Methode anwendet, um sich schadlos zu halten, bedenkt nicht die tausend Stöße und Püffe, denen der Förderwagen nach der Füllung durch den Hauer vom tiefen Stollen aus bis zur Hängebank hinauf ausgesetzt ist. Immer wittern die Aufseher Nachlässigkeit und Faulheit des Bergmannes, auch wenn solche Untugend nicht ein einziges Mal wirklich erwiesen ist. In England, wo man sich doch auch ein Bischen auf den Kohlenbergbau versteht, wird nach dem Gewichte der geförderten Kohle bezahlt. Das ist zwar kein ideales, doch ein besseres System als das unserer Nullwirthschaft. Wohl hat die Berggesetznovelle vom Jahr 1892 den Arbeitern das Recht eingeräumt, die Nullungen zu kontroliren; aber „ohne Störung der Förderung" muß, nur auf ihre eigenen Kosten, durch Mitglieder der Belegschaft,

darf dieses Recht ausgeübt werden. Diese Bedingungen nehmen dem Kontrolrecht alle Wirksamkeit. Das Nullen gehört natürlich zum Komplex der Lohnfragen. Wir haben gehört, daß eine Kameradschaft von drei Hauern an einem Tag zusammen nur 2 Mark 40 Pfennige verdiente, weil ihr unter 12 Förderwagen 10 genullt worden waren. Die Frontseite der Lohnfrage sieht aber nicht etwa schöner aus; eher noch häßlicher. Als im Frühjahr 1903 wegen des steigenden Kohlenabsatzes im Ruhrgebiet mehr Leute gebraucht wurden, die man sich, wie schon seit geraumer Zeit, aus den Ostprovinzen verschrieb, da lockten die Werber ihre Opfer mit Lohnbüchern herbei, in denen Monatsverdienste von 200 Mark verzeichnet standen. Grober Schwindel. Im Durchschnitt verdient selbst ein sehr tüchtiger Hauer nicht einmal drei Viertel dieser Summe. Die Löhne sind seit sechs Jahren kaum wesentlich gestiegen und waren damals nicht gerade sehr hoch. Der vom Wagen erzielte Nutzen hat sich seitdem aber beträchtlich erhöht; und nur darauf kommt es an. In allen Tonarten ward die Rückkehr der Konjunktur besungen und dem Himmel gedankt, weil Frankreich und Nordamerika uns zur rechten Zeit den Gefallen thaten, Bergarbeiterstrikes zu veranstalten und dadurch unsere eigene Produktion zu beleben. An der berliner Börse gabs eine fröhliche Hausse in Kohlenaktien. Die Entwickelung des Syndikates, dann besondes der Beitritt der Gewerkschaft Deutscher Kaiser wurde mit Jubel begrüßt: denn nun mußten die Anderen folgen; des Bergarbeiters aber dachte kein Mensch. Daß er noch lebe, fiel den reichen Leuten erst wieder ein, als er sterben zu wollen schien, als 17000 Bergmänner von der Wurmkrankheit befallen wurden. Und was geschah nun? Man forderte ein obligatorisches Gesundheitattest beim Wechsel der Arbeitstelle; die Gebühr wurde erst nach langen Kämpfen von 6 auf 2 Mark herabgesetzt. Dann kam eine gütige Verfügung der Harpener Bergbaugesellschaft: man solle wurmkranken-Arbeitern Zuschüsse aus der durch Strafgelder alimentirten Unterstützungskasse gewähren, die doch für Nothfälle durchaus anderer Art, ganz sicher aber nicht dazu bestimmt ist, der Gesellschaft die Verantwortlichkeit für ihre eigenen Handlungen (Zuziehung fremder, infizirter und infizirender Arbeiter) abzunehmen. Drittens wurden — gelobt sei der Name des langen Möller! — neue Klosets gebaut. „Wir haben", so erklärte der preußische Gewerbeminister im Reichstag, „den Zechen vorgeschlagen, die Aborteinrichtung über Tag in erheblichem Maß zu verbessern. Das ist in glänzender Weise geschehen. Ich habe leider vergessen, die Photographien mitzubringen. (Heiterkeit.) Sie würden in der That gefunden haben, daß diese Lokalitäten eine gewisse Anziehungskraft auszuüben im Stande sind (Heiterkeit)." Vielleicht hat Herr Möller seit dieser Erklärung noch ein Uebriges gethan und in jeder „Lokalität" die als Brochure erschienenen Sozialistenreden seines beliebtesten Kollegen, auf seines Papier gedruckt, mit perforirtem Rand, aufhängen lassen, so daß der Anreiz zum Verweilen für jeden Patrioten und Feuilletonsfreund noch größer geworden ist. All diese erbaulichen Resultate der Ankylostomiasis haben aber den deutschen Bergarbeiter für das Nullen und die schlechte Bezahlung nicht zu entschädigen vermocht. Und da es der Kohlenindustrie so gut geht, durfte er doch hoffen, von diesen Lasten befreit zu werden.

Trotzdem wäre er vielleicht noch länger stumm geblieben. Seit dem großen Bergarbeiterstrike des Jahres 1889 war die Widerstandskraft der Belegschaften im Ruhrgebiet stets gering und die Zechenbesitzer haben, in Wahrung berechtigter



Interessen, durch Heranziehung fremder Elemente, namentlich aus dem Osten, dafür gesorgt, daß der Stamm seine alte Zähigkeit nicht zurückgewinne. Ob im Fall eines Massenstrike der Versuch mit einer Audienz beim Kaiser heute erfolgreich wiederholt werden könnte, ist, zumal nach dem Mißgeschick, das den Hauptdelegirten vom Mai 1889 später traf, mindestens zweifelhaft. So erklärt sich die Thatsache, daß die Bergleute zwar manchen Anlauf genommen haben, aber noch nicht zum Handeln gekommen sind. Jetzt aber ist eine neue Wendung eingetreten, die ihnen den Muth der Verzweiflung zu leihen scheint; und an dem pflegt jede andere Erwägung zu zerschellen. Die großen Zechen bereiten sich, die kleinen aufzukaufen, um sie stillzulegen und ihre Syndikatbetheiligungen auf den eigenen großen Betrieb zu übernehmen, der sich bei stärkerer Förderung viel besser rentirt, weil er auf die größtmögliche Menge zugeschnitten ist. So wird es bald der Zeche „Vereinigte Maria Anna und Steinbank" ergehen, die der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation an Herrn Matthias Stinnes verkauft hat. Durch diesen Besitzwechsel werden 1200 Arbeiter zur Auswanderung gezwungen, wenn sie nicht einen anderen Beruf ergreifen wollen und können; die Härte dieser Nothwendigkeit wird nur wenig durch die Zusage des Bochumer Vereins gemildert, den Wegziehenden die Reise- und Transportkosten zu ersetzen, noch weniger durch die Enthüllung, daß man schon zehn Jahre lang die Stillegung geplant und die Ausführung nur aus Rücksicht auf die Arbeiterschaft und die betroffenen Gemeinden vertagt habe. Was sollen die Leute jetzt mit den kleinen Anwesen beginnen, für die sie den Kaufpreis mühsam aus ihren kargen Ersparnissen zusammenscharrten? Und wie der Maria Anna, so wirds auch noch anderen Zechen, Belegschaften und Gemeinden zwischen dem Hellweg und der Ruhr ergehen. Mit eisigem Griff packt die Tote Hand des syndizirten Großbetriebes, bei dem, allen Persönlichkeiten zum Trotz, das Ewig-Sachliche, das unumstößliche Gesetz der wirthschaftlichen Entwickelung die treibende Kraft ist, ganze Landstriche und erdrückt alles warme Leben. Die Sozialdemokratie kann sich nur, wenn sie ihr eigenes Dogma verleugnet, gegen einen Prozeß ereifern, der an die Stelle einer regellosen, unökonomischen Produktion eine geregelte, ökonomische setzt und so der Zukunftgesellschaft vorarbeitet. Die Bourgeoisie, die in den verurtheilten Gemeinden ein Wehgeschrei erhebt, weil ihr die Kundschaft der Arbeiter entzogen wird, erhält den gerechten Lohn dafür, daß sie der Sache des Bergmannes ihre Stimme erst lieh, als es ihr selbst an den Kragen ging. Die armen Bergleute aber werden mit ihrer Existenz die Kosten des Problemes zu zahlen haben. Sie werden sich wehren, ohne Erfolg, aber mit desto größerer Erbitterung. Werden die glücklicheren Genossen, die in den großen Zechen arbeiten, sich ihnen verbünden? Logisch wäre es nicht; doch der Groll, den die Engherzigkeit vieler Unternehmer seit Jahren in der ganzen Bergarbeiterschaft Westfalens angesammelt hat, könnte leicht zu einer allgemeinen Bewegung führen, deren Ausgangspunkt dann gewiß schnell vergessen würde. Schon jetzt vergißt man ja, daß es sich wirklich, wie der Geheime Bergrath Schultz gesagt hat, um „einen naturnothwendigen Prozeß" handelt, dessen Entscheidung aufgeschoben, aber nicht aufgehoben werden kann. Ob die Presse schilt und die Regirung einzugreifen versucht: die Tendenz der Entwickelung drängt an das Ziel, nur da noch zu produziren, wo der Produktion die günstigsten Bedingungen gegeben sind.

Dis.

Preßpranger.

In der Magdeburgischen Zeitung fand ich den folgenden Bericht: „Landgericht Magdeburg. Sitzung vom einunddreißigsten März. Der Arbeiter Hugo Bönsch aus Fermersleben, geboren 1863, wurde am neunten Juli und fünften November 1903 in einer Prozeßsache vor der hiesigen Ersten Civilkammer als Zeuge vernommen und erhielt an Versäumnißkosten drei Mark und zwanzig Pfennige bezw. vier Mark ausgezahlt, während er nach den späteren Ermittelungen jedesmal nur zwei Mark zu beanspruchen hatte. Der Angeklagte will aus Noth gehandelt haben. Die Kammer erkannte wegen Rückfallbetruges auf eine Zusatzstrafe von anderthalb Jahren Zuchthaus und dreihundert Mark Geldstrafe, eventuell weitere zwanzig Tage Zuchthaus, und auf zweijährigen Ehrverlust". Weil ein armer Schlucker im Ganzen drei Mark und zwanzig Pfennige mehr gefordert und erlangt hat, als ihm nach dem knappen Zeugengebührentarif zukam, wird er fünfhundertsiebenundsechzig Tage ins Zuchthaus gesperrt und verliert für zwei Jahre die Ehrenrechte, für immer die Möglichkeit, zum Durchschnittslohn Arbeit zu finden. Ungefähr hundertundneunzig Zuchthaustage für jede ertrogene Reichsmark. Von Rechtes wegen und im Namen des Königs. Warum werden über ein solches Urtheil nicht hundert Leitartikel geschrieben? Warum nicht in jeder Zeitung die Namen der Richter genannt, die es fällen konnten?

* * *

In der berliner Stadtverordnetenversammlung hat der Vorsteher, Herr Dr. Langerhans, neulich einen Sozialdemokraten gerüffelt, der dem Oberbürgermeister Kirschner Mangel an sozialem Verständniß nachgesagt hatte. Herr Dr. Paul Langerhans, Praktischer Arzt, Barrikadenkämpfer a. D. und Mitglied der Freisinnigen Volkspartei, war ganz empört, beinahe heiser vom Zorn und rief, solchen Ton werde er als Vorsitzender niemals dulden. Daß der rothe Stadtverordnete im besten Recht war, kann nur bestreiten, wer nie eine Advokatenrede von der Lippe unseres Stadthauptes plätschern hörte. Doch darauf kommts hier nicht an. Vom Bundesrathstisch des Reichstages träumen die Excellenzen sich in Mohammeds siebenten Himmel, wenn ihnen von den Erwählten des Volkes nichts Aergeres gesagt wird als: Ihr habt kein soziales Verständniß. Ein Präsident, der solchen Satzes wegen auch nur die Hand nach der Glocke streckte, würde selbst von den Konservativsten ersucht, sich geschwind einen leiblichen Abgang von der Tribüne zu sichern. Als in der Zolltarifdebatte die Präsidenten die gröbsten Schimpfreden abschnitten oder rügten, wurden sie in der liberalen Presse wie schlechte Schuhputzer behandelt. Was im Rothen Haus des Freisinns geschah, ist im Reichstag niemals versucht worden. Man stelle sich das Gesicht des Herrn Bebel vor, wenn er verhindert würde, dem Grafen Posadowsky oder Herrn von Einem das soziale Verständniß abzusprechen. . . In der berliner Stadtverordnetenversammlung hat die Minorität ungleich geringere Redefreiheit als je in einem verschrienen Junkerparlament. Und in den liberalen Blättern spürest Du keinen Hauch. Wer will den alten Langerhans kränken? Der gute Greis hat vor zehn Jahren einem pariser Reporter anvertraut, Caprivis Politik sei dem Deutschen Reich tausendmal nützlicher als Bismarcks, vor neun Jahren eine thörichte Petition gegen die Umsturzvorlage abgesandt. Gegen dieses Monstrum hatten damals zwar schon die besten Männer im Land ihre Stimme erhoben; aber der Stadtverordnete Virchow fand dennoch, Kollege Langerhans, der gerade fünfundsiebenzig Jahre alt wurde, habe „jene große Leistung voll-



bracht, die plötzlich wie eine große Erweckung über ganz Deutschland gegangen ist und den Volksgeist zum ersten Mal wieder entzündet hat wie lange nicht zuvor; wie ein Blitz ist da ein Licht aufgegangen über die Tiefe der Situation, in die wir gekommen sind." In diese Tiefe hatte uns, nebenbei seis bemerkt, Caprivi, der Vater der Umsturzvorlage, gebracht. Thut nichts: Paulus Langerhans wird bald Fünfundachtzig und hat sich um die Freiheit der deutschen Bürger so ungeheure Verdienste erworben, daß ihn kein Redlicher kritisiren darf. Das ist die Ordnung, so will es das Recht.

* * *

Aus dem Osterartikel der Vossischen Zeitung „Vergeblich ist es, darauf hinzuweisen, daß außer Christus auch andere Männer religiöse Wahrheiten von großer Bedeutung verkündet haben: Lao, Buddha, Mohammed. Lao und Budha haben für die Ausbreitung der Kultur nichts gethan; ihre Wirksamkeit hat sich auf einen engen Kreis beschränkt." Auf unserer Erde giebts jetzt ungefähr dreihundertfünfzig Millionen Buddhisten; und gar so eng wird am Ende auch der Kreis nicht sein, dem Lao-Tse der Weiseste gilt. Solcher Kohl wird den Stammtischgästen der Intelligenz vorgesetzt. Müssen wir sammeln, um für die Redaktion der Königlich Privilegirten Zeitung von Staats und gelehrten Sachen den Großen Meyer oder Brockhaus anzuschaffen?

* * *

Wir wollens lieber nicht thun. Kuppeltante Voß verdient Geld genug, das auch nicht mehr im Mindesten stinkt. Blättern wir mal zwei Minuten. Am siebenundzwanzigsten März wird ein „reiches Mädchen vornehmster Geburt, das besonderer Umstände halber schnell heirathen soll", an „edel denkende Herren der oberen Gesellschaftklassen" ausgeboten. Edel denkt doch wohl Jeder in dem Augenblick, wo er sich seinen Namen, der die Vaterschaft eines Anderen zudecken soll, mit braunen Scheinen bezahlen läßt. Am neunundzwanzigsten März sucht ein „junger, gut situirter Herr, der unter den Pantoffel zu kommen wünscht, eine hübsche, energische, blonde, junge Dame behufs Heirath" und ein „gebildeter Herr sucht mit einer energischen, unabhängigen und strengen Dame von stattlicher Figur in Verbindung zu treten zwecks Heirath." „Behufs" und „zwecks Heirath": diese Augurenwörtchen werden natürlich nur hingeschrieben, damit Verleger und Inseratenredakteur nicht wegen Vermittlung unzüchtigen Verkehres bestraft werden können. Nie ward auf solchen Wegen ein Weib gefreit. Im Grunde sinds, wie ein Brandfuchs merken muß, Masochistenannoncen. Und deren Ertrag säckeln hoch betitelte und höher angesehene Herren behaglich ein. Nein: der ruppigen Vettel wollen wir doch lieber kein Lexikon schenken.

* * *

In Magdeburg war Redakteurtag und gewiß wurde ein Erkleckliches über die Sittenreinheit und Würde der deutschen Presse geredet; ganz gewiß. Dann aber erhob sich ein tagender Redakteur und flehte die Theaterdirektoren an, nach der Aufführung von Stücken, für die keine Tantieme mehr zu zahlen ist, ein Prozentchen vom Reinertrag, ein einziges nur, den Herren von der Presse zu „überlassen". So unklug werden die Bühnenleiter nicht sein; sie müßten sonst ja fürchten, daß ihnen alle „Novitäten", weil sie Autorensold kosten, in der Zeitung zersetzt und nur die Werke der mindestens dreißig Jahre schon Toten auf den Brettern geduldet würden: denn die brächten den Journalistenkassen Gewinn. Schlauer, doch nicht weltkundiger war ein anderer Redakteur. Der sprach: „Wir sind es doch, die für die Theater Reklamen schreiben, die, oft gegen unsere Ueberzeugung, die Stücke, die der Herr Direktor

bietet, loben und herausstreichen müssen. Wir sind das Gewissen der Nation. Man bringe deshalb energisch darauf, daß auch für uns Wohlthätigkeitvorstellungen veranstaltet werden. Mit deren Ertrage könnten die Direktoren manchem Kollegen in der Noth große Erleichterung schaffen." Niemand schrie wüthend auf. So gehört sichs. Herrn Hans Sade, jetzt Doktor der Presse, soll jeder Geschäftsmann Tribut, jede Jungfer den Hemdzins zahlen und er soll sogar in Bordellen bei stärkstem Andrang für die Hälfte des Tarifpreises das ganze Vergnügen haben. Denn er ist das Gewissen der Nation. Doch in welchem Erdenwinkel haust denn der Mann, der in Magdeburg tagte? Was er ersehnt, ist — mit Recht wurde er in der Leipziger Volkszeitung dran erinnert — in der Reichshauptstadt seit Jahrzehnten Usance. Hat er in seinem Leben nie von dem Verein Berliner Presse gehört, der vor Gericht erklären ließ, die den Zeitungschreibern so reichlich gespendeten Freibillets seien „das Aequivalent" für die Tag vor Tag gedruckten Reklamenotizen, und der, bis er allzu hart angefaßt wurde, von Schauhauspächtern und Gastspielern immer neue Benefizien erbat? Nie von dieses trefflichen Vereines früh verstorbenem Erstling, dem Berliner Presse-Klub, der allein den schon damals entkräfteten, schon damals öffentlich angegriffenen Pommernbankdirektoren fünfzehntausend Mark als „unbefristetes und unverzinsliches Darlehen", also zu Deutsch als Geschenk, abgeknöpft hat? Ehe man auf dem Konzil einer Großmacht das Wort ergreift und Anträge stellt, sollte man doch den Kollegen Spiegelberg fragen, wie es in der großen Welt aussieht. Der Frager hätte dann auch erfahren, daß es nicht Sitte ist, laut vor vielen Ohren über Geschäfte zu reden, die man am Besten mit Einem heimlich anfängt, und daß im Faustdrama, für das keine Tantieme mehr zu zahlen ist, mit dem Tag, an dem die groß gewordene Schande bloß geht, nach philologischer Feststellung nicht der Redakteurtag gemeint sein kann.

* * *

„Wenn die Neapolitaner, die sich so naiv geben, so naiv ihre Gefühle ausleben lassen, heute die deutsche Flagge tausendfach wehen lassen, so zeigt Das wohl eine natürliche Achtung der deutschen Nation gegenüber; allein in allererster Reihe kommen hierdurch die Sympathien zum Ausdruck, die man Kaiser Wilhelm dem Zweiten entgegenbringt. Der Deutsche Kaiser fesselt und reizt die Neapolitaner, sie schwärmen für ihn, sie lieben ihn instinktiv, sie fühlen sich hingezogen zu seiner Persönlichkeit, von der so viel Eigenartiges und Machtvolles, so viel Phantasie und so viel Kraft, so viel Schwärmerisches und Begeisterndes, so viel Spontanität und so viel Glanz ausgehen. Neapel prangt im deutschen Zeichen; man feiert die deutschen Farben, die in diesem einzigen Stadtgebilde jetzt auch eine Rolle spielen. Allein täuschen wir uns nicht: in Alledem spiegelt sich der Eindruck wider, den Kaiser Wilhelms des Zweiten so gewaltig fesselnde, so machtvoll interessirende Persönlichkeit auch bei den Neapolitanern erregt hat, bei den Neapolitanern erregen mußte". Also sprach vor der Lokalanzeigergemeinde unser Alfred Holzbock, der Kulturpsychologe und Folklorist, über den eigenartigen, machtvollen, phantasiereichen, kräftigen, schwärmerischen, begeisternden, spontanen, glänzenden, gewaltig fesselnden Kaiser; buchstäblich so. Schade, daß er nicht ins Hoflager befohlen wurde; vielleicht hätte er sich, wie ers aus dem Verkehr mit kleinen Theatermädchen gewöhnt ist, mit den Worten vorgestellt: „Ich bin der Doktor Holzbock vom Lokalanzeiger und kann Ihnen sehr viel nützen."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 23. April 1904.

Der neue Trust.

Herr August Bebel, Graf Ludwig von Reventlow, Herr Elard von Oldenburg: diese drei Männer haben in der zweiten Aprilwoche den Reichstag vor Schande bewahrt; vor dem schändenden Ruf völliger Unfähigkeit zur Beurtheilung der Hauptfragen internationaler Politik. Die drei Abgeordneten sind durch Divergenzen des Zellenursprunges, des Temperamentes und Klassenbewußtseins getrennt und könnten wahrscheinlich an keinem Punkt ihre Stimmen zu einer Entscheidung vereinen. Aber sie sehen, was ist, und haben den Muth — so muß mans im Schattenreich schlotternder Parlamentarier heute schon nennen —, offen auszusprechen, daß die deutsche Politik zum Erbarmen unfruchtbar geworden ist und der höchste, allein verantwortliche Reichsbeamte in keinem der seiner Obhut anvertrauten Bezirke Nützliches geleistet hat. Jeder von ihnen hats auf seine besondere Weise gesagt.

Herr Bebel tadelte die unersättliche Lust an Tafelreden und Festen, die weder zu den Hiobsposten aus Südwestafrika noch zu der Schlappe passe, die der britisch-französische Vertrag eben erst dem Prestige Deutschlands bereitet habe; rügte, daß in Rußland geborene Juden bei uns von der Polizei belästigt und aus dem Reich gewiesen werden, weil russische Behörden es fordern, und daß der Hamburg-Amerika-Linie gestattet wurde, während des Krieges und trotz der feierlich verkündeten deutschen Neutralität dem petersburger Marineamt einen Schnelldampfer zu verkaufen. Graf Bülow antwortete, er habe im Fall Mandelstamm nicht anders gehandelt als Bismarck im Fall Mendelssohn,

und berief sich auf die früher von ihm aus den Handakten der Reichskanzlei verlesenen Marginalien, die allerdings beweisen, daß Bismarck in einer bestimmten Situation hohen Werth darauf legte, dem von Attentaten bedrohten Zaren Alexander jeden Zweifel an dem guten Willen der in Deutschland Regirenden zu nehmen. Erstens aber dürften Randbemerkungen, die über die Ministerialsphäre nicht hinauskommen sollten, ohne härtesten Zwang nicht veröffentlicht werden; und zweitens vergaß der beredte Herr, das Wichtigste zu erwähnen: daß Mendelssohn unter schweigender Duldung deutscher Behörden den Russen entschlüpft war und der Kanzler, um die dadurch bewirkte Verstimmung des Reußenherrschers nicht noch stärker werden zu lassen, mehr diligentiam prästiren mußte, als er sonst pflegte. Graf Bülow hat also Geheimakten veröffentlicht, ohne die Publikation ausreichend zu erläutern, und seinen „großen Vorgänger" in ein schlechtes Licht gerückt, ohne sich selbst dadurch ein für die Beweisaufnahme erhebliches Zeugniß zu schaffen. Unzulänglich war auch sein Versuch, den Verkauf des Schnelldampfers zu rechtfertigen. Das Schiff, sagte er, ist an eine ausländische Firma verkauft worden. Sehr richtig; nur weiß jedes Kind, daß diese Firma als Zwischenhändler für Rußland fungirt und daß die Hamburg-Amerika-Linie den profitlichen Bruch der Neutralität wagen durfte, weil ihr Generaldirektor auf der Mittagshöhe kaiserlicher Gunst steht und aus dem Schloß intime Depeschen wie diese erhält: „Kommen Sie morgen, lieber Ballin, und bringen Sie die großen Stiefel für Regenwetter mit; wir wollen spaziren gehen." Ueber Südwestafrika wollte der Kanzler einstweilen nicht sprechen; und der Reichstag war thöricht genug, durch ein paar umflorte Phrasen sich von dem heute wichtigsten Thema abdrängen zu lassen. Natürlich war jetzt nicht im Parlament zu prüfen, ob der Gouverneur Leutwein als Verwalter nur kleine oder auch große Fehler gemacht habe; dazu wird später Zeit sein. Ohne Säumen aber mußte gesagt werden: daß im Hereroland die ganze deutsche Kolonialarbeit vernichtet ist, von vorn anzufangen hat und die Regirung nicht eine Stunde länger zögern darf, den vom Schutzversprechen des Reiches übers Meer gelockten Ansiedlern ihre Verluste — nicht mit karger Hand — zu ersetzen; daß die unkluge oder lässige Taktik, die unzureichende Mengen von Soldaten und namentlich Pferden in viel zu langsamem Tempo hinüberschickte, an dem Verlust von Menschenleben und Riesensummen mitschuldig ist; daß drüben noch mindestens zweitausend Reiter und dreitausend Pferde gebraucht werden, die in kürzester Frist auf schnellen Schiffen die Ausreise antreten müßten; und daß dem Kaiser, der im Mittelmeer Festtage verlebt und kein Zeichen seiner Theilnahme an dem

Schicksal der für Deutschland kämpfenden und fallenden Männer giebt, die Bedeutung der traurigen Sache offenbar nicht mit wahrhaftiger Offenheit dargestellt worden ist. Das wurde leider nicht deutlich gesagt. Zum Henker mit all den „warmen Worten", die Einer dem Anderen nachschwatzt und die keinen Frierenden wärmen! Wir sind in einem richtigen Kolonialkrieg, der uns, wie die Kenner von Land und Leuten wispern, noch recht unangenehme Ueberraschungen bringen kann, werden, nach dem Vorbilde des second empire, mit Berichten über Siege gestopft, nach denen die deutsche Truppe sich zurückziehen muß, und haben den Wirthschaftertrag unserer besten Kolonie verloren. Das ist der Rede werth. Die Pflicht des Reichstages wäre gewesen, dem für solche Einbußen verantwortlichen Beamten derb ins Gesicht zu sagen, daß die Nation die schlechte, schon jetzt mit Menschenleben und Millionenopfern bezahlte Vorbereitung des Krieges als eine beschämende Enttäuschung empfindet; und die mangelhafte Informirung des Reichshauptes schleunig ergänzt zu sehen verlangt. Ists unmöglich, einen der vielen unbeschäftigten Prinzen auf den Kriegsschauplatz zu schicken, so sorge man wenigstens dafür, daß von den Etapen der Vergnügungreise kein Jubelton ins Trauerhaus dringe. Wenn im Keller verkohlte Leichen liegen, sagt selbst ein berliner Wirth die Feste ab.

Herr Bebel hat diesmal den Kanzler in jedem Treffen geschlagen und fühlte sich so sehr als Sieger, daß er, gegen üble Gewohnheit, auf eine Duplik stolz verzichtete. Von einer anderen Seite packte Herr von Oldenburg, der forsche Garde-Ulan und Agrarier, den bonner Husaren; höhnte ihn so lustig, daß der Lärm des Gelächters den Charmanten aus der Wilhelmstraße rasch wieder auf den Königsplatz trieb. „Der Reichskanzler hat viele schöne Reden gehalten; aber Reden allein thuns freilich nicht. Seine Rede gegen die Sozialdemokraten ist ja auch gedruckt und vertheilt worden. Mein Wahlkreis hat achthundert Exemplare bekommen; sie wurden ausgeboten wie sauer Bier, doch Niemand wollte sie nehmen. Auch für die Landwirthschaft hat er geredet, aber noch niemals irgend etwas Reelles gethan. Er nennt sich einen Schüler des Fürsten Bismarck, hat dem großen Mann aber höchstens das Räuspern und Spucken abgeguckt." So gings eine ganze Weile; und jedes Spottwort wurde bejauchzt. Ein Kanzler des Deutschen Reiches dürfte selbst im Kontumazialverfahren nicht komisch wirken. Graf Bülow kam und erwiderte mit der Miene gekränkter Unschuld. Er habe nichts für die Landwirthe gethan? „Ohne meine beharrlichen Bemühungen wäre der Zolltarif schon in den Vorstadien stecken geblieben und nicht zu Stande gekommen. Ich sehe in der Vorlage des Zolltarifes eine für die Landwirthschaft nützliche That." Kein noch so schüch-

ternes Bravo war im Saal zu hören. Natürlich. Alles blickte den Grafen Posadowsky an, der die ganze Arbeit für den Zolltarif allein geleistet hat und nun vernehmen mußte, daß der glatte Herr neben ihm sich eigenmündig den Erfolg zusprach. Und ist der Tarif denn schon „eine That"? Nein; höchstens ein Werkzeug, mit dem kluge Arbeiter Nützliches leisten können. Erstens ist der für Brotgetreide um anderthalb Mark erhöhte Zoll überhaupt keine Waffe, die preußischen Grundbesitzern das Leben zu retten vermag; diese Erhöhung kann jeder Wechsel der russischen, amerikanischen, argentinischen Frachttarifpolitik unwirksam machen. Und zweitens kommt es nicht auf den Zolltarif an, sondern auf die neuen Handelsverträge, die damit erreicht werden. Herr von Oldenburg sprach wahr: der Kanzler hat für die Landwirthe nichts gethan; weiß auch, daß er rebus sic stantibus nichts für sie thun kann, und begnügt sich, hier wie überall, mit dem Scheinruhm des Thätigen. Sind dem Ausland erträglichere Bedingungen für Korn und Vieh abzuschmeicheln, so gönnt er der Kaste, zu der er am Liebsten doch gehören möchte, das Morphiumpülverchen gern; gehts nicht, so pocht er auf die „beharrlichen Bemühungen". Deshalb wagt er auch nicht, die Handelsverträge zu kündigen; und so lange er diesen Schritt nicht thut, sagen sich in Petersburg und Washington die Staatssekretäre: Wenn wir fest bleiben, werden die Deutschen auch zu den alten Sätzen mit uns weiterhandeln. Der ganze Bülow. Ders noch immer für diplomatisch hält, nicht auszusprechen, was man denkt, und dem der Schein stets mehr gilt als das Sein. Er weiß, daß gewisse Arten des nordostdeutschen Körnerbaues gegen die Konkurrenz klimatisch begünstigter oder Raubbau treibender Länder nicht zu halten sind und daß Deutschland, mit seiner künstlich ins Tropische gesteigerten, fast schon zum nationalen Lebensbedürfniß gewordenen Exportindustrie auch beim besten Willen ihnen nicht mehr so wirksam helfen könnte wie noch vor zwölf Jahren. Doch er sagts nicht; Gott bewahre: als Diplomat muß er den Talleyrand mimen. Er markirt heitere Zuversicht, stellt sich, als könne er helfen, und bescheinigt sich schließlich, daß er schon geholfen hat. Wie ein Modearzt, der den Kranken mit süßen Worten tröstet und ihm noch am Vorabend des Todestages hold zulächelt: Morgen klettern wir auf die Siegessäule! Probatum est in allen Fällen, wo der Kranke dem Doktor glaubte. Aber Graf Bülow ist kein Hypnotiseur. Die Landwirthe mißtrauen der schönen Maske längst; und die schwere oldenburgische Kavallerie hat die taktische Einheit der Kanzlerreden wuchtig überritten.

Nur immer hübsch verbergen, was man denkt, immer le coeur léger auf der Zunge tragen ... Graf Reventlow tadelt die internationale

Politik der Reichsverweser und sagt, den britisch-französischen Vertrag, der unseren Handel aus Marokko drängen werde, könne der Deutsche nur mit einem Gefühl bitterer Beschämung lesen. Graf Bülow ist nicht dumm. Er weiß, daß dieser Vertrag — über den noch zu reden sein wird — uns mit viel schwärzerer Gefahr bedroht, als der antisemitische Abgeordnete für Rinteln-Hofgeismar zu ahnen schien. Aber er dehnt die Lippen zu einem vergnügten Grübchenlächeln. „Der britisch-französische Vertrag hat keine Spitze gegen eine andere Macht. Die Kontrahenten wollen Differenzpunkte beseitigen; sehr nützlich für den Weltfrieden, dessen Aufrechterhaltung wir dringend wünschen. Unsere wirthschaftlichen Interessen in Marokko werden sicher nicht mißachtet oder verletzt. Graf Reventlow scheint zu meinen, wir hätten selbst ein Stück von Marokko fordern sollen. Was würde er mir nun aber rathen, zu thun, wenn eine solche Forderung auf Widerstand stieße? Würde er mir dann rathen, vom Leder zu ziehen? Ich glaube, daß gerade jetzt, wo im fernen Osten ein Krieg entbrannt ist, dessen Rückwirkung noch unberechenbar ist, daß gerade jetzt, wo im näheren Orient noch Vieles ungeklärt ist, für uns eine Politik besonnener Ruhe und selbst der Reserve die den Interessen des Reiches nützlichste ist. Wir stehen mit zwei großen Mächten in einem sicheren Bundesverhältniß, zu fünf anderen Mächten in freundschaftlichen Beziehungen. Im Uebrigen glaube ich, daß wir uns vor der Isolirung, von der Herr Bebel sprach, gar nicht so sehr zu fürchten brauchen. Deutschland ist zu stark, um nicht bündnißfähig zu sein. Für uns sind mancherlei Kombinationen möglich; und wenn wir nur unser Schwert scharf erhalten, brauchen wir das Alleinsein nicht zu fürchten." Jeder Zoll ein Journalist, dem die Aufgabe gestellt ward, die gröbsten Fehler der Kommunalpolitik geschwind aus der Welt zu schreiben, und der sich einen Diplomaten dünkt, wenn ihm gelang, Dunkelgrau für fünf Minuten in Himmelblau umzufärben. Das läßt sich der Reichstag gefallen. Und der alte Herr Wilhelm von Kardorff erklärt, „zu der auswärtigen Politik des Kanzlers habe das ganze Land Vertrauen." Wo lebt dieser weiße Hitzkopf? Sicher sehr fern von den Quellen politischer Erkenntniß. Sonst könnte er nicht das Märchen erzählen, die russische Diplomatie sei von dem Ausbruch des Asiatenkrieges überrascht worden, den ein Sterblicher nur, Graf Waldersee, richtig vorausgesagt habe. Die russische Diplomatie hat den von der damals mächtigen Kamarilla Bezobrazow, Alexejew & Co. schlau vorbereiteten Krieg wider Nikolais Willen mit zäher Geschicklichkeit herbeigeführt; nur mußte sie, deren Handeln drum oft gelähmt war, es heimlich anfangen und sich im Februar graß überrascht stellen, weil der Zar den Frieden

wollte und jeden Versuch, Japan zu reizen, mit schneller Entlassung bestraft hätte. Seit England den Bündnißvertrag mit dem Mikado schloß, war der Krieg nur noch durch eine den Russen unerträgliche Nachgiebigkeit Nikolais zu hindern. Wer im vorigen Sommer durch Sibirien fuhr, sah die Vorbereitung und wußte, daß es zum Kampf kommen werde; und nicht Waldersee nur, sondern jeder Kenner Ostasiens vermochte ungefähr zu berechnen, wann Japan mit seiner militärischen und finanziellen Rüstung fertig sein könne.

Der Reichstag hat in seinen ersten zwanzig Lebensjahren nicht gelernt, daß seine wichtigste Pflicht ist, die internationale Politik, die Grundlage nationaler Macht und Wohlfahrt, zu kontroliren und ihr, wenns nöthig scheint, selbst die Richtung zu weisen. Bismarck hatte bei Düppel und Königgraetz gegen Parlamentsmehrheiten Recht behalten, hatte die Tage von Sedan und Versailles hinter sich und ließ, wie Jeder, der sein Metier als Meister beherrscht, auch von halbwegs klugen Leuten sich nicht gern öffentlich dreinreden. Diese Gewöhnung an gläubiges Entsagen wirkt heute noch unheilvoll fort. Sie ist schuld daran, daß die Messages of Love, die schon unter dem ersten Karl Stuart der greise Held Sir Edward Coke als Sünde wider den Heiligen Geist der Verfassung bekämpfte, von gläubiger Dankbarkeit begrüßt werden; daß die Regirung ein theologisches Vertrauen, das aus frommem Gefühl, nicht aus nüchternem Urtheil stammt, fordern und erlangen kann; daß Niemand, nicht ein Einziger dem Portefeuilletonisten der Wilhelmstraße die Antwort gab, die ihm gebührte und die das Land der Deutschen hören mußte.

Ja, hätte sie gelautet: das Deutsche Reich steht, wie Herr Bebel sagt, vor der Gefahr der Isolirung. Trotzdem es stark ist. Stünde davor, auch wenn es noch stärker wäre. Die paar Panzerschiffe, um die Sie, Excellenz, zwischen den Zeilen ihrer Feuilletons bitten, hülfen nicht im Geringsten; die könnte England, Amerika, Frankreich, selbst Rußland uns immer nachmachen und sie blieben ohnmächtig gegen eine Koalition. Auch jetzt sind wir allein stark genug, um ruhig als „saturirter Staat" fortzuleben. So nannte Bismarck sein Reich, um die Nachbarschaft zunächst einmal zu schwichtigen, um den Verdacht wegzuscheuchen, das neue Imperium habe wilde Erobererpläne. Aber wir sind nicht saturirt. Wir brauchen fruchtbares Land, brauchen, seit die Großindustrie in Treibhaushitze entwickelt, der standard of life der Nation weit über alte Gewohnheit erhöht worden ist, offene Riesengebiete, die unsere Waaren zu anständigem Preis kaufen. Sonst verzwergen wir nach und nach zu einem zweiten Belgien. Expansive Politik aber können wir nicht auf eigene Faust treiben; nicht in einer Zeit der Fusionen und Syndikate. Wir konntens nicht,

so lange das franko-russische Bündniß uns hemmte, und werdens künftig erst recht nicht können: denn dieser Zweibund soll nun zu einem großen antideutschen Trust erweitert werden. Das ist der Zweck des britisch-französischen Vertrages. Er soll Rußland zum Beitritt nöthigen; durch die Drohung, die Franzosen zu verlieren, durch die Lockung, die Japanır von englischer Hilfe entblößt und dem auf die Länge militärisch und namentlich finanziell Uebermächtigen preisgegeben zu sehen. Großbritanien fühlt, daß die Stunde gekommen ist, in der es sich mit Rußland für fünfzig, vielleicht für hundert Jahre über die asiatischen Fragen mit Vortheil verständigen kann. Alle drei Mächte haben gemeinsam das dringende — politische und wirthschaftliche — Intresse, Deutschland zu schwächen; das wirthschaftliche, weil es auf den Weltmärkten ein unbequemer Konkurrent, das politische, weil es ein Element der Unruhe ist. Wenn die Buren, nach der Depesche des Kaisers an Krüger, nicht auf deutsche Hilfe gerechnet hätten, wäre der Transvaalkrieg nicht ausgebrochen, die Britenherrschaft allmählich, ohne Blutverlust, in Südafrika gesichert worden. Wenn Deutschland nicht Kiautschou genommen und dadurch den Glauben geweckt hätte, es wolle in Ostasien gebieterisch mitreden, wäre Rußland nicht nach Port Arthur gegangen und der Krieg zwischen Japanern und Moskowitern wahrscheinlich erst in einem Jahrzehnt, vielleicht nie nöthig geworden. Die deutsche Politik ist also mindestens mitschuldig an den beiden Kriegen, unter deren wirthschaftlichen Folgen alle civilisirten Länder zu leiden haben. Verdient haben wir dabei nichts, wie es scheint, auch nichts Ernstliches ernst gewollt, nur ein Bewegungbedürfniß, einen Wunsch, von uns reden zu hören, gestillt. Frankreich hat in dieser Zeit Madagaskar und Marokko, Rußland Persien und die Mandschurei, Nordamerika die spanischen Kolonien und Panama, England gar den Sudan und Südafrika gewonnen; wir hielten am Tempel des Weltfriedens selbstlose Wacht. Doch die Methode unserer Geschäftsleiter, für den Frieden zu reden und, ohne bewußte Absicht, Kriege herbeizuführen, die Milliardenwerthe vernichten, diese sonderbare Methode gefällt den Anderen nicht; sie haben es satt, durch die Unstetheit deutscher Politik ihre Kreise stören, sich zu verfrühtem, überhasteten Handeln drängen zu lassen. Deshalb möchten sie sich gegen das Deutsche Reich syndiziren. Sie denken: Die Deutschen merkens wohl nicht, wenn wir ihren Kaiser nur überall mit dem gehörigen Pomp und Glanz empfangen, und immer sagen, daß wir sie um ihn beneiden. Die russische Presse muß jetzt sogar thun, als sei Deutschland (wo doch die meisten Männlein und fast alle Weiblein für Japan schwärmen) der Reußen liebster und würdigster Freund und das Bündniß mit der nation amie et alliée ganz

werthlos geworden. Natürlich: Rußland braucht wieder einmal eine schwere Menge französischen Geldes und kanns nur bekommen, wenn der Provinzrentier in Lyon und Marseille vor der Möglichkeit zittert, daß die Ablehnung des Anleiheplanes Mariannen die Huld Väterchens, ihrer Hoffnung, entziehen könne. Deutschland ist stark, aber in seinem launischen Schwanken von Ost nach West unzuverlässig; in überschwingenden Reden erhebt es den Anspruch, an allen Weltentscheidungen mitzuwirken, Vorbild und Zuchtmeister der Menschheit zu sein, mit dem Dreizack den Atlantischen Ozean zu regiren, und Niemand weiß, was es morgen wollen, was übermorgen aufgeben wird. Es hat zwei Bundesgenossen. Wunderschön. Oesterreich hat sich mit Rußland verständigt — und das Haus Habsburg muß, um seine „Königreiche und Länder" zusammenzuhalten, froh sein, wenn Deutschlands die österreichischen Deutschen lockender Ruhm nicht in die Wipfel wächst — und Italien, dessen Wirthschaft auf Frankreich, dessen Politik auf England angewiesen ist, darf sich bei Lebensgefahr nicht um Fußesbreite von dem britisch-französischen Concern trennen. Für friedliche Festtage, für Monarchenbesuche und andere Kurzweil ist der Dreibund noch sehr gut zu verwerthen. Wenn wir heute aber gegen Rußland und Frankreich zu fechten hätten, ginge in Oesterreich und Italien kein kleinkalibriges Gewehr los. Doch keine Furcht: das Fechten wird uns auf absehbare Zeit erspart bleiben. Wenn der antideutsche Trust, unter wohlwollender Billigung der Vereinigten Staaten, die sich zum Imperialismus größten Stils rüsten, zu Stande kommt, wird er dem Deutschen Reich nicht den Krieg erklären, nicht den frankfurter Friedensvertrag zu zerreißen, sondern den Deutschen ganz sacht die Möglichkeit lohnender Expansion abzuschneiden versuchen. Wie es die Banken machen, wenn sie einen Pool oder eine Fusion beschließen, um einer unruhigen Konkurrentin, die das Geschäft verdirbt, die Kundschaft abzujagen. Dann säßen wir mit unserer rasch steigenden Bevölkerungziffer, unserer stolzen Exportindustrie fest und fänden nirgends einen offenen Markt, der unserem Bedürfniß genügt, nirgends eine Kolonie, aus deren Boden neuer Reichthum keimen könnte. Mit Marokko hats angefangen. Aber Graf Bülow lächelt und spricht: Sollte ich etwa vom Leder ziehen? Ein Hüter des Friedens? Der Vertrag hat ja keine Spitze gegen uns. Und unsere Interessen werden in Marokko sicher nicht verletzt ... Ach, er sollte gar nicht vom Leder ziehen, sollte nur die Wirkung seines Handelns und Unterlassens voraussehen, nicht Feuilletonphilosoph, sondern Politiker sein.

Der Mann, den er gern seinen großen Vorgänger nennt, pflegte nach 1892 zu sagen: „Politische Geschäfte lassen sich auf sehr verschiedene Weise machen. Rezepte und Regeln giebts da nicht. Wir aber treiben dumme Politik."

*

Verirrte Naturforschung.

Wenn sich der ehrwürdige Gustav Theodor Fechner, wie er glaubte, jetzt als verklärter Geist der Wirkungen seiner irdischen Arbeit in anderen Geistern bewußt ist, so wird er sich gewiß der weiten Ausdehnung freuen, die sein Gedankenkreis gewonnen hat; aber manchmal wird ihn eine Vorstellung durchzucken, die er menschlich in den ärgerlichen Worten ausgedrückt hätte: „Schützet mich vor meinen Freunden!"

Dieses Gefühl drängte sich mir lebhaft auf, als ich mir das Buch „Lebensgeschichte der Erde"*) von Willy Pastor näher ansah, das, nach dem Prospekt der Verlagsbuchhandlung, „in Durchführung der Gedankenwelt Fechners das Räthsel von der Entstehung des organischen Lebens lösen" sollte. Das Buch ist sowohl nach den zu Grunde gelegten naturwissenschaftlichen Behauptungen als nach seiner Methode so unwissenschaftlich und unhaltbar, daß jeder sachverständige Beurtheiler es bald mit einem Achselzucken aus der Hand legen wird. Wer aber naturwissenschaftlich nicht orientirt ist, wird möglicher Weise dem Verfasser seine kühnen Voraussetzungen glauben und sich durch seine grotesken Phantasiesprünge täuschen lassen. Deshalb scheint es mir nützlich, diese ganze Richtung angeblicher Naturforschung ein Wenig zu betrachten.

Die „Lebensgeschichte der Erde" setzt natürlich voraus, daß die Erde ein lebendes Wesen sei, und zwar entwickelt sie sich nach der Ansicht des Verfassers allmählich von einem Krustenthier zu einem Knochenthier. Aus ihrer organischen Gestaltungskraft „schafft" sie sich selbst die Organe, die sie braucht. „Die Arten des Anorganischen umfassen in ihren Eigenschaften alle jene Fähigkeiten des Planeten, die durch lange Uebung bereits reflektorisch ‚unbewußt' werden konnten. In den organischen Arten dagegen bewegt und schafft der Planet noch bewußt." „Die Arten als Fähigkeiten der Erde: Das ist der befreiende Gedanke." Woher nun die erste Kruste der Erde? Nicht etwa aus der Abkühlung; denn eine Weltraumkälte giebt es nicht, wie wir zu unserer Ueberraschung erfahren. Ihre Kruste hat sich die Erde durch Kristallisation gebaut; und diese, so hören wir, ist ein organischer Vorgang. Durch die Vulkane bildete sich dann die Erde eine durchlöcherte Oberfläche, wie sie unser Mond aufweist. Der Zustand des Mondes zeigt uns nämlich nicht etwa die Zukunft, sondern die Vergangenheit unseres Planeten. Nachher verpuppte sich die Erde in Wasser, aber nicht etwa in flüssiges, sondern in eine Schneehülle, aus der sich nachträglich der Kreislauf des Wassers ergab. Nun schuf sich die Erde Land und Meer und so nach und nach in den Organismen alle anderen Organe, den Pelz der Wälder, die Thiere und zuletzt den Menschen. Die Atmosphäre ist erst durch die Organismen

*) Eugen Diederichs. Leipzig 1903. 4 Mark.

gebildet. „Die doppelte Drehung der Erde, um die Sonne und die eigene Achse, mochte möglich werden erst nach Schaffung einer Atmosphäre. Hier wie im Meer finden die einwirkenden Kräfte anderer Sterne einen Angriffspunkt, die Erde hatte ein neues Bewegungorgan, kraft dessen sie jener zweiten Umdrehung, die der Mond noch nicht hat, fähig wurde." Das genügt wohl zur Charakterisirung der Kenntnisse des Verfassers in Mathematik, Mechanik und Physik. Doch was geht ihn die trockene Wissenschaft an? Er hat ja eine bessere Erkenntnißmethode: er konstruirt aus seinem „künstlerischen" Glauben.

Wer so willkürlich verfährt wie Pastor, hat kein Recht, sich über die Naturforschung lustig zu machen. Es läßt sich nichts dagegen einwenden, wenn Jemand wissenschaftlich festgestellte Thatsachen der Natur unter einen anderen, allgemeineren, vielleicht auch ästhetischen Gesichtspunkt bringen will. Aber dann muß er wissen, daß er nicht Erklärungen giebt, sondern Deutungen. Und unbedingt muß man verlangen, daß zu diesem Zweck weder die vorliegenden Ergebnisse gefälscht noch irgend welche noch unbekannte Vorgänge oder Gesetze erdichtet werden. An diese Forderungen hat sich Pastor nicht gehalten. Darum ist die Methode des Buches zu verwerfen.

Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich zunächst vorausschicken, daß es eine durchaus berechtigte Aufgabe ist, die Erde als eine Einheit nachzuweisen, als ein System, das in der Art seiner Entwickelung und der gegenseitigen Einwirkung seiner Theile — die Erdbewohner einbegriffen — den Charakter jener Einheiten trägt, die wir als organische Individuen bezeichnen; nur ist die Erde nicht wieder ein Thier, sondern ein System höherer Art mit höheren Aufgaben und komplizirterer Organisation. Das war Fechners Absicht und Das ließe sich nach unseren Kenntnissen in noch viel eindringlicherer Weise begründen, als es Fechner vermochte. Eine solche Arbeit wäre erwünscht; doch davon findet sich nichts Brauchbares bei Willy Pastor. Dazu hätte man von einem Standpunkt aus, der die Naturwissenschaften gleichmäßig beherrscht, die zuverlässigen wissenschaftlichen Ergebnisse sichten müssen, um in dem Ineinandergreifen aller Veränderungen der Gesammterde die innere Einheit zu erkennen und auf eine Richtung dieses Lebens zu schließen. So machte es Fechner und darum blieb er, wenn auch sein Ziel metaphysische Motive hatte, doch innerhalb seiner Methode ganz in den Grenzen berechtigter Forschung. Niemals hätte er sich erlaubt, wohlbegründete Thatsachen der Naturwissenschaft zu leugnen oder durch unzureichend begründete zu ersetzen. „Vom Standpunkte der Naturbetrachtung" steht auf dem Titel von „Zend-Avesta". Das gerade ist Fechners großes Verdienst gegenüber der spekulativen Naturphilosophie, daß er mit aller Entschiedenheit darauf hinwies: Der Weg zur Naturerkenntniß geht allein durch die naturwissenschaftliche Methode. Die seelische Bewerthung der Dinge läßt niemals eine



objektive Feststellung ihres Zusammenhanges zu. Diesen können wir nur an der physischen Seite, an den körperlichen Veränderungen im Raum ermitteln. Darum verfährt die Naturwissenschaft mathematisch und analysirend. Daß uns aber dadurch Natur und Welt nicht zu mechanischem Atomspiel ernüchtert und entgöttert wird, dafür sorgte Fechner durch seine Fassung des Begriffes „Gesetz" oder, noch deutlicher gesagt, „System". Das Gesetz umfaßt sowohl die physische Seite der Systeme als die psychische. Was in der ersten Form als naturgesetzliches Geschehen auftritt, läßt sich zugleich in der zweiten als Einheit erleben. Erkennen läßt sich nur der physische Vorgang, im Zusammenhang als Zweck erleben nur der psychische. Der Mensch aber umfaßt beide Seiten; je reiner er sie in der Anwendung trennt, um so mehr von ihnen kann er in seinem persönlichen Leben als gegliederten und reichen Inhalt umfassen. Mit seinen psychischen Erfahrungen und Wünschen die Natur erforschen, heißt, mit den Augen Lasten fortschaffen wollen, während dazu die Hände bestimmt sind. Der Mensch hat eben Augen und Hände; er muß sie nur, jede für sich, ausbilden und als gemeinsamer Herr an der rechten Stelle gebrauchen.

Das that Fechner, als er vom Standpunkte der Naturbetrachtung das Bewußtsein des Planeten zu erkennen suchte. Herr Pastor will das Umgekehrte. Er will vom Bewußtsein des Planeten aus konstruiren; er will nicht erkennen, sondern schauen und glauben. Er dekretirt: Die Erde wollte Das und Das werden, dazu brauchte sie die und die Organe. So schuf sie sich die Kruste, sie schuf sich die Vulkane, das Wasser, Land und Meer, sie schuf sich die Pflanzen, Thiere und Menschen. Ja, was soll denn damit erklärt werden, wenn wir von vorn herein schon Alles in die Erde hineinlegen? Man will doch verstehen, wie die bestimmte Schöpfung zu Stande kommt, und Das kann man nur aus konstitutiven Bedingungen begreifen, aus den Gesetzen, die sich eben nur durch die „nüchternen, unfruchtbaren" Forschungen der Physik und die „starren" mathematischen Formeln gewinnen lassen. Noch Keiner durfte sie ungestraft verachten, der Naturwissenschaft treiben wollte, auch der mächtigste Genius, auch Goethe nicht. Und was wüßten wir ohne sie über die Vorgänge in der Natur? Wir ständen auf dem Standpunkte der jonischen Naturphilosophen, allenfalls auf dem Platons und der platonisch beeinflußten Naturphilosophen des sechzehnten Jahrhunderts. Die konnten natürlich naiv die Planeten als lebende Wesen betrachten. Daß wir es auch noch können, zwar nicht mehr naiv, aber ohne ein Titelchen an den Ergebnissen und der Methode der modernen Naturwissenschaft zu ändern: Das zu zeigen, war die Aufgabe, die Fechner sich stellte, und ist die einzige, die heute in dieser Richtung gestellt werden darf. Wer aber glaubt, sich zu diesem Zweck an der modernen Naturwissenschaft reiben zu müssen, Dem kann man nur sagen, daß er ihre ganze Stellung verkennt, die sie im Kultur-

prozeß einnimmt, und nicht weniger Alles, was uns Kant gelehrt hat. Wir dürfen die Methode der Naturerkenntniß nicht antasten, weil nur auf ihrem festen Boden sich der Grund zum Gebäude der Kultur legen läßt. Man müßte denn die Resultate der gesammten modernen Technik verwerfen und sich mit einer Anachoretenhöhle am Sinai begnügen. Die Technik ist das zweifellose Zeichen, daß die empirisch-mathematische Methode den richtigen Weg zeigt. Ich möchte wissen, wie, von der „inneren" Erfahrung ausgehend, die spekulative Naturphilosophie zur Berechnung einer Dampfmaschine zu kommen vermocht hätte. Und wenn man die Methode der Naturwissenschaft nun glücklich ruinirt und vergessen hätte: wie wollten dann diese Herren Neu-Gnostiker, oder wie sie sich nennen mögen, ihre Bücher zum Druck bringen? Oder man brauchte wohl keine mehr, da Jedem die eigene innere Erleuchtung genügte? Man vergesse doch nicht, daß mit dem festen Boden der Wissenschaft wir uns selbst die Mittel abgraben, uns darüber das goldene Reich der Freiheit in Kunst und Glauben zu erbauen.

Bücher wie das von Willy Pastor, vorausgesetzt, daß sie geschickt genug gemacht wären, um Einfluß zu gewinnen, könnten durch das fortwährende Gerede von der Unfruchtbarkeit der Naturwissenschaft in der That kulturfeindlich wirken. Deshalb muß man diese Art der Scheinforschung mit aller Entschiedenheit zurückweisen und ihr die wissenschaftliche Maske abnehmen. Die Vertreter dieser Richtung sagen zwar, sie wollten die Naturwissenschaft nicht aufheben, sondern reformiren; dann aber müßte der Einzelne doch erst Das kennen, was er reformiren will. Willy Pastor bringt diesen Nachweis nicht. Es gehört eine fast unglaubliche Naivetät dazu, mit der Physik und Chemie von Pastor gegen die Naturforschung vorzugehen, ungefähr so viel wie dazu, seine Methode mit der Fechners zusammenzustellen. Für den Fachmann ist es eine üble Aufgabe, wissenschaftlich zu widerlegen, was gar nicht wissenschaftlich ist, und zwar vor einem Publikum, dem die erforderlichen Voraussetzungen meist fehlen, das also lieber dem kühnen Phantasieschwunge des einfach Behauptenden als dem ernüchternden „Zünftler" folgt. Damit es aber nicht heißt, das Buch solle totgeschwiegen werden, sei an ein paar Einzelheiten gezeigt, wie Herr Pastor mit der Naturforschung umspringt.

Nach Pastor giebt es keine Weltraumkälte. Nichts, nichts hätte man vorzubringen, als daß die Temperatur auf dem kleinen Stück von einigen Tausend Meter unter bis einige Tausend über der Erdoberfläche stark abnehme. Wirklich? Sollte der Verfasser wirklich nicht wissen, daß es theoretische Beziehungen zwischen Druck, Volumen und Temperatur der Gase, daß es eine Thermodynamik giebt, Gesetze der Strahlung und ihrer Absorption? Wie könnte denn die Erde die empfangene Wärme ausstrahlen, wenn der Weltraum nicht kalt wäre? Und was sollte denn im Weltraum warm sein? Aber was kümmert das Alles einen Reformator!

In der Chemie beruft sich Herr Pastor auf den Dichter August Strindberg, dem „der Nachweis gelungen sei“, daß der Kohlensäuregehalt der Luft nicht ausreiche, den Pflanzen den nöthigen Kohlenstoff zu liefern. Er will sich freilich „nicht in Ziffern bewegen“, aber er behauptet doch, daß ein Mensch in einem Walde auf dem Fleck sterben müßte, wenn die Luft dort Kohlensäure genug enthielte, um den Wald zu ernähren. Hier hilft aber doch nichts, als sich ein Wenig in Zahlen zu bewegen. Hätten es Strindberg oder Pastor gethan, so wären sie nicht auf ihre absonderlichen Behauptungen gekommen. Also bitte! Ein Kubikmeter Luft enthält rund 0,6 Gramm Kohlensäure, worin 0,18 Gramm Kohlenstoff enthalten sind. Nun zeigten aber vielfache Experimente, daß auf ein Quadratmeter Blattoberfläche die Pflanzen im günstigsten Fall nicht mehr als 0,6 Gramm Kohlenstoff im Lauf einer Stunde assimiliren. Es genügt also unter allen Umständen, daß mit einem Quadratmeter Blattoberfläche die Kohlensäure von etwa drei Kubikmeter Luft in der Stunde in Berührung kommt. Dazu gehört noch gar keine Erneuerung durch den Wind. Gase besitzen nämlich die Eigenschaft der Diffusion, weil ihre Theilchen unter einander in schnellster Bewegung (von einigen hundert Metern) sind, so daß überall, wo Theilchen weggenommen werden, sofort neue nachrücken und eine stetige Ausgleichung stattfindet, ohne daß man von einer Gesammtströmung des Gases Etwas bemerkt. Reicht also selbst für den größten Bedarf der Pflanze die geringe in der Luft enthaltene Kohlensäuremenge vollständig aus, so zeigt eine andere kleine Betrachtung, daß die Pflanze im Allgemeinen noch viel weniger braucht. Nach einer Schätzung von Liebig beträgt die Kohlenausscheidung aus der Luft durch die Pflanzen in Mitteleuropa durchschnittlich jährlich 1 Tonne pro Hektar, also 100 Gramm pro 1 Quadratmeter. Zu hundert Gramm Kohlenstoff gehört eine Kohlensäuremenge von rund 330 Gramm. Da nun in 1 Kubikmeter Luft 0,6 Gramm Kohlensäure enthalten sind, so gehören zu 330 Gramm Kohlensäure 550 Kubikmeter Luft. Nimmt man nun 180 Vegetationtage im Jahr mit durchschnittlich 14 Stunden möglichen und etwa 40 Prozent wirklichen Sonnenscheines an, so würde die Zeit der Sonnenbeleuchtung rund 1000 Stunden betragen. Das heißt: im Durchschnitt wird in 1000 Stunden die Kohlensäure aus 550 Kubikmetern Luft verbraucht werden. Im Durchschnitt genügt es also, daß im Verlauf einer Stunde sich wenig über die Hälfte eines Kubikmeters Luft erneuert, um den Pflanzen den erforderlichen Kohlenstoff darzubieten.

Mit der Mechanik Pastors, wonach die Atmosphäre als Bewegungsorgan aufgefaßt wird, weiß ich überhaupt keinen Sinn zu verbinden. Soll die Erde vielleicht eine Art Turbine sein? Auch die geologischen und paläontologischen Thatsachen werden mit großer Willkür behandelt; doch muß ich hier den Geologen die Kritik im Einzelnen überlassen. Die Anführungen aus

Physik und Chemie reichen schon aus, um zu zeigen, wie vollkommen werthlos die Grundlagen sind, auf denen der Verfasser baut. Unkontrolirbar ist dabei seine Berufung auf ein angebliches Forschungresultat, das, wie es scheint, noch nicht veröffentlicht ist, worauf aber Pastor seine „organische“ Theorie der Erdkruste gründet. Professor Otto von Schroen in Neapel soll entdeckt haben, daß die Kristallisation ein organischer Vorgang ist. Wie es sich auch damit verhalte: jedenfalls ist es eine seltsame Methode, Gewährsmänner anzuführen, deren Arbeiten man nicht nachprüfen kann. Aber freilich: wir sollen ja glauben.

Uebrigens kommt es gar nicht darauf an, ob die Kristallisation, wie Pastor annimmt, ein organischer Vorgang sei. Mit dem Wort „organisch“ wird nämlich ein inhaltloses Spiel getrieben. Ich will den Begriff „organisch“ noch viel weiter ausdehnen; deshalb bleibt Pastors Methode doch eben so willkürlich. Je weiter unsere Kenntniß der Naturvorgänge fortschreitet, um so weniger ist es meines Erachtens möglich, eine Grenze zu ziehen, wo das Anorganische aufhört und das Organische anfängt. Das gilt sowohl von den stofflichen Prozessen als von dem Begriff des Individuums. Das will ich hier nicht ausführlich begründen, sondern nur auf die allgemeinere Auffassung des Naturgeschehens hinweisen, die aus der Erweiterung des Begriffes „organisch“ hervorgeht. Alle Naturvorgänge erscheinen dann unter dem gleichen Begriff des Systems, also einer Einheit, deren Bestimmung nicht allein von an sich selbständigen Elementen abhängt, sondern worin auch die Theile erst durch die synthetische Einheit in Bezug auf ihre Gesammtheit bestimmt werden. Die Kausalität reicht in der That im Gebiete des Organischen nicht aus; aber sie reicht auch schon im Anorganischen nicht aus. Sie ist stets durch den Begriff der Wechselwirkung zu ergänzen. Denn die Kausalität geht immer nur von den Theilen zum Ganzen; in jedem Vorgang der Natur, ob es sich um einen Wassertropfen, einen Zellenbau oder ein Sonnensystem handelt, muß aber auch das Ganze, das Gesetz des Systems in seiner Bestimmung der Elemente des Systems, als ein besonderes konstitutives Gesetz vorausgesetzt werden. Diese von Kant ausdrücklich neben Substanzialität und Kausalität gestellte Kategorie erfordert jedoch die selbe sorgfältige Erfahrungprüfung des Einzelnen wie die kausale Untersuchung und gestattet nicht die Einführung von psychischen Motiven. Man darf sich durch den Begriff des Organischen nicht täuschen lassen und nicht glauben, damit eine neue Art von Weltauffassung oder Forschungmethode gefunden zu haben. Das bloße Wort „organischer Prozeß“ ist eben so wenig eine Erklärung wie das Wort „mechanischer Prozeß“. Die Erklärung liegt vielmehr in der Entdeckung fester Gesetze, die schließlich bis zur Einfachheit quantitativ nachprüfbarer Gesetze hinableiten. Man muß dabei von dem Einfachen ausgehen und

zeigen, wie es im Zusammengesetzten wirkt und wie weit es durch dieses bestimmt wird. Was soll aber damit erklärt sein, wenn man vom Planetenwillen redet, wenn man sagt: Der Organismus schafft sich Dies oder Jenes, er baut sich eine Hülle, er erzeugt ein Organ? Das eben will ich wissen, wie diese Veränderungen auf Grund allgemeiner Gesetze in der Wechselwirkung der Stoffe vor sich gehen. Wenn ich sehe, daß sich zwei Zellen gegen einander bewegen, und mich damit beruhige, daß ich sage, sie suchen sich zum Zweck der Vereinigung, so habe ich gar nichts erklärt, ich habe nur ein Bild gebraucht und kann in einem anderen Falle gar nichts daraus schließen. Wenn ich aber sagen kann, in Folge der auch sonst bekannten Gesetze der Chemie und Physik werden die Oberflächenspannungen der Körper geändert und diese dadurch bewegt, so kann ich unter Umständen die Größen der gebrauchten Energiemengen berechnen, den ganzen Vorgang nachprüfen und daraus Schlüsse auf andere Fälle ziehen. Dann ist ein Wissen geschaffen, das zur Naturbeherrschung führt. Daß Dies oder Jenes eintreten wird, glaubt auch der Wilde und beruhigt sich dabei. Die Methode des Neu-Gnostizismus, aus der „inneren" Erfahrung zu schließen, müßte, wenn sie allgemein würde, zum Verlust der nutzbaren Kenntnisse und damit zur Unkultur zurückführen. Sie ist ein Glaube, kann also mächtige subjektive Wirkungen erzeugen; aber Kultur muß sich auf objektiven Gesetzen aufbauen: und dadurch allein kann der Glaube zu seiner Freiheit gelangen.

Es ist methodisch unzuläßig, noch nicht genügend Bekanntes durch noch viel weniger Bekanntes erklären zu wollen. Das aber that die „organische Weltanschauung". Auch ich betrachte die einzelnen Natursysteme und die ganze Natur als einheitliche Zusammenhänge, in denen ein höchstes Weltgesetz zur Verwirklichung des Schönen und Guten offenbar wird. Aber aus dieser Idee läßt sich keine Naturerkenntniß gewinnen. Um Das zu sehen, braucht man nur die Erfolge Schellings oder Hegels mit denen Fechners zu vergleichen. Physiologische Vorgänge können wir aus physikalischen Gesetzen erklären, aber nicht umgekehrt, nicht das Bekannte aus dem Unbekannten. Und nun gar seelische Prozesse zur Erklärung verwenden wollen: Das heißt, alle Naturwissenschaft aufheben.

Wenn Kant dafür eintritt, daß man den großen Zusammenhang der Geschöpfe und Naturvorgänge in einem gemeinsamen Ursprung zu erforschen suche, so will er nicht, daß man nach einer Idee spekulire, sondern, daß man die Technik der Natur ergründe, durch die sie nach mechanischen Gesetzen die komplizirten Organismen erzeugt hat. Er will genau Das, was die Deszendenztheorie anstrebt und im Wesentlichen geleistet hat. Er will eine Theorie der organischen Natur aus Gesetzen der Wechselwirkung der Stoffe und Individuen, nicht eine bloße Betrachtung aus Zwecken, die nur

einen ästhetischen, allenfalls einen heuristischen Werth hat. Und wenn diese Aufgabe anerkannt wird: warum dann dieser Eifer gegen den „Darwinismus"? Man sollte überhaupt nicht immer vom Darwinismus reden; es handelt sich doch um die Entwickelungtheorie. Ihr Grundgedanke bleibt bestehen und ist — so gut wie Darwins Verdienst — unabhängig davon, ob man erkennt, daß die von Darwin aufgestellten Hypothesen nicht ausreichen und durch andere zu ergänzen sind. Daher macht es einen so unerfreulichen Eindruck, wenn sich Pastor immer gegen den „Kampf ums Dasein" empört. Dieser Ausdruck ist freilich nicht glücklich gewählt; er ist auch nur ein Bild. Er nimmt einen Vorgang, der für uns einen Gefühlswerth hat, zur Bezeichnung für ein viel allgemeineres Prinzip, wovon der „Kampf" nur eine Theilerscheinung ist. Daß oft auch ein wirklicher Kampf stattfindet, kann ja nicht geleugnet werden; aber das Grundprinzip ist doch nur das der Wechselwirkung jedes Individuums und seiner Umgebung; zu dieser „Umwelt" gehören natürlich auch die Individuen gleicher Art: und dann kann man von einem Kampfe sprechen. Aber was nöthigt uns denn, uns auf den Standpunkt dieser Individuen zu stellen? Wir brauchen sie nur als Elemente eines höheren individuellen Systems aufzufassen; dann verschwindet das Aeußerliche dieses Kampfes und er erscheint als ein Mittel der Entwickelung dieses höheren Individuums. Insofern dieses ganze System — als das man natürlich auch die Erde denken kann — eine Einheit bildet, sind die einander bekämpfenden Elemente ein Mittel seiner Metamorphose. Diese Metamorphose aber ist nichts Anderes als die Folge der Wechselwirkung des ganzen Systems und seiner Elemente. Man glaube nur nicht, mit dem Wort Metamorphose irgend eine intimere Erklärung gegeben zu haben; darin liegt vielmehr gar keine Erklärung, sondern nur die vorhin zurückgewiesene Ersetzung einer erkennbaren Ursache durch eine unbekannte. Die Wechselwirkung zwischen den Zellen eines Organismus und seiner Umgebung erzeugt die Arbeitstheilung, die Anpassung und dadurch den Fortschritt. Und es ist ganz überflüssig, außer dieser Wechselwirkung, außer der Einheit des Systems, noch nach einer anderen Einheit zu suchen. Das Gesetz der Wechselwirkung ist die Einheit selbst, die alle Theile der Natur zum Ganzen verbindet, den Organismus der Erde lebendig erhält und zugleich als ein Glied in den höheren Organismus des Kosmos einreiht. Die Aufgabe der Naturwissenschaft ist, dieses Gesetz der Wechselwirkung in seinen durch die Bedingungen der Einzelsysteme bestimmten Formen zu ergründen. Die Aufgabe der Metaphysik ist, in der Einheit dieser Gesetze eine Idee zu finden. Aber diese Aufgaben darf man nicht unter einander werfen. Man kann Metaphysik treiben, ja, man kann sogar Gedankendichtungen versuchen und Märchen vom Erdthier erzählen, aber man muß wissen, was man thut. Man braucht deshalb gesicherte Naturwissenschaft

nicht anzugreifen. Es ist eine Versündigung an der Würde der Wissenschaft, wenn man einer Gefühlsneigung zu Liebe ihre Kreise stören und bestimmte Resultate und Dienstleistungen für den Glauben ihr vorschreiben will. Wissenschaft ist Selbstzweck und muß Selbstzweck sein, sonst ist sie Scholastik. Soll die Wissenschaft „an dem Wachsthum menschlicher Persönlichkeit arbeiten helfen", so kann sie es eben so wie Sittlichkeit und Kunst nur durch ihre autonome Freiheit. Aber die gesammte Gefühlsphilosophie, die sich jetzt wieder einmal auf den Markt drängt, ist nichts als Misologie, Haß gegen die Klarheit und den Zwang des logischen Gedankens, ein willkürliches Spiel mit Bildern und Phantasien. Sie treibt uns zurück in die Beschränkung des Mittelalters; denn ob die Wissenschaft die Magd der Kirche ist oder die Handlangerin subjektiver Phantastik, kommt gegenüber der Würde und Freiheit der Menschheit auf das Selbe hinaus. Das ist nicht der Weg zu einer ästhetischen und religiösen Auffassung des Weltzusammenhanges, den Fechner wies und den ernsthafte Forscher mit Besonnenheit suchen. Gegen diese Willkür naturwissenschaftlicher Scheinarbeit muß man mit der vollen Strenge des wissenschaftlichen Gewissens protestiren. Man muß das Publikum warnen, daß es Produkte ärgster Verworrenheit sich nicht als tiefsinnige Weisheit anpreisen lasse, die auf begründeter Naturerkenntniß beruhe. Dazu darf man nicht schweigen, auch nicht aus innerer Neigung zum Frieden. Man wünschte, daß der alte Kant wieder einmal donnerte gegen „einen neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie"; über diesen Donner hat der alte Goethe sich herzlich gefreut.

Gotha. Professor Dr. Kurd Laßwitz.



Ursprünge der modernen Arbeiterbewegung.

Es ist bekannt, daß die moderne deutsche Arbeiterbewegung zwei Quellen entflossen ist: dem von Lassalle 1863 begründeten „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein", der ersten Organisation der sozialdemokratischen Partei und dem im selben Jahr gestifteten „Vereinstag deutscher Arbeitervereine." Während es über die lassallische Agitation eine reiche, von Jahr zu Jahr wachsende Literatur giebt, hat der „Vereinstag deutscher Arbeitervereine" bisher unter einer besonders stiefmütterlichen Behandlung zu leiden gehabt: von ihm weiß man im Allgemeinen nur, daß er 1863 im Gegensatze zur lassallischen Agitation gegründet wurde und daß sich 1868 aus ihm die sozialdemo-

kratische Partei der Eisenacher Richtung entwickelte. Dennoch hat er in der erwähnten Periode eine Fülle sozialpolitischer Anregungen ausgestreut, die gerade jetzt, in der Aera der Sozialreform, Anspruch auf ein größeres Interesse erheben dürfen. Darum verdient die eben erschienene Studie Erichs Eyck, eines jungen Sozialpolitikers, über diese Episode aus der deutschen Arbeiterbewegung besondere Beachtung.*) Ich will mich bemühen, aus ihrem Inhalte die wichtigeren Thatsachen herauszuschälen.

Im Jahr 1862, also noch vor Beginn von Lassalles sozialdemokratischer Propaganda, gab es in Deutschland eine größere Zahl von Arbeitervereinen; aber es galt als selbstverständlich, daß sie jedem Bürger offenstanden, der sich an ihren Bestrebungen betheiligen wollte: Das lag schon im Charakter dieser Arbeitervereine, in denen der Bildungzweck vorherrschte. Und eben die Verbreitung von Bildung unter den Aermeren sahen Viele der Besten im Bürgerthum für ihre soziale und staatsbürgerliche Pflicht an. Der nürnberger Arbeiterverein erließ nun im Oktober 1862 einen Aufruf zur Beschickung eines am ersten November 1862 in Nürnberg abzuhaltenden Arbeiterkongresses, auf dem berathen werden sollte über Einführung der Gewerbefreiheit, Errichtung eines allgemeinen deutschen Altersversorgungvereins für Arbeiter und über die Aufgaben des Arbeiterstandes gegenüber den bestehenden Verhältnissen. Aus diesem Plan eines Arbeiterkongresses konnte aber nichts werden, weil die Zeit zu seiner Vorbereitung viel zu kurz war und die bayerische Regirung ihn obendrein noch verbot. Zur selben Zeit war die Idee eines Arbeiterkongresses auch in dem leipziger Arbeiterverein aufgetaucht, wo sie die Einsetzung eines Centralkomitees für die Vorbereitung eines Allgemeinen Deutschen Arbeitertages zur Folge hatte: hier führte diese Bewegung bekanntlich dadurch, daß sich das Komitee zum Zweck der Ausarbeitung eines Programmes an Lassalle wandte, zur Begründung der sozialdemokratischen Partei. Ihr gegenüber erstrebten auch die Arbeitervereine, die das von Lassalle aufgestellte Programm nicht billigten — hauptsächlich auf Betreiben Leopolds Sonnemann, des Leiters der Arbeitervereine des Maingaues —, einen festeren Zusammenschluß unter einander. Um dieses Ziel zu erreichen, forderten sie am neunzehnten Mai 1863 zur Beschickung eines Arbeiterkongresses auf, der in Frankfurt tagen sollte. Ihr Aufruf, der als die Geburturkunde des Verbandes zu betrachten ist, enthält bereits eine Prinzipienerklärung: Lassalles Grundsätze werden als irrig abgelehnt, die Prinzipien der Selbsthilfe und der Selbstverantwortlichkeit als die einzigen bezeichnet, die freier Männer und

*) „Der Vereinstag Deutscher Arbeitervereine (1863 bis 1868), ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung." Berlin, 1904 Georg Reimer.

Völker würdig seien, und ein Fortarbeiten im Sinn dieser Prinzipien für den wirthschaftlichen wie den geistig-sittlichen Fortschritt als nothwendig bezeichnet.

Am siebenten Juni 1863 wurde auch wirklich in Frankfurt am Main der erste Vereinstag der deutschen Arbeitervereine eröffnet, an dem hundertundzehn Delegirte — unter ihnen Eugen Richter, Bebel, Sonnemann und der bekannte materialistische Naturforscher Ludwig Büchner — theilnahmen. Hier wurde beschlossen, ein Centrum für die deutsche Arbeiterbewegung, so weit sie nicht auf dem Boden des lassallischen Programmes stehe, zu schaffen: Das geschah durch die Einsetzung eines ständigen Ausschusses, dessen Aufgabe sein sollte, alljährlich die Vertreter der Arbeitervereine zu einer Berathung über die Arbeiterinteressen zusammenzuberufen. Im Einzelnen wurde dann noch, entsprechend der ganzen Stellung des Verbandes, vorwiegend über praktische Fragen, namentlich solche, die die Förderung des Koalitionrechtes der Arbeiter und des Genossenschaftwesens betrafen, verhandelt.

Der zweite Kongreß tagte 1864 in Leipzig; außer den schon genannten Sozialpolitikern waren noch anwesend: Friedrich Albert Lange, der berühmte Verfasser der „Geschichte des Materialismus“, Viktor Aimé Huber, der bekannte Vorkämpfer des christlich-sozialen Gedankens, und Max Hirsch, der spätere Schöpfer und Leiter der deutschen Gewerkvereinsbewegung. Dieser Kongreß rieth, auf Antrag Langes, den Arbeitern, Konsumvereine zu gründen, die unter ihrer eigenen Verwaltung stünden; und verhandelte ferner besonders eingehend über die Frage der Altersversorgung der Arbeiter. Referent hierüber war Sonnemann, dessen Vorschläge — er empfahl die Errichtung einer auf Freiwilligkeit beruhenden nationalen Altersversorgungskasse mit Beiträgen auch der Arbeitgeber — schließlich angenommen wurden.

In dem folgenden Jahr, 1865, hat die hier geschilderte, gewissermaßen als „sozial-liberal“ zu bezeichnende Arbeiterbewegung ihre größte Ausdehnung erlangt: damals wirkten in ihr 106 Arbeitervereine mit insgesammt 23 000 Mitgliedern. Der Schauplatz des Vereinstages war diesmal Stuttgart. Den Geist, der dort herrschte, charakterisiren am Besten die gefaßten Beschlüsse. Danach sollte in erster Linie angestrebt werden: volles Koalitionrecht der Arbeiter, Abkürzung der Arbeitzeit, Begründung von Produktivgenossenschaften, Einführung eines freisinnigen Vereinsgesetzes und eine die Interessen der Arbeiter mehr als bisher berücksichtigende Gestaltung der Fabrikordnungen.

Den nächsten Vereinstag brachte, in Folge des deutschen Krieges, erst das Jahr 1867. Aber inzwischen war ein für die ferneren Geschicke des Vereinstages wichtiges Ereigniß eingetreten: die Begründung der „deutschen (demokratischen) Volkspartei“; und in ihr wieder hatte sich als besondere Landesgruppe mit Bebel und Liebknecht an der Spitze die „sächsische Volkspartei“ konstituirt. Die Führer der sächsischen Volkspartei gewannen bald

in den Arbeitervereinen die Hauptmacht. Das zeigte sich schon auf dem vierten Vereinstage, der 1867 in Gera stattfand, wo zum künftigen Präsidenten Bebel gewählt wurde. Im Uebrigen waren die in Gera gefaßten Beschlüsse nicht radikaler als die früheren. Bald aber wurden Bebel und Alle, die mit ihm waren — hauptsächlich durch den Einfluß Liebknechts — mehr und mehr von sozialistischem Geist erfüllt. Schon auf dem nächsten Kongreß beantragte der sozialdemokratische Schriftsteller Schweichel, das Programm nach der folgenden Richtschnur zu revidiren:

„Der zu Nürnberg versammelte fünfte deutsche Arbeitervereinstag macht das Programm der internationalen Arbeiter-Assoziation zu dem seinen und erklärt in Uebereinstimmung damit: 1. Die Emanzipation der arbeitenden Klassen muß durch die arbeitenden Klassen selbst erobert werden. Der Kampf für die Emanzipation der arbeitenden Klassen ist nicht ein Kampf für Klassenprivilegien und Monopole, sondern für gleiche Rechte und gleiche Pflichten und für die Abschaffung aller Klassenherrschaft. 2 Die ökonomische Abhängigkeit des Mannes der Arbeit von dem Monopolisten (dem ausschließlichen Besitzer) der Arbeitwerkzeuge bildet die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form, des sozialen Elends, der geistigen Herabwürdigung und politischen Abhängigkeit. 3. Die politische Bewegung ist das unentbehrliche Hilfsmittel zur ökonomischen Befreiung der arbeitenden Klassen. Die soziale Frage ist also untrennbar von der politischen, ihre Lösung durch diese bedingt und nur möglich im demokratischen Staat. Ferner in Erwägung: daß alle auf die ökonomische Emanzipation gerichteten Anstrengungen bisher an dem Mangel der Solidarität zwischen den vielfachen Zweigen der Arbeit jeden Landes und dem Nichtvorhandensein eines brüderlichen Bandes der Einheit zwischen den arbeitenden Klassen der verschiedenen Länder gescheitert sind; daß die Emanzipation der Arbeit weder ein lokales noch ein nationales, sondern ein soziales Problem ist, welches alle Länder umfaßt, in denen es moderne Gesellschaften giebt, und dessen Lösung von der praktischen und theoretischen Mitwirkung der vorgeschrittensten Länder abhängt: beschließt der fünfte deutsche Arbeitervereinstag seinen Anschluß an die Bestrebungen der internationalen Arbeiter-Assoziation."

Dieser Antrag, der den Arbeitervereinstag in eine sozialistische Organisation umwandelte, wurde nach heftigen Debatten mit 69 gegen 46 Stimmen angenommen, worauf sofort 26 Delegirte mit einem motivirten Protest den Vereinstag verließen. Der durch die Annahme des mitgetheilten Programmes veränderte Standpunkt des Vereinstages kam bei der Berathung des Problems der Altersversicherung der Arbeiter zum Ausdruck. Sonnemann hatte hierüber ein ausführliches Referat ausgearbeitet, das in dem Vorschlage gipfelte: die Regirungen zur Begründung von Altersversorgung- und Lebensversicherung-Kassen aufzufordern, in die von den Theilnehmern monatliche Einzahlungen bei allen Postämtern geleistet werden sollten. Aber die auf dem Vereinstag den Ton angebenden sozialistischen Führer, Liebknecht, Vahlteich und Greulich,

wandten sich mit Entschiedenheit gegen eine Einrichtung, die die Arbeiter „mit einem konservativen Interesse an den bestehenden Staatsformen erfüllen" müßte, und brachten auch wirklich Sonnemanns Antrag zu Fall. Die anderen sozialpolitischen Themata aber, die noch auf die Tagesordnung gestellt waren, wurden überhaupt nicht mehr berathen.

Der nächste Vereinstag, der im August 1869 in Eisenach eröffnet wurde, mußte sich danach naturgemäß als „sozialdemokratische Partei" konstituiren. Bewiesen war ja, daß, wenigstens in den sechziger Jahren, ein liberal und sozialreformatorisch gesinnter Arbeiterverband vor der Ueberfluthung durch die rasch wachsende sozialdemokratische Bewegung nicht zu retten war. Doch muß man — wie der Geschichtschreiber des Verbandes, Erich Eyck, mit Recht hervorhebt — zugeben, daß der Vereinstag durch seine sachlichen Bestrebungen, besonders in den ersten Jahren, sich den Anspruch auf einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der sozialen Bewegungen Deutschlands erworben hat.

Kiel. Professor Georg Adler.



Selbstanzeigen.

Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Wenn ich in meiner Schrift den Anspruch erhebe, nicht nur mit, sondern über Nietzsche, über Nietzsche hinaus zu philosophiren, so will ich diesen Anspruch durch eine gedrängte Darlegung der leitenden Gedanken begründen. Mein Buch zerfällt in zwei Theile: einen logisch-analytischen und einen psychologisch-synthetischen Theil. Der erste, „Die ewige Wiederkunft des Gleichen", zergliedert die beiden Grundbegriffe, den Begriff des Uebermenschen und den der ewigen Wiederkunft, und entwirft ein ideales Schema, an dem dann der wirkliche, historische Nietzsche, der ihm freilich in seinen besten Stunden außerordentlich nah kam, gemessen und korrigirt werden soll. Es wird hier gezeigt, daß die Idee der ewigen Wiederkunft im Widerspruch mit dem Uebermenschen nur so lange steht, wie man in Diesem darwinistisch die unendliche Entwickelungmöglichkeit der Gattung sieht, daß sie in Wirklichkeit aber den Schlüssel zur Lösung des Problemes „Uebermensch" enthält. Denn die ewige Wiederkunft darf nicht wörtlich, kosmologisch interpretirt werden, sondern symbolisch, als Sinnbild eines über zeitliches und sinnliches Werden und Vergehen erhabenen Werthes; und eben so darf der Uebermensch nicht dogmatisch, als zoologische Ueberart, betrachtet werden, sondern eben so als Symbol des jedem einzelnen Subjekt immanenten ethischen Ideales. So wurzeln denn beide Ideen in dem selben Boden einer individualistischen und

idealistischen Ethik, die also der Lehre des „antimoralischen" Nietzsche zu Grunde liegt. Der zweite Theil, „Der Sinn des Uebermenschen", versucht, mit eigenen Mitteln den Begriff der Persönlichkeit, also den Begriff des Uebermenschen zu konstruiren. Er begiebt sich zu diesem Zweck in das noch dunkle und unerschlossene Gebiet der Charakterologie. Wahre Persönlichkeit ist da, wo sich das Individuum eins in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft weiß.

Oskar Ewald.

Geschichte der Friedensbewegung. Berlin, E. Ebering, 1903.

Die in dem Buch veröffentlichten Auszüge aus einer 1791 erschienenen Schrift von J. A. Schlettwein werden wohl vielfach interessiren. In dieser Schrift wurden nämlich vier Jahre vor dem Erscheinen von Kants „Ewigem Frieden" die selben Gedanken ausgesprochen, die der große Philosoph dann so nachdrücklich verkündete. Da ich die erste Anregung zur einheitlichen Organisation der Friedensgesellschaften und zur Gründung eines interparlamentarischen Friedensvereines gab, konnte ich nicht umhin, mehrfach auf meinen eigenen Antheil an der Geschichte der Friedensbewegung hinzuweisen.

Tegel. Dr. Eduard Loewenthal.

Eine Pforte zum schwarzen Erdtheil. Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Von Jahr zu Jahr wächst der Strom der Reisenden, die Nordafrikas gesegnete Küstenländer, die französische Kolonie Algerien, den französischen Schutzstaat Tunesien als Zielpunkt für ihre Wanderungen wählen. Auf den Mittelmeerschiffen trifft man viele Deutsche, in den größeren Gasthöfen der Hafenstädte hört man deutsche Laute, in Biskra, dem eleganten, modernen Luftkurort, findet sich fast das ganze Jahr hindurch eine nicht unbedeutende deutsche Kolonie zusammen und nicht selten stößt der einsam seines Weges ziehende Einzeltourist auf große deutsche Reisegesellschaften. In Meyers Reisebuch „Riviera, Algerien und Tunis" findet der Reisende, der diese Gegenden aufsucht, einen vorzüglichen Berather. Doch bei der für ein solches Buch nöthigen Kürze ermöglicht es den Reisenden nicht, sich an Ort und Stelle über Fragen zu unterrichten, auf die er gern schnell Antwort hätte. Diesem Mangel will mein Buch abhelfen. Während Meyers für eine Nordafrikareise unentbehrlicher Führer dem Reisenden das Material für sein Unter- und Fortkommen liefert und ihn lehrt, was er zu sehen hat, giebt mein Buch ihm viel weiter reichende Auskunft und sucht auch seine Kulturkenntnisse zu mehren.

Riesa. Oberstlieutenant Hübner.

Das Professorenthum, „der Stolz der Nation"? Mit einem Anhang: Professorale Bocksprünge. Verlag von O. Mutze, Leipzig. Preis 2 Mark.

Georg Hirsch sagt im zweiten Band seiner „Kleineren Schriften": „Es ist eine alte Maxime Derer, die von der Dummheit profitiren, ihre Leutchen im Zustande der Erregung zu erhalten." Mit dieser Maxime hängt zweifellos auch

die beim Professorenstand so sehr beliebte Selbstberäucherung zusammen, wie sie besonders im Ehrentitel „Stolz der Nation“ ruchbar wird. Ich erlaube mir nun, der Ansicht zu sein, daß eine Untersuchung über die Berechtigung dieses und ähnlicher Prädikate dringend nöthig ist. Kenner der Verhältnisse wird es nicht überraschen, daß ich, gestützt auf zahlreiche Thatsachen und Zeugnisse Sachverständiger, die im Titel meiner Schrift gestellte Frage kategorisch verneinen muß.

München-Pasing. Hofrath Max Seiling, Professor a. D.

Die Entstehung des Judenthumes. Berlin, Jüdischer Verlag.

Diese kleine Brochure hat nur den Zweck, anzuregen und die Theorie des Marxismus der Rassentheorie entgegenzustellen. Denn darüber darf man sich nicht täuschen: wer heute noch an ein „Gesetz“ der Geschichte, also im strengeren Sinn an eine Wissenschaft von der Historie glaubt, Der hat nur die Wahl zwischen Marxismus und Rassentheorie, — wenn er sich nicht etwa mit feinfühligen psychologischen Monographien begnügt, wie sie heute von ein paar Meistern geschaffen werden. Das genügt mir nicht; ich glaube an den Marxismus und halte die Rassentheorie einfach nicht für diskutabel. Meine Brochure ist denn auch im Hinblick auf den Rassenmystizismus geschrieben, der sich auf jüdische Charaktereigenschaften stützt, deren rein soziologische Herkunft mir unzweifelhaft scheint.

S. Lublinski.

Elisabeth und Essex. Tragoedie. Siegfried Cronbach, Berlin.

Bisher haben alle Poeten, die sich von der Essex-Tragoedie locken ließen, die Königin Elisabeth als eine höchstens um ein paar Jahr ältere Liebhaberin genommen. Ich zeige sie als die alte Frau, die sie damals wirklich war, und so mußte die liebe Liebe ausgeschaltet werden. Die Empfindungen einer alten Frau und Königin, die ihr politisches Testament macht, für einen jungen Mann der nachfolgenden Generation sind eben nicht von eigentlich erotischer, sondern schon von etwas komplizirterer Art. Außerdem ließ ich die geschichtlichen Gegensätze des Zeitalters — Königthum, Adel, Puritaner — hineinklingen.

S. Lublinski.

Immanuel Kant. Verlag von Skopnik. Preis 1 Mark.

Am Abend seines Lebens (1797) sprach Kant zu seinen Freunden die wehmüthig stolzen Worte: „Ich bin mit meinen Schriften um ein Jahrhundert zu früh gekommen; nach hundert Jahren wird man mich erst recht verstehen und dann meine Bücher aufs Neue studiren und gelten lassen.“ Auch meine kleine Schrift soll die Erfüllung dieser Prophezeiung bekunden und zu weiterer Beschäftigung mit diesem nach Goethes Urtheil „vorzüglichsten unter den neueren Philosophen“ anreizen. Denn in Kants Philosophie liegt der Same der Zukunft; und die Hoffnung, daß nach weiteren hundert Jahren von den großen Ideen des königsberger Weisen anders als heute die Wirklichkeit beherrscht sein wird, ist der Trost nicht der schlechtesten Gemüther.

Charlottenburg. Dr. Max Apel.



Hugo Loewy & Co.

Viele große Männer leben im Gedächtniß des deutschen Volkes. Warum also immer von Hugo Loewy sprechen, der doch recht lange schon aus dem schlesischen Zuchthaus erlöst ist? Gerade auf ihn aber haben einzelne Gipfel in unserem Blätterwalde es abgesehen. Kaum ein Tag vergeht jetzt, an dem nicht mindestens ein deutscher Regisseur öffentlicher Meinungen den Emigranten aufs Korn nimmt und Loewys ungemeine Gefährlichkeit für den Nationalwohlstand des Reiches beweist. Näher läge und vielleicht auch nützlicher wäre, wie Mancher meinen wird, die Beschäftigung mit Persönlichkeiten, die noch in unserer Mitte weilen, noch nicht ausgewandert sind. Etwa mit Herrn Eltzbacher, dem Aufsichtrathspräsidenten des „Helios", und Herrn Felix Singer, zwei Männern, die zu glauben scheinen, sie könnten durch einen allerliebsten Briefwechsel im April 1904 ganz unter sich die Affaire von 1900 begraben, mit der sich schon der Staatsanwalt befaßt hat. Oder... Doch still, mein Herz; denn schweigen muß mein Mund, — wenigstens heute. Welche Minen legt also Hugo Loewy dem deutschen Volk, daß es vor ihm erzittern soll? Minen finds ja wirklich. Goldminen, von denen er nach Bedarf Aktien drucken läßt und denen er, als einziger Verkäufer, auch den Preis bestimmt. Das Gold dieser Minen wird auf dem Umweg über Südafrika oder Australien natürlich in Deutschland gewonnen. Es fließt in die Taschen von Hugo Loewy, der es behält und nicht zu sprechen ist, wenn Jemand die Aktien wieder verkaufen möchte. Keine Justizbehörde würde auch nur einen Augenblick zögern, diesen Thatbestand als glatten Betrug zu qualifiziren; doch wo kein Kläger, ist auch kein Richter. Und Hugo Loewy Esq. ist klug genug, seinen Köder nur auf dem Kontinent auszuwerfen, so daß er den Vortheil hat, von seinen Opfern durch ein breites Wasser, eine fremde Sprache und Rechtspflege und, was die Hauptsache ist, durch eine fremde Währung getrennt zu sein, in der Alles, besonders eine gerichtliche Verfolgung, viel theurer ist als in der Heimath der Reichsmark. Nun weiß man, wer Deutschland zu Grunde richtet: auf den Kreidefelsen der englischen Küste kauert der Vampyr, der ihm das Herzblut aussaugt. Im berliner Reichsschatzamt zerbrechen die gescheitesten Räthe sich den Kopf an der Frage, wie wohl dem Kurs der dreiprozentigen Rente aufzuhelfen wäre. Die Ersparnisse des deutschen Volkes aber fließen durch den Aermelkanal zu Hugo Loewy hinüber und dem heimischen Rentenmarkt strömt von dem Segen nichts zu. Den Sparsinn des Volkes will man heben, wird am Ende nächstens auf den Gedanken verfallen, ein eigenes Sparministerium zu schaffen und unter amtlicher Flagge in jeder Gemeinde allwöchentlich eine Gans ausspielen zu lassen, — Alles vergebens: Hugo Loewy vereitelt die schönsten Pläne, weil er ihnen die Mittel entzieht. Zu solchen Wahnvorstellungen könnte der Deutsche gelangen, der den Jeremiaden der Presse über Loewys Treiben gläubig lauscht. Was ist nun Wahrheit? Zunächst ist Hugo Loewy nur Einer von Vielen, die sich in London auf die selbe Art durchs Leben schlagen und das Vertrauen des Festlandspublikums nach genau dem selben System mißbrauchen. Hugo Loewy bedient sich, wie männiglich bekannt, des Aushängeschildes der Financial and Commercial Bank, einer Aktiengesellschaft, die er selbst gegründet hat und die sich (wer lacht da?) eines „volleingezahlten" Kapitals von 6 Millionen

Mark rühmt. Diese Bank schickt uns Cirkulare im Stil des folgenden: „Nachdem uns von befreundeter Seite die Mittheilung geworden, daß Sie für an hiesiger Börse gehandelten Papiere Interesse haben, nehmen wir hierdurch Veranlassung, Sie um gefl. Ueberweisung Ihrer diesbezüglichen Ordres zu bitten, und bemerken Ihnen hierbei, daß Sie durch deren direkte Ueberschreibung an uns nicht nur die deutsche Bankprovision und den deutschen Reichsstempel ersparen, sondern auch durch schnelle und rechtzeitige Hinweise bedeutende Vortheile haben. Wir sind auf Wunsch gern bereit, Ihnen über etwaige Bestände an Goldminen- und amerikanischen Eisenbahnwerthen ausführliche Informationen zu ertheilen, und unterlassen nicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß, so weit die südafrikanische Goldminenindustrie in Frage kommt, der Ostrand berufen ist, eine präponderante Rolle zu spielen." Das Deutsch ist, wie sichs beim Kopiren von Meisterwerken ziemt, getreulich von dem Original übernommen. Man achte besonders auf das Fremdwort „präponderant", das die Patina friderizianischen Geistes mit den englischen Slangbedürfnissen eines modernen Kaufmannes vereint und auf ein empfängliches Gemüth die Wirkung nicht verfehlen kann.

Der fettste Köder, von dem man sich bei der Absendung des Briefes den stärksten Lockerfolg verspricht, ist natürlich aber der Hinweis auf die Ersparniß an deutscher Bankprovision und Stempelgebühr. Das ist nicht etwa eine Erfindung Loewys und seiner „Bank", die sich Depeschen unter dem klangvollen Kennwort „Amiralat" senden läßt; erfunden hat dieser Hugo von seinem System überhaupt nichts. Vor mir liegt der Brief einer „Auskunftei für londoner Börsenwerthe", dessen wesentliche Stellen kaum anders lauten als die loewyscher Cirkulare. Auch hier ist zu lesen: „Wir machen bereits ein bedeutendes Geschäft in Ihrer Provinz und soll es uns recht sehr freuen, wenn Sie durch unsere Intervention an der Effektenbörse hierselbst Geld gewinnen würden; wir sind gern bereit, Ihnen zur Wiedererlangung Ihres Verlustes behilflich zu sein. Das heißt: durch Empfehlung solider Shares, welche offiziell an der londoner Börse gehandelt werden; und sind wir auch gern bereit, Sie hierorts bei einem Mitglied der londoner Effektenbörse einzuführen, wodurch Sie die deutsche Bankprovision ersparen würden." Der Verlust, zu dessen „Wiedererlangung" (wie schelmisch ausgedrückt!) die gütige Auskunftei dem deutschen Adressaten verhelfen will, wurde natürlich bei einem Konkurrenzunternehmen erlitten, auf das denn auch in dem Briefe weidlich geschimpft wird. Die Auskunftei aber entpuppt sich als einen nicht unbekannten Herrn Gumpel, Verfasser des Buches „Die Spekulation in Goldminenwerthen", dem, weil ein damals für die „Zukunft" schreibender Spezialist ihn dem Herausgeber empfahl, sogar gelang, hier eine Selbstanzeige des, wie man sieht, nicht einwandsfreien Buches unterzubringen. Wenn wir den Rezensionen glauben dürften, die Herr Gumpel über sein Buch in die deutsche Presse zu lanciren verstand, so gäbe es vor dem Minenschwindel nur eine Rettung: Herrn Gumpel und sein Werk. Das behauptet in ähnlicher Lage ja Mancher von sich. Alle Anderen sind abgefeimte Schurken, nur der Eine, der just das Wort hat, schlägt den Rekord lauterster Ehrlichkeit. Als erheiterndes Beweisstück führe ich aus dem Cirkular einer zweiten londoner „Effekten-Auskunftei" (Gardes), deren Telegrammadresse „Vorsicht" heißt, den Satz an: „Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß in Goldminenaktien Millionen deutschen Kapitals angelegt sind,

von denen leider ein großer Prozentsatz auf Nimmerwiedersehen in den Erdboden gesteckt, in den Taschen gewissenloser Gründer und Emissionhäuser verschwunden oder in schlecht berathenen Differenzgeschäften verloren gegangen ist, und es ist ferner nicht zu leugnen, daß gewisse hiesige (londoner) Firmen, die allwöchentlich den Kontinent mit Marktberichten und anderen Cirkularen überschwemmen, in der Berathung ihrer Clientèle (vornehm, nicht wahr?) nicht nur nicht mit der nöthigen Vorsicht (siehe die Telegrammadresse) gehandelt, sondern geradezu das Allerschlechteste empfohlen haben, weil sie an dem Abladen dieses Schundes ein großes persönliches Interesse hatten." Im weiteren Verlauf dieses herzigen Schreibens erbietet sich die Auskunftei zu völlig uneigennütziger Führung (nur Baarauslagen!) von Regreßprozessen wegen falscher Angaben im Prospekt einer faulen Gründung. Wie edelmüthig, wie christlich! Liest man dann noch, daß diese Auskunftei „unter gar keinen Umständen" den „An- oder Verkauf irgendwelcher Aktien" übernimmt, sondern lediglich „nach bestem Wissen und Gewissen" antworten will, so kann man eine Thräne der Rührung über so viel Güte in dieser schlechten Welt nicht länger zurückhalten. Interessant aber wäre, zu erfahren, welches Urtheil wohl Herr Gumpel über diesen Konkurrenten fällt und wie ers begründet. Schönes Briefpapier hat auch die „London International Bourse", natürlich Limited. Ihre Telegrammadresse lautet Exodus. Das läßt tief blicken. Einem frommen Gemüth thut solche Anlehnung an den Pentateuch wohl; möglich aber, daß der Sinn in Wirklichkeit hier ein anderer sein soll. Man muß unwillkürlich auf solche Gedanken kommen, wenn man sieht, daß diese „Internationale Börse" trotz ihrem stolzen Namen sich nicht scheut, deutschen Kunden das Geld in Fünfzigpfennigstücken abzunehmen: sie bietet Zwei-Shilling-Aktien an, die in vier Raten zahlbar sind. Die Aktien haben allerdings, was zur Ehrenrettung der „Bank" nicht verschwiegen werden darf, einen „inneren" Werth von 20 Shilling, also zehnmal höheren, als ihr Nennwerth angiebt. Wenigstens sagts die International Bourse, die es schließlich am Besten wissen muß. Exodus!.. Eine andere Schleppanstalt, die sich (bei der fast schrankenlosen englischen Firmirungfreiheit kann sies) mit dem kernbritisch klingenden Namen Grosvenor schmückt und sich unter der Adresse „Forthcoming" (zu Deutsch: wird schon kommen) telegraphiren läßt, macht deutschen Kapitalisten das folgende uneigennützige Angebot: „Einer unserer Kunden hat uns gebeten, einen Posten Premier-Gold-Aktien für ihn zu verkaufen, da er dringend Geld braucht, um Schulden zu bezahlen. Von dieser Ausnahme-Gelegenheit sollten Sie Gebrauch machen, da Sie billig zu den Aktien kommen und, wie wir aus dem Register sehen, bereits Aktionär zu einem höheren Kurs geworden sind. Natürlich wollen wir den Posten nicht allgemein offeriren, da Dies den Preis allzu sehr drücken würde. Sagen Sie selbst, was Sie bieten wollen; wir werden Ihr Angebot jedenfalls unserem geldbedürftigen Kunden unterbreiten." Die Premier Goldmine ist eine von den westafrikanischen Nonvaleurs, an denen schon so Mancher sein Pfund verloren hat. Das Angebot ist in Schreibmaschinenlettern gedruckt; nicht einmal „Grosvenors" Unterschrift ist eigenhändig geleistet. Und doch giebt es Deutsche, gebildete Herren, die auf so plumpe Tricks hineinfallen. Ich brauche wohl nicht noch mehr Beispiele anzuführen, um zu beweisen, daß Hugo Loewy durchaus nicht allein steht. Vielleicht

ist er nicht einmal der Erfolgreichste seiner Spezies; denn er hat größere Spesen als die Uebrigen und kam vor Jahresfrist bei einer londoner Liquidation geradezu in Verlegenheit. Nimmt er Deutschen Geld ab, so kehrt wenigstens ein Theil davon in Gestalt von Agitationkosten wieder zurück; ich glaube, daß er in Deutschland eine ganze Menge Geld springen läßt, um Stimmung zu machen.

Doch selbst wenn er mit seiner Methode, die er heute bei East Rand Gold Mines anwendet, nachdem er sie früher bei Atlas und bei Great Fingall Southern Blocks, noch früher bei der Trebertrocknung ausprobirt hat, selbst wenn er einzig in seiner Art wäre, müßte der Eifer, mit dem ein Theil der Presse auf ihn einhaut, ein Bischen komisch erscheinen. Nicht nur, weil unter den hitzigsten Kämpfern Leute sind, die noch vor nicht allzu langer Zeit ganze Seiten mit Inseraten Loewys füllten*); in diesen Dingen von Ethik zu reden, wäre ja lächerlich. Aber Hugo Loewy und seine Methode ziehen nur einen verschwindend kleinen Theil deutscher Ersparnisse ins Ausland, einen so winzigen, daß es wahrlich nicht lohnt, Lärm drum zu schlagen. Die Hauptmasse deutschen Kapitals, die ins Ausland marschirt und sehr selten unversehrt heimkehrt, überschreitet die Grenze mit einem legitimen Paß, den ihr unsere Banken ausgestellt haben. Die Statistik, die der Centralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes im vorigen Jahr veröffentlichte, um die Nothwendigkeit einer Reform des Börsengesetzes zu rechtfertigen, war unvollständig und sagte dennoch schon genug. Im Jahr 1902 vergaben zweiundzwanzig Provinzbankiers Börsenaufträge im Betrag von 269 Millionen Mark ins Ausland. Was das deutsche Publikum in früheren Jahren an Minenaktien einbüßte, wurde ohne „Ersparniß der deutschen Bankprovision" verloren. Unsere Großbanken sind an ausländischen Spekulationwerthen, besonders an Goldaktien, ungemein stark interessirt und vergrößern dieses Interesse noch gern. Bei diesen Goldaktien ist dem Publikum nie gestattet, parterre einzusteigen; und was die Börse an Hausse und Boom auch finnen und dichten mag: am Ende kommt bei Minen doch immer das Auseinandergehen. Und es ist ein magerer Trost, daß der Hauptheil des Verlustes, den das Publikum schließlich erleiden muß, unsere Banken bereichern wird.

Dis.

*) Ganze Seiten: sehr richtig, Herr Dis. Eine ganze Seite des sauberen Berliner Tageblattes vom fünften Juli 1903 füllte — als eins von hundert Beispielen seis angeführt — ein Inserat der Financial & Commercial Bank Ltd., für deren Direktorium dort Baron A. von Maltzan und Lord Charles Pratt zeichneten. Die Firma Rudolf Mosse, deren Chef sich, wie öffentlich erwiesen ist, die Inseratencensur vorbehalten hat, wußte, als sie die Annonce der „Bank" aufnahm, ganz genau, daß die falsche Flagge den Namen des in Deutschland mit Zuchthaus bestraften Herrn Hugo Loewy deckte und daß sie für Geld einem Schwindler die Möglichkeit bot, Gimpel zu fangen. Mußte es wissen. Fast die ganze Seite ist einem „Auszug aus dem Wochenbericht vom vierten Juli" eingeräumt. Da das Inserat spätestens am vierten Juli in die Expedition des Berliner Tageblattes geliefert sein mußte, konnte es nicht einen auf reinlichem Wege gefundenen „Wochenbericht (einer londoner Firma) vom vierten Juli" bringen. Und am siebenzehnten April 1904 hatte Herr Hugo Loewy wieder im Berliner Tageblatt eine ganze Annonceenseite, auf der er, in guter Verpackung, seine East Rand Gold Mine-Aktien empfahl. Die Redaktion warnt vor dem Schwindler, der Verlag macht für ihn Reklame und nimmt sein geruchloses Geld: Theilung der Arbeit; made in Germany.

Theater.

Drei Fremdlinge. Aus Niederland, Schweden, Erin, aus drei Kulturzonen kamen sie aufs berliner Schaugerüst, wurden beguckt und beschnüffelt, lockten müden Muskeln ein Lächeln, ein widerklingendes Lachen ab, wirkten auf den Lakrimalnerv und trieben ein Bischen Eiweiß und Kochsalz in den Thränensee, spannten vierzig, hundert Minuten lang die einbildnerische Kraft und starben dann, sanken, fern von der Heimath, in das von unzärtlicher Hast geschaufelte Grab. Keiner ganz ruhmlos, Keiner vom Siege gekrönt. Noch also sind wir im Totenland; und die Pflicht ruft zur Nekropsie.

Der Holländer heißt Hermann Heijermans. Ein Talent, noch keine Persönlichkeit. Er kann Stimmungen suggeriren, fühlt, woher und auf welchen Wegen Theaterwirkungen zu holen sind, und schämt sich, als praktischer, ins nüchterne Niederland geborener Israelit, gar nicht, „illuminirt", wie Schiller empfahl, die Gemeinplätze zu zeigen, auf denen seit aristophanischen Tagen der Gafferschaar wohl war, heute noch ist und in Ewigkeit sein wird. Er lehrt, zum Beispiel, daß die reichen Leute nicht so fromm sind, so barmherzig und sauber, wie sie gern scheinen möchten; daß die Alltagsnoth den Willen zu feinster Sittlichkeit bricht; daß von zwei im Wellendrang an eine Planke Geklammerten Jeder bereit wäre, den Anderen in die Tiefe zu stoßen, wenn er den eigenen Leib dadurch retten könnte; daß es sehr traurig ist, im kalten Hause kein Brot und über sich einen harten Gebieter zu haben. Solche Wahrheiten spricht er in einem muthigen Brustton aus, den vor fünfzehn, vor zehn Jahren noch die Jugend bejubelt hätte Inzwischen haben wir dieses ewig Wahre nicht ganz selten gehört; und die Wiederholung erregt selbst die Jüngsten nicht tiefer als der Ruf nach Gedankenfreiheit. Seiner Heimath, die der Menschheit nie einen Dramatiker gebar, mag Herr Heijermans als reeller und rühriger Importeur nützliche Dienste geleistet haben. Er hat schrecklich viel gelesen und Alles, was er bei Ibsen, Zola, Tolstoi und in unserer neuen Schlesierschule fand, flink und mit sicherem Instinkt für das Zeitgemäße nach Holland getragen; auch die von seinem Landsmann Multatuli in die Grachten gestoßenen, auf den Marschenschlick gewälzten Blöcke zerschlug er zu netten, leicht verkäuflichen Steinen. Seine Schiffertragoedie „Die Hoffnung" war mit ungemeiner Geschicklichkeit aus dem Bauholz gezimmert, das „Germinal", „Die Stützen der Gesellschaft", Maupassants Seenovellen und „Die Weber" geliefert hatten, und ließ ein starkes und dennoch nicht rüdes Theatertalent erkennen, dem im Sturmgebraus sogar eine Massenklage, An-

klage von balladesker Größe gelang. „Ora et labora“, ein „friesisches Bild“, das jetzt im Deutschen Theater gezeigt wurde, hat blassere Farben, einen banaleren Lustton und weniger Perspektive. Der Sohn eines Haidehäuslers vermiethet sich, um mit dem Handgeld den Eltern die vom Pfandrecht bedrohte Hütte zu retten, der indischen Kolonialarmee und muß erleben, daß sein Opfer ihm nicht gedankt wird: von der Liebsten nicht, die zürnt, weil er für sechs Jahre, vielleicht für immer geht, und erst recht nicht von den Alten, die wüthen, weil der Torfschiffer und Brautvater einen Bruchtheil des Geldes bekommt, das, schwören, brüllen sie, nach göttlicher, menschlicher Satzung nur ihnen gebührt. Eine modisch überpinselte Moralität. Dazu paßt auch der Titel; beie mal Einer fromm zu dem Himmel, der ihm die Möglichkeit, sich im Schweiße des Angesichtes zu nähren, versagt. Die Geschichte ließe sich, so umständlich sie erzählt ist, ohne Mißgefühl anhören, wenn der Sohn und Held nicht der homme juste der altfranzösischen Mirakelspiele, das Bräutchen nicht eine Virago von stolzem Wuchs wäre. Das geht nicht, Mynheer. Noth nutzt die Moralbegriffe mählich ab; und wer auf dürrer Haide um ein Bischen Kuhfutter kämpft oder am Schleppseil vor der Torfzille ächzt, kann sich den Luxus der Nächstenliebe und seelischen Adels nicht gestatten. Wir habens oft gehört, könnens wieder hören. Soll uns aber gelehrt werden, daß trostloses Elend im Menschen die Bestie weckt, daß Glaube, Ehre und anderer Spuk Produkt der Lebensverhältnisse ist, dann erspare man uns das Bild eines in Schmutz und Jammer Erwachsenen, der wie Posa, einer Zillenschlepperin, die wie Geibels Heldinnen handelt. Zu den Naturalisten — man schämt sich beinahe schon, das Modewort von vorgestern heute noch niederzuschreiben — gehört Herr Heijermans nicht; auch nicht als Nachläufer. Er scheint nicht an eine „physische Weltordnung“ zu glauben, sondern an den — freilich noch fernen — Sieg einer „sittlichen Weltordnung“, die, nach Schillers Wort (vom „Erhabenen“) „die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann.“ Er ist stets eifernder Parteianwalt, Ankläger oder Vertheidiger, nie gelassen Betrachtender; und will nicht Zustände, sondern Kämpfe zeigen. Gefühlssozialist, wie die Meisten vom jungen Geschlecht; mit besonders heftigem Accent gegen die Eltern, die ihre Kinder ausbeuten, die Gehorsamspflicht zur Mehrung der Behaglichkeit nützen. Schon in der Schiffertragoedie sahen wir Kinder, die seufzend den Eltern frohnen mußten. Und auf dem friesischen Bild verkauft sich ein Sohn ins Fieberelend, keucht eine Tochter unter der niederziehenden Last des Zillenschleppstrickes, wird Jugend gebrochen, damit alte Leute für

ihre stumpfen Zähne Etwas zu knabbern haben. Das ist kräftig dargestellt; und den Mann, der es vermochte, sollten wir nicht gar zu gering schätzen. Auch im Sinn Goethes und seines Serlo ist er kein Naturalist, kein „Pfuscher"; neben den Hirschfelds, die manchmal noch ernst genommen werden, fast ein Gigantchen. Nur wirkt eben Alles, was er giebt, als hätten wirs oft schon gesehen, oft in ähnlichen Tönen gehört; du déjà vu, sagen in solchem Fall die Franzosen und rümpfen die Lippe. Die besondere Vision fehlt... Aber Herr Heijermans ist noch jung, hat hübsche Satiren geschrieben, wittert schon heute alle Möglichkeiten theatralischer Wirkung und folgt, nach so vielen Führern, eines Tages vielleicht auch dem Meister Flaubert, der den Jungen stets rieth, nicht mit dem Auge der Ahnen die Welt zu betrachten, sondern vor jeden Baum, jeden Halm, jeden Menschen so lange bescheiden sich hinzustellen, bis sie ihn sehen, wie vor ihnen Keiner, Zwerg nicht noch Riese, ihn sah.

Enkel, nicht Ahn, ein Talent, noch keine Persönlichkeit scheint mir einstweilen auch der Schwede, Herr Adolf Paul, dessen „Doppelgänger-Komoedie" im Kleinen Theater keine Heimstätte fand. Einer von Strindbergs Geschlecht, der mit wachem Auge im Reich Wilhelms des Zweiten lebt und jeden Dienstag mit neuem Entzücken den Simplizissimus liest; als Skandinave aber früh natürlich auch Ibsens Prätendentendrama gelesen hat. König ist nicht, wer durch Zufall die Krone als Erbtheil erhielt, ist nur, wer königlich denkt: Das vergißt sich nicht. Herr Paul hats nicht vergessen. In dem Schauspiel „Harpagos" — trotz den Mängeln der Konturzeichnung dem Stärksten, was ich von ihm kenne — zeigt er zwei Könige ohne Königsgedanken, läßt er Beide all in ihrem Glanz von einem mächtigeren Willen brechen. Doch der Simplizissimus und der Serenissimus? Herr Paul wurde nachdenklich. Gehts in der gemeinen Wirklichkeit denn nicht auch ohne königliches Wesen recht gut? Königsgedanke hin, Königsgedanke her: die Hauptsache ist, daß man Krone und Purpur trägt. Wer die Requisiten hat, spielt die Rolle. Rolle?... Ja, eigentlich ists eine; von früh bis spät immer en représentation, immer Star. Am Besten müßte es Einer machen, der gewöhnt ist, im Rampenlicht zu agiren, der Menge Beifall abzukitzeln. Ein Virtuos. Wie aber käme Der auf den Thron? Nur nicht lange suchen; die ältesten Mittel sind stets die wirksamsten. Doppelgängerei; nach römisch-shakespearischem Muster. Zwei Menschen, die einander so ähnlich sind, daß Jeder, die Bettgenossin selbst sie verwechseln kann. Ein König, ein Geiger; jeder Zoll an Beiden ein Geck. Und wohin verlegt man die Schnurre? In ein dünn gefirnißtes Barbarenreich. Papierne Verfassung; Preßfreiheit unter dem drohenden Galgen; ein ver-

antwortliches Ministerium, das jede Narrenlaune des Herrschers wie eine Geniethat bestaunt und bereit ist, ihn als den geistvollsten und leutsäligsten Regenten zu preisen, wenn er am Galatisch in die goldene Schüssel spuckt; ein Volk, das im Kämmerlein den König bespöttelt und ihm, sobald er sich blicken läß', Blumen auf den Weg streut. Leider irrt es manchmal: bewirthet den Geiger mit dem Jubel, der dem König zugedacht ist. Ein ckliger Kerl; der beliebteste Fiedler im Land und von allen Weibern vergöttert. Eine Gefahr für die Monarchie. Höchste Zeit, den Lümmel um einen Kopf zu kürzen, dessen Aehnlichkeit die Majestät beleidigt. „Packt ihn mir und ...“ Schon ists zu spät. Der Geiger war flinker als der König. Tritt vor ihm nicht täglich die Wache ins Gewehr? Hat sein Wink nicht heute früh erst auf dem Richtplatz noch einen armen Sünder begnadigt? Das war die Generalprobe. Jetzt geraden Weges ins Schloß. Die Menge, das Leibregiment selbst folgt ihm jauchzend, der echte König wird überbrüllt, verhaftet, in ein Kellerloch gesperrt und der Fiedler drückt sich mit den Kolophoniumfingern die Krone aufs Haupt. Minister und Schranzen beugen sich ihm, der in Alles dreinredet, Alles umkrempen möchte und vom Nachtstühlchen aus noch regiren will. Und es geht, geht mit dem Szepter so gut wie mit dem geharzten Bogen. Nur zwei Frauen erkennen den Gaukler: Ihre Majestät und seine derbe Hausehre. Die Königin an der männischen Initiative; denn ihr Eheherr hat die Gnade Gottes, doch nicht die Virilstimme der Sinne. Die Frau an zehntausend Albernheiten; denn das Weib, das den Mann sich hundertmal schwitzend abzappeln sah, riecht ihn auch im Hermelin. Ueber beide Gefahren käme der Usurpator leicht hinweg. Die Königin wäre mit dem Tausch sehr zufrieden, der ihrem Schoß endlich Freude und Frucht verheißt; und dem Hausdrachen wäre schnell das spitze Zünglein gestumpft. Schnell, — wenn Madame ihren Monsieur nicht gar so schlau zu nehmen, zu narren wüßte. Sie legt ihm die Geige ins Königsgemach: und nun ist er verloren. Denn er kann dem Drang nicht widerstehen und geigt, bei offenen Thüren, wie ein Künstler, nicht wie ein König; und Alle hörens und merken den Trug. Es wäre gegangen. Der Doppelgänger durfte sich Alles erlauben, schwatzen und schlemmen, die Männer knechten und die Mädchen schwängern, dem Staat, als wärs härteste Königspflicht, die letzten Stützen wegbrechen: Das Schlimmste hätte man ihm wedelnd verziehen. Eins nur durfte er nicht: Talent haben. Ohne dieses dumme, abscheulich unbequeme Talent hätte er sich gesagt: „Der Teufel hole die Geige! Ich bin König von Gottes Gnaden und habe Besseres zu thun, als mit Pferdehaar auf Darmsaiten herumzukratzen. Das mußte ich, so lange ich arm war, und

thats, um Geld zu verdienen. Jetzt will ich mich amusiren, regiren und der Welt meiner Unterthanen zeigen, welcher Kerl ich bin; in alle Sättel gerecht und in jedem Fach erfahrener als die Zünftigen selbst." Doch er hatte Talent und im Purpur noch kitzelte ihn die Sehnsucht nach dem Bischen Kunst, das er mit seiner Menschenkraft meistern konnte. Nicht für eine armsälige Majestät, die sich Bewunderung durch Bayonnette erzwingt, wollte er gehalten sein, sondern für einen Prinzen aus Genieland. Das verrieth ihn; denn daß ihr angestammter König nichts könne, wußten die Banausen aus lieber Gewöhnung. Und mit der Regirungfähigkeit des Geigers wars nun aus.

Nur eine Schnurre; aber sehr witzig, oft geistreich; und in der Szene, wo die Königin mit geblähten Nüstern den Mann schnuppert und sich wonnig gekitzelt fühlt, wird ein aristophanischer Ton starker Thiermenschheitsatire angeschlagen. Sonst fehlts allzu sehr an Fleisch. Wir sehen keine Schlacht, kein Manöver, nicht einmal eine Parade: nur ein Skelett-Exerziren, das auf die Länge ermüdet. Auch schwankt der Stil und die Posse wird, in usum litteratorum, an manchen Stellen mit Tiefsinnsmerkmalen geputzt. Zur Witzblattoptik paßt aber kein Thränenblick ins Künstlermartyrium. Schade. Den frechen Griff muß Jeder loben, ders in der muffigen Trödelkammer unserer Theaterstofflieferanten kaum noch auszuhalten vermag. Und die beiden Weibchen sind mit sicherer Schöpferkunst aus warmem Rippenfleisch geschnitten. Als Werk eines Jünglings wäre der Schwank eine Verheißung; doch Herr Paul geht ins zweiundvierzigste Lebensjahr ... Immerhin geht er vorwärts. Die Monarchenposse ist mir viel lieber als die „Heroischen Komoedien", in denen David als putziger Bauerntölpel, Goliath als Messenrenommist, Voltaire als ein noch kleinerer Moses Mendelssohn vorgeführt und, mit mehr Behagen als Witz, die Weisheit gepredigt wird, daß Helden „Kinder des Zufalls, Männer des Nachhalls, Götter des Wortschwalls" sind.

Trotz seinen Jahren möchte ich den Schweden für einen Werdenden halten. Der Ire ist nicht sehr viel älter und scheint doch ein fertiger Mann. Mr. Bernard Shaw. Unwahrscheinlich geistreich; sein Dialog knattert von Leuchtkugeln und Raketen und wäre nicht lange zu ertragen, wenn nicht manchmal wenigstens anglischer Menschenverstand das Gelärm dämpfte. Und der Reichthum wuchs auf gutem Kulturboden. Herr Shaw gehört zu den feinsten Europäern. Ein Mann, der höllisch viel gelernt hat, im Innersten doch selbständig blieb und mit seinen achtundvierzig Jahren noch immer aufgelegt ist, allen Autoritäten und Zunftmeistern der Erde recht gassenbübisch eine Nase zu drehen. Von den Musikkritikern Englands hat er das hellste Gehör,

den schärfsten Witz, die sicherste Witterung für den Windelgeruch des Genies. Als Literaturkritiker steht er neben Edmund Gosse und William Archer, von denen der vor Theatertapezirern kniende Brite erst wieder erfuhr, daß es in Europa noch eine Dramatik giebt. Eben so sachkundig überblickt Shaw das Gebiet der Bildenden Kunst. Er hat für die Praeraffaeliten, für Wagner und Ibsen gekämpft. Und ist nicht nur Aesthet, Keiner von den Zärtlingen, die sich das profanum vulgus vom Leibe halten und von ihrer Uebermenschenhöhe höhnend herablächeln, wenn von Politik geredet wird. War Marxist und ging dann zur Fabian Society, die den Munizipalsozialismus und die Verstaatlichung der wichtigsten Gewerbe propagirt. Unter allen Fabian Essays, die ich kenne, sind seine die frischsten, lustigsten und zugleich lehrreichsten; wo Andere doziren, baut er; und hat, ehe er sein Gebäude betrachten läßt, das Gerüst sauber abgetragen. Der Schwachsichtige merkt gar nicht — soll auch nicht merken —, daß er vor dem Werk eines Fachmannes steht, der die modernsten Grundbegriffe der Nationalökonomik am Schnürchen hat. Der ganze Kerl strotzt von Persönlichkeit und Humor. Er kann sehen und Gesehenes plastisch gestalten; und die assoziirenden Centren müssen seinem Hirn wohl aus stärkerem Stoff gefügt sein als selbst dem Durchschnitt der reichlich Begabten. Ire; den Briten also nah und doch fern; vom Glanz nicht geblendet. Ire, wie Sheridan, der ja auch Politiker, Musiker, Satiriker und Dramatiker war und durch die „Lästerschule" nicht berühmter wurde als durch den Begum Speech in Sachen Warren Hastings. In der besonderen Farbennuance des Geistes erinnert Shaw aber mehr noch an Whistler, den amerikanischen Antiphilister, als an Sheridan, der schließlich doch eine liberale Seele mit Ethos und Schlagsahne blieb. Auch dem Fabier ists, wie dem Verfasser der Gentle Art of making ennemies, das größte Vergnügen, gegen mächtige Meinungen anzurennen, thronender Dummheit und Heuchelei die Trödlerkrone vom Haupt zu reißen. Aber Shaw hat gesünderen Menschenverstand, ein mitleidigeres Herz und eine weniger lärmsüchtige Skepsis als der große Maler und Radirer, ist nicht so kindisch grausam; freilich auch an Schöpferkraft nicht so reich. Whistler und Wilde — der natürlich auch zu den Anregern, Erziehern, Verziehern des Iren zu zählen ist — waren geniale Naturen, die neue Kunstwerthe schufen und aus der Entwickelung nicht wegzudenken sind. Shaw ist nur eine Glocke, deren Speise aus Kupfer und Zinn zu starkem und feinem Klang richtig bereitet ward, deren Strang stets aber vom Denken und Sehnen der Anderen bewegt wird. Whistler und Wilde hätten auch in der Wildniß, unter Barbaren, Blinden und Taubstummen sogar in Farben und Worten gedichtet.

Shaw, der die Reibungen und Impressionen des Alltagserlebens braucht, wäre auf einer einsamen Insel wahrscheinlich ein stiller Mann geworden.

Diesen Unterschied hat er, so scheint mirs, gemerkt; wie Jeder sich vorstellen kann, nicht gerade mit Entzücken. Er ist zu klug, als Ire zu sehr an kalte Tränke gewöhnt, um nicht zu fühlen, daß er nicht in den ersten Rang gehört. Very well. Doch wer gehört denn dahin? Die großen Männer? Zwischen Zwergen wirkt schon der Mittelwüchsige, zwischen schlichten Menschen oft der Aufgeblasene wie ein Großer. Die berühmten Helden der Weltgeschichte? Beseht ihr Heroenthum nur in der Nähe! Auch ich, Bernard Shaw, schien ein Held, als ich mindestens einmal täglich in einer Volksversammlung sprach und auf der Straße der vorüberwimmelnden Menschheit Marxens Evangelium predigte. Jetzt, seit Ihr wißt, daß ich für World und Saturday Review gegen hohen Zeilenlohn Artikel schreibe, glaubt Ihr meine Größe nicht mehr. Mit allen Helden ginge es Euch so, wenn Ihr hart genug vor ihnen stündet. Sie essen, trinken, verdauen, leiden an Obstipation und Blähungen, erniedern und blamiren sich auf verschwitzten Laken, dienern vor betitelten Hohlköpfen, reichen Gaunern und fein parfumirten Hürchen, ganz wie Ihr und ich, werden zum Vieh, wenn der Alkohol ihnen in den Adern rumort, und müssen flink auf alle Heroenleistung verzichteten, wenn ein kranker Zahnnerv, ein Furunkel sie plagt, eine Sturmfluth durch den Darmkanal fegt. Das hörte der Haufe schon gern, als Sizinius in Rom wider den Junker Coriolan hetzte; heute hört ers noch lieber. Man ist am Ende doch Determinist, hat sich an carlylischem Heldenkult den Bourgeoismagen verdorben und weiß, daß der Mensch nicht eines schönen Sonnabends vom Herrgott erschaffen ward, sonder als geschwänzter, zottiger Vierfüßler lange auf Fruchtbäumen saß und um Schwanz und Pelz erst durch Panmixie kam, als sie überflüssig, unbrauchbar für den Kampf ums Dasein geworden waren. Von schleimigen Protozoen stammen wir Alle, König und Krüppel, und halten die Mär von besonderer Heldenweihe für eben solchen Schwindel wie die Legende vom Philosophenei, in dem der Stein der Weisen ausgebrütet werden sollte. Echte Helden, von dem Schlag, der in den Liedern lebt, giebts in der Wirklichkeit gar nicht, sagt Herr Shaw; nur Heldenpose. Ungefähr sagt es Herr Paul auch; nur mit ein Bischen mystischeren Worten. Ihm sind die Helden „unwissend thätige, unthätig wissende Kinder des Zufalls"; „der Held wird immer nachher, ist immer das Kind seines eigenen Ruhmes; Ruhm erlangen oder nicht: um diese Frage dreht sich das ganze Heldenthum." Beide haben in Ibsens „Ballonbrief" die Frage gelesen: „Ist das Große wirklich groß?" Der schwedische Literat (Monsieur Josse est orfèvre)

läßts für die Künstler allenfalls gelten. Da sieht er Größe; sogar in dem Kneipengeiger, der zu viel Talent hat, um die Königsrolle mit Anstand spielen zu können. Homer ist ihm groß, nicht ein Achill, den der Zufall gebar. Der irische Sozialist löscht auch dieses letzte Blinkfeuer. Die Künstler sind, selbst die besten, in ihrer philiströsen Engherzigkeit, die hinter idealen Forderungen lauert, ihrer unpraktischen Weltfremdheit, die den im einfachen Pflichtenkreis Handelnden verachtet, sind mit ihrer neidischen Applausgier, die der Sehergestus verbergen soll, gerade so lächerlich wie die Helden der That; genau solche Poseurs. Nur wenn er schlief, war Homer nicht kokett. An Allem, was aus der Entfernung groß scheint, ist kaum ein Fäserchen echt.

Die vier Dramen Shaws, die — leider recht unzulänglich — ins Deutsche übersetzt worden sind, behandeln sämmtlich das selbe Thema. Zwei davon haben wir auf der Bühne des Neuen Theaters gesehen. Zuerst den „Schlachtenlenker". Der junge General Bonaparte zwei Tage nach Lodi. Ein schlechter Stratege, der am Liebsten mit Kanonendonner und anderem Theaterlärm wirthschaftet, ein undisziplinirter Soldat des ancien régime, der froh ist, wenn er dem Zahlmeister mehr Reisespesen abtrügen kann, als er zu fordern hätte. Feig, frech, toll, pöbelhaft, gefräßig, außen und innen unsauber; ein Streber, dem der Zweck selbst das Mittel der Prostitution heiligt. Er weiß, daß seine Josephine vom geilen Barras für Zärtlichkeiten bezahlt wird; aber er braucht die Gunst und das Geld des im Direktorium mächtigsten Mannes und duldet deshalb schweigend die Eheschmach. Im Bild seines Wesens ist Eitelkeit die Dominante. Wer ihm noch so plump schmeichelt, hat ihn. Tragoede und Komoede in einer Person; seit er an die Dreißig kam, auch Theaterdirektor, der „die Ideale und das Können der Anderen schlau ausbeutet, um das Spiel seines Lebens zu gewinnen". Im Grunde ein kalter Narr, der höchstens die Fähigkeit eines geschickten Schachspielers ins Feld bringt und der mit seiner Kurzsicht nur unter Blinden König werden kann. In Tavazzano überlistet ihn eine hübsche Frau (eine Irin, versteht sich), weil sie dem Siebenundzwanzigjährigen als künftigem Imperator huldigt und dem hungernden Sexualsinn des Strohwitwers mit der Bettdecke winkt. Ein alberner, für den Felddienst untauglicher Lieutenant sagt ihm die schnödesten Grobheiten ins Gesicht und der General nimmt sie hin, weil der Laffe aus edlem Blut ist und die lässige Herrenmanier hat, die den Sohn der Laetitia höchster Bewunderung werth dünkt. Helden wollt Ihr? Da habt Ihr einen... Neben dieser Karikatur des Korsen wirkt der kleine Bonaparte des Sir Walther Scott fast wie ein Titan, Tolstois schwammiger Napoleon noch wie

ein Mythenrecke. Aber die Gespräche sind sehr amusant und das ganze Historienschwänkchen glitzert von kecker Laune und übermüthiger Bosheit. Herr Wedekind würde es besser machen, doch bei den frechen Rhythmen der Stachelreden bald aus dem Takt kommen und ins Zotenreich herunterstolpern.

Nach dem „Schlachtenlenker“ lernten wir „Candida“ kennen, nach dem Feldherrn den Propheten. Pastor Jakob Morell. Auch ein Held, den man nicht nah sehen darf. Christlich-sozial, Fabier, Kanzelredner ersten Ranges, von allen Vereinen für Sozialreform umworben, von Männern, Weibern und Kindern angebetet. Ein guter, gescheiter Mensch, durch die Gewöhnung an tägliche Rednerei aber so verdorben, daß er selbst nicht mehr merkt, was echt in ihm und was unecht ist, wo das Gefühl aufhört und die Grimasse beginnt. Immer für irgend Etwas begeistert; ein Tröster armer Seelen, der mit vibrirenden Nasenflügeln neue Lebensschönheit verkündet und dann hingeht, die Einnahme zählt und die schon recht hochwürdige Leibesfülle an vollen Schüsseln weidet. Starke Vitalität, einen Stiernacken, der aufgeregten Frauen gefällt, und eine metallische Stimme, die donnern und flöten kann und stets sinnlich reizt. Hält sich für den strengsten Kritiker seiner Wesensart und Bethätigung: und ist eitel wie ein verzogenes Kind, immer mit sich zufrieden und vor der Gottähnlichkeit niemals bang. Hält sich für den Todfeind schwächlicher Kompromisse: und findet sich auf der breiten Heerstraße seines himmlisch öffentlichen Lebens mit allen Widrigkeiten ab; mit dem Schwiegervater, einem Kellerspekulanten und Ausbeuter schlimmster Sorte, so gut wie mit der hysterischen Maschinenschreiberin, deren Altjungfernblick den Gesalbten des Herrn nicht keuscher umbuhlt als im Hochsommer eine Fliege die Fleischbank. Auch erfahren dünkelt er sich, einen ganzen, jeder Lage gewachsenen Mann, den Gebieter im Haus, Stab und Stütze der schwachen Ehegenossin: und steht rathlos vor der winzigsten Schwierigkeit, kann — der von der Tribüne her einem ganzen Volk den Weg ins Heil weist — in seinen vier Pfählen nicht einen Knaben zähmen und wird Schrittchen vor Schrittchen von Frau Candida am Gurtband vorwärts gegängelt. Die kennt ihn bis in die Nieren; weiß, daß er kein Prophet und kein Kirchenlicht ist, doch eine treue, reinliche Seele; weiß, daß nicht der Inhalt, sondern der Klangreiz seiner Reden bewundert wird und daß die Frauenzimmer, die keine Ahnung von Sozialismus und kein Bedürfniß nach Religion haben, in seine Versammlungen laufen, weil der stattliche Vierziger ihnen in die Augen sticht. Und mit all seinen Schrullen und kleinen Geckereien hat Candida ihn rechtschaffen lieb. Wie ein großes, gutes Kind, das Einen braucht und, wenn Mama nicht wachte,

sich an jeder Kante der Thür eine Beule stieße. Sie sorgt bei Tag (und gewiß auch bei Nacht) für sein leibliches Wohl, raubt ihm niemals die Illusion, im Haus der Herr und Gebieter zu sein, und erhält ihm auch sonst sorgsam alle Lebenslügen, die er für sein Behagen braucht. So lange es geht. Dann wählt sie, ohne eine Sekunde zu zaudern, einen anderen Weg; sagt ihm, zwischen zwei Küssen: Lieber Jakob, Du belügst Dich und Andere von früh bis spät, lockst mit Deiner staubigen Buchweisheit keinen Hund vom Ofen und solltest das ganze Phrasenbündel, das Du seit Jahren von Saal zu Saal schleppst, schnell in die Kampherkiste packen, die auf dem Boden steht. Den frommen Volkshelden entkleidet sie der Hochwürde und lächelt dem nackten Adam sanft ins Gesicht.

Warum? Weil ihr guter Jakob dicht vor der Gefahr steht, den Glauben an sich selbst zu verlieren, und einen neuen Stecken braucht, um weitermarschiren zu können. Am Themsestrand hat er einen Milchbart aufgelesen, der da obdachlos lag, weil er wähnte, mit einem Check, der erst in acht Tagen fällig wird, könne man nicht Miethe und Kost bezahlen. So weltfremd ist das Bürschlein. Sohn eines steinreichen Lords, verzärtelt, Aesthet; kommt in Verlegenheit, wenn er sich ein Hemd kaufen oder einem Droschkenkutscher Trinkgeld geben will, und hält sich für den stärksten Psychologen im Inselreich. Ein Dichter; mit wunderkindlichen Zügen und kindischer Haltung. Fordert von Jedem, daß er frei, kühn, hehr, wahrhaftig sei und sich nie ins Kompromißjoch beuge. Sieht die Welt, wie sie in den Versbüchern der Romantiker steht, und erschauert bei jeder Enttäuschung wie Jungfer Mimosa. Lebt man denn nicht, wie man dichtet? Möchte sich den Alltag stilisiren. Natürlich verliebt er sich in Frau Candida und lernt, als er so weit ist, den Ehemann schnell hassen. Ein Schönredner, der sein Himmelsglück gar nicht empfindet, die herrliche Frau nicht versteht, sie Zwiebeln schälen und Petroleum in die Lampen füllen läßt. Und der Poet sagt dem Pastor seine Wahrheit. „Sie bilden sich ein, daß Ihre Frau Sie liebt? Einen Jongleur in Bäffchen, der Phrasen in die Luft wirft und wieder auffängt? Unfähig zur Leidenschaft, zur Ekstase, zu apollinischem Rausch? Mich liebt sie, nur mich, der sie versteht, ihres feinen Wesens männliche Ergänzung ist; und wenn sie nicht vor Ihrer Brutalität zittern müßte, wenn sie in Freiheit wählen dürfte, dann ..." Das hat Jakobo noch Keiner gesagt. Er lacht zuerst, fährt dem Bengel dann an den Hals, — und verliert schließlich doch das schöne Gleichgewicht seiner Pastorenseele. Noch vertraut er Candidas Reinheit. Die aber kraust das Näschen, verbittet sich so unangenehme Redensarten, nennt ihren Jakob einen Prediger, dessen Zunge immer geölt sei, und preist die seelische Kraft, den Ephebenzauber des kleinen Poeten.

Da wanken die Grundmauern, die den wärmenden Lügenbau eines ehrenvollen Lebens trugen, und der Reverend wäre verloren, wenn die Frau ihm nicht weiterhülfe. Sie thuts. Candida ist Dreiunddreißig; gesund, heiter, behenden Geistes und als Frau und Hausmutter froh bei der Pflicht; eine gut genährte Madonna aus vlämischer Schule. Schmunzelnd sieht sie die beiden Männer an, zwischen denen sie steht. Der Kleine ist interessanter, hat mehr Entwickelungmöglichkeiten und einen prachtvollen Muth zu kecken Superlativen. Ganz echt aber, ganz natürlich ist er auch nicht; posirt nur anders als Jakob. Die Gedichte, die er deklamirt, sind nicht immer von ihm, die Leidenschaft, die er ausstöhnt, ist manchmal erlesen. Pastoral oder romantisch: am Schluß käme es auf das Selbe heraus. Und zu Jakob gehört sie; ihn, dem sie zwei Kinder gebar, Mutter, Gattin, Schwester und Heimath ist, hat sie lieb, als ihren dicksten, erwachsensten, verwöhntesten Jungen. Was plappert er da wieder von Reinheit und Tugend? Solcher Spuk hielte sie nicht in der Ehepflicht. Sind die Männer dumm! Die berühmten und genialischen, die „führenden Geister" besonders. Da stehen die Beiden, salbadern und schwärmen und merken nicht, daß Candida mit ihrem blanken Leib und ihrem tapferen Herzen fest an dem Seelenhirten hängt, der ihr die Stiefel putzt. Dem Dichter einen Abschiedskuß auf die Stirn und zum Geleite den Mutterwunsch, daß er den ersten Tropfen des süßen Jugendtrankes aus reinem Gefäß schlürfen möge; und dann mit Jakob zur Ruhe. Beiden hat die Kluge, Saubere geholfen. Der kleine Lord wird nicht wieder aus Verspalästen, die Andere thürmten, hochmüthig auf schlichte Menschlichkeit niederschauen. Und der Pastor war in Drang des Erlebens zum ersten Mal ehrlich gegen sich selbst, sah zum ersten Mal in der Frau die freie Gefährtin, die sich ihr Schicksal schafft, und fühlte sich, trotz Hochwürde und Oratorenruhm, gar nicht beleidigt, als sie ihm, nicht ganz nur im Spaß, zurief, sie bleibe bei ihm, weil er von beiden Werbern der schwächere, des Schutzes bedürftigere sei. Und sie sagts ihm vor den Ohren des schlanken Nebenbuhlers.

Hochwürden Jakob schien ein Philister und Phrasendrescher und ist zum kleinbürgerlichen Helden erst geworden, seit er die Maskenballglorie abthat. Der Heroenschein, meint der Ire, trügt eben immer. Und es ist sehr lustig zu sehen, wie er sich selbst, den Agitator und Weltbeglücker, beim Ohrläppchen nimmt: Bist auch so ein Jakob Morell, mein alter Junge! Glimpflich verfährt er nur mit den Frauen. Die sieht er nirgends posiren. Schule John Stuart Mill: Das Weib steht der Natur näher. Und warum trotzdem kein Theatererfolg? .. Für die Antwort brauch ich mindestens noch ein Blatt Papier. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 30. April 1904.

Cirkularnote.

Wesentlich scheint der Regirung Seiner Majestät vor allen Dingen die leidenschaftlose, aber nachdrückliche Betonung der Thatsache, daß sie weit entfernt ist, in dem Vertrag vom achten April 1904 ein besonders wichtiges oder gar ein beunruhigendes Ereigniß zu sehen, sondern ihn, wie Seine Excellenz der Herr Reichskanzler schon im Parlament erklärt hat, zu den erfreulichsten Symptomen der Lage rechnet. Aus einem sehr einfachen, sofort einleuchtenden Grunde: weil dieser Vertrag die Zahl und Gefahr der bis zu seinem Abschluß vorhandenen Reibungflächen verringert. Seit zweiundzwanzig Jahren, seit Großbritanien sich in Egypten festgesetzt hat, bildet der Mangel an einer entente cordiale zwischen England und Frankreich den Gegenstand ernstester Besorgniß für uns; und wir haben mit aufrichtigem Bedauern gesehen, daß gerade in den letzten Jahren, in Folge der Faschoda-Episode und anderer kolonialen Eifersüchteleien, auch in Folge gewisser Begleiterscheinungen des Transvaalkrieges, das Verhältniß der beiden westlichen Großmächte einen immer unfreundlicheren Charakter annahm. Diese Verschärfung der Gegensätze bedauern wir nicht nur, weil sie den Weltfrieden bedrohen könnte, sondern auch in unserem eigensten Interesse. Zwar hat eine Politik, der durchaus nicht jedes Verdienst abzusprechen ist, die aber von den Vorurtheilen ihrer Zeit befangen war, eins ihrer Ziele in der Erfüllung des Wunsches gesehen, die Westmächte in Konflikte zu verwickeln und durch solchen Dualismus uns die Möglichkeit freier Option zu sichern Wenn Frankreich,

so dachte man damals, mit England schlecht steht, wird das Revanchebedürfniß eingeschläfert, das französische Nationalgefühl nach einer anderen Richtung beschäftigt und die unserer Westgrenze drohende Gefahr allmählich vermindert; und wenn England in Frankreich den nächsten Gegner sehen muß, wird es genöthigt sein, engeren Anschluß an die im Dreibund vereinten mitteleuropäischen Mächte zu suchen. Durch das franko-russische Bündniß schien die Richtigkeit dieser Auffassung bestätigt zu werden. Denn ein England verfeindetes, Rußland verbündetes Frankreich mußte die britische Politik allmählich dazu drängen, mit dem kontinentalen Friedensbund Fühlung zu nehmen. Diese ganze Anschauung entstammt aber einer überholten Epoche, in der Deutschland — oder mindestens der erste Diener Kaiser Wilhelms des Großen — von dem cauchemar des alliances beängstigt wurde. Wir hatten zwei europäische Großmächte in siegreichen Kriegen geschlagen; und es ist nicht einmal als ein Zeichen auffälliger Kurzsichtigkeit zu betrachten, wenn unter solchem Eindruck der verantwortliche Leiter der deutschen Politik mit der Möglichkeit rechnete, die kaunitzische Koalition von Frankreich, Rußland, Oesterreich könne nach hundert Jahren wieder aufleben und in England wenigstens wohlwollende Neutralität, vielleicht offene Unterstützung finden. Von diesem Standpunkt aus mußte freilich jeder zwischen den Westmächten auftauchende Gegensatz willkommen erscheinen. Doch Weltgeschichte ist Entwickelung und auch für sie gilt der Satz des ephesischen Philosophen vom ewigen Fluß der Dinge. Ohne zu fragen, ob heute veraltete Methoden einst berechtigt und zweckgemäß waren, dürfen wir behaupten, daß wir auf höherer Warte stehen und in der Eintracht, nicht mehr in der Feindschaft der uns benachbarten Mächte das Heil erblicken. Wir brauchen die Gelegenheit zu freier Option nicht; denn wir sind fest entschlossen, stets so zu handeln, wie uns die Pflicht, den Weltfrieden zu erhalten, gebietet. Das haben wir gethan, als sich während des Transvaalkrieges die Möglichkeit bot, durch eine bewaffnete Intervention, an der Frankreich und Rußland mitgewirkt hätten, Englands Anspruch auf Südafrika zum Schweigen zu bringen. Das Selbe thaten wir in der Stunde, wo uns ein Theil der portugiesischen Kolonialerbschaft als Preis versprochen wurde, falls wir uns bereit erklärten, die britische Macht am Nil brechen zu helfen. Genau so handeln wir heute im Angesicht des ostasiatischen Konfliktes; und diese Selbstlosigkeit wird auch künftig stets die Richtschnur unseres Thuns sein.

Deshalb haben wir Grund, uns des Vertrages vom achten April 1904 zu freuen. Er sichert Englands Herrschaft in Egypten, giebt ihm in Siam die Westküste des Menam, auch in Neufundland den Westen und verbürgt ihm

für dreißig Jahre unbeschränkte Handelsfreiheit in Marokko, das als zur Einflußsphäre Frankreichs gehörig anerkannt wird. Außerdem erhält Frankreich einen Hafen am Gambia, die Los Inseln bei Guinea, in Siam den Osten des Menam, am Niger einen fruchtbaren Landstreifen, der die Verbindung mit dem Tschadsee herstellt; auf Madagaskar kann es, wie in Marokko, frei schalten und für die Neuen Hebriden und das Sultanat Oman soll zwischen den Kontrahenten durch neue Abmachungen ein modus vivendi geschaffen werden. Das ist der wesentliche Inhalt des Vertrages, der, wie jeder Unbefangene sehen muß, keine Spitze gegen irgend eine andere Macht hat. Beide Regirungen ließen sich, als sie den Vertrag schlossen, ohne Zweifel nur von dem Wunsch leiten, dem Weltfrieden noch festere Stützen zu finden. Insbesondere verdient die Regirung Seiner Majestät des Königs von England Dank für die Opfer, die sie, einer glorreichen Ueberlieferung treu, der großen Friedenssache auch in diesem Fall wieder gebracht hat. Wir legen Werth auf die Versicherung, daß wir uns dieses Standes der Dinge freuen. Nicht nur trotzdem, sondern gerade weil er uns nicht in Mitleidenschaft zieht und man, so klug wie taktvoll, vermieden hat, in der marokkanischen Frage unsere Desiderien zu ermitteln. Das Deutsche Reich hat in Marokko nur wirthschaftliche Interessen und die kaiserliche Regirung ist sicher, daß diese Interessen weder mißachtet noch gar verletzt werden können. Wenigstens nicht in absehbarer Frist. Unvermeidlich scheint ja, daß Frankreich sich bemühen wird, den marokkanischen Handel ganz in seine Hand zu bekommen; dieses Ziel wird im Gebiet eines kriegerischen Volkes aber nicht so schnell zu erreichen sein und wir werden vollauf Zeit haben, uns nach Ersatzgebieten umzusehen. Politische, militärische, maritime Interessen haben wir in Nordafrika nicht zu vertreten und dürfen uns deshalb neidlos der Thatsache erfreuen, daß die große Nation, die schon in Algier so sichtbare Proben ihrer kolonisatorischen Tüchtigkeit gegeben hat, nun in den unanfechtbaren Besitz eines neuen Kolonialreiches tritt, das, nach den ersten Mühen, eine ungemein ersprießliche Entwickelung verheißt. Nicht minder erwünscht ist uns, daß in Egypten der Keim zu ernsten Konflikten ausgejätet und durch die Bestimmung, die zwischen dem Sebu und Melilla die Anlage fortifikatorischer Werke verbietet, Englands berechtigter, historischer Anspruch auf die Herrschaft über die Meerenge von Gibraltar gewahrt worden ist. Mit vollem Recht hat der Staatssekretär Freiherr von Richthofen neulich im Reichstag gesagt, daß ausländische Handelskammern in den Reichen der Wirthvölker nur Unheil stiften; und die Regirung Seiner Majestät ist denn auch entschlossen, solchen Organisationen künftig keinen

Raum mehr zu gewähren. Als aber die englische Handelskammer, deren Sitz Paris ist, die erste Anregung zu den Verständigungversuchen gab, die in dem Vertrag vom achten April 1904 so erfolgreichen Ausdruck fanden, hat auch sie sich als einen Theil von jener Kraft erwiesen, die, nach dem Wort unseres Dichters, stets das Böse will, doch manchmal das Gute schafft. Wir begrüßen diese Entwickelung mit einem Gefühl hoher Freude; nicht nur wegen der augenblicklichen Konstellation, für die es von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist, daß die Rußland und Japan verbündeten Mächte sich friedlich geeinigt haben. Wohl müßte schon diese Thatsache genügen, um dem Vertrag in der ganzen Kulturwelt ein freudiges Echo zu sichern; denn er befreit uns von der Sorge vor einer Erweiterung des ostasiatischen Kriegsfeldes und läßt uns sogar hoffen, daß Frankreich in Rußland, England in Japan seinen Einfluß im Sinn friedlicher Lösung der entstandenen Spannung benutzen wird, weil die Neuverbündeten nicht wünschen können, durch eine Verlängerung und Verschärfung des Kriegszustandes eines Tages gezwungen zu sein, einander als bewaffnete Gegner entgegenzutreten. Die Regirung Seiner Majestät erwartet von dem Vertrag aber noch günstigere, über die Noth der Stunde hinausreichende Wirkung. Sie hofft, daß er zunächst zwischen Großbritanien und Frankreich eine eben so innige entente cordiale schaffen wird, wie sie durch die Anerkennung des italienischen Rechtes auf Tripolis vor Kurzem zwischen Frankreich und Italien herbeigeführt worden ist.

Denn auch auf diese Errungenschaft der letzten Friedensjahre blicken wir nicht etwa scheelen Auges. Welchen Grund hätten wir, die Entfremdung oder gar Verfeindung der lateinischen Völker zu wünschen? Italien hat im Dreibunde die Aufgabe, uns gegen ein plötzliches Aufflackern französischer Rachsucht zu assekuriren; als Entgelt hat es unsere Verpflichtung, ihm gegen einen von Frankreich her versuchten Angriff mit unserer Wehrmacht beizustehen. Klar ist ohne Weiteres nun, daß Italien der Bundespflicht um so treuer sein wird, je mehr es durch eigene Abmachungen vor der Gefahr eines französischen Angriffes gesichert ist. Kein Geräusch konnte uns deshalb angenehmer klingen als der spontane Jubel, der den Präsidenten der französischen Republik in Rom empfing. Wir verstanden diese Stimmen, diese Freude an der Wiederherstellung eines Einvernehmens, zu dem so viele gemeinsame Erinnerungen und Stammeseigenschaften riethen, und sind uns bewußt, daß die Bedeutung, die Italien im Dreibund hatte, seit diesen festlichen Tagen nur noch gewachsen, die Repulsivkraft der ganzen Koalition noch gestärkt worden ist.

Die Regirung Seiner Majestät sieht in dem Bilde der Lage keinen ein-



zigen Zug, der sie verstimmen oder mit Sorge erfüllen könnte. Die Westmächte, Großbritanien, Frankreich, Italien, sind durch feste, Dauer versprechende Alliancen verbunden; Frankreich ist außerdem durch einen älteren, schon von dem Reichskanzler Grafen Caprivi froh begrüßten Vertrag dem Zarenreich verbündet, mit dem auch die österreichisch-ungarische Monarchie sich über ihre wichtigste Interessensphäre, den Balkan, verständigt hat. Die Situation der deutschen Politik könnte nicht günstiger sein. Unsere beiden Bundesgenossen haben Freundschaftverträge mit den beiden Mächten geschlossen, gegen die wir ihnen, sie uns Assekuranz bieten sollten und geboten haben. Wir unterhalten zu allen Großstaaten die besten Beziehungen und können darauf rechnen, beim Padischah und bei dem Fürsten von Monaco stets Verständniß und Unterstützung zu finden. Was uns zu wünschen bleibt, ist höchstens ein weiterer Ausbau der Alliancen, die zwischen den möglichen Gegnern unserer politischen Expansion die Zahl und Rauheit der früher vorhandenen Reibungflächen schon in erfreulicher Weise vermindert haben. Der Gedanke an die Koalition des Fürsten Kaunitz hat heute nichts mehr, was uns schrecken könnte. Im Gegentheil: nur willkommen wäre uns eine Entwickelung, die auch Oesterreich und Rußland dem Westbund näher brächte. Auf eine solche Entwickelung hofft die kaiserliche Regierung auch zuversichtlich. Oesterreich hat schon jetzt keinen Anlaß mehr, russische Uebergriffe auf dem Balkan zu fürchten, und muß in der zwischen Italien, Frankreich und Rußland herrschenden Intimität, die dem Reich der Savoyer in Afrika neue lohnende Aufgaben zuweist, den wirksamsten Schutz gegen die Irredenta erkennen. Und Frankreich hätte den Vertrag vom achten April 1904 nicht unterzeichnet, wenn es nicht der Zustimmung seines mächtigen nordischen Bundesgenossen sicher gewesen wäre. Offenbar war die leitende Absicht, auf der von diesem Vertrage gebahnten Straße den Zündstoff wegzuschaffen, der sich im Lauf des vorigen Jahrhunderts zwischen Großbritanien und Rußland in Asien aufgehäuft hat. Wenn nicht Alles täuscht, soll der erste Versuch solcher Assanirung in Oman gemacht werden, in dem Bezirk, wo England einen Schutzwall für Indien, Rußland einen Ausgang nach dem Persischen Golf braucht. Was in unserer Kraft steht, werden wir gern thun, um dieses Friedenswerk zu fördern, selbst wenn wir unser Interesse an der Bagdadbahn, die in Korein-el-Koweyt enden sollte, zu diesem Zweck zurückstellen müßten. Das Bewußtsein, dem Weltfrieden zu dienen, würde uns zu noch größeren Opfern ermuthigen. Und die Begeisterung, die an allen Küsten, in allen Städten den erhabenen Repräsentanten des Deutschen Reiches empfängt, ist uns ein Unterpfand, daß auch künftig ...

❦

Harold Gote.

Wer eine tapfere junge Schriftstellerin kennen zu lernen wünscht, eine Dame von Geist, Ausdrucksfähigkeit, Talent und Geschmack, Der lese die von Frau Frida Steenhoff unter dem Pseudonym Harold Gote in den letzten sieben Jahren herausgegebenen Bücher. Im Allgemeinen ist die Stimmung den schreibenden Damen jetzt ja nicht günstig. Im Herzen des jüngsten Literaten und des ältesten Onkels lebt ein Philister, der wach und wild wird, sobald ein geschmackloses, provozirendes Buch ihn aufscheucht. Das Ideal des Publikums ist ja eine Literatur nach dem Muster der zahmsten englischen Damenromane. Nur einzelnen Männern gestattet man größere Freiheit; besonders gern natürlich den Autoren, die gegen die Frauenschriftstellerei zu Feld ziehen. Wenn dieses Ideal sich aber nicht verwirklichen läßt, wenn die jungen Frauen schreiben, wie sie und mit ihnen tausend andere junge Frauen fühlen und denken, dann kommen die Küster aus der Kirche gelaufen und zetern im Chor über die Unsittlichkeit dieser Weiber. Und merkwürdig: die Frauen, denen doch daran liegen müßte, ihren stilistisch begabten Schwestern Gehör zu schaffen, — gerade sie schmälen meist am Lautesten, fällen über die Geschlechtsgenossinnen das härteste Urtheil. Wahrscheinlich, um ihre keusche Tugend und und ihren gesunden Konservatismus ins rechte Licht zu rücken. Unglaublich, wie oft, namentlich in den engen Verhältnissen kleiner Länder, hinter der Kritikermaske nur alberne Zimperlichkeit steckt. Die Schweden hätten ja Mathilde Malling am Liebsten gesteinigt und dulden heute noch, daß man Ellen Key eine Vorkämpferin der Unsittlichkeit nennt.

Von Harold Gote erschienen bisher die Schauspiele „Das Löwenjunge“, „Der Erzfeind“, „Das Weib des Nächsten“, die Erzählung „Das heilige Erbe“ und eine Brochure über die „Moral des Feminismus“. In diesen Werken zeigt sie sich als späten, aber echten Sprossen der George Sand aus der ersten Periode. Immer beschäftigt sie die Idee der Frauenbefreiung. Es ist wohl kein Zufall, daß in Schweden zur selben Zeit eine Frau und ein Mann das Verhältniß der Geschlechter mit kraftvoller Kühnheit behandeln: Harold Gote und Henning von Melsted. Der Mann ist hier der stärkere Poet; aber seine Gedanken sind nicht schärfer und klarer ausgedrückt als die der Frau Steenhoff, die doch, echt weiblich, ohne den Ballast historischer Betrachtungweise ans Werk geht und aus hellem Auge ins moderne Leben schaut, ohne der Vergangenheit nachzuseufzen. Im „Erzfeind“ bekämpft sie die katholische Kirche mit leidenschaftlicher Wuth. Der Katholizismus ist ihr Hort und Quelle aller sozialen Sklaverei und sie weigert ihm selbst die kleinste Konzession. Sie hat das Thema des Feminismus erweitert. „Recht

wider Gewalt!" ruft sie; und fordert Gedankenfreiheit, Freiheit vom Joch kapitalistischer Klassenherrschaft, Freiheit von der Frohn des Militarismus.

„Das Löwenjunge" ist eine Bildhauerin, deren Vater der Führer der radikalsten Partei im Land war, im guten Sinn des Wortes ein Umsturzmann, der auch für die Modernisirung des Verhältnisses der Geschlechter gekämpft hat. Sein Leben lang ward er verketzert; jetzt, nach seinem Tod, erkennt man in ihm nicht nur den stärksten Stilisten der Epoche, sondern auch den Propheten, dessen Weissagung schon Wirklichkeit zu werden beginnt. Die Tochter, die ganz in seiner Gedankenwelt lebt, wird zufällig in eine schwedische Kleinstadt verschlagen, mitten hinein in das Haus eines Bischofs, der hochkonservativ zwar und geistig eng begrenzt, doch ein tüchtiger, humaner Mann ist. Seine Frau, ein Feuerkopf, bewundert die vom Vater der Bildhauerin hinterlassenen Werke; für das herrlichste von allen, die schöne und kühne Tochter, die, ohne Anderer Gefühl zu verletzen, ihr Ketzerthum keine Sekunde verbirgt, erglüht der Adoptivsohn des Hauses in Liebe. Diesen Sohn hat die Frau des Bischofs vor der Ehe geboren. Sie scheut sich, ihn anzuerkennen, nicht aber, ihr Frauenrecht auch gegen den strengen Rektor, einen Verwandten des Herrn Kroll aus „Rosmersholm", zu vertreten. Diese Frauengestalt ist besonders fein gezeichnet. Die Heldin selbst, die einen Namen und weit vorwärts weisende Gedanken geerbt hat, ist ein ganz neuer Typus. Und es versteht sich, daß am Ende die Jugend siegt.

„Des Nächsten Weib" ist auf einen dunkleren Ton gestimmt. Wie nicht ganz selten in den Büchern der Feministen, ist die im Vordergrund stehende Frau ein herrliches Geschöpf, das Jeden in seinen Bannkreis zwingt und zum Hörigen macht. Esra, eine berühmte Tänzerin aus jüdischer Rasse. Aus dem Lärm der Großstadt sehnt sie sich in den Frieden schlichter Natur und läßt sich von dem jungen Joar, der sie vergöttert, auf das Landgut seines Vaters entführen. Dieser Vater ist streng, will oon der Mesalliance mit einer Tänzerin nichts hören und bietet Alles auf, um das Paar zu trennen, das in ungeweihter Nothehe lebt. Vergebens. Und doch liebt Esra nicht Joar, sondern seinen Bruder, von dessen Leidenschaft sie bezwungen wurde und der ihr zuruft, das Recht der Liebe sei höher als irgend ein anderes. Ihr Kopf glaubt ihm; ihr mitleidiges Herz aber hängt an Joar. Sie weist den Bruder ab und siecht nach diesem großen Schmerz langsam dahin. Als der Widerstand des Vaters endlich gebrochen ist und er die Erlaubniß zur Heirath giebt, sagt sie Nein. Der Alte stutzt, merkt allmählich, wie es um seine Söhne steht, und überhäuft Esra mit so brutalen Ausbrüchen seiner Verachtung, daß ihr zarter Leib der furchtbaren Aufregung erliegt. Joar will mit ihr sterben. Der Vater hält ihn zurück und sagt: Sie hat Deinen Bruder geliebt. Doch das Herz des Jünglings bleibt ihr.

Nur Eins beklagt er: daß die Geliebte, um ihn zu schonen, nicht rückhaltlose Wahrheit sprach. Auch mit ihrer Freundschaft hätte er sich beschieden und ihren Besitz dem Bruder gegönnt ... In dem Drama lebt ein wahrer Türkenglaube an diese letzte Liebe, die einzig echte, allein berechtigte. Doch der Leser wird nicht ganz überzeugt; unwillkürlich fragt er sich, was wohl geschehen wäre, wenn sich noch ein dritter Bruder eingestellt hätte. Leserinnen stellen so verfängliche Fragen nicht.

Das jüngste Buch Harolds Gote, „Das heilige Erbe", ist als Kunstwerk ehrlichen Lobes werth. Eine gut geschriebene Kampfschrift für das erotische Recht der Persönlichkeit; und dennoch mehr als eine Tendenzschrift. Warme Empfindung webt in der Darstellung, die Gestalten sind mit sicherer Hand gezeichnet und der schneidende Schluß ist wahr wie das Leben.

Jedem Betrachter muß der Fortschritt auffallen, den seit den Moraldebatten der Jahre 1885 und 87 die Erörterung geschlechtlicher Probleme in der Literatur unseres Nordens gemacht hat. Damals stießen unreife Zügellosigkeit und rückständiger Pedantismus hart auf einander und die Schmähfluth schwemmte alle kräftigen Gedankenkeime weg. Jetzt haben Männer und Frauen diese Fragen ins Reich der Dichtung gehoben; die einst so blutlosen Probleme haben sich in lebendigen Menschen verkörpert und nicht mehr um nebelhafte Theorien wird gekämpft, sondern um das Bedürfniß des von klärendem Sonnenschein beleuchteten Tages.

Kopenhagen. Georg Brandes.

Sezessionistenkunst.

Die Sezessionen beginnen jetzt, nachdem sie sich im „Deutschen Künstlerbund" vereinigt haben, Politik zu treiben. Das bedeutet, daß sie endlich als eine reale Macht anerkannt werden müssen. Aus den revolutionären Klubs wird nun eine Partei, die die Theilnahme an den nationalen Kunstberathungen erzwingt. Die Künstler freuen sich der durch Organisation gewonnenen Stärke und erhoffen Großes von der Zukunft. Sie bedenken nicht, daß ihrem Bunde das Schicksal aller Parteien sicher ist, daß es ihm ergehen wird wie etwa der Sozialdemokratie, die um so sanfter werden muß, je mehr sie anwächst. Eine Minderheit kann revolutionäre Grundsätze vertreten, ihr Wille wird feurig erhalten durch den Widerstand der Mehrheit, sie hat immer die stolze, anspornende Märtyrerethik für sich; je mehr die Minderheit aber zur Mehrheit emporwächst, desto mehr muß auch der ferne, ideale Endzweck einem nahen, profanen Tageszweck weichen: auf dem Feuer, das dem Gott angezündet wurde, kocht man die nährende Suppe.



Wir werden wahrscheinlich einen steigenden Erfolg der Sezessionisten-kunst erleben. Dieser Erfolg wird von Jahr zu Jahr mehr in die Breite gehen, erfreulich und nützlich sein, manches Vorurtheil beseitigen, das allgemeine Urtheil anregen und aufrütteln und einen frischen Zug in unsere akademisch muffige Atmosphäre bringen. Doch das sehnsüchtige Wollen wird in dem selben Maße ermatten, wie der Erfolg wächst. Die Persönlichkeit, wovon so oft die Rede ist, muß folgerichtig auch in dieser Organisation an Spielraum verlieren, selbst wenn die beste Absicht besteht, ihre Rechte nicht anzutasten; denn mit dem Anwachsen des Bundes können viele der natürlichen Laster der Macht nicht ausbleiben. Im Klub können die Stimmen bis zu einem gewissen Grade gewogen, nicht gezählt werden, der Einzelne kann Einfluß gewinnen; ein so großes, aus fremdartigen Elementen künstlich zusammengefügtes Gebilde wie den Künstlerbund kann man aber nur juristisch-schematisch verwalten; das Statut muß mehr gelten als die Ausnahme. Die Sezessionen sind aber von Ausnahmekünstlern gegründet worden, zum Schutz der Ausnahme. Nach außen die vorhandene Tüchtigkeit wirksam zu repräsentiren, materielle Vortheile zu erkämpfen: Das muß sicher gelingen; doch das mit stillem Freimaurerbewußtsein gepflegte Ideal wird dabei verlieren. Die Mittelmäßigen haben den Nutzen: sie gewinnen mit der Stimmenzahl die Macht; darum kann die Zeit nicht fern sein, wo auch hier um laufende Meter Wandfläche gekämpft wird und starke Erneuerer, wie früher von der Kunstgenossenschaft, ausgeschlossen werden.

Nur weil es sich um wirthschaftliche Vortheile handelt, haben sich süddeutsche und norddeutsche Künstler, die einander viel lieber befehden möchten, zusammengefunden. Es ist die alte Erfahrung: der Zollverein hat zur Einigung Deutschlands ja auch mehr gethan als der ideale Wunsch. In dieser metallenen Grundlage liegt jedoch die beste Garantie für den Bestand und der Beweis, daß der Zusammenschluß eine fällige Nothwendigkeit war. Damit ist dem Betrachtenden der Standpunkt gegeben; eine Agitation nach irgend einer Richtung ist durchaus nutzlos. Nun entsteht aber die Frage, welche Entwickelung zu erwarten ist: ob die Errungenschaften der revolutionären Jahre genügen, um den Eintritt in die konservative Periode zu rechtfertigen, ob schon genug gethan worden ist, daß eine Majorität sich mit dem Erreichten, ohne Gefahr, zu verarmen, einrichten kann, und ob die Grundlage für das Gebäude stark genug ist. Von diesen Dingen hängt die nächste Zukunft der deutschen Kunst ab. Wirthschaftliche Vortheile und würdige Repräsentation sind gut; doch wie steht es mit der Kraft, die dahinter arbeitet? Nicht weniger stolz war man vor einem Vierteljahrhundert, als die Mehrheiten der Genremalerei, des Naturalismus Antons von Werner endgiltig über den Formalismus gesiegt hatten. Und mit welcher Verachtung redet man heute

davon! Sind wir wirklich so sehr viel weiter? Daß die Sezessionen eine bessere Malerei vertreten, bedarf keiner Begründung; daß sie reinere Anschauungen darüber, was Kunst sei, verbreiten, ist zweifellos; damit ist aber noch nicht bewiesen, ob das Niveau genügend und an allen Punkten erhöht worden ist. Der Geist der neuen deutschen Kunst scheint sehr verständig, oft geistreich und manchmal auch temperamentvoll; was ihn stark macht, sind jedoch im Wesentlichen Vorzüge des Verstandes und Eigenschaften, die sich bisher nur in einer gesunden Negation bewährt haben. Es fehlt die innere Wärme und die Genialität, die Arbeit der Erneuerung ist im Anfang stecken geblieben. Die wenigen Persönlichkeiten, die sich uns offenbart haben, sind auch ohne die Ziele der Sezession denkbar. Das Genie in der Bildenden Kunst ist nie ein Komet, sondern wächst organisch aus einer Schule heraus und zieht geistige Kraft aus dem Boden eines hoch entwickelten Handwerkes. Es macht, aus der Entfernung der Jahrhunderte einzeln betrachtet, freilich einen ähnlichen Eindruck wie etwa eine Notiz über den Montblanc, worin dessen Höhe, vom Meeresspiegel aus gemessen, mitgetheilt wird. An Ort und Stelle ist der Bergriese nur ein höchster Gipfel unter Bergen und innerhalb der Zeit ist jedes Genie nur ein Größter unter Großen. Es kommt also sehr darauf an, welches allgemeine Niveau eine Schule, von der wir Genies erwarten, einnimmt. Vorläufig klingt das Alles sehr verfrüht. Noch ist der neue Künstlerbund durchaus Protestpartei; er hat das gute Recht für sich und ihn lähmt noch nicht die Schwere eines zu erhaltenden Besitzes. Die Reichstagsdebatten haben ihm kunstpolitische Erfolge gebracht, denen sich größere anschließen werden. Und bald wird sich Niemand wundern, wenn man die Akademiedirektoren aus dem Künstlerbund holt.

Die Wintermonate haben der Frage nach der inneren Kraft der Sezessionistenkunst durch eine Reihe von Ausstellungen eine Antwort gegeben. Man sah in Berlin Arbeiten der wichtigsten münchener und berliner Sezessionisten und manches Andere noch, das ein lehrreiches Gegenspiel darbot.

Ich mußte die Feder niederlegen, um mich zu besinnen, was im Künstlerhaus, wo die Münchener Sezession ausgestellt hatte, zu sehen war. Mir steht nur ein Bild ganz klar vor der Erinnerung; alles Andere bleibt undeutlich und leblos. Die Programmbücher muß ich hervorsuchen, damit das Gedächtniß Einiges herausgebe. Darin liegt eine Kritik, der eigentlich nichts mehr hinzugefügt zu werden brauchte; denn es ist der Tod eines Kunstwerkes, wenn es spurlos vorüberzieht. Im Gedächtniß bleiben nur ganz wahrhaftige Kunstwerke; sie werden zu Erlebnissen, die sich an den Kreuzwegen der Erinnerung erheben und sich gegen die täglich wechselnden Sinneseindrücke siegreich behaupten. Das eine Bild, das im Gedächtniß haftet, ist Uhdes bekannte „Atelierpause“. In dieser Schilderung der als Heilige Familie



gekleideten Modelle, die sich in einer Pause das Bild, worauf sie selbst dargestellt werden, betrachten, lebt Etwas von dem reifen Geist Gottfrieds Keller, der in den „Sieben Legenden“, einer durch tiefsinnigen Humor und lächelnde Ironie gleichnißartig gestalteten Wunderpoesie, so vollendeten Ausdruck gefunden hat. Auch auf dem Bilde lächelt das Wunder ins Leben hinein, bespöttelt das Leben durch seine bloße Gegenwart das Wunder. Aber Keller hatte den Takt der Kürze; er zeichnete mit wenigen Strichen, was eine breite Ausmalung, wegen der Unmöglichkeit der zureichenden Motivirung, nicht verträgt. Uhde aber malte den Vorgang drei- oder viermal zu groß und gestaltete die Szene dadurch plastischer, als sie sein darf, wenn die subtile Geistigkeit nicht von der aufdringlichen Lebensnähe verschluckt werden soll. Vor all den vielen anderen Bildern, die nirgends unter eine gewisse mittlere Tüchtigkeit sinken, vergaß man nie das Metier. Nicht vor Herterichs Kind auf dem Schaukelpferd, einem Bild, worin das helle Sonnenlicht dicke Oelfarbe geblieben ist; nicht vor des virtuosen Habermann anspruchvollem Familienbild und noch weniger vor Sambergers Lenbachiaden. In den Sälen war mancher gute Gedanke zu bewundern, manche Tüchtigkeit zu loben; keins der Bilder war jedoch eigentlich nothwendig. Ein gutes Kunstwerk füllt aber stets eine Lücke und kann aus dem Leben nicht mehr hinweggedacht werden. Bilder von Ludwig Richter, die weniger gut gemalt sind als die mittelmäßigsten dieser münchener, kann man nicht vermissen; in ihnen ist Etwas, das sie werthvoller macht als alle Virtuosität. Was ist dieses Etwas?

Das Universalmittel, Kunst zu beurtheilen, ist so einfach wie schwer zu erwerben; es besteht nur in der Fähigkeit, zu entscheiden, ob ein Künstler die Wahrheit sagt oder lügt. Um diese Entscheidung treffen zu können, muß der Betrachter zuerst die eigene Natur von der Lüge reinigen, eine unablässige Selbstkritik zum Werkzeug der Erkenntniß machen. Insofern hat das Kunsturtheil mit äußerer Bildung nichts zu thun, ist Jedem erreichbar und nur darum so selten, weil sich so Wenige dieser rücksichtlosen Selbstzucht unterwerfen. Dem, der sich selbst nichts durchgehen läßt, verrathen sich alle Schliche und Finten der Künstler; denn da in jeder Seele nicht nur die gesammte Güte, sondern auch die gesammte Schlechtigkeit der Menschheit enthalten ist, da man alle Lügen und Gemeinheiten, die es giebt, in sich erst besiegen muß, wenn man sich ehrlich machen will, so erkennt man diese Lügen auch, in jeder anderen Form und Verbindung, im Schaffen der Künstler als alte Bekannte wieder. Was die unter sich so verschiedenartigen Kunstwerke von Holbein oder Ludwig Richter, von Menzel, Böcklin oder Lucas Cranach so bedeutend, schön, so historisch macht, ist nur ihre innere Wahrhaftigkeit. Es ist eine Frage für sich, welchen Grad der Künstlergeist einnimmt; hoch oder tief: Das kommt erst in zweiter Reihe. Die wahr-

haftigen Künstler machen einander nie Konkurrenz, der Kleinste wird durch das Dasein des Größten nicht in seiner Bedeutung gehindert oder beschränkt. Was den anderen Bildern, die nicht einmal schlecht zu sein brauchen, das letzte, entscheidende Interesse fernhält, ist immer eine Unwahrhaftigkeit. Bei den Münchenern zeigt sie sich darin, daß die Meisten sich über ihre eigene Geschicklichkeit, mit Oelfarben umzugehen, freuen, stolz sind — und den Stolz verrathen —, wenn ihnen ein Schein von Größe, von Tiefe, ein Schein von Empfindung gelingt. Dieses Scheinleben nimmt dem Sein, das daneben bis zu einem gewissen Grade auch immer vorhanden ist, die Kraft. Es giebt Maler, denen Virtuosität nöthig und natürlich ist. Man denke an Rubens. Von ihnen ist nicht die Rede; sie folgen einem Muß. Die Münchener aber folgen in ihrer Mehrzahl einer Gildemode, einer Konvention und lassen ihr tiefstes Menschenthum, das Jeden, wenn er ihm ganz folgt, zum Original macht, nur als Gewürz zu.

Wenn es in dieser Ausstellung bei gleichgiltiger Hochachtung blieb, so erregte die Vorführung von Bildern der berliner Sezessionisten Breyer, Philipp Klein und Leo von König bei Cassirer in mancher Hinsicht Verdruß. Diese Künstler, die den guten Durchschnitt der berliner Sezessionistenkunst repräsentiren, lassen uns für die Zukunft bangen. Daß man ein kalter Mensch, ein Künstler von erborgtem Geschmack und doch ein tüchtiger Maler sein kann, bewies in dem selben Kunstsalon der Franzose Lucien Simon. Auch er giebt nie das Letzte, aber ihn trägt die Kunstkultur seines Volkes; man kann sich seiner Arbeiten, mit gewissen Vorbehalten, freuen, die solide Tüchtigkeit einer Aktmalerei bewundern, das Bemühen um die Psyche alter Leute verfolgen und beobachten, wie ein geistreicher Mann sich der Vortheile der neuen Kunstmittel intellektuell zu bemächtigen versucht. Breyer aber, der von der Natur mehr als der Franzose mitbekommen hat, verletzt durch eine gewisse Blasirtheit des Vortrages, durch Renommage mit thatsächlich vorhandener, wenn auch ganz einseitiger Tüchtigkeit. Man darf nicht mit Forderungen, also mit Vorurtheilen vor diese Kunst hintreten, sondern hat auf sich wirken zu lassen, was man vorfindet. Wenn diese Wirkung sich aber als Verlangen nach dem Ganzen, dessen Theil diese Kunst ist, äußert, so darf man dieser Empfindung auch folgen. Man muß gelten lassen, daß Breyer nur das optische Erlebniß sucht, daß er nichts empfindet als Reize oder — was noch schlimmer wäre — Anderes nicht empfinden will, daß beseelte Menschen für ihn nur Stilleben sind; aber dann ist es mit der Freude des Künstlers, die man spürt, das optische Phänomen so richtig sehen zu können, nicht gethan; dann genügt auch nicht die Sicherheit, die ein Bild mit einer Art von überlegener Verächtlichkeit zusammenstreicht. So entsteht nicht künstlerisches Leben, sondern eine virtuos gesagte Halbwahrheit. Da Breyer nicht zu fühlen weiß,

bleibt ihm nichts übrig, als zu arrangiren; Alles ist stillebenhaft aufgebaut. Diese Malerei erinnert an Kapellmeistermusik; sie ist Dekorateurarbeit. Für die Wahrheiten, die Breyer vorträgt, haben wir nicht ihm dankbar zu sein, sondern seinen guten Vorbildern; was ihm selbst gehört, bedarf der Kultur. Sein weltmännischer Geschmack riecht noch nach dem Hohenzollernkaufhaus.

Neben solchen Leistungen wirkten die Bilder von Kurt Hermann erfreulich. Nichts kann anspruchsloser sein als seine kleinen Stilleben; und doch steckt ein Stück des neoimpressionistischen Problemes darin. Hermann ist zu seiner ersten Liebe, den Blumen und Früchten, zurückgekehrt, nachdem er sich Jahre lang um eine Technik, die alles Geistige in Form verwandeln soll, bemüht und Irrthümer nicht gescheut hat. Er ist nun zu einer gewissen Abgeschlossenheit gelangt, der man sich freuen kann, weil nichts gewollt ist, als an gutgetönten Wänden ein farbiges Feuerwerk zu entzünden, Farben im Raum vibriren, glitzern und leuchten zu lassen, einen Punkt zu schaffen, worauf sich das Licht sammelt, um dem Auge anregend zu schmeicheln. Das Erfreuliche daran ist die sich bescheidende Konsequenz, die Logik, die das eigene Vermögen disziplinirt und im kleinsten Punkte die ganze Kraft sammelt, die Beschränkung, die unablässig doch dem interessantesten Problem der neuen Malerei Möglichkeiten abzugewinnen sucht. Auch diese Kunst ist vielleicht nur dekorateurhaft; aber sie will auch nichts Anderes sein.

Erkenntniß der eigenen Grenzen und kluge Beschränkung auf das Mögliche sind gewiß nicht die höchsten Tugenden: ein zerschundener Ikarus ist mehr als ein Gesunder, der nie zu fliegen versuchte. Aber das Unvollkommene ist nur Vortheil, wenn es ernstem, uneitlem Bemühen und faustischem Drang entspringt. Wer Dinge angreift, deren Schwierigkeiten er nicht kennt, und leichtfertig nach dem höchsten Lorber greift, ist ein Dilettant. Der gerade pflegt ja oft im großen Publikum Aufsehen zu erregen und gute, gläubige Freunde zu finden, die den Lehrling zum Genie stempeln. Dieses Schauspiel haben wir wieder mit dem Bildhauer Flaum erlebt, einem von Denen, die der Stil Rodins zu Narren macht, weil sie glauben, mit einiger Phantasie ließe sich große Kunst leisten. Daß Form und Idee untrennbar sind, ahnen solche vor sich selbst posirende Dichterlinge nicht. Flüchtige Stimmungen liederlich in Thon skizzirt, symbolische Gedanken, wovon ein gescheiter Mensch täglich ein halbes Dutzend produziren kann, nothdürftig in plastische Form gebracht: Das ist die Kunst Flaums. Als ich die Sommerausstellung der Sezession hier besprach, waren moderne Leute erstaunt, weil ich die „Idee" in den Kunstwerken der meisten Sezessionisten vermißte. Sie meinten, Ideen seien Das, was Flaum uns vorführt. Für das Wort Idee, wie ich es verstehe und wie es, nach Schopenhauer, eigentlich allgemein verstanden werden sollte, kann man auch die Wörter Erkenntniß, Gefühl, Charakter, Wahr=

haftigkeit setzen: gemeint ist stets das Selbe. Man findet die Idee bei Rembrandt, bei Michelangelo und Rodin, aber auch bei Manet und Liebermann, sie ist in einer japanischen Zeichnung, in einer Bleistiftstudie Menzels, in einer Karikatur Lautrecs und in einem Ornament Van de Veldes. Einem nur gelingt es nie, sie festzuhalten: dem Unwahrhaftigen; denn er reicht uns immer statt einer Erkenntniß seine Eitelkeit und statt eines liebenden Gefühles eine Phrase der Großmannsucht, worin natürlich immer ein Theil Erkenntniß mit enthalten sein mag. Den Schlüssel zur wahren Kunst aller Zeiten und Länder giebt uns Goethes Ausruf: „So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz!" Flaums wirkliches Talent ist offenbar dekorativer, kunstgewerblicher Art. In der Skulptur „Die Wolke" ist eine gewisse schmeichelnde Form- und Linienempfindung, die einst gute Dienste leisten könnte, wo es sich um die Ausschmückung eines Theaterfoyers, um künstlerische Stuckarbeiten handelt. Dort sind solche unbestimmte Phantasien angebracht, weil die Architektur sie überlegen gängelt. Wie tüchtig man im rein Dekorativen sein kann, beweist ja der Franzose De Feure bei Keller & Reiner, der nur als Toilettenphantast und Dekorateur gelten will. Man folgt dem mondänen Spiel seiner Form- und Farbenphantasien mit reger Neugier, läßt sich von den geistreich kecken Capriccios gern verblüffen und wird nie zu höherem Anspruch verlockt.

Den höchsten Zielen strebt Slevogt zu, dessen Kollektivausstellung bei Cassirer gezeigt hat, daß wir in diesem Maler die beste und fast auch die einzige Hoffnung zu grüßen haben. Mit energischer Anstrengung ringt er nach den Dingen, die dem Deutschen von je als die in der Kunst erstrebenswerthen erschienen, ohne daß er doch den neuen Anschauunglehren auswiche. Ihm verdoppelt sich die Arbeit, da er sich als Maler und Poet zu entwickeln strebt; er ist ungefähr in der Lage Munchs, der auch das impressionistische Erlebniß poetisch zu erhöhen sucht. Nur fehlt ihm die Primitivität des Norwegers; er ist Kulturmensch und ganz ein Enkel. Ihm, dem Germanen, ist der Gedanke, die poetische Temperamentsregung das Wichtigste und er hat sich oft und lange schon mit dramatischen Stoffen auseinandergesetzt, bevor er daran ging, seine Mittel auszubilden. Die Erkenntniß, daß es nöthig ist, vom Erlebniß des Auges auszugehen, zwang den Künstler, seine Malerei auf eine ganz neue Basis zu stellen. Die erste Etape dieser dualistischen Entwickelung, deren Schwierigkeit sich nur Wenige vorzustellen vermögen, scheint nun erreicht zu sein. Was Slevogt heute besitzt, hat er sich Stück vor Stück erworben; selbst was in seiner Kunst wie Ursprünglichkeit aussieht, ist mühsam erkämpft oder befestigt; denn in dieser Natur ist weniger natürliche Fülle als Sehnsucht nach der Fülle, weniger Temperament als Wunsch und mehr genialer Instinkt als leichtflüssiges Talent. Dieser ernste Mensch scheint

das Dasein in Symbolen zu erleben, immer nach den Gründen der Erscheinungen zu fragen und darüber die naive Freude des Schauens, die dem Maler so wichtig ist, zu vergessen. In den Studien spürt man oft, was ein richtiger Ton ihn kostet. Die brutal gepatzte Malmanier ist nicht das Zeichen leichten Schaffens, sondern eher ein Beweis, daß die Bilder musivisch, Strich vor Strich, Fläche an Fläche entstanden sind. Alles ist bedacht und wieder bedacht. Dadurch kommt eine Art von geistiger Unmittelbarkeit in die Arbeit, eine Wahrheit, die scheinbar andere Ausdrucksform nicht zuläßt, aber auch eine Gedrängtheit, der es an natürlichem Fluß fehlt. Der eminente Zeichner, also der Künstler des Intellektualismus, ist dem Maler Schrittmacher. Als Maler zeigt Slevogt sich darum am Besten in den Naturstudien. Das Bildniß eines im Freien lesenden Mannes ist von erstaunlicher Kraft und Wahrheit; und der D'Andrade in Schwarz und Gelb, in dem Augenblick erfaßt, wo Don Juan von der Hand des Komthurs gepackt wird, gehört in das Museum. Das große Bild des Ritters, der sich aus den Armen der Haremsweiber löst, um in den Kampf zu eilen, ist das bedeutendste Werk seit Liebermanns Dalilabild, von dem es in der malerischen Haltung entscheidend beeinflußt wurde. Daß Liebermanns Werk so anregend gewirkt hat, erweckt die müden Hoffnungen wieder. Slevogts Bild hat nicht die imponirend ruhige Haltung eines reifen Kunstwerkes, aber es sind Qualitäten darin, die einen Großen ankünden. Mit den höchsten Erwartungen könnte man der ferneren Entwickelung Slevogts zusehen, wenn man nicht überall Etwas vermißte, das vielleicht das Architektonische genannt werden kann, die synthetische Sicherheit, die ein Kennzeichen großer Meister ist.

Ganz ohne Einschränkung gehts also auch hier nicht ab. Die ungetrübte Gemüthsruhe, die man in Cassirers Pissarro Ausstellung empfand, gewähren deutsche Arbeiten uns schon lange nicht mehr. Thoma und manchmal Trübner haben vielleicht solche Reinheit und Herzlichkeit der Empfindung wie Pissarro; auch Gleichen-Rußwurm wäre zum Vergleich heranzuziehen. Der Franzose war aber mehr Maler als diese Deutschen; er war moderner und von einer so wundervollen Natürlichkeit, daß die Malerei unserer Künstler dagegen immer mehr oder weniger künstlich und manchmal sogar etwas affektirt wirkt. Wie kann man den französischen Impressionisten noch „seelenlos“ nennen, nachdem man dieses halbe Hundert Bilder aus allen Entwickelungphasen des pariser Landschafters gesehen hat! In allen jubelt ja das Gefühl, singt die Freude an der schönen Natur; in ihnen finden wir das Glück unserer besten und frohesten Stunden ruhigen Naturgenusses wieder. Und nichts ist nur gewollt; alle Empfindung ist mit souverainer Selbstverständlichkeit in malerische Anschauung und Kunstform verwandelt. Ganz räthselhaft erscheint der Ursprung dieser Meisterschaft. Die Bilder illustriren eine Entwickelungperiode

von vierzig Jahren: und doch bemerkt man nirgends Kampf und Krampf. Die erste Phase der dunklen, wohlklingenden Farbigkeit, die auf die Fontainebleau-Schule weist, gleitet unmerklich in die hellere Periode und sogar in neoimpressionistische Versuche hinein; die endgiltige Form ergiebt sich wie ein müheloS, wenn auch langsam gefundener Schluß aus allem Vorhergegangenen. Ist diese Sicherheit, die scheinbar den Irrthum nicht kennt, die wohl die Form wandelt, des Wollens aber stets gewiß ist, eine natürliche Anlage oder sind die Kämpfe so dezent verborgen worden? Wo deutsche Künstler nach dem Besseren ringen, sieht man stets ihr krampfhaftes Bemühen; und in diesen, im besten Fall faustischen Anstrengungen stirbt die harmlose Freude. Pissarro war kein Himmelstürmer, sondern ein ruhig dahinlebender Bürger; doch die Meisterschaft, die er erreichte, muß unsere Landschafter beschämen. Und das Geheimniß, das ihm ermöglichte, diese Vollkommenheit auf beschränktem Gebiet zu erreichen? Es ist in einem Ausspruch Ruskins enthalten, der sagt: daß wir nie die Kunst wahrhaft lieben werden, wenn wir nicht noch inniger lieben, was sie abspiegelt.

Unpatriotisch? Die Schlußfolgerung für die deutsche Malerei ist schmerzlich; aber sie ist nicht abzuweisen. Hans am Ende, einer der worpsweder Maler und ein Landschafter von Ruf, hatte zugleich bei Keller & Reiner ausgestellt; gute Bilder, warm empfunden und tüchtig gemalt. Aber was wurde daraus, wenn man von Pissarro kam! Hier übersteigert der Worpsweder ein echtes Gefühl ins Theatralische, dort gerathen ihm die Anschauungweisen während des Malens durcheinander, so daß er selbst nicht mehr weiß, ob er das Stimmunghafte der Natur geben will oder das Gegenständliche, im Zwiespalt darum Beides giebt und in Halbheiten stecken bleibt. Er schaut verschiedene Theile der Landschaft in verschiedener Weise an, weil er sich nicht auf bestimmte Gefühlsweisen beschränken kann, sondern alle zugleich berücksichtigen will. So sieht man in diesen Bildern einen Abglanz des Kampfes zwischen alter und neuer Empfindungweise und dadurch erscheint das Moderne darin gewaltsam und das Unmoderne erschüttert. Der radikal moderne Pissarro aber wirkt einheitlich; in seinen Arbeiten ist fromme Einfalt.

Fehlen dem Deutschen hundert oder zweihundert Jahre künstlerischer Kultur oder liegt der Grund in Rasseneigenthümlichkeiten? Wir haben nicht einen Maler wie Pissarro; in Frankreich ist er nur einer und nicht der beste aus der großen Schule des Impressionismus. Die Franzosen scheinen berufen, dem Auge, die Deutschen, dem Ohr ein Gefühl mitzutheilen. Wir haben Schubert und Wagner, sie haben Manet und Rodin.

Friedenau. Karl Scheffler.



Luther in Worms.*)

Das Wartezimmer vor dem Rathhaussaal. Landsknechte und Bediente an der Thür des Hintergrundes. Luther steht am Fenster rechts und kehrt dem Zimmer den Rücken zu. Vor ihm ein Kamin mit dem Laokoon auf dem Mantel.

Erster Landsknecht: Der Mönch sieht nicht gefährlich aus.

Zweiter Landsknecht: Man kann ja Reliquien von ihm sammeln...

Erster Knecht: Er gleicht einem Knochensammler, der sich selbst auf Kehrichthaufen zusammengelesen hat.

Die Bedienten lachen laut.

Zweiter Knecht: Und doch trinkt er so entsetzlich ... Nach der Verbrennung der Bannbulle setzte er sich mit Schuhmachern und Schneidern zu Tisch, um zu saufen.

Erster Landsknecht: Sahst Du's?

Zweiter Landsknecht: Nein, aber ich hörte es erzählen.

Zweiter Knecht: Jetzt werden sie ihm schon das Rückgrat brechen!

Der Herold (tritt herein und geht zu den Landsknechten): Ist Dies der König der Juden?

Die Bedienten lachen.

Erster Landsknecht: Das ist der Kaiser der Kaiser!

Der Herold (zu Luther): Dreh Dich um, Mönch!

Luther bleibt unbeweglich.

Der Herold: Dreh Dich um, Mönch, damit ich sehe, ob Du Einem in die Augen sehen kannst.

Luther dreht sich um und blickt den Herold fest an.

Der Herold (verzagt): Er sieht aus wie der Teufel selbst!... Wenn der päpstliche Legat Aleander eintritt, wirfst Du Dich auf die Knie!

Luther: Nein, Das thue ich nicht.

Der Herold: Dann werden die Landsknechte Dich auf Dein Angesicht niederwerfen.

Luther: Auch Das nicht; denn ich bin mit kaiserlichem Geleit gekommen und bin vom Kaiser gerufen, nicht vom Papst.

Der Herold: Johann Hus kam auch mit Geleit nach Konstanz, aber sowohl er wie das Geleit gingen in Rauch auf. Das Geleit bekommt man aus Gnade und nicht aus Verdienst — nicht wahr? — und die Gnade — nicht wahr? — kann verwirkt werden. Glaubst Du, ich hätte Luther nicht gelesen?

Luther schweigt.

Der Herold: Weiter!

Erster Landsknecht: Hier sind Leute, die sich den Mönch ansehen wollen; dürfen sie es thun?

Der Herold: Ja, sehr gern. Sie können ihm ins Gesicht spucken, wenn sie wollen. Laß sie ein!

Das Volk kichert und zeigt mit den Fingern.

*) Aus Strindbergs neustem Drama, „Die Nachtigal von Wittenberg", das auch in schwedischer Sprache noch nicht veröffentlicht ist.

Der Herold: Tretet näher, gute Leute, und seht Euch den Bären an. Ja, so nennt er sich selbst, wenn er schreibt. So schreibt er, der Gottesmann: „Immer werdet Ihr Luther als einen Bären auf Eurem Wege und als einen Löwen auf Euren Pfaden finden. Von allen Seiten wird er über Euch stürzen und Euch keine Ruhe lassen, bis er Eure Eisenschädel zerschmettert und Eure Kupferstirnen in Staub verwandelt hat." Es ist lustig, was?

Das Volk lacht.

Zweiter Landsknecht: Der Notar des Angeklagten bittet, hereinkommen zu dürfen.

Der Herold: Schurff? Das ist ein schöner Name für einen Mönchsnotar. Laß den Bärenführer herein.

Schurff kommt herein und geht auf Luther zu. Das Volk entfernt sich.

Schurff: Nun, Martin, wo bist Du jetzt?

Luther: In der Schlangengrube. Aber wo bist Du, wo ist unsere Sache, wo ist Gott im Himmel?

Schurff: Martin, ich verlasse Dich nicht, obgleich unsere Sache zum Verzweifeln steht.

Luther: So, Du verläßest mich jetzt? Gut!

Schurff: Nein, sage ich.

Luther: Warum steht die Sache so schlecht?

Schurff: Weil der Freund der Sache, aber Dein Feind, Herzog Georg von Sachsen, alles Pulver für Dich verschossen hat!

Luther: Was ist Das?

Schurff: Nach Eröffnung des Reichstages trug Herzog Georg alle Klagen der deutschen Nation gegen Rom vor, entblößte das ganze Elend, — ja, und auf eine Art, die den Beifall der Fürsten und auch des Kaisers fand.

Luther: So! Dann bin ich überflüssig.

Schurff: Warte ein Wenig! Darauf bat der Herzog um Einberufung eines Kirchentages; der Reichstag solle eine Kommission wählen.

Luther: Was sagte er denn von mir?

Schurff: Nichts. Dein Name wurde nicht genannt.

Luther: Ausgestrichen? Was soll ich dann hier?

Schurff: Du sollst nur für Deine Lehre stehen oder widerrufen!

Luther: Widerrufen? Der Kaiser wollte mich doch hören?

Schurff: Ja, er wollte Dich widerrufen hören.

Luther: Das wird er den Teufel nicht!

Schurff: Martin!

Luther: Und wenn ich nicht widerrufe?

Schurff schweigt.

Luther: Dann werde ich das Sühneofer. Gut! Nun ist die Sache klar und ich liebe Klarheit und Ordnung in allen Dingen. Wenn ich Etwas besäße, würden wir jetzt das Testament machen und dann nach einer Leichenwäscherin schicken.

Schurff: Martin! Verlaß unsere große Sache nicht . . .

Luther: Wenn Gott sie verläßt, ist sie zum Teufel und dann gehe ich mit dem Kopf voran ins Feuer hinein. Warum soll ich ihn vertheidigen, wenn er mich nicht vertheidigen will?

Schurff: Martin! Du fällst bei der ersten Prüfung! Es ist ja nur eine Prüfung!

Luther: Wie soll ich Das wissen? Ich fasse es als eine Mahnung auf, zurückzuweichen. Sagt Gott: Vor, Martin, so gehe ich vor. Sagt er: Kusch, so kusche ich. Auf Winkelzüge und eitle Liebäugelei verstehe ich mich nicht.

Schurff: Wie Du redest! Du verdientest wirklich, als Lästerer verbrannt zu werden, wenn nicht als Ketzer!

Luther: Weiche von mir, Apostel des Satans!

Schurff: Still! . . . Ich gehe jetzt direkt an den Notartisch. Da hast Du mich. Aber merke Dir Eins: beim Reichstag heißt es nicht mehr: Luther oder der Papst, sondern: Deutschland oder Rom! Und die Losung des Tages ist: Hie Waibling, hie Welf! Das zehrt an Deinem Hochmuth, Luther; aber Dein Hochmuth muß auch einmal beschnitten werden!

Luther: Du schwatzest! Was wäre Luther ohne seinen Hochmuth?

Schurff: Ja, was wäre er? Du hast Recht! Sei, wie Du bist: Du bist gut so! (Nickt und geht nach links.)

Der Herold: Der päpstliche Legat Aleander! .

Aleander (geht auf Luther zu und mustert ihn mit dem Nasenglas): Das ist der Gott Luther!

Luther: Und Das ist der Teufel Aleander!

Aleander (verliert das Nasenglas, das er aufnimmt. Darauf zum Herold): Habt Ihr einen Maulkorb?

Luther: Nein, aber Hundepeitschen haben wir. Und wir haben, was besser ist, wir haben die heiligen Worte des Herrn, unverfälscht durch Dekretalen und Corpus juris; wir haben gesunde Vernunft und Rechtsgefühl; wir haben Gott im Herzen und ein reines Gewissen. Was habt Ihr? Vergebung der Sünden für zehn Dukaten! Jetzt pfeife ich Euch!

Aleander: Martin Luther! Du bist im Irrthum, wenn Du mich wie einen Feind behandelst.

Luther: Der Teufel selbst mag Euch zum Freund haben!

Aleander: Du weißt vielleicht nicht, daß ich es war, der abrieth, Dich hierher zu berufen

Luther: Ja, Ihr waret bang vor mir.

Aleander: Ja, ich war bang, daß Du unsere, der Christenheit gemeinsame Sache verderben würdest, die Sache der umzuwandelnden Kirche.

Luther: Man höre! Haben wir Beide etwas Gemeinsames?

Aleander: Warum hilfst Du uns nicht? Auf eine Art, versteht sich, daß wir zusammen wirken könnten?

Luther: Soll ich Euch helfen?

Aleander: Haben wir nicht den selben Geist?

Luther: Ich haue Euren Geist aufs Maul!

Aleander: Du beißest, wenn man Dich streichelt!

Luther: Ich mag keine Liebkosung von Flußpferden und Brillenschlangen; ich bin Sachse aus Eisenträgergeschlecht und nicht gewohnt, mit Handschuhen anzufassen. Verliert nicht hohle Worte an mich; ich fasse eingeselfte Stangen

und falsche Freunde nicht an, und wenn man mich auf die Backe klopft, so beiße ich. Wir sind Feinde: jetzt wißt Ihrs!

Aleander: Jetzt glaube ichs. Und jetzt wirst Du erfahren, was es bedeutet. (Geht nach links; dreht sich dann aber um.) Darf ich Dir meinen Beichtvater schicken?

Luther: Wozu denn?

Aleander: Falls Du einen letzten Willen aussprechen möchtest. Und falls Du Dein Gewissen erleichtern willst, ehe Du vor Deinen Richter trittst, den Richter, der Lebende und Tote richtet.

Luther (in Angst): Ist Das ein Todesurtheil?

Aleander: nickt „Ja“ und geht.

Luther: Es cadaver!

Amsdorff (hastig herein; auf Luther zu): Martin, Deine Sache ist verloren; aber es giebt eine Rettung!

Luther: Was ist Das?

Amsdorff: Sickingen und Hutten haben Landsknechte gesammelt.

Luther: Ich bin einmal geflohen, fliehe aber nie mehr. Nie!

Amsdorff: Der Scheiterhaufe wartet auf Dich!

Luther: Meinetwegen denn der Scheiterhaufe.

Amsdorff: Bedenke, was Du thust!

Luther: Fort, Versucher! Ich sehne mich nicht nach dem Tode; doch muß ich sterben, so befehle ich meinen Geist in Deine Hände, Jesus Christus, Erlöser der Welt! Amen!

Amsdorff: Amen! ... Der Kaiser kommt!

Der Herold stößt mit dem Stab auf den Boden; die Landsknechte richten sich auf; die Hinterg undthüren werden geöffnet. Der Kaiser und der Kurfürst kommen.

Der Kaiser sieht Luther nicht an; bleibt aber stehen und flüstert dem Kurfürsten Etwas zu.

Der Kurfürst (tritt an Luther heran): Unser allergnädigster Kaiser und Herr läßt Dich nur fragen, ob das Gerücht wahr gesprochen, als es sagte, Du habest widerrufen? Hast Du widerrufen?

Luther (fest): Nein!

Der Kurfürst: Gedenkst Du, zu widerrufen?

Luther (donnernd): Nein!

Der Kaiser geht nach lins hinein, ohne Luther angesehen zu haben und ohne auf den Kurfürsten zu warten.

Der Kurfürst drückt Luther mit bedeutsamer Miene die Hand und flüstert ihm lächelnd Etwas ins Ohr. Dann geht er auf die linke Thür zu, wirft einen Blick in den Rathhaussaal, dreht sich um und winkt Luther, zu kommen. Aus dem Saal sind Kaiserfanfaren zu hören.

Luther geht festen Schrittes auf den Rathhaussaal zu.

Stockholm. August Strindberg



Selbstanzeigen.

Bi mi tau Hus. Schlußband. Otto Lenz, Leipzig.

Dem vor Jahresfrist erschienenen ersten schließt sich der zweite Band eng an. Alles, was in die Volks- und Alterthumskunde schlägt, habe ich darin berücksichtigt. Allerlei abergläubige Gebräuche, Bann- und Zauberformeln, Lieder und Kinderspiele zeichnete ich wörtlich und frisch aus dem Volksmunde auf und ein reicher Sagenkranz soll dem Leser zeigen, daß nur ein kleiner Theil unseres Sagen- und Märchenschatzes bekannt und noch viel verborgenes Gold zu heben ist. Dem Abschnitt über unsere letzten noch vorkommenden Volkstrachten sind mehrere Trachtenbilder beigefügt. Einige Lieder reizten wegen ihrer interessanten Abweichungen von dem gewöhnlichen Texte zur Veröffentlichung. Ich habe mich in den beiden Bänden bemüht, die gute, alte pommersche Sitte und Art zur Geltung und zu Ehren zu bringen, so daß nicht nur jeder Pommer und Jeder, der unsere Heimathprovinz kennen und lieben gelernt hat, sondern besonders auch der Sprachforscher und der Freund der Volkskunde in diesem Werk Vieles finden dürfte, was ihm neue Anregung bietet.

Friedenau. Margarete Nerese-Wietholtz.

❦

Geschichte der Antialkoholbestrebungen. Von J. Bergman. Aus dem Schwedischen übersetzt, neu bearbeitet und herausgegeben von R. Kraut. Hamburg, Gebr. Lüdeking. Preis 7,20 Mark.

Eine historische Gesammtdarstellung der alkoholgegnerischen Bestrebungen von denen die meisten Kulturländer wenigstens Spuren aufzuweisen haben, gab es bisher in der deutschen Literatur nicht; englische und skandinavische Werke dieser Art bildeten die einzige Quelle. Unter diesen kulturhistorischen Arbeiten nimmt die „Nykterhetsrörelsens världshistoria" des stockholmer Professors Dr. J. Bergman die erste Stelle ein. Das Buch ist reichhaltig, stützt sich in allen Theilen auf ernste wissenschaftliche Forschung und trägt dabei doch einen populären Wesenszug. Bald nach dem Erscheinen des Werkes (1900) entschloß sich Bergman, auch Ausgaben in dänischer, englischer und deutscher Sprache vorzubereiten. Die deutsche Ausgabe, deren erster Theil schon im Oktober des vorigen Jahres erschien, liegt jetzt vollständig vor; sie weicht in vielen Stücken allerdings von dem Original sehr ab. Nur die Hälfte des Buches kann man als eigentliche Uebersetzung gelten lassen; die übrigen Abschnitte mußte ich ganz umgestalten oder durch neue ersetzen. Das Interesse für die Alkoholfrage ist auch in Deutschland erwacht und ich glaube deshalb, daß dieser Blick auf die alkoholgegnerischen Bestrebungen aller Kulturländer, von den ältesten Tagen bis auf die Gegenwart, nicht unwillkommen sein wird.

Hamburg. Dr. R. Kraut.

❦

Alkohol und Verkehrswesen. H. Hildebrandts Buchhandlung in Stolp i./P. 20 Pfennige.

Neuere wissenschaftliche Forschungen lassen im Verein mit den Erfahrungen des täglichen Lebens keinen Zweifel darüber, daß der dauernde Genuß alkoho-

lischer Getränke, wie er nicht nur in Deutschland allgemein üblich ist, sehr schädlich wirkt. Schon geringe Mengen alkoholischer Getränke, die nach der landläufigen Meinung nicht nur unschädlich, sondern sogar nützlich und zuträglich sind, beeinträchtigen die feineren Funktionen unseres Nerven- und Gehirnapparates nachhaltig. Da leuchtet denn ohne Weiteres ein, daß diese nachtheilige Wirkung in den verschiedenen Dienstzweigen der Verkehrsanstalten, ganz besonders der Eisenbahnen, unter Umständen die allerschlimmsten Folgen haben kann. Das beweist, als ein Beispiel, der kürzlich vor dem Landgericht in Zwickau verhandelte Eisenbahnunfall bei Rothenkirchen, der durch zu schnelles Fahren des angetrunkenen — nicht betrunkenen — Lokomotivführers herbeigeführt wurde und bei dem drei Menschen getötet und über hundert mehr oder minder schwer verletzt wurden. Wenn irgendwo, ist deshalb innerhalb der Verkehrsanstalten die Bekämpfung unserer vielfach einem förmlichen Trinkzwang gleichkommenden Trinksitten dringend nöthig. Die weitaus wirksamste Waffe zu diesem schwierigen Kampf ist die völlige Enthaltung von Alkohol. Das näher darzulegen und zu begründen, war der Zweck des von mir dem Ersten Deutschen Abstinententag in Berlin gehaltenen Vortrages, der jetzt, mit einem Anhang: „Die Wirkung geringer Alkoholmengen auf die Gehirnthätigkeit", in zweiter Auflage vorliegt.

Marburg a./L. **Otto de Terra.**

❖

Hans Pfitzners „Rose vom Liebesgarten". Eine Streitschrift. München, C. A. Seyfried & Co. 1904. 25 Pfennige.

Am einundzwanzigsten Februar wurde im münchener Hoftheater Hans Pfitzners Oper „Die Rose vom Liebesgarten" zum ersten Male aufgeführt. Die Art, wie ein Theil der Kritik dieser Meisterschöpfung begegnen zu müssen glaubte, erinnerte in ihrem Ton wie in ihren Argumenten sehr an all die Thorheiten, die man einst gegen Richard Wagner vorgebracht hatte, und es mußte einem Verehrer Pfitzners verlockend erscheinen, diesen belehrenden Parallelismus an einem typischen Beispiel zu beleuchten. Was der Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung jetzt über Pfitzner sagte, wurde Dem gegenübergestellt, was seine Vorgänger an der selben Stelle vor vierzig und fünfzig Jahren über den Schöpfer des „Tristan" und „Lohengrin" geschrieben und geweissagt hatten. Dabei ergab sich eine allerliebste Aehnlichkeit. Der Polemik ließ ich ein Bekenntniß folgen: den Ausdruck der Ueberzeugung, daß Hans Pfitzner der einzige geniale Musiker ist, der uns heute lebt.

München. **Rudolf Louis.**

❖

Schorlemorle. Studentengedichte. Leipzig, C. Wigand.

Der erste Titel wegen eines Kunterbunts in Stoff und Form; der zweite weniger aus inhaltlichen als aus zeitlichen Gründen. Jena; wenig Geld; einige Freunde; viele Cigaretten; viele Bücher, meist alte, verschollene französische; eine kleine Bude nach hinten, mit Aussicht auf Gärten und den Landgrafenberg; Triboulet, mein brauner, langhaariger, sehr schöner und kluger Hühnerhund; ein Haß auf große Worte und Ideale; vorübergehend verliebt: so ist das Klima, in dem die meisten dieser Gedichte gewachsen sind.

Bremen. Dr. **Konrad Weichberger.**

❖

Im Geist Fechners.

Der alte Ibsen folgte einmal lautlos der Probe eines seiner Stücke vom ersten bis zum letzten Akt. Als er gehen wollte, trat ihm der Regisseur entgegen: „Nun, was meinen Sie?" Ibsen: „Es war mir sehr interessant, dieses Stück kennen zu lernen. Wer hat es eigentlich geschrieben?" Ich bin kein alter Ibsen; und Herr Kurd Laßwitz ist Professor. Und doch wollte mir die kleine Geschichte nicht aus dem Kopf, als ich im vorigen Hefte der „Zukunft" las, was Kurd Laßwitz von „verirrter Naturforschung" zu sagen hatte. Wer war dieser in die Naturforschung, die Dichtung, die Philosophie verirrte Willy Pastor eigentlich, der da gespielt wurde? Ein Verächter aller Naturwissenschaft, der in dem frommen Glauben lebt, daß zum Verständniß der Entwickelungsgeschichte ein seliges inneres Schauen genüge. Merkwürdiger Kerl. Aber was hatte er außer dem Namen mit mir gemeinsam? Doch die Sache ist zu ernst für einen Scherz. Handelte sichs nur um meine Person, ich würde mit dem größten Vergnügen stiller Zuhörer bleiben, wie ich bisher noch jeder Kritik gegenüber geschwiegen habe. Aber hier gehts es um eine Sache. Kurd Laßwitz glaubt ohne Zweifel, diese Sache, die Fechner als Letzter repräsentirte, gut zu vertreten; er glaubt eben so überzeugt (Das will ich rückhaltlos annehmen), daß ich dieser Sache schade. Ich glaube das Gegentheil: und deshalb darf ich nicht schweigen.

Ich gehe von der Stimmung aus, die über Laßwitzens Artikel liegt, von dem Gesammturtheil, das er sich von mir und meiner Arbeit gebildet zu haben scheint. Und da sind, glaube ich, zwei Sätze des Verlagsprospektes für Laßwitz von vorn herein bestimmend gewesen. Sie lauten: „Pastor versucht, in Durchführung der Gedankenwelt Fechners das Räthsel von der Entstehung des organischen Lebens zu lösen"; und: „Die Weltanschauung des Gnostizismus, die zum Verstehen des Kosmos von der inneren Erfahrung ausgeht, kommt ... hier zum Durchbruch." Den ersten Satz hat Laßwitz ausdrücklich angeführt, den zweiten nicht; aber an allen wesentlichen Stellen der Kritik kehren seine Wendungen wieder und sie müssen für Laßwitz ein Stimulans gewesen sein, das ihn immer wieder scharf machte. Zu seiner Beruhigung kann ich ihm auf mein Wort erklären, daß ich mit der Herstellung dieses Prospektes auch nicht das Allergeringste zu thun hatte, daß dieser Prospekt mir und meinen Kritikern zur selben Zeit bekannt wurde. Und was die Gnostiker, die alten wie die neuen, anlangt: ich kenne beide Sorten gleich oberflächlich. Ich habe mich in die neueren vertiefen wollen, aber das Wesenlose, Unsinnliche ihrer Gedanken und also auch ihres Stiles war für mich Morphium. Reine Begriffsphilosophie, verehrtester Herr Professor, vermochte mich nie zu fesseln.

Nun zum Besonderen. Von den zwölf Kapiteln meines Buches behandeln zehn geologische und paläontologische Dinge. Laßwitz urtheilt: „Die geologischen und paläontologischen Thatsachen werden mit großer Willkür behandelt; doch muß ich hier den Geologen die Kritik im Einzelnen überlassen". Das ist sehr gütig; nur will es meinem unwissenschaftlichen Verstand nicht eingehen, weshalb er dann nicht überhaupt die Kritik über dies Buch den Geologen überließ. Doch er meint: „Die Anführungen aus Physik und Chemie reichen schon aus, um zu zeigen, wie vollkommen werthlos die Grundlagen sind, auf denen der Verfasser baut."

Auf Dreierlei wird hingewiesen. Ich habe gesagt, die Behauptung einer unermeßlichen Weltallkälte sei wissenschaftlich nicht erwiesen. Darauf Laßwitz: „Sollte der Verfasser wirklich nicht wissen, daß es theoretische Beziehungen zwischen Druck, Volumen und Temperatur der Gase, daß es eine Thermodynamik giebt?" Mir ist aber gar nicht eingefallen, die Temperatur der irdischen Atmosphäre der des Weltalls gleichzusetzen. Nur die phantastischen Differenzen hatte ich geleugnet und vor allen Dingen die Möglichkeit, daß die kühlere Außentemperatur am Bilde der Erde irgend modellirt habe. Auch die uns umgebende Luft ist kühler als unser Körper. Es fällt aber keinem Menschen ein, zu folgern, die Runzeln eines alternden Körpers seien von der Kälte der uns umgebenden Luft eingegraben. Warum übergeht übrigens Laßwitz so behutsam meine Sätze über die behauptete Hitze des Erdinnern, wenn beide Behauptungen und Gegenbehauptungen doch in so innigem Zusammenhang stehen?

Zweitens: Als ich davon sprach, daß die Pflanzen ihren Kohlenstoff nicht dem Kohlensäuregehalt der Luft entnehmen, habe ich Strindberg citirt; trotzdem ich wußte, daß mir die Nennung dieses Namens bei so ziemlich allen Gelehrten schaden würde. Daß man aber auch die Sache so darstellen könnte, wie es Laßwitz beliebt, wußte ich nicht. Strindbergs gelegentliche Wendung „Ich will mich nicht in Ziffern bewegen" wird mit Behagen wiederholt. Strindberg hat zwar vorher und nachher Zahlen genannt, hat eine genaue Rechnung gegeben, die in meinem Buch wiederholt ist. Laßwitz behauptet, er habe es nicht gethan, um dann ein statistisches Exempel um so wirksamer vorzutragen. Die neue Rechnung aber ist als Antikritik werthlos, so lange sie nicht Strindbergs Angaben widerlegt.

Drittens soll ich unkontrolirbare Angaben gemacht haben, wo ich von Schroen und seinen Arbeiten spreche. „Jedenfalls ist es eine seltsame Methode, Gewährsmänner anzuführen, deren Arbeiten man nicht nachprüfen kann." Mit Verlaub: die Arbeiten sind veröffentlicht und nachzuprüfen. Sie sind so bekannt, daß sogar die Tageszeitungen (ich nenne die Tägliche Rundschau und die Kölnische Zeitung) Stellung dazu nahmen. In der „Zukunft" hat Eduard von Hartmann ausführlich darüber gesprochen.

Endlich ein genereller Einwand. Er behandelt meine Polemik gegen das Gesetz vom Kampf ums Dasein. Das war freilich ein Hauptpunkt. War ich hier zu widerlegen, war gegen das höhere Gesetz der organischen Anpassung Triftiges vorzubringen, dann verlor mein Buch seinen besten wissenschaftlichen Werth. Nun: Laßwitz konnte nicht widerlegen. Aber was thut er? „Es macht einen unerfreulichen Eindruck, wenn sich Pastor immer gegen den Kampf ums Dasein empört. Dieser Ausdruck ist freilich nicht glücklich gewählt; er ist auch nur ein Bild." Das ist ein Bischen stark. Fehlt in der Ausgabe von Darwins „Entstehung der Arten", die Laßwitz besitzt, das dritte und vierte Kapitel? Ist es nur überkommene Fabel, daß Darwin die Malthuslehre mit vollem Bewußtsein und unter ausdrücklicher Versicherung auf die Artengeschichte übertrug?

Das sind die einzelnen Punkte. „War es so schmählich, was ich verbrach?" Aber die einzelnen Punkte sind diesmal nicht das Wesentliche. Kurd Laßwitz hat etwas Allgemeines, Prinzipielles wider mich. Gegen Schluß seines Artikels zeigt es sich unverhüllt: „Die Aufgabe der Naturwissenschaft ist, dieses Gesetz



der Wechselwirkung in seinen durch die Bedingungen der Einzelsysteme bestimmten Farmen zu ergründen. Die Aufgabe der Metaphysik ist, in der Einheit dieser Gesetze eine Idee zu finden. Aber diese Aufgaben darf man nicht unter einander werfen. Man kann Metaphysik treiben, ja, man kann sagar Gedankendichtungen versuchen und Märchen vom Erdenthier erzählen. Aber man muß wissen, was man thut." Hier ist eine Aussprache nöthig zwischen Leuten, die, Jeder auf seine Art, im Geist Fechners weiterarbeiten möchten. Laßwitz beschuldigt mich der Misalogie. Ich muß ihm den Vorwurf zurückgeben; nur leite ich das Wort Misalagie diesmal nicht aus dem Griechischen ab, sondern van Fechners früherem Decknamen Dr. Mises. Was Laßwitz hier sa schön pastulirt: entweder Dichtung und Phantastik aber Wissenschaft, aber nicht Beides zusammen: Das hat auch Fechner einmal als Narm angenammen. Und zwar so scharf, daß er für die zweifache geistige Buchung zwei Namen anwandte. Als Dr. Mises war er phantastisch, als Dr. Fechner war er wissenschaftlich. Das Fatale ist blos, daß nur der junge, noch unfertige Fechner an einem salchen Dualismus der geistigen Arbeit litt. Der reife Philosaph kam darüber hinaus. „Nanna" ist nicht van Mises, sandern van Fechner gezeichnet. Heißt es nun, im Geist Fechners arbeiten, wenn man den alten Dualismus wieder einführt, ja, ihn verschärft? Die Folgen mögen es lehren. Dem Farscher Laßwitz scheint bei seiner Arbeitmethade der ganze Gegensatz zwischen mechanischer und organischer Weltanschauung nicht viel mehr als blaßer Wortstreit. Und während sanft bei den Dichtern selbst das Leblase noch beseelt erscheint, mechanisirt der Dichter Laßwitz auch noch seine Menschen. Ein Jules Verne, der mit stärkeren Kenntnissen und schwächerer Gestaltungskraft arbeitet, — nein: Das scheint mir wirklich nicht im Geiste Fechners.

Wilmersdarf. Willy Pastar.

Richthofen-Goldberger.

Freiherr van Rheinbaben lud neulich Herrn Jakob Schiff, den ersten Partner der new-yorker Bankfirma Kuhn, Laeb & Co., zu Tisch. Um den fremden Herrn besanders zu ehren, waren auch hohe Staatsbeamte, darunter der preußische Handelsminister, und bekannte Vertreter der berliner Finanz eingeladen und das Luncheon wurde fast zum Ereigniß, sallte jedenfalls mehr sein als ein Zeichen konventioneller Artigkeit. Der Finanzminister war, als er im varigen Jahr mit Geheimrath Lueg und Kammerzienrath Böker in Amerika weilte, der Gast des Herrn Schiff gewesen und mußte die empfangene Gastfreundschaft erwidern. Und seit der var vier Jahren durchgeführten Finanzaperatian, die 80 Millianen Mark deutscher Reichsschatzscheine in Amerika unterbrachte — einer Maßregel, über deren Rathsamkeit man verschiedener Meinung sein, deren grundsätzliche Bedeutung jedach kein Mensch bestreiten kann —, gehören die Chefs der Firma Kuhn, Loeb & Ca. zu den Leuten, die beanspruchen dürfen, van den Spitzen der deutschen Finanz- und Handelsämter kollegial behandelt zu werden. Man muß ihnen auch zugestehen, daß sie, im Gegensatz zu manchen anderen Größen des Yankee-

landes, ihre kaufmännische Ehre so rein erhalten haben, daß selbst die rücksichtsloseste Konkurrenz ihnen kein Fleckchen nachzuweisen vermag. Keine faule Gründung, keine morganatische Anwandlung von der Art, wie sie in der Enquete über die Entstehung des Ozeantrusts und bei anderen Gelegenheiten ans Licht kam. Jakob Schiff: bei diesem Namen denkt ein preußischer Beamter wohl eher an Frankfurt als an das Sternenbanner und an Washington. Doch der Zug der Zeit ist schließlich stärker als die Ideenassoziationen preußischer Bureaukraten. Das empfanden auch die Herren von Rheinbaben und Moeller; und darum gewährten sie Herrn Schiff alle Ehren, die sie zu vergeben haben. Das Tischgespräch ist gewiß schnell in Fluß gekommen. Herr Schiff ist ein wichtiger Faktor im amerikanischen Wirthschaftleben, das, nachdem kurze Zeit den ostasiatischen Dingen et quibusdam aliis das Feld geräumt war, wieder im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses steht. Die Tage von Saint Louis nahen; und mag man gegen den Reiz der Weltausstellungen nachgerade noch so abgestumpft sein: diesmal ist die Sache immerhin der Rede werth. Auf dem World's Fair in Saint Louis werden die Vereinigten Staaten sich den Völkerschaaren des Erdballes zum ersten Mal in der neuen Gestalt zeigen, die bisher nur Geheimrath Goldberger in seinem Buch über „Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten" mit sicherer Hand zu zeichnen verstand. Mancher hat über den Titel des Buches gelächelt, ungläubig den Kopf geschüttelt und die Unbegrenztheit der amerikanischen Möglichkeiten bezweifelt, weil der new-yorker Aktienmarkt von argen Stürmen heimgesucht ward und ausspie, was er in Jahren üppiger Schmäuse zu hastig verschlungen hatte. Allmählich aber ist die Ironie verstummt, die den rasch für den Büchmann reif gewordenen Titel empfangen hatte. Der Katzenjammer von Wall Street hat Amerika nicht zu Grunde gerichtet. Das Land ist wieder gesund und begrüßt seine Gäste nicht als ein sterbender König, der noch in letzter Stunde all seine schwindende Macht erstrahlen läßt, sondern in Jugendfrische und strotzender Kraft. Da erkennt man wirklich unbegrenzte Möglichkeiten, — nicht die der amerikanischen Nagelpflege, deren Lob Herr Dr. Salomonsohn sang, als er von seiner Ozeanfahrt heimkam, sondern die Wirkung der Riesenschätze des Bodens und der Volkskraft, die Goldberger unserem Auge gezeigt hat. Als in Chicago Weltausstellung war, ahnte noch Niemand, welche rasche Entwickelung die Vereinigten Staaten in den nächsten Jahren erleben würden. Nicht die politische: denn der Imperialismus der Mac Kinley und Roosevelt, der nach Havana, Manila und Panama führte, war kaum erdacht. Nicht die monetäre: denn ein Amerika ohne Silberfrage, wie es heute ist, schien damals undenkbar. Und noch weniger war die industrielle Entwickelung des Landes vorauszusehen. „Trust" war ein Schreckwort, hinter dem sich Schwindel und Ausbeutung der schlimmsten Art verbarg. Kein anständiger Mensch nahm das Wort in den Mund, ohne den Begriff zu verdammen. Wer zu sagen gewagt hätte, die Idee des Trust sichere zwar nicht gegen Auswüchse — welches Menschenwerk ist vollkommen? —, schaffe aber die bis auf Weiteres beste Grundlage für das Gedeihen des Großbetriebes, wäre verhöhnt worden. Und nun haben gerade die Trusts eine Blüthezeit industriellen Lebens herbeigeführt, die alles Erwarten übertrifft. Deutschland war genöthigt, das System zu importiren, nicht etwa nur, um mit der neuen Waffe Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sondern in der Erkenntniß, daß die Trusts dem Volkswohlstand eben so nützlich sind wie die Kartoffel, die man ja auch übers Meer importiren mußte.

In dem neuen Amerika fand sich zunächst kaum Einer zurecht. Die alten Schilderungen halfen da nicht vorwärts; nicht einmal die Ziffern stimmten mehr und von den Gliederungen des Organismus, von den großen Strömungen des wirthschaftlichen Lebens wußte der Deutsche recht wenig. Mancher Mächtige muß mit einiger Beschämung Goldbergers Buch gelesen haben, das ihn lehrte, wie grundfalsche Vorstellungen er bisher im Kopf gehabt hatte; falsche Vorstellungen sogar von Amerikas Antheil an der Weltproduktion, der sich gerade in den allerletzten Jahren, wider Erwarten des alten Kontinentes, völlig geändert hat.

Der preußische Finanzminister hat Herrn Schiff gewiß von dem Bericht erzählt, den er als Frucht seiner Reise dem Kaiser vorgelegt hat. Den Gast bindet die Pflicht der Diskretion und wir können nur hoffen, daß der Minister selbst sich endlich zur Veröffentlichung dieses Berichtes bequemen wird. Er war zwar als „Privatmann" drüben, hat aber mit dem Amtscharakter ja nicht den Verstand in der Heimath zurückgelassen; und wir möchten gern wissen, was er beobachtet und seinem König empfohlen hat. Erst neulich wieder, als im Reichstag über die Frage verhandelt wurde, wie bessere Informationen über den ausländischen Handel zu erreichen seien, mußte man bedauern, daß der Leiter der preußischen Finanzen seine amerikanischen Erfahrungen noch immer für sich behält. Die Auffassung, die der Staatssekretär Freiherr von Richthofen vertrat, wird bei intelligenten Kaufleuten nicht viel Lob ernten. Der Herr des Auswärtigen Amtes stimmte recht lau dem Antrag des Abgeordneten Münch-Ferber zu, wonach den deutschen Konsulaten an wichtigen Plätzen zur Unterstützung in wirthschaftlichen Angelegenheiten ein aus ansässigen deutschen Kaufleuten zu bildender Beirath angegliedert werden soll. Früher hatte Herr Münch-Ferber den Vorschlag gemacht, den Konsuln deutsche Handelskammern beizuordnen. Nein, sagt Herr von Richthofen: Das geht nicht, wir dürfen nicht mehr die Hand dazu bieten, im Auslande deutsche Körperschaften entstehen zu lassen, die sich mit dem Schein amtlicher Organe umgeben und uns vielleicht noch in völkerrechtliche Schwierigkeiten verwickeln. Wie zimperlich! In Berlin haben wir eine amerikanische Handelskammer, die, ohne jede völkerrechtliche Gefahr, recht nützlich wirken soll. Wenns durchaus sein muß, sagt der Staatssekretär, wollen wir Beiräthe bewilligen; aber er verspricht sich wenig davon, denn er ist von der Unübertrefflichkeit der deutschen Konsularberichterstattung über kommerzielle und industrielle Angelegenheiten felsenfest überzeugt. Dabei beruft er sich primo loco auf das Urtheil der pariser Zeitung L'Aurore, die Manchem als Dreyfusorgan, Keinem aber bisher in volkswirthschaftlichen Dingen kompetent war. Ich kann deutsche Handelskammern fürs Ausland nicht empfehlen; freilich sehe ich nicht ein Verbrechen, sondern die Erfüllung einer Pflicht darin, daß sie — der Staatssekretär warf es in beleidigtem Ton der deutschen Kammer in Brüssel vor — in ihren Berichten, wenns ihnen nöthig scheint, über den deutschen Konsul des Ortes Beschwerden vorbringen. Ich empfehle solche Kammern nicht, weil die Gefahr besteht, daß sie nur den Interessen der zufällig ansässigen, nicht den ungleich wichtigeren der in der Heimath lebenden Deutschen dienen und daß sich Leute hineindrängen, denen es weniger um die Sache als um die Möglichkeit zu thun ist, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Weg einen Orden oder Titel zu erhaschen. Der Einwand aber, daß ansässige Deutsche doch nur ihre eigenen Inter-

essen vertreten werden, wenn man sie um ein Gutachten ersucht, trifft auch auf die Beiräthe zu, die Herr von Richthofen gewähren will, um Herrn Münch-Ferber und den Nationalliberalen gefällig zu sein.

Auch bei dieser Frage handelt sichs in erster Linie wieder um Amerika. Denn gerade aus dem Lande, aus dem die Hauptmacher der Industrie und des Handels sich auf eigene Kosten stets werthvolle Informationen holen, sollte durch staatliche Vermittelung auch den Schwächeren mit größter Promptheit und Zuverlässigkeit Material beschafft werden. Und auch da hat, glaube ich, Herr Goldberger das Richtige gefunden, als er „wirthschaftliche Abtheilungen" empfahl. Er sagt: „Wir müssen auf dem Gebiete der wirthschaftlichen Interessenvertretung des Reiches im Ausland neue Formen finden und sie mit einem Inhalt füllen, dem frisches Leben entsprießt. Am Besten wäre es, unabhängig von der Thätigkeit des Konsulardienstes, ‚wirthschaftliche Abtheilungen' — ohne Ansehung der Kosten, die sich reichlich bezahlt machen würden — zu organisiren und mit Männern der kommerziellen und industriellen Praxis, erforderlichen Falles auch mit erprobten Volkswirthschaftlern auszurüsten. Diese wirthschaftlichen Abtheilungen, die an die wichtigen Plätze zu entsenden wären, müßten, in geziemender Fühlung mit den maßgebenden Männern des fremdländischen Gewerbefleißes — in den Vereinigten Staaten würde man überall freundliches Entgegenkommen finden —, bemüht sein, alle ökonomischen Vorgänge und alle technischen Neueinrichtungen gründlich zu prüfen. Sie hätten in ständigem Kontakt mit den jeweiligen Bedingungen und Bedürfnissen unserer heimischen Produktion und unseres heimischen Handels zu arbeiten und zu berichten. Das Alles in engem Zusammenhang mit einem zuverlässigen Nachrichtendienst und an eine Centralstelle geleitet, die das Material sichtet und das Geeignete möglichst schnell an die Gesammtheit der von Fall zu Fall in Frage kommenden Erwerbsgruppen weitergiebt." Nur so wären nützliche, nicht verspätete Informationen zu erreichen. Will man diesen Weg nicht beschreiten, dann mag man den Gedanken an eine brauchbare Reform fahren lassen. Ich weiß nicht, warum das Reich sich für die graue Theorie Münch-Richthofen entschließen soll, die nur zu unnützen Geldausgaben führt, während Goldbergers Vorschlag die Quintessenz der Wahrnehmungen bietet, die ein kluger Mann von der besten Beobachtungstätte mitgebracht hat. Das Buch über das Land der unbegrenzten Möglichkeiten zeigt uns von der ersten bis zur letzten Zeile einen geschäftskundigen Mann, der die Verhältnisse und Bedürfnisse der deutschen Industrie, Finanz und Kaufmannschaft genau kennt, in Amerika mit allen möglichen Ständen, Schichten und Persönlichkeiten — vom Präsidenten Roosevelt bis zu Gompertz, dem populärsten Arbeiterführer — in nahe Berührung kam und die wirthschaftlichen Gebilde und Existenzbedingungen der Union eben so scharf wie nüchtern beobachtet hat, nicht durch die Brille, die eine winzige Minderheit ihm aufzwang, sondern mit weitem Blick über das ganze Gebiet amerikanischer Wirthschaft. Was aus solchen Studien und Eindrücken abstrahirt wurde, verdient jedenfalls Beachtung und sollte auch von Staatssekretären nicht gering geschätzt werden, trotzdem es von einem Manne stammt, der auf der Leiter staatlicher Würden im lieben Preußen nicht einmal die erste Sprosse erklettert hat.

Dis.

Theater.

Vor acht Tagen vergaß ich, zu sagen, wie richtig mir der Gedanke scheint, der in der „Doppelgänger-Komoedie" des Herrn Adolf Paul aus der Schellenkappe blinzelt. Der Doppelgänger, schrieb ich, „durfte sich Alles erlauben, schwatzen und schlemmen, die Männer knechten und die Mädchen schwängern, dem Staat, als wärs härteste Königspflicht, die letzten Stützen wegbrechen: das Schlimmste hätte man ihm wedelnd verziehen. Eins nur durfte er nicht: Talent haben." Diese Sätze sind nicht klar genug. Der Geiger wäre auf dem frech erkletterten Gipfel geblieben, wenn er das Talent gehabt hätte, ein König zu sein; doch andere Talente durfte er nicht haben. Ein König braucht nicht geigen, malen, meißeln zu können; es ist nicht einmal gut für ihn, wenn ers kann. Die Irritabilität, die solche Gaben zu bescheren pflegt, taugt nicht für das Königsamt. „Das Ideal auf dem Thron ist, Größe in Ruhe darzustellen", sagte Jean Paul. Den skeptischen Weltmann Montaigne dünkte keine Monarchenpflicht so schwer wie die: de garder mesure à une puissance si démesurée. Und Nikolaus Pawlowitsch, der harte Monomach ohne Nerven, rieth den gekrönten Vettern, alles ihnen irgend Mögliche zu thun, um Verzeihung für das Vorrecht ihrer Stellung zu erlangen. Im Grunde meinten die Drei, die in verschiedenen Welten lebten, das Selbe: nicht provoziren, persönlich gar nicht auffallen solle der König. Das wird dem Talentvollen noch weniger leicht als dem Durchschnittsmenschen. Wer gut geigen, malen, meißeln kann — oder zu können wähnt —, wird selten der Lockung widerstehen, seine Künste zu zeigen; und zeigt er sie, so ruft er selbst sich den Richter herbei. Der Gekrönte, heißt es dann, macht seine Sache ja nicht besser als Herr Hinz oder Professor Kunz; macht sie eigentlich noch schlechter. Und will sein Pfündchen doch von Gottes besonderer Gnade empfangen haben? Dann vergißt das Volk schnell, daß eine lächelnd ertragene Konvention den Glanz der Majestät schuf, und fängt zu fragen an, ob Würde und Klugheit denn wirklich empfehlen, in der Hand eines mittelmäßigen Menschen die Machtfülle des Monarchen zu dulden. Jede Alltagserfahrung bestätigt die Lehre. Der alte Wilhelm und Albert von Sachsen hatten keine Talente, Franz Joseph und Luitpold von Bayern haben keine (zeigen sie wenigstens nicht): und waren und sind gerade deshalb gute Regenten. Die Wiener bespötteln gern leis die Farblosigkeit, die ihr Kaiser im Ausdruck liebt. Wenn er eine Ausstellung besucht, sagt er kaum mehr als: „Das ist sehr schön"; „Das verdient Anerkennung"; „Ich habe mich sehr gefreut". Auch

zu Politikern höchstens, in Stunden arger Verstimmung: „Das hätte nicht sein sollen"; „Sie verlangen zu viel". Der Weiseste könnte nichts Besseres rathen. In seinen vier Wänden mag der König eine Persönlichkeit sein und mit seinem Pfund wuchern; sobald er heraustritt und als représentant perpétuel du peuple spricht oder handelt, ist er verpflichtet, jede Provokation zu meiden und den Schein der Neutralität zu wahren Sonst weckt er, mit einem raschen Wort, einem Witz, einer klirrenden Satire, den Haß; und Tacitus hatte Domitian und Nero auf Caesars Thron gesehen, als er schrieb: Inviso semel principe, seu bene, seu male facta premunt. Der Gedanke, den Geiger an seinem Talent scheitern zu lassen, war also gut; nur fehlte leider die Phantasiekraft, die ihm das Kleid schaffen mußte. Zu zeigen war, daß von zwei Prätendenten der minder begabte mehr für die Königsrolle paßt, weil er nicht auffällt, nicht zur Kritik reizt, niemals mit hastigem Griff den Schablonenausschnitt zu erweitern sucht. Das war im Stil der Menächmenschnurre nicht zu leisten. Der König mußte geckig und bunt sein wie ein Flamingo, der Geiger von Talent und Persönlichkeit strotzen und der Betrachter, vor den Beide hintraten, mußte denken wie Zarathustra, als er in seinem Gelände hinter dem beladenen Esel die zween Könige erblickte: „Seltsam! Wie reimt sich Das zusammen? Zwei Könige sehe ich und nur einen Esel!"

Solcherlei, antwortete lächelnd der eine mit Krone und Purpurgürtel geschmückte Mann, „Solcherlei denkt man wohl auch unter uns; aber man spricht es nicht aus." Und weiter: „Dieser Ekel würgt mich, daß wir Könige selber falsch wurden, überhängt und verkleidet durch alten, vergilbten Großväterprunk. Wir sind nicht die Ersten und müssen es doch bedeuten: dieser Betrügerei sind wir endlich satt und ekel geworden. Wir sind unterwegs, daß wir den höheren Menschen fänden; den Menschen, der höher ist als wir: ob wir gleich Könige sind. Ihm führen wir diesen Esel zu. Der höchste Mensch nämlich soll auf Erden auch der höchste Herr sein. Es giebt kein härteres Unglück in allem Menschenschicksal, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die ersten Menschen sind. Da wird Alles schief und ungeheuer. Und wenn sie gar die letzten sind und mehr Vieh als Mensch: da steigt und steigt der Pöbel im Preis und endlich spricht gar die Pöbeltugend: Siehe, ich allein bin Tugend!" Friedfertige Könige waren es, „solche mit alten und feinen Gesichtern"; sprachen aber ungemein kriegerisch: von Schwertern, die vor Begierde funkeln und Blut trinken wollen, und von der Scham, die unter der lauen und flauen Sonne langen Friedens entsteht. Fast wie der Principe Machiavellis, der an keinen anderen Gegenstand denken, keine andere Kunst üben

soll als die des Kriegers. Doch Zarathustra erkennt seine Leute. Er lädt die geputzten Siechen in seine Höhle, fordert sie auf, geduldig zu warten, und läßt ihnen scheidend als Trost die böse Weisheit, daß „der Könige ganze Tugend, die ihnen übrig blieb, heute heißt: warten können". Er konnte ihnen noch Besseres rathen. Der Troglodyt, der seine hieratische Formel („Also sprach...") dem Gesetzbuch des Manu entnommen, den Jacolliot, Lubbock, Lecky, Gobineau so gut gelesen hatte: gerade er mußte ihrer Schwäche die uralte Königsweisheit des Orients einschärfen. Nicht sichtbar sein, Majestäten! Hinter die Demantmauer mit Euch! Und wenn der Arm stummer Sklaven Euch in güldener Sänfte durch die Straßen trägt, sorgt, daß kein Blick, Euch zu messen, zu wägen, bis zu den Brokatkissen vordringe, in denen Ihr kauert! Götter selbst sind nur in Wolken groß. Ihr seid nicht die Ersten und wollt es bedeuten: also bergt die Häupter, die fetten oder welken Leiber in Purpurgewölk! Dann mögt Ihr arm an Geist sein, feig, ohne rüstigen Willen, im Hermelin schlottern, mag unter dem Kronreif ein Imbecillenhirn dämmern: von Weitem wirkt die Grimasse, die auch der Blödeste nach und nach lernt. Meidet allzu helles Licht und bedenket, daß selbst träge Schwerfälligkeit Euch noch wärmer kleidet als der rasch zerknitterte Flittertand flinker Talente.

Der Stoff forderte einen Cervantes, mindestens einen Swift; forderte den majestätischen Humor, der Hebbels Holofernes entband. Herr Paul konnte an ihm nur mit keckem Finger ein Bischen herumzupfen, nicht der irdischen Gottheit lebendiges Kleid daraus fügen. Das hat auch ein stärkerer Satiriker nicht vermocht: Herr Frank Wedekind, den wir einen Deutschen nennen, eigentlich aber als sujet mixte buchen müßten. Er hat ungefähr das Selbe versucht wie der Schwede. In seinem Schauspiel „So ist das Leben" sehen wir zwei Könige. Der Eine war Metzgermeister, bleibt noch im Purpur, den seine blutrünstige Pöbelfaust an sich reißt wie ein dampfendes Ochsenfell, ein enger Klotzkopf und macht seine Sache so gut, daß er behaglich im Glanz wohnen und seinem Sohn, dem Schlächterburschen, eine fast schon ehrwürdige Krone vererben kann. Er weiß, was von einem König verlangt wird — der Schein der Kraft, Würde, Gerechtigkeit —, bemüht sich, es pünktlich, wie einst Rinderkamm und Kalbsniere, zu liefern, und ist viel zu plump, unter der Fettschwarte zu bequem, um Lust zu Sprüngen zu spüren, die nicht in seiner Rolle stehen. Der Andere ist König Nicolo, Arlecchinos leibhaftiger Vetter, auf dem Thron des wedekindischen Märchenumbrien aber der legitime Herr. Er hat mancherlei Talente; doch kein zulängliches. Er kann reden, nicht überreden, auf der Laute klimpern, doch keine starke, nievorher gesungene Weise

haschen, zuschneiden, nicht nähen; und wird, wenn er als Tragoede die Seelen erschüttern will, als Perle aller Possenreißer gepriesen. Was er thut, wirkt wie Parodie; aus der Königsmaske lugt immer der närrische Mensch. Ein Phantast, der die Launen nicht, die Zunge nie zügeln lernte. So kommt er um Krone und Reich, wird von dem regirenden Metzgermeister, dessen Schweißfuß ihn vom Throne stieß, geächtet und muß froh sein, da er sich unter falschem Namen wieder ins Land schmuggeln und als Hofnarr Seiner Majestät das Leben eines zierlichen Kindes fristen kann. Zum Hofnarren taugt er, mit seinen Geniebröckchen, seinen jähen Einfällen; nicht zum Monarchen. Noch in der Sterbestunde beweist ers: lüftet die Kappe und will als König erkannt sein. Der gekrönte Schlächter weiß besser, was sich gehört. Ihn könnte, den Parvenu müßte es reizen, dem Lande zu zeigen, wer ihm mit der Pritsche die Grillen vertrieb. Das würde der Monarchie aber vielleicht übel bekommen. Still also; „die Geschichte soll von mir nicht melden, daß ich einen König zu meinem Hofnarren gemacht habe“ ... Das selbe Thema wie in der Doppelgängerposse; aus dem Schnurrigen ins Nebelrevier des romantischen Witzes gehoben. Leider nicht in die Klarheit. Trotzdem allerlei Persönliches uns aus der Polyphonie der Stimmungen ins Ohr klingt, ist das Kunststückchen kein echter Wedekind, König Nicolo kein Zwilling der im Geschlechtsfrühling erwachenden Kinder, der Fürstin Russalka und der himmlisch verruchten Lulu. Die große Monarchensatire, die über Meilhac & Halévy, über Agamemnon, Bobèche und die Gerolsteinerin hinauslangt, fehlt auf der Bühne, in den biblia pauperum noch. Auch Multatuli hat in der „Fürstenschule“ nicht viel mehr gegeben als kluge — nicht gerade funkelnd neue — Gedanken und eine lustige Achselklappenszene, die heute wirken würde, als wäre sie gestern geschrieben. Herrn Wedekind verdarb die wirre Vielheit des Wollens das Spiel. Neben anderer Absicht hatte er auch die, zu beichten; endlich einmal laut zu sagen: Ich habe zwar nicht die Königsgrimasse, die Euren Brettermajestäten das Herrschaftrecht über die Vielzuvielen sichert, und bin auch sonst ein wilder, verbuhlter, allzu buntgetigerter Knabe, zum Größten berufen und halb doch nur fertig gemacht; aber aus feinerem Stoff als die Schlächtermeister, vor denen Ihr kniet, weil sie feist und plump, also würdig sind; und so ist Eure Welt, Euer Leben eingerichtet, daß der Empfänger eines kleinen Genievermächtnisses den thronenden Metzgern Späße vormachen, bezahlte Wahrheiten auftischen muß. Noch am Beichtstuhl kann der Wüste das Fluchen und Speien nicht lassen. Möchte Weihrauch schlürfen und, während die Rechte nach dem Kelch greift, mit der Linken Jüngferlein kitzeln; als Ma-

jestät fromm verehrt werden und doch Hans Lüderlich bleiben, der Schrecken züchtiger Seelen; und ja nicht unerkannt, nicht als Mobs Narr, eingescharrt sein. Alas, poor Yorick! Ohne den Schein der Hoheit gehts nicht auf dem bretternen Schaugerüst, mag mans Thron oder Bühne nennen. Du warst ein Bursche von unendlichem Humor, saßest aber nicht still genug auf dem von der Rechtssitte gezimmerten Stuhl, um als König gelten zu können.

... Wenn die Herren Paul und Wedekind von Alledem gar nichts, wenn sie ganz Anderes sagen wollten, dürfen sie mich nicht schelten. Selbst der scharf aufmerkende Hörer kann nicht mehr sicher sein, daß er den Sinn der Abendunterhaltungen richtig erfaßt hat, die jetzt für Dramen ausgegeben werden; und greift er dann, schon mit einem Seufzer, nach dem Buch, so entstehen ihm neue Fragen: Wie ist Dieses gemeint? Wo das Hauptthema und wo die Begleitung? Nicht immer lohnts die Mühe. In Tiefen hinabzutauchen, ist nicht bequem; doch kann man unten eine Perle finden, Korallen und bleich schimmernde Muscheln. In angespültem Tang herumstochern, um die Algenarten zu unterscheiden: die Lust ist geringer, schmaler die Hoffnung auf Gewinn. Muß denn Alles, was der Geist gebiert, mit Nabelschnur und Kindspech aufs Theater? Ist auch heute noch, wie im Jahre 1890, Jeder ein Philister und Schulfuchs, der behauptet, daß ein Bühnenhaus seine besondere Akustik und Optik, das Drama sein eigenes Lebensgesetz hat? Daß Einer noch kein Titan ist, weil er dieses Gesetz übertritt, in dem die Größten sich, Jeder auf seine Weise, Jahrtausende lang wohnlich einzurichten verstanden? Kinder sind sehr stolz, wenn sie über einen Zaun gestiegen, auf halb zugefrorenen Flußläufen oder in Nachbars verbotenem Garten gewesen sind. Und mancher Dichter, der längst nicht mehr zur Sprudeljugend gehört, brüstet sich, weil das Zwitterding, das er ans Licht gebracht hat, einem Drama gleicht wie Hamlet dem Herkules. Die Folgen bleiben nicht aus. Das Theater lehnt Alles ab, was sich seiner Konvention nicht beugt. Alte Geschichten; ich habe nicht den Ehrgeiz, sie aufzuwärmen. Die ein Bischen pedantisch klingende Weisheit, die in Freytags Dramatikerfibel, in Sarceys Quarante ans und Hessens „Handwerkslehre" steht, bleibt aber ewig wahr; und der hamburgische Dramaturg war auch in seinen schwächsten Stunden kein ganzer Esel. Seid, liebe Herren, als Denker, Psychologen, Richter, Satiriker so kühn, wie die Kraft irgend erlaubt: wir wollen den Trotzigsten loben. Nur sperrt Euch, wenn Ihr durchaus an die Rampe wollt, nicht selbst die Wirkungmöglichkeit ab; nur vergesset nie, daß Ihr eine Menge zu Tisch ladet. Auch als Redner würdet Ihr ja vor fünfzehnhundert Personen über andere Probleme, mit anderer Tonstärke sprechen

als im Kämmerlein zwischen zwei Freunden. Wo tausend Augenpaare gaffen, bleibt Intimität stets ein leerer Wahn. Grillparzer, den Eure Ueberschätzung neben Hebbel zu stellen wagt, dachte ans Theater, als er schrieb: „Ein Kunstwerk muß sein wie die Natur, deren verklärtes Abbild es ist: für den tiefsten Forscherblick noch nicht ganz erklärbar und doch schon für das erste Beschauen Etwas, und zwar etwas Bedeutendes. Wer Etwas schafft, das der gemein-menschlichen Fassungskraft nichts ist und erst der tiefsinnigen Reflexion sich gestaltet, hat vielleicht ein philosophisches Problem glücklich in poetischer Einkleidung gelöst, aber kein Kunstwerk gebildet." Euer Chaos gestaltet sich nicht einmal der tiefsinnigen Reflexion, wird von gleich scharfen Augen ganz verschieden gesehen. Seid einfach, klar, knapp; sagt Alles, was der Durchschnittsintelligenz zum Verständniß nöthig ist, spart jedes entbehrliche Wort und hütet Euch, mit dem Reichthum Eures Geistes zu protzen.

Und da bin ich denn wieder bei Mr. Bernard Shaw angelangt, von dem ich vor acht Tagen so viel geredet habe. Auch Einer, der auf der Bühne zu geistreich ist; wenigstens für deutsche Gewöhnung. Der Engländer nimmt das Theater nicht so ernst wie wir, freut sich, nach der Hetzjagd des Tages, an jedem munteren Einfall und geht vergnügt heim, wenn er ein Dutzend guter Witze gehört hat. Ob sie aus dem Wesen, von der Lippe der Menschen kommen durften, die da oben den Schein eines Lebens vortäuschen: solcher Frage sinnt er nicht lange nach. Wir sind anders gewöhnt und finden uns nicht mehr zurecht, wenn die Bretterhelden sagen, was sie, nach der Art ihres Erlebens, nicht sagen könnten. An diesem Riff ist „Candida" gestrandet.

Das kleine Drama gehört nicht zu der dunklen Sorte und ist doch von sehr klugen Leuten gröblich mißverstanden worden. Frau Candida wurde zu einer Nora umgeschminkt und sollte dann wieder ein Brunstkätzchen sein, das auf den Dächern den Liebsten sucht und ein Wuthgeheul ausstößt, weil der junge Kater nicht, ohne erst lange zu girren, den keuschen Schatz raubt. Arme Candida, — wie hattest Du Dich verändert! Nicht eine Minute denkt sie bei Shaw an Sexualabenteuer. Sie hat ihren Jakob, der ihre Sinne nicht darben läßt und viel stattlicher und erfahrener ist als das nebenbuhlende Dichterlein. Sie ist in der Theorie gar nicht tugendhaft und gäbe Einem, den sie liebt, auch ohne Ring am Finger den drallen Leib; nur hat sie das rare Glück, daß der Ehemann ihr der Liebste ist. Als sie abends mit dem schwärmenden Aestheten am Kamin sitzt, sie Beide allein und ungestört in der Wohnung, und das seine Kerlchen, dessen Hände in ihrem Schoß liegen, sich männisch zu erhitzen anfängt, wird sie gar nicht bös, gar nicht ängstlich. „Sie achtet seine Leiden-

schaft, bewahrt aber den Humor kluger Mütterlichkeit", sagt Shaw; und läßt sie sprechen: „Was in Ihrem Herzen ist, Eugen, darf auch auf Ihre Lippe, — Alles. Die Sprache Ihres echten Gefühles fürchte ich nicht. Nur, wenn Sie ehrlich und wahrhaftig sind, verschonen Sie mich mit jeder Pose: der galanten, weisen, sogar der poetischen!" Kein Blutstropfen von Nora, kein Nerv von einer Bovary, die fürs Leben gern von einem brutalen Willen überwältigt sein möchte. Die gut genährte Madonna hat bei ihrem Pastor, was sie für Leib und Seele braucht, und sehnt sich nicht nach Ersatzmannschaft; würde sich nicht danach sehnen, selbst wenn Eugen als Männchen und Geschlechtspotenz nicht so tief unter Jakob stände. („Der Sinn der Gattung", den Schopenhauers Metaphysik rühmt, ist in dieser Pfarrersfrau sehr lebendig.) Eins nur ersehnt sie: Leidenschaft, die nicht von Koketterie angekränkelt ward; sie möchte endlich einmal Feuer aufprasseln sehen, das nicht täglich in Kirchen und Volkshallen zu Flammengaukelspielen verwendet wird. Das hofft sie bei ihrem Dichter zu finden; Eugen ist jung, tapfer, weltfremd, will mit dem Trutzkopf durch alle Wände und ist der Sproß eines alten Ritterstammes: aus so edlem Stein stieben wohl schnell Funken. Doch der Knirps hat Literatur in den Adern und redet wie ein Buch vom Südwind, der Purpurteppiche fegt, und von einem Himmel, dessen Lampen Sterne sind. Ungefähr sagt Das der Pfarrer auch; und, wenn mans recht nimmt, mit kräftigeren Worten. Also wieder nichts. Da ists noch besser, dem bei der Ehepflicht emsigen Gatten die Flecke abzubürsten, die ein allzu öffentlicher Wandel ihm aufs Wesenskleid gespritzt hat. Zu ihren Sinnen sprach Eugen nie: er war ihr „der Poet", ein neues Ding, dessen Silberglanz lockte; beinahe schon Mann und noch von keiner Berufspflicht geschunden; ein Ephebe, der fast noch so weibisch fühlt, daß er ein Weib verstehen kann. Noch ungefährlicher als Cherubin der Gräfin Almaviva. Eugen bekommt einen Abschiedskuß auf die Stirn und Jakob wird von ausgebreiteten Armen ins warme Ehebett gerufen.

Das spirituelle Getändel verliert seinen feinsten Reiz, sein Bouquet, wenn es ins Grobsinnliche gezerrt wird. Shaw macht sich gern einen Privatspaß, hinter dessen Geheimniß der Leser und Hörer nicht leicht kommt; ich traue ihm zu, daß sein Titel ganz leise an Voltaires Candide erinnern sollte. Das ist — der Nichtsalsmoderne brauchts nicht zu wissen — ein Roman, der die Unnatur höhnen will: „Die Träumer und Spekulanten, die sich am Schreibtisch, auf der Katheder einbilden, alle Welten seien nur geschaffen, um ihnen als Lampen zu dienen; die Pedanten und Pfaffen, denen der Mensch der Mittelpunkt der Schöpfung ist und die orakeln, kein Gott könne eine Welt

erfinnen, in der sie — die gar oft den Affen, noch öfter den Tigern ähneln — glücklicher zu sein vermöchten als in der bestehenden". So ziemlich ist Shaws Thema. Der Ire braucht freilich nicht mehr gegen Leibniz zu fechten, dem berüchtigten Satz aus der Théodicée sur la bonté de Dieu nicht mehr die Flügel des Spottvogels zu leihen; nur Minister behaupten ja heute noch manchmal, que tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles. Aber der Kampf wider die Unnatur, die Antropolatrie, den Größenwahn der Wortmacher (die nicht immer Kirchenpfaffen sind) ist nicht ausgekämpft und Shaw führt ihn mit einer Klinge, die er von Cyrano de Bergerac geerbt haben könnte. Den Punkt, den sie am Liebsten trifft, habe ich neulich zu zeigen versucht. Helden, sagt der Ire, giebts in der gemeinen Wirklichkeit nicht, nur Heldenpose; und Ihr dürft sicher sein, daß der Heroenschein immer trügt. So lange der Reverend Morell für einen Heros gehalten wird, ist er ein eitler Schwächling und Phraseur. Die wahre Heldin ist Candida, die Zwiebeln schält und Petroleum auf die Lampen gießt, dabei aber ganz sacht den Hochwürdigen wie ein Knäblein gängelt. Ein anderer Pfarrer, in dem Drama The Devil's Disciple, läuft — das Stück spielt in der Zeit des anglo-amerikanischen Krieges — vor den Engländern und deren Galgendrohung davon, läßt an seiner Stelle einen Anderen verhaften, gilt als feiger Wicht und handelt so praktisch und schlau, daß er, ohne den eigenen Leib zu gefährden, den Stellvertreter aus den Fängen des Feindes reißen kann. Der Teufelsschüler, ein Feuerkopf, den die Gefahr amusirt, nützt mit seiner Verwegenheit keinem Menschen; der Pastor, den Jeder eine Memme schimpft, rettet die Vaterstadt, sich selbst, die Frau und den Freund. Wer ist der Held? Der Pastor, sagt Shaw, zieht dem Mann, der so spät erst seinen Beruf erkannte, den Soldatenrock an und läßt den Teufelsschüler die Kanzel erklettern. Ein anderes Stück: Arms and the man (Arma virumque cano, würden fleißige Primaner übersetzen). Wir sind, anno 1885, in Bulgarien. Zwei Edelmänner, die in der Heldenpose stolziren und nichts leisten; und ein kleiner, vierschrötiger Kerl, der sich keinen Augenblick schämt, vor der Gefahr auszukratzen, in Speck und Dreck vor Damen zu erscheinen, seinen Mordshunger mit Chokolade und Bonbons zu stillen, wenn nichts Anderes zu haben ist, und offen, ohne Angst vor dem Verlust seiner Kriegsglorie, zu sagen, daß er nach zwei im Feuer verbrachten Tagen nur noch alle Vier von sich strecken kann. Ein kühl rechnender Schweizer, der gegen Sold für die Serben ficht, jeden Vortheil mitnimmt, keinen profitlichen Pferdehandel verschmäht und, als Soldat und Organisator, seine Sache so gut macht, daß ohne seine Hilfe die bulgarischen Kavaliere nicht aus der Klemme kämen.

Kennt jeden Schleichweg im Gelände, weiß, was er sich zumuthen darf, wann er sich schonen muß, und will nicht mehr sein als eine Kampfmaschine, die erst zu arbeiten anfängt, wenns nicht zu vermeiden ist. Als er von Papa Bluntschli ein paar Hotels erbt, zieht er den bunten Kittel aus und wird als Gastwirth eben so Tüchtiges leisten wie als Hauptmann, Unterhändler, Spion. Wer ist der Held? Der Schweizer, sagt Shaw; und giebt seinem Liebling die Braut des adeligen Kavalleriemajors. Und die Braut willigt gern in den Tausch. Ich erwähnte schon, daß Shaws Frauen niemals posiren, stets natürlich empfinden und mit gesundem Instinkt auch in unscheinbarer Hülle den Zeuger wittern, der ihrem Schoß die kräftigste Frucht verheißt. Hedda Gabler hat der Ire nicht gekannt; und eine Judith, die er schüfe, würde aus Bethulien ins Lager gehen, um von Holofernes ein Kind heimzutragen, das die schlaffen Logosleute in Israel einst wieder das Herrscherrecht lehren könnte.

Und dennoch kein Erfolg. Ein Mann, der sich auf die Theaterarchitektur nicht übel versteht, fast immer amusant ist und der in allen Schauhäusern herrschenden Damenmehrheit die dankbaren Rollen zuweist, müßte es eigentlich auf hundert Vorstellungen bringen. Doch Shaw ist allzu geistreich. Er kann keine gute Glosse für sich behalten. Was er für und gegen die Briten auf dem Herzen hat, muß herunter, und wenns ein bulgarischer Landjunker oder der siebenundzwanzigjährige General Bonaparte aussprechen soll. Der hält, als wäre die Zeit der Kontinentalsperre schon da, eine lange, sehr kluge Rede gegen die Engländer und ahnt, am Abend nach Lodi, daß Nelson ihn einst überwinden wird. Das geht auf englischen, noch eher auf amerikanischen Bühnen; bei uns ists unmöglich. Und in jedem Drama stößt man auf solche Stellen. Die Leute reden, wie sie nicht reden können, reden sämmtlich die scharf pointirte, wie Feuerwerk knatternde Shaw-Sprache; und kein persönlicher Ausfall, kein szenischer Einfall wird unterdrückt. Ganz langweilig ists nie; aber man verliert mählich den Glauben, unter Menschen zu sein, und wird, da man nie recht genau weiß, welcher Gefühlskomplex, welcher Konflikt eigentlich gezeigt werden sollte, von Akt zu Akt stumpfer. Zwei Stunden, ächzte Sarcey einmal, habe ich vergebens die Handlung gesucht; und als ich sie endlich fand, war ich zu müde, um ihr noch folgen zu können; surtout, mes enfants, pas trop d'esprit au théâtre! Shaw lehrt uns die Wahrheit des Wortes erkennen. Er hat, wie der Mann in Gribojedows Komoedie, „das Unglück, zu viel Geist zu haben“. So kams, daß sein klarstes, schlichtestes Schauspiel mißverstanden, seine kerngesunde Candida zur unbefriedigten Frau verkränkelt, zum brünstig miauenden Kätzchen entgeistet wurde.

Wer die Stücke liest, findet leichter den Weg. Denn der Witzwütherich, der seinen fein gearbeiteten Puppen so viele Knallbonbons in die Taschen stopft, tobt sich auch noch in den Anmerkungen aus. Kleine Feuilletons; allerliebst oft und immer fürchterlich kokett. Noch koketter als Oskar Wilde, der von seiner Theaterwaare selbst nichts hielt. Der Ire scheint sich bis über die Schwabengrenze die volle Studentenfreude an dem Wagniß bewahrt zu haben, dem ungeheuren: den Philistern über den Schnabel zu fahren. Koketter war der Candidedichter nicht, als er die Kircheninschrift ersann: Deo erexit Voltaire. Auch Shaw möchte, doch nach beträchtlich geringerer Leistung, mit dem Herrgott auf Du und Du verkehren; oder wenigstens die Helden der Weltgeschichte als kleine Komoedianten und Bettnässer entschleiern. „Nelson und ich: wir Iren werden mit solchem strebsamen Artilleristen aus Korsika spielend fertig". Der preziöseste Schreiber schwärmt für schmucklose Nüchternheit und sieht entsetzten Blickes überall Pose. Den Poseur in sich hat er manchmal gefühlt. Aber niemals geahnt, daß seine Heroenbilanz im Grunde doch falsch ist? Die Pose allein thut es nicht, macht keinen Nero zum Caesar. Das starke Gehirn, das schneller und fester assoziirt als der Denkapparat mittelwüchsiger Menschheit, gehört am Ende auch noch dazu; und an solche Kraft darf Der sogar glauben, dem die carlylische Mystik allzu sehr nach Weihrauch riecht. Mit den Helden ists ja nicht wie mit den Monarchen. Die können auf Kredit leben und lange für die ersten Menschen gelten, wenn sie klug genug sind, sich nur hinter der Demantmauer, in der güldenen Sänfte, unter dem Thronhimmel, immer aus weiter Entfernung, zu zeigen. Der Held, der nicht in Purpurwindeln lag, muß seinen Heroenruhm doch irgendwann erworben haben. Das Glück thut viel und nicht in Montecatinos Tagen nur ward mancher Kranz auf Spazirgängen gepflückt. Welkt aber auch echter Lorber auf einer Stirn, die das Mal der Menschlichkeit trägt? War Bonaparte nicht unter allen Männern brutaler That das mächtigste Hirn, trotzdem er sich oft wie ein Schwein aufführte, wie ein geiler Affe sich über einen halbnackten Frauenleib stürzte, wie ein Barbar Kunstgebilde mit Holz und Eisen verstümmelte? Kein Held für den Kammerdiener, doch, mit all seinen Schwären, für den Psychologen, für Stendhal und Taine. Ein Kammerdiener will Shaw doch wohl nicht sein. Der gerade urtheilt ja nach der Pose und fände Herrn von Possart in der Napoleonrolle viel heroischer als den gemeinen Korsen. Ist der geistreiche Phrasenschnüffler vielleicht nicht nur kokett, sondern, trotz dem Deterministenstolz, auch noch Ethiker? Selbst dann sollte er, statt den Großen höhnisch ihr Menschlichstes anzukerben, lieber den Weg der alten, feinen Könige gehen, die, als Eseltreiber, auszogen, den höheren Menschen zu suchen. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 7. Mai 1904.

Himmelfahrt.

Vor dem Felsgewölb im Frühlingsgarten Josephs von Arimathia hatten die Jünger den edelsten Menschen beweint: und diesem steinernen Grab entstieg in der Sonntagsfrühe der Gott. Alle Stärke schien, alle Hoffnung während der Sabbathstille von den Jüngern gewichen. Die von den Römern verachtete, von Israels Priestern und Patriziern verfolgte Schaar hätte nach ihres Meisters Entschwinden vergebens ringsum eine Stütze gesucht und mußte fürchten, das Häuflein der engeren Jesusgemeinde schnell in alle Winde gefegt zu sehen. An eine Propaganda war nicht mehr zu denken; unfruchtbar mußte die neue Sekte neben so vielen alten welken. Würden nicht selbst die Zuverlässigsten bald müde werden, mit Lebensgefahr einer Idee nachzuhangen, deren Schöpfer längst Wurmspeise geworden ist?... Da ward der heiße Schoß leidenschaftlicher Liebe von einem hoch über die Sinnenwelt hinauslangenden Gedanken befruchtet und kurzen, doch qualvollen Wehen entband früh sich der Gott. Wurmspeise, sagt Ihr, sei der gute Gärtner geworden? Hört, zage Seelen, den Freudenruf: Christ ist erstanden! Maria von Magdala hat ihn gesehen; er sprach zu ihr, verbat die Betastung und trug ihr Trost für uns auf. Die Furchtsamen, die schon entschlossen waren, eine Gemeinschaft zu fliehen, die nur noch Fährniß bringen kann, kriechen aus ihrem Versteck und reiben die Augen. Wie thöricht waren sie, die große Sache verloren zu geben! Nur gedoppelter Eifer kann die Schwächlinge jetzt entschulden. Keiner zweifelt mehr an dem nahen Sieg der Galiläerlehre; und Keiner will blinder, tauber, minder

begnadet sein als die Sünderin, die muthig betheuert, daß sie den Meister hörte und sah. Auch Kephas hat ihn ja, ein Mann, geschaut, Petrus, Kleopas; und in Emmaus brach er zween Jüngern das Brot. Das Wort des Weibes von Magdala hatte der jungen Christenheit den Gott geboren. Schluchzend umschlang der Mann den Jüngling, die Schwester den Bruder; und Wochen lang wußte Jeder von neuer Vision zu berichten, spürte unter Glückszähren Jeder den quickenden Hauch der Heilandsnähe. Doch einbildnerische Kraft, die in heftiger Ueberreiztheit immer um eine Vorstellung schweift, muß mählich erlahmen. Was bei Golgotha, in Emmaus und Bethanien gesehen war, konnte nur schöpferische Phantasie überbieten, die selbst unter krankhaft erregten Schwarmgeistern selten ist. Aus der Verwesung Schoß ist Christus erstanden: Das war geweissagt, war jetzt gewiß. Aber würde er in Ewigkeit nun etwa auf der Erde wandeln? Hatte er nicht zu Marien gesprochen, er werde himmelan fahren, nicht schon früher verheißen, wenn er zum Vater aufgefahren sei, werde an seiner Statt der Heilige Geist göttliche Weisheit künden? An diese neue Planke klammerte sich der Glaube der Verwaisten um so lieber, als erst die Ausgießung des Heiligen Geistes die Jünger zu Aposteln weihen, zum Sühneramt reifen sollte. Das Sehnen kleiner Menschheit, die im Schatten des Großen noch schmächtiger schien, rief die Schicksalsstunde herbei: wenn der Heiland über den Wolken thronte, war der Erdkreis der Apostelherrschaft unterthan. Noch einmal sammelt sich die visionäre Kraft, die Erinnerungen an das Ende der Helden des alten Bundes, Mosis und Elias, nähren; und die Jünger gehen hin und berichten der Gemeinde: Vor unserem Blick ward Jesus, am vierzigsten Tag nach der Auferstehung, in eine Wolke gehüllt und in den Himmel gehoben. Da sie, die bis gestern nur Diener, Gehilfen höchstens gewesen waren, ihrer Macht über die Gemüther aber noch nicht recht trauten, dünkte sie klug, die Hoffnung auf die Wiederkunft des Herrn, dessen Amt sie verwalten wollten, fortleben zu lassen. Deshalb fügten sie dem Bericht hinzu, zwei Himmelsboten in weißen Gewanden hätten, als der Meister dem Auge schwand, tröstend zu ihnen gesprochen: Wie Ihr jetzo ihn auffahren sahet, so kehrt Euch der Heiland zurück! Was der Wille zur Macht ersehnt hatte, war nun erreicht. Die Jünger, die nach Bethätigung, nach Herrschaft strebten, konnten keinen von den Würmern verspeisten, doch auch keinen leibhaftig unter ihnen wandelnden Jesus brauchen. Ihr Christus mußte auferstehen: nur dieses Wunder erwies ihn als Gott und ohne einen Gott ist keine Kirche zu bauen. Dann aber mußte er, war ihm das prangende Haus erst gebaut, himmelwärts fahren und ihnen die Erde lassen: denn der Kirche strömt die Menge nur zu, wenn kein sichtbarer Gott sie in den höheren, reineren Dom seines Wesens winkt.

Weltpolitische Taktik hatte empfohlen, die Hoffnung auf Christi Wiederkehr in die Herzen zu pflanzen. Bald aber zeigte sich, daß dieses Mittel, die Herrschaft der Kleinen zu festen, nicht ganz ungefährlich war. Als die Christen verfolgt, gesteinigt, von wilden Thieren zerrissen wurden, erwachte in den Ueberlebenden die Frage: Ist dieses von Blut und Koth erfüllte Jammerthal das verheißene Reich friedsamer Seligkeit? Die Macht der Apostel, der Kirche konnte sie nicht schützen; ungeduldig harrten sie also des Tages, der ihnen den Heiland zurückführen sollte. In den Fieberphantasien des Hellsehers von Patmos, die als Offenbarung Johannis überliefert wurden, lebte die Weissagung eines theokretischen Messianismus wieder auf und dicht neben der Kirche ward das gleißende Luftschloß des Chiliasmus gebaut. Papias, der Bischof von Hierapolis, wurde, zwei Menschenalter nach Jesu Kreuzigung, sein erster Verkünder. Dieser Altgläubige ging noch weiter als der Johannes der Apokalypse, den er den Presbyter nennt; nah scheint ihm die Zeit, da aus jedem Samenkorn zehntausend Aehren hervorschießen werden, jede Aehre zehntausend Körner tragen und jedes Korn zehntausend Pfund Mehl liefern wird, die Zeit unerschauter Ueppigkeit, ungetrübter Eintracht, unverdunkelten Glanzes. Und solche judenchristliche Visionen waren schon damals nicht neu; sie erhellten noch lange die düstere Welt der fromm Darbenden, der Ebionim, ließen, in Domitians Tagen, im „Hirten“ des Hermas ihre Spur, flackerten über den Lehren der Montanisten, begeisterten die Anabaptisten zu aberwitzigem Thun und wirkten bis ins neunzehnte Jahrhundert fort. Der Anglo-Judaismus Edwards Irving rüstete die uralte Chiliastenlegende zu neuen Eroberer-zügen. Seit 1830, dem Jahr der romantischen Revolution, durchstreiften die Apostel des Schottenheilands Europa, riefen zur Reinigung und mahnten die Braut, Leib und Seele zu schmücken, denn der himmlische Bräutigam werde nun in die Zeitlichkeit wiederkehren. John Darby, der in Plymouth den Millennarismus gepredigt und mit leidenschaftlichem Eifer das Volk zum Abfall von der verruchten Bileamskirche gedrängt hatte, war vor dem Zorn der rechtgläubigen Anglikaner in die Schweiz geflüchtet und hatte dort ein Jüngerhäuflein um sich geschaart. Und auch im Deutschland der Lichtfreunde und freien Gemeinden mehrten sich die Proselyten des erneuten Wunderglaubens. Was einst die Rosenkreuzer, was Comenius, Jakob Böhme und der Protestant Bengel verheißen hatten, Das wurde, in fast noch vergröberter Form, wieder nun der erregten Menge als Kost geboten. Bis nach Schlesien, Posen, Ostpreußen drangen die Sendlinge des Irvingianismus vor, in Berlin verfocht ihn Charles Böhm mit rasch fühlbarem Erfolg und ein Nuntius aus Eng-

land konnte in der Stadt Nikolais eine an Kopfzahl reiche Brüderschaft feierlich weihen. Das geschah im Mai 1848. Und wieder, wie im Jahr 68, kämpfte die vereinte Orthodoxie mit ihren feinsten Geisteskräften vergebens gegen den alten Wahn, die plump materialistische Mißdeutung des Heilandswortes. Zu erbärmlich war das Erdenleben geworden, Satanas, der entfesselte, herrschte in wüster Pracht über alles Menschenland: das Tausendjährige Reich mußte kommen. Wenn das Maß menschlichen Leides bis an den Rand gefüllt ist und des Lasters Aasgeruch bis zum Himmel stinkt, dann ist die keuchende Schaar stets gestimmt und bereit, sich von Hoffnungen einlullen zu lassen; und wer ihr in solcher Stunde ein mühloses Leben in Herrlichkeit verspricht, Der hat sie in seiner Hürde. Das sah schon Origenes; und er und seine Gefährten im Glauben an eine symbolisch-philosophische Offenbarung erkannten klaren Geistes auch schon die Gefahr solchen Wahnes. Die politische Gefahr; denn thatloses Warten auf die Wunder einer Wonnechilias hat noch nie einem Stamm, einem Volk, einer Klasse genützt, hat sie immer nur gelähmt und untüchtig gemacht. Doch was half die Erkenntniß? Als des alten Glaubens Wurzel verdorrte, als, im Chiliastenjahr 1848, Weitlings „Evangelium eines armen Sünders" in den Werkstätten von Hand zu Hand ging und das Kommunistische Manifest auf Schleichwegen durch Europa geschmuggelt wurde, vernahm man abermals das Locklied vom Tausendjährigen Reich, vom irdischen Paradies des Fleisches; den alten Text, nur eine neue Weise. Der Christengott war verbannt, aber Papias triumphirte. Was einst Millennarismus geheißen hatte, hieß nun Marxismus; und wieder sollte der Glaubensstifter, als sein Name die Gemeinde zusammengetrieben hatte, in den Himmel gehoben werden, auf daß die Jünger ungestört eine Kirche gründen könnten, in der sich leben läßt. Paulus war der erste „Revisionist" des Christendogmas; er that, wie alle Apostel, die selbst Etwas wollen: je nach seinem Bedürfniß änderte er das Bild des Herrn, in dessen Namen er reiste, milderte hier, verstärkte dort eine Farbe und strich seinen Firniß darüber. Gerade so thun die „Revisionisten" der marxischen Lehre; und wenn sie ihren Paulinerfrieden mit der Staatsgewalt gemacht hätten, würde es Herrn Bebel nicht besser ergehen als dem Bischof von Hierapolis, dem ἀρχαῖος ἀνήρ, den die Machthaber aus dem Gedächtniß der Frommen tilgten, und Herr von Vollmar würde ihn, wie Eusebius den Papias, mit respektvoller Verbeugung einen redlichen, aber kurzsichtigen Mann, einen frommen, doch engen Kopf nennen.

Ohne Gott keine Kirche. Aber der Gott gehört in den Himmel; und geht er nicht willig, so hebt man ihn, unter rühmenden Reden, ins ferne Ge-

wölk. Das Genie muß der Erde entrückt sein, damit die Talente sich regen, zur Geltung, zur Macht bringen können. Was würde aus Pius, wenn Jesus, aus Bülow, wenn Bismarck, aus Bernstein, wenn Marx wiederkäme? Die revenants wären ihres Lebens nicht sicher. Schlimm genug schon, daß hitzige Inbrunst sie herbeisehnt und durch den Vergleich des Erreichten mit dem Verheißenen das ruhige Behagen stört. Folgten sie gar dem Ruf und zeigten sich in Leibhaftigkeit wieder dem Volk: Weh ihnen! Die Glorie ist ihr Heim und ihr Kerker. Den Genius, der zu neuem Erdenleben aus dem Himmel niederstieg, grüßt froh wohl die fromme Einfalt und die fanatische Ohnmacht. Da sein Blick aber in die Herzen der Mächtigen dringt, der Kleinen, denen er scheidend das große Vermächtniß ließ, wird er auf die Frage nach dem Ziel seines Weges stets, wie der Galiläer der späten Winkellegende, antworten müssen: Venio iterum crucifigi. Und von diesem zweiten Kreuz würde kein Bittgesuch eines Rathsherrn von Arimathia ihn lösen.

*

In Sevilla prasseln die Scheiterhaufen. Der toledaner Reichstag hat die Einführung der Inquisitio haereticae pravitatis verlangt und Thomas de Torquemada weiß, welche Pflicht er seinem Gott schuldet. Wer der Ketzerei verdächtig ist, wird ins Gefängniß, den vade in pace, geworfen, angeprangert, gestäupt, zum Feuertode verdammt; und noch freut die Volksmehrheit sich der Autos de Fe. „Es sind ja Ketzer, die man brennen sieht“: wie Schillers sanfte Mondecar denkt auch unten der fromme Pöbel. Da tritt, als eines Tages wieder die Flammen an Menschenleibern lecken, ein fremder Wanderer unter die Gafferschaar. Müde blickt er, ist bleich und auf seinem Kleid die Spur weiten Weges. Niemand sah ihn noch und Jedem scheint er doch ein vertrauter Freund. Von dem Marterschauspiel wenden sich alle Augen auf ihn, der in stiller Majestät regunglos das Grausige schaut; und bald gehts von Mund zu Mund: Christus ist unter uns! Schon wird er umdrängt, von demüthiger Liebe begrüßt, von irrer Inbrunst auf den Knien angebetet, schon wirkt er Wunder und das Schlimmste ist zu fürchten. Aber die Obrigkeit wacht. Mit stattlichem Gefolge naht der Großinquisitor, scheucht mit einem Gebieterwink die Menge hinweg und läßt den unbequemen Heiland verhaften. In den tiefsten Kerker mit ihm, in einen der Käfige, die kein Sonnenstrahl wärmt, kein Mondlicht mild erhellt. Da sitzt Gottes eingeborener Sohn bei einem armsäligen Kerzenstümpfchen und wacht und sinnt. Ein Schlüsselbund rasselt, die Eisenthür thut sich auf: der Großinquisitor steht um Mitternacht vor dem Heiland. Neunzig Jahre lebt er und sah manches Menschen-

werk werden, manches verfallen. Aus blutlosen Lippen kommt harte Rügerede. Warum, spricht der Greis, kehrtest Du, einmal schon Gekreuzigter, zurück? Für Dich ist auf dieser Erde nichts mehr zu thun. Du hast die Menschen nicht zu beglücken vermocht; denn Du riefst sie zur Freiheit: und Freiheit frommt nur den Starken. Nur sie dürfen wagen, Deinem Ruf und Beispiel zu folgen. Was aber thatest Du für das Heer, das Gewimmel der Schwachen? Der Fluch unfruchtbarer Halbheit lastete auf Deinem Werk; erst unsere Menschenliebe, Menschenkenntniß hat es in strenger Vaterzucht davon erlöst. Wir lieben alle Menschen, laden alle ins Schiff unserer Kirche, lehren sie leben und ewige Seligkeit erwerben. Warum also kamst Du und störst unsere Segen stiftende Arbeit? Du warst gewarnt, doch Dein Ohr blieb taub. Der Geist, der in der Wüste zu Dir sprach, war nicht bös, war nur klug: er wies die Straße, auf der Du die Menschheit zum Glück führen konntest. In uns, den Söhnen und Waltern der Römerkirche, lebt seine Weisheit. Wir wissen, daß es kein Wunder giebt, daß hinter dem Schleier des letzten wie des ersten Geheimnisses der suchende Sinn nichts fände; aber wir brauchen Mysterien und Wunder und die auf unerbittliche, unerschütterliche Macht gegründete Autorität der Heiligen Kirche sichert sie uns. Die Masse, Galiläer, bleibt immer kindisch und kann die Freiheit, die Du ihr zudachtest, niemals heilsam nützen. Sie ist nur glücklich, wenn eines Herrn Wille sie lenkt. Wir haben ihr diese gefährliche Freiheit sacht wieder genommen; wir schwichtigen, so lange sie auf uns horcht, ihr Gewissen, lassen sie sündigen und vergeben ihr, wenn die Sühne uns angemessen dünkt, selbst die schwerste Schuld, — in Deinem Namen; denn Du bist eine nothwendige Stütze unserer Autorität. Bist es, wenn Du in Deinem Himmel bleibst und Dich mit dem Weihrauch bescheidest, den wir Dir spenden. Dieweil Du aber als Friedensstörer nun unserer Arbeitstätte nahst und zerstampfen willst, was in Jahrhunderten gesät ward, wirst Du morgen als Ketzer verbrannt. Dixi. Schweigend lauscht Christus. Kein Laut kommt von seiner Lippe. Schweigend steht er von seinem Sünderstuhl auf, küßt schweigend den kalten Greisenmund, der so zu ihm sprach. Da erbebt der Großinquisitor; die Ahnung der Gottheit schüttelt den welken Leib: er öffnet mit eigener Hand die schwere Kerkerthür und weist dem Gefangenen stumm den Weg in die Freiheit. Christus schreitet in die Nacht hinaus. Den Schädelberg hinan oder zurück in die Glorie?.. Der Neunzigjährige athmet auf. Der Heilandskuß brennt in seiner Seele; doch wenn das Tagesgestirn zurückkehrt, wird er wieder die Kraft haben, Kardinal-Inquisitor zu sein, und den guten Willen, der schwachen Menschheit, die er mitleidig liebt, mit strenger Herrenfaust ihr Kinderglück zu bewahren.

So sah Dostojewskij, als er die Geschichte der Brüder Karamasow, das dunkelste seiner Slavenevangelien, schrieb, das Schicksal des auf die Erde wiederkehrenden Heilands. Eines russischen Christus, der nicht kämpft noch zürnt, der liebend nur das Leid überwindet. Aus anderem Stoff wollte Goethe seinen Christus schaffen. Auch der Götzdichter, der nicht mehr gläubig, aber duldsam war und die platten Rationalisten vom Schlage des Doktors Bahrdt nicht minder boshaft höhnte als die Lämmleinanbeter und Separatisten, hat einst ja versucht, den Traum vom Tausendjährigen Reich zu gestalten. Nur „des Ewigen Juden erster Fetzen" entstand; doch er lehrt uns in einer kurzen Vision den goethischen Christus immerhin kennen. Der sollte nicht sanft sein; ein derber Herrgott steigt vom Himmel herab und nennt die Schändlichkeit, die er sieht, ohne zimperliche Schonung beim rechten Namen.

Ihm scheint die Welt noch um und um
In jener Sauce dazuliegen,
Wie sie in jener Stunde lag,
Da sie bei hellem, lichten Tag
Der Geist der Finsterniß, der Herr der alten Welt,
Im Sonnenschein ihm glänzend dargestellt
Und angemaßt sich ohne Scheu,
Daß er hier Herr im Hause sei.
Schleicht nicht mit ewgem Hungersinn,
Mit halbgekrümmten Klauenhänden,
Versuchten, eingedorrten Lenden
Der Geiz nach tückischem Gewinn,
Mißbraucht die sorgenlose Freude
Des Nachbars auf der reichen Flur
Und hemmt in dürrem Eingeweide
Das liebe Leben der Natur?
Verschließt der Fürst mit seinen Sklaven
Sich nicht in jenes Marmorhaus
Und brütet seinen irren Schafen
Die Wölfe selbst im Busen aus?
Ihm wird zu grillenhafter Stillung
Der Menschen Mark herbeigerafft;
Er speist in ekelhafter Ueberfüllung
Von Tausenden die Nahrungskraft.
In meinem Namen weiht dem Bauche
Ein Armer seiner Kinder Brot;
Mich schmäht auf diesem faulen Schlauche
Das goldne Zeichen meiner Noth.

Vor den Papst sollte der starke Jesus des Knittelversspieles hintreten, dem Repräsentanten des mit dünnem Christenfirniß überzogenen barocken Heiden-

thumes seine ganze Verachtung ins Antlitz speien und, zur Strafe für solchen Frevel, im Gefängniß des Vatikans schimmeln... Und diesem Goethe der straßburger Zeit ward unter höchstem und allerhöchstem Patronat jetzt ein Denkmal gesetzt. Weh ihm, wenn er in der Jünglingsgestalt wiederkäme! Er wird sich hüten. Und da er fern ist, unschädlich auf hohem Sitz, handelt die Obrigkeit klug, wenn sie sich zur Anbetung des Erzfeindes bequemt.

Dostojewskij kannte Goethes Fragment sicher nicht: und doch fiel in seinem Epos dem Heiland das selbe Los. Auch der schmaler lebende Dichter, der mit scheuem Finger jetzt nach dem großen Stoff griff, läßt seinen Heiligen ins Gefängniß schleppen. Maurice Maeterlinck nennt ihn nicht Jesus, sondern Antonius; und nicht Flauberts Helden zeigt er uns, den großen Einsamen, der die Arianer bekämpfte und in der egyptischen Wüste mit aller Lockung von Macht, Wissen und Lust versucht ward, sondern Sankt Antonius von Padua, den beredten portugiesischen Asketen, der, da die Menschen seiner Mahnung zur Buße das Ohr verschlossen, den Fischen predigte und, als Haupt der Spiritualen, vom neunten Gregor heilig gesprochen ward. Doch auch hier ist der Name nur Schall. Wie Jesus, wirkt Antonius Wunder, weckt Tote auf, wird von allen Behörden, allen Beamten des Staates und der Kirche verwünscht und befehdet, wie Jesus hinter Schloß und Riegel unschädlich gemacht. Leider wurde Sankt Anton der Kleine auf den abgegrasten Gemeinplatz einer Erbschleicherkomoedie gestellt, dem kaum noch ein armes Hälmchen entkeimt, und in lüderlichem Verfahren der Menschheit größter Gegenstand ins Possenreich der Banalitäten erniedert. Aus der Tentation de Saint-Antoine konnte der Belgier lernen, mit welcher Sorgfalt solcher Stoff behandelt werden will, aus zwei kleineren Legenden Flauberts, was der Glaube, die Illusion auch im schwächsten Gefäß zu vollbringen vermag. Eine alte, von Allen ausgebeutete, von Allen verlassene Magd hängt ihr ganzes Herz an einen Papagei, der ihrem Auge zur Pfingsttaube, zum Heiligen Geist wird. Der Vogel stirbt und wird ausgestopft; als aber der Magd das letzte Stündlein schlägt, spreitet er seine Flügel und trägt die Herrin, die ihn so lange betreut hat, ins Paradies. Das ist die Geschichte eines „einfältigen Herzens". Stärker ist „Die Legende von Sankt Julian." In die Zelle des Eremiten tritt ein aussätziger Bettler, ißt dem Einsiedler das letzte Brotkörnchen, das letzte Speckstückchen weg, streckt sich mit seinen Schwären auf Julians hartes Lager und fordert, der fromme Wirth solle ihn wärmen. Das weigert der Mönch, der einst verzärtelte Fürstensohn nicht und in seiner Umarmung wandelt der Bettler sich: Sternen gleichen nun seine Augen, sein Haar leuchtet wie Sonnen-

gespinnst, Rosen duften aus seinem Munde. Und siehe: das Dach der Hütte klafft weit auf und in Jesu Armen schwebt Sankt Julian himmelan.

*

Den Aermsten nur, die noch hungert und dürstet, darf Jesus wiederkehren; den Satten, Mächtigen ist er kein willkommener Gast. Darin stimmen alle Poeten und Zeichendeuter überein: Goethe, Dostojewskij, Sienkiewicz, Maeterlinck. Wer im Besitz ist, wohnt im Recht und braucht keine Wunder; glaubt sie wohl auch längst nicht mehr. Was soll ihm ein Heiland der armen Leute? Dessen Platz ist im Himmel; hienieden würde er nur das geruhsame Behagen und die öffentliche Ordnung stören. Erst seit der Kirchenbau wuchs und die Klerisei sich den Staat zu unterjochen begann, wird die Ascensio Domini als Fest der Christenheit gefeiert. Mit strenger Richtermiene tadeln moderne Theologen, daß im Mittelalter dieses Fest durch Mummenschanz und Possenreißerei verunstaltet worden sei, in Venedig nach dem Tage der Himmelfahrt gar ein zweiter Karneval um San Marco gejauchzt habe. Ach, — die Menschen waren damals frömmer, als unsere Pharisäer heute sind: sie fühlten, daß man ihnen den Heiland nahm, auf Nimmerwiederkehr ihn, wie in eine Gruft, in die Glorie einpferchte, und trieben, all in ihrem Jammer, Spaß mit den Mächtigen, die den lästig gewordenen Gott nicht schnell genug loswerden konnten. Vierzig Tage lang war der Auferstandene über die Erde gewandelt; seine Gottheit war nun erwiesen und er konnte getrost auf den Wolkenthron steigen. Die Zeit der Kleinen brach an, der Strebsamen, die lieber als Inquisitor herrschen denn als Heiland gekreuzigt sein wollen. Glückliche Himmelfahrt! Und Weh Dir, wenn Du wiederkehrst! Von Allen, die das Evangelium auf der Lippe tragen und, bei Gefahr ihrer Macht und ihres Besitzes, niemals, ihr Leben lang nie handeln durften, wie der Bergprediger befahl, sehnt Dich Keiner zurück, wünscht kein Einziger sich, den Anbeginn des Tausendjährigen Reiches, Deiner allgerechten Herrschaft zu erleben. In der katholischen Kirche wird am Tage der Himmelfahrt während des feierlichen Hochamtes das Licht der Osterkerze gelöscht. Diese symbolische Handlung soll der Gemeinde sagen: Jesus Christus ist von der Erde geschieden und kommt nimmer zurück. Wer fortan seinen Glückstheil fordert, hat sich an uns zu halten. Wir künden ihm, was er zu leisten, was zu lassen hat, und dulden nicht die Mitwirkung Eines, der seine Arbeit gethan hatte, als er von den Toten erstand, und zur rechten Stunde mit allen Ehren von uns auf ferner Höhe beigesetzt ward.

Getreidepreisbildung.

Die Nothlage, in die heute die mitteleuropäische Landwirthschaft gerathen ist, beginnt um die Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts und ist auf die Vervollkommnung der Transportmittel zurückzuführen. Mit dem Vorschieben der Eisenbahnen in die osteuropäischen Länder, in die Donauländer und ins südliche Rußland kamen immer größere Quantitäten von Getreide auf die west- und mitteleuropäischen Märkte und drückten hier auf die Preise. Dieser Druck wurde noch verstärkt, als dann auch die überseeischen Länder — Nordamerika voran — mit ihren riesigen Getreidezufuhren auf den europäischen Märkten erschienen. Merkwürdiger Weise wurde jedoch diese nahliegende Ursache der Nothlage der mitteleuropäischen Landwirthschaft in der ersten Zeit nicht erkannt. Daß die Klagen der Landwirthe anfangs nur taube Ohren fanden, kann freilich nicht überraschen; man wußte ja, daß die Landwirthe mit dem Wetter nie zufrieden waren und so ziemlich jeden Sommer als ungünstig bezeichneten. Als aber die Klagen nicht nur nicht verstummten, sondern immer lauter wurden, fing man an, der Sache nachzugehen. Man begann, einzusehen, daß die Landwirthe nicht auf Rosen gebettet seien, glaubte in der ersten Zeit aber, die Ursache dieser Erscheinung in der modernen Agrarverfassung, in der Mobilisirung des Bodens suchen zu sollen. Die „Freiheit des Grundbesitzes — Das heißt: die Freiheit, den Grundbesitz beliebig veräußern, zertheilen, vererben und verschulden zu dürfen — führe, so wurde damals gelehrt, nothwendig zur Ueberschuldung und Zersplitterung der Landgüter und bewirke, daß der Bauer schließlich von der ererbten Scholle verdrängt werde. Diesem Gedankengang entsprangen die — ungefähr aus den siebenziger Jahren stammenden — Maßregeln und Vorschläge, die der Zersplitterung und Verschuldung des Grundbesitzes entgegenwirken sollen: die Schaffung eines Höferechtes, die Errichtung bäuerlicher Fideikommisse, der Ruf nach Heimstätten, der Vorschlag der „Inkorporation des Hypothekarkredites", einer „neuen Grundentlastung" und Aehnliches. Erst später brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß die Nothlage der Landwirthe auf die niedrigen Getreidepreise zurückzuführen sei, und die weitere Konsequenz war nun, daß in die meisten europäischen Staaten Getreidezölle eingeführt und Maßregeln wie die Verstaatlichung der Getreideeinfuhr oder des gesammten Getreidehandels, das Bäckereimonopol und manche andere empfohlen wurden.

In der letzten Zeit ist nun wieder ein neuer Gedanke aufgetaucht, nämlich der, daß die Getreidepreise ganz besonders durch die Formen, in denen sich der Getreidehandel abspielt, ungünstig beeinflußt werden. Es ist der bekannte Kampf der Agrarier gegen den Terminhandel; und damit ist die Frage nach den Momenten berührt, die auf den Getreidepreis bestim-

mend einwirken. Diese Frage ist — wie Professor Ruhland, der unermüdliche Vorkämpfer für die agrarischen Interessen in Deutschland, in seiner jüngsten Schrift*) nachzuweisen sucht — durchaus nicht so einfach und leicht zu beantworten, wie man auf den ersten Blick etwa annehmen möchte. Die klassische und die nachklassische, liberale Nationalökonomie hat sich die Beantwortung der Frage nach der Bildung des Preises allerdings sehr leicht gemacht; sie lehrt kurz und bündig: Der Preis wird durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bestimmt und gegen dieses Naturgesetz läßt sich nicht ankämpfen. Man stellte sich die Sache ungefähr so vor wie die beiden Schalen einer Wage. Auf der einen liegt das Angebot (im gegebenen Fall also die Weizenernte der ganzen Erde), auf der anderen die Nachfrage (das Geld, das die Menschen auf der ganzen Erde für Weizen zu verausgaben gedenken); und diese beiden Wagschalen werden so lange auf und ab schwanken, bis sie an irgend einem Punkt (hoch oder niedrig) zur Ruhe gelangen. Dieser Punkt repräsentirt gewissermaßen die Höhe des Preises. Die moderne Forschung, die allen von der älteren Schule aufgestellten angeblichen „Naturgesetzen der Volkswirthschaft" ziemlich skeptisch gegenübersteht, will auch an das Gesetz von Angebot und Nachfrage nicht recht glauben, weil sie zu einem anderen Resultat gelangt ist.

Wenn man nämlich die Vorgänge des wirthschaftlichen Lebens ohne Vorurtheil betrachtet, wenn man sieht, wie insbesondere die Frauen sich beim Einkauf verhalten, wenn man prüft, wie die „großen" Kaufgeschäfte (etwa der Kauf eines Hauses oder Landgutes) zu Stande kommen, und erkennt, daß von beiden Theilen alle erdenklichen Ueberredungskünste und die Drohung, vom Geschäft zurückzutreten, angewandt werden, so zeigt sich mit handgreiflicher Deutlichkeit, daß die Festsetzung des Preises das Resultat eines Kampfes ist. In diesem Kampf ist natürlich jeder Theil bemüht, die Gunst seiner Position nach Kräften auszunutzen und den größtmöglichen Vortheil für sich zu erringen; denn jedesmal wünscht der Verkäufer so viel wie möglich zu bekommen, der Käufer so wenig wie möglich zu geben. Und wie aus jedem, so geht auch aus diesem wirthschaftlichen Kampf der stärkere Theil als Sieger hervor. Daß die Position beider Theile durch äußere Umstände oft sehr wesentlich beeinflußt wird, daß, zum Beispiel, die Position des Verkäufers schwächer oder stärker wird, je nachdem eine größere oder kleinere Anzahl von

*) Die Lehre von der Preisbildung für Getreide. Ein Lehrbuch für Landwirthschaftschulen, Handels- und Müllerschulen, zugleich praktisches Handbuch für Getreide-Interessenten. Im Auftrage der Internationalen Landwirthschaftlichen Vereinigung für Stand und Bildung der Getreidepreise herausgegeben vom Professor Dr. G. Ruhland, Schriftleiter der Wochenschrift „Getreidemarkt". Preis 2 Mark. Wilhelm Ißleib, Berlin.

Verkäufern neben ihm auf dem Platz ist, und eben so die Position des Käufers, daß also, mit anderen Worten, durch die Konkurrenz die Verkaufslustigen gezwungen werden, einander zu unterbieten, die Kauflustigen, einander zu überbieten, ist selbstverständlich, ändert aber nichts an der Thatsache, daß jeder Kauf und jeder Vertragsabschluß ein Kampf zwischen den beiden Kontrahenten ist und daß in diesem Kampf jeder Theil seinen Vortheil nach Kräften zu wahren sucht. Und wie intensiv dieses Streben ist, zeigt sich ganz besonders darin, daß die beiden kämpfenden Theile oft genug vor der Anwendung unlauterer Mittel nicht zurückschrecken.

Ist das Gesagte richtig und wird der Preis des Getreides in einem Kampf zwischen den Landwirthen und den Getreidehändlern festgesetzt, dann ist jedenfalls die Möglichkeit gegeben, daß die Landwirthe den schwächeren Theil im Kampf repräsentiren und daß die Getreidehändler als der stärkere Theil siegreich aus dem Kampf hervorgehen. Das behaupten die Landwirthe mit größtem Nachdruck und bezeichnen — wie erwähnt — den Terminhandel als die eigentliche Ursache ihrer Niederlage im Preiskampf. Die Klage der Landwirthe hat eine gewisse Berechtigung; aber so unbedingt möchte ich ihre Argumente nicht gelten lassen. Denn wenn man der Sache auf den Grund geht, zeigt sich erstens, daß der Terminhandel sich aus den gegebenen Verhältnissen mit logischer Nothwendigkeit von selbst entwickelt hat, und zweitens, daß er an sich ein ganz harmloses Ding ist. Unangenehm — für die Landwirthe sehr unangenehm — wird er aber durch seine Begleiterscheinungen.

Stellt man sich nämlich auf den Standpunkt, daß das Getreide Gegenstand des freien Handels, also eine Waare ist, die von den Landwirthen produzirt und zum Verkauf gebracht wird, so daß Jeder diese Waaren kaufen und weiter verkaufen darf, dann entsteht von selbst ein Getreidemarkt: zu bestimmten Zeiten werden an einem bestimmten Orte die Getreide-Käufer und Verkäufer zusammenkommen und ihre Geschäfte abschließen. Ob man diese Zusammenkünfte „Markt“ oder „Börse“ nennt, ist gleichgiltig; und klar ist, daß es den Landwirthen (wohlgemerkt: unter den gegegebenen Verhältnissen, wenn das Getreide eine gewöhnliche Waare sein soll) im höchsten Grade erwünscht sein muß, einen solchen Markt zu besitzen, weil sie wissen, daß sie dort ihre Ernte verkaufen können. Gegen die Börse an sich — man mag sie noch so oft als „Giftbaum“ bezeichnen — ist also nichts einzuwenden.

Auf diesem Markt werden wahrscheinlich zunächst die Landwirthe mit ihren Fuhren erscheinen und die Käufer werden das gekaufte Getreide sofort in Empfang nehmen und in ihre Magazine überführen lassen. Mit der Zeit wird jedoch so mancher Landwirth die Erfahrung machen, daß er an dem einen oder anderen Markttag sein Getreide nicht preiswürdig oder überhaupt nicht verkaufen konnte und daß er seine Getreidefuhren unverrichteter Dinge

wieder nach Hause schicken mußte. Um diese Unzukömmlichkeit zu vermeiden, wird der Mann wahrscheinlich das nächste Mal sein Getreide zu Hause lassen und nur allein, mit einer kleinen Probe seines Getreides in der Tasche, den Markt besuchen. Mit anderen Worten: allgemach wird der Brauch entstehen, daß auf dem Markt keine Getreidezufuhren erscheinen, daß vielmehr auf der „Börse" nur die Käufer und Verkäufer zusammenkommen und dort ihre Kauf- und Verkaufsgeschäfte lediglich auf Grund der mitgebrachten Proben abschließen. Auch dieser Vorgang ist wohl ganz unbedenklich.

Nun muß aber auch die Natur der Waare „Getreide" beachtet werden. Der Weizen, der auf dem einen Feld gewachsen ist, ist nicht ganz identisch mit dem Weizen, der von einem zweiten Feld geerntet wurde. Der Landwirth kann aber unmöglich die Weizenmengen, die auf seinen verschiedenen Feldern gewachsen sind, gesondert zum Verkauf bringen; er läßt seinen gesammten Weizen ausdreschen und bringt einfach das Quantum Weizen, das er auf seinem ganzen Gut geerntet hat, auf den Markt. Auf der anderen Seite muß der Müller bestrebt sein, ganz bestimmte Sorten von Mehl, wie es die Bäcker und die Hausfrauen wünschen, zu erzeugen und in den Verkehr zu bringen. Das kann er aber nicht, wenn er heute den Weizen des Produzenten X und morgen den des Herrn Y vermahlt. Der rationelle Müller muß also trachten, die verschiedenen Weizensorten, die er einkauft, so zu mischen, daß er stets möglichst einheitliche Mehlsorten in den Handel bringen kann. Diese Arbeit wird dem Müller jedoch zum guten Theil durch die großen Getreidefirmen abgenommen, die bei den einzelnen Landwirthen die Weizenquantitäten aufkaufen und dann in ihren Magazinen zusammenschütten, wenn dieses Geschäft nicht schon früher von den etwa bestehenden Getreide-Elevatoren in viel umfassenderer und gründlicherer Weise besorgt wurde. Hat sich aber einmal dieser Brauch allgemein eingebürgert, dann ist es ein kleiner Schritt, wenn an der Börse die Regel aufgestellt wird, daß unter „Weizen" oder „Roggen" diese bestimmte Weizen- oder Roggen-Type (diese allgemein übliche Mischung) zu verstehen sei, daß also bei jedem auf der Börse vorkommenden Geschäftsabschluß der Verkäufer verpflichtet sein soll, diese bestimmte Type von Weizen oder Roggen zu liefern. Die Händler werden dadurch der Mühe enthoben, beim Geschäftsabschluß die Qualität der Waare jedesmal erst besonders zu stipuliren. Endlich liegt es auch wieder sehr nah und trägt wieder sehr wesentlich zur Vereinfachung und Abkürzung des Geschäftsganges bei, wenn an der Börse der Grundsatz aufgestellt wird, daß jeder „Schluß" (Geschäftsabschluß) auf ein bestimmtes Quantum (x Metercentner) oder ein Vielfaches dieses Quantums zu lauten habe. Daß ein solcher Vorgang unmoralisch sei, wird, denke ich, kaum Jemand behaupten dürfen.

Endlich noch ein letztes Moment. Es giebt — um ein bekanntes und

trivialеs Beispiel herauszugreifen — auch heute noch eine ganze Reihe von kleinen Schneidern, die keine Tuchvorräthe auf dem Lager halten, sondern lediglich Musterkarten mit Tuchproben besitzen. Wenn nun ein Kunde bei einem solchen Schneider aus den vorgewiesenen Proben einen Stoff wählt und einen Anzug daraus bestellt, so kommt bekanntlich ein regelrechter Vertrag zu Stande, in dem der Schneider die Verpflichtung übernimmt, den gewählten Stoff von der Fabrik oder von der Tuchhandlung zu beziehen und daraus die versprochenen Kleidungstücke anzufertigen; und selbst der eifrigste Moralwütherich wird in solchem Vertrag nichts Anstößiges finden. Darf der Schneider mit ruhigem Gewissen versprechen, einen Anzug zu liefern aus einem Stoff, den er noch gar nicht besitzt? Darf der Bauunternehmer sich verpflichten, ein Haus zu bauen aus Ziegeln, die noch nicht einmal gebrannt sind? Dürfen aber auf allen erdenklichen Gebieten des Wirthschaftlebens Lieferungsgeschäfte anstandlos abgeschlossen werden, so darf wohl auch der Getreidehändler ein Getreide verkaufen (zu liefern versprechen), das er nicht besitzt.

Das im Vorstehenden Gesagte umschreibt den Begriff des Terminhandels in Getreide. Ein Terminhandel liegt vor, wenn über Getreide ein Lieferungsgeschäft abgeschlossen wird, bei dem alle Nebenverabredungen über die Qualität und die Quantität (die Schlußeinheit), über den Ort und die Zeit der Lieferung der Waare durch besondere Börsenregeln (Börsenusancen) im Voraus festgesetzt und in die ausnahmelos zu verwendenden „Schlußscheine“ aufgenommen sind, so daß die beiden Kontrahenten sich nur über den Preis, über die Zahl der Schluß-Einheiten (so viel mal x Metercentner) und über einen der allgemein festgesetzten Lieferungtermine (September-, Oktober-Weizen) zu einigen brauchen. Das Wesen des Terminhandels — und eine andere Definition als die vorstehende läßt sich nicht geben — besteht, wie man sieht, lediglich darin, daß die einzelnen Kauf- und Verkaufgeschäfte in einer bestimmten Form abgeschlossen werden. Und da die Form, in der ein Vertrag abgeschlossen wird, etwas rein Aeußerliches und Gleichgiltiges ist und über den Inhalt des Vertrages (ob durch ihn etwa der eine oder der andere der den Vertrag schließenden Theile benachtheiligt wird oder nicht) nichts entscheidet, so folgt hieraus, daß der Terminhandel an sich eine völlig harmlose und unverfängliche Sache ist.

Hier zeigt sich aber sofort auch eine Erscheinung, die man auf allen erdenklichen Gebieten des sozialen Lebens täglich beobachten kann, die aber meines Wissens bisher viel zu wenig gewürdigt wurde: der Unterschied zwischen Dem, was eine soziale Einrichtung ursprünglich ist oder nach der Absicht ihrer Schöpfer sein soll, und Dem, was im Lauf der Zeit aus ihr wird. Man denke — um nur einen einzigen Fall dieser Art zu erwähnen — an Das, was der Parlamentarismus seiner Idee nach sein soll und was im

Lauf der Zeit aus ihm geworden ist. An sich ist die Sache sehr begreiflich. Durch jede soziale oder gesetzliche Einrichtung wird nämlich für eine Reihe von Personen eine gewisse (günstige oder ungünstige) Position geschaffen; und da ist es denn nur natürlich, daß diese Personen sofort bestrebt sind, alle sich ihnen bietenden Handhaben zu ergreifen, um ihre Position zu verbessern. Das gilt denn auch vom Terminhandel. An sich ist er eine ganz harmlose und unverfängliche Sache, aber für die Landwirthe wird er, wie schon gesagt wurde, unangenehm durch die Erscheinungen, die ihn regelmäßig begleiten.

Durch den Terminhandel wird zunächst dem großen Publikum ermöglicht, sich am Getreidehandel — oder sagen wir richtiger: am „Börsenspiel" in Getreide — zu betheiligen. So lange sich der Getreidehandel in seinen ursprünglichen Formen bewegt, so lange der Getreidekäufer wirkliches Getreide kaufen, übernehmen und in seine Magazine bringen muß, können Personen, die weder Kaufleute noch Landwirthe noch Müller oder Bäcker sind, nicht leicht Getreide kaufen, weil sie die erforderliche Waarenkenntniß nicht besitzen und befürchten müssen, daß sie schon beim Einkauf übervortheilt werden. Sind aber durch die Usancen einer Börse die verschiedenen Getreide-Typen (Weizen, Roggen, Hafer, Mais u. s. w.) allgemeingiltig festgestellt, so daß der Käufer in den Glauben gewiegt wird, er brauche sich um die Qualität der gekauften Waare nicht weiter zu bekümmern, und vollzieht sich die Uebergabe der Waare einfach in der Weise, daß dem Käufer ein Lieferschein, also ein Blatt Papier eingehändigt wird, das man nur in die Brieftasche zu stecken braucht, so können auch Personen, die nie in ihrem Leben auch nur ein einziges Getreidekorn gesehen haben und nicht einmal Weizen von Hafer oder Gerste zu unterscheiden vermögen, sich am Getreidehandel betheiligen und sich eventuell in die tollsten Spekulationen einlassen. Dadurch kommt aber ein irrationales Element in den Getreidehandel.

Wirkliche Kaufleute haben ihre eigene Meinung über die Bewegung der Preise und handeln danach. Wenn daher der Preis einer Waare zurückgeht, so wird der Rückgang bei denkenden Kaufleuten immer die Tendenz hervorrufen, den günstigen Preisstand zu benutzen und einzukaufen. Und eben so muß ein Steigen des Preises die Tendenz schaffen, den bescheidenen Gewinn zu realisiren und die Waare, die man billiger eingekauft hat, zu verkaufen. Auf diese Weise werden selbstverständlich die Preisschwankungen einigermaßen in Schranken gehalten. An den Terminbörsen zeigt sich jedoch — wie Ruhland in seinem Werk hervorhebt — das Gegenbild dieser Erscheinung. Die unerfahrenen Outsiders, die an der Terminbörse mit Erfolg spielen zu können wähnen, haben meist keine eigene Meinung und thun deshalb das Selbe, was die Neulinge in einer Spielbank in der Regel thun: sie heften sich an die Fersen eines der großen Spekulanten und folgen blind

seinem Beispiel. Erfahren oder glauben sie, daß er kauft oder verkauft, so kauft oder verkauft auch der ganze Schwarm der Trabanten; und dadurch werden die Preisschwankungen, zum empfindlichen Schaden der Produzenten und der Konsumenten (der Landwirthe, der Müller und Bäcker), wesentlich verschärft. Das in den meisten Menschen lebende Streben, sich mühelos zu bereichern, führt den Terminbörsen immer neue Theilnehmer zu; und je größer die Zahl dieser unerfahrenen Spieler wird, um so mehr verliert die Börse ihren Charakter als Versammlungort für ernste Kaufleute, um so mehr wird sie zur Spielbank und um so irrationaler und nervöser springen die Kurse hinauf und hinunter. Der wirkliche und ernste Getreidehandel wird an der Terminbörse mehr und mehr vom bloßen Differenzspiel überwuchert.

Dazu kommt dann ein Umstand, der aber allerdings keine spezifische Eigenthümlichkeit des Terminhandels, sondern des Handels überhaupt ist: nämlich die schon früher hervorgehobene Thatsache, daß jedes „Geschäft“, also auch jedes Kaufgeschäft ein Kampf ist, in dem jeder der beiden Kontrahenten alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwendet, um den Sieg über den anderen Theil zu erringen. Ursprünglich oder prinzipiell — wenn man so sagen darf — spielt sich dieser Kampf nur zwischen zwei Parteien ab: zwischen den Landwirthen als Produzenten, die möglichst günstige Preise zu erlangen wünschen, und den Konsumenten (dem Brot verzehrenden Publikum), die jedoch, weil sie mit dem rohen Getreide nichts anzufangen vermögen, heute durch die Müller (und eventuell die Bäcker) repräsentirt werden und möglichst wenig zahlen wollen. Mit der Zeit schiebt sich zwischen diese beiden Parteien zwar der Getreidehändler, aber dadurch wird der Charakter des Kampfes nicht geändert, weil der Händler im Preiskampf dem Landwirth gegenüber die Rolle des Konsumenten übernimmt. Anders aber wird die Sache mit dem Aufkommen der Terminbörsen und der Spekulation in Getreide. An der Terminbörse verkehren nicht mehr ausschließlich wirkliche Getreidehändler, Müller und Landwirthe, sondern außerdem noch Spekulanten, die aus den Schwankungen der Preise Nutzen ziehen wollen und Getreide nur kaufen, um es gelegentlich wieder mit Vortheil verkaufen zu können. Die Börsenbesucher zerfallen aber immer in zwei Gruppen: eine, die kaufen, und eine zweite, die verkaufen will. Und da an der Terminbörse immer nur Getreide gekauft und verkauft wird, das erst zu einem späteren Termin zu liefern ist, so haben die Kauflustigen, also diejenigen Spekulanten, die heute zu einem bestimmten Preis ein erst nach einiger Zeit zu lieferndes Getreidequantum verkauft haben und dieses Getreidequantum erst kurz vor dem Lieferungtermine einzukaufen beabsichtigen, ein wesentliches Interesse daran, daß der Preis des Getreides im Lieferungtermin recht niedrig stehe; diese Kauflustigen spekuliren deshalb à la baisse. Die Verkauflustigen

dagegen, also die Spekulanten, die heute ein erst später zu lieferndes Getreide um einen bestimmten Preis gekauft hatten, wünschen lebhaft, daß der Getreidepreis zur Zeit der Lieferung recht hoch stehe, damit sie dieses Getreidequantum dann sofort mit Gewinn weiter verkaufen können; diese Verkaufslustigen spekuliren deshalb à la hausse.

So stehen an jeder Börse die Hausse- und die Baisse-Partei mit ihren entgegengesetzten Interessen einander gegenüber. Und natürlich begnügen sich diese beiden Parteien nicht damit, den ihrem Vortheil entsprechenden Stand der Preise zu „wünschen“, sondern jede ist bestrebt, de corriger la fortune, ist bestrebt, Alles zu thun, um den von ihr gewünschten Preis herbeizuführen und, wo möglich, die andere Partei — wie der technische Ausdruck lautet — „einzuzwicken“. Die der Baissepartei Angehörigen haben zu einem bestimmten Preis Getreidemengen verkauft, die erst nach einiger Zeit geliefert werden sollen, und hoffen, daß diese Getreidemengen kurz vor dem Lieferungtermin zu einem geringeren Preis zu haben sein werden. Wenn es nun der Haussepartei gelingt, in der Zwischenzeit alle disponiblen Getreidevorräthe unbemerkt aufzukaufen, so ist die Baissepartei „eingezwickt“, weil sie nun zum Lieferungtermin — um das versprochene Getreide zu erlangen — ungeheure Preise oder eben so hohe Reugelder zahlen muß. Hat sich wiederum die Haussepartei zu weit eingelassen, zu große Mengen um einen hohen Preis angekauft und steht der Preis zum Lieferungtermine niedrig, so werden ihr zu diesem hohen Preis riesige Getreidequantitäten aufgehalst, die sie wegen des schlechten Preises nicht weiter verkaufen kann, sie wird also — weil nun sie „eingezwickt“ ist — hohe Reugelder zahlen müssen. So spielen sich an den Börsen oft die erbittertsten Preiskämpfe zwischen den Spekulantengruppen ab, die Getreidepreise schnellen, ohne Rücksicht auf den effektiven Bedarf und den Ausfall der Ernte, in der unverantwortlichsten Weise hinauf und hinunter und werfen alle Berechnungen der Landwirthe über den Haufen.

Die eben erwähnten Preiskämpfe spielen sich zwischen den Spekulantengruppen ab. Der Landwirth wird direkt von ihnen nicht berührt, wohl aber — und zwar mitunter sehr empfindlich — indirekt, weil in Folge dieser unmotivirten Preissprünge für den Landwirth der Verkauf seiner Ernte den Charakter des Lotteriespieles annimmt. Unabhängig von diesen Kämpfen der Spekulanten unter einander aber vollzieht sich der Kampf der Getreidehändler gegen die Landwirthe; und für diesen Kampf liefern die Einrichtungen des Terminhandels allerdings den Getreidehändlern sehr brauchbare Waffen.

Eine davon liefert die Aufstellung der Typen für die verschiedenen Getreidegattungen an der Terminbörse. Gegen die Aufstellung solcher Typen kann an sich gar nichts eingewendet werden. Man darf eben nicht vergessen, daß die großen Weizenmengen, die in den Welthandel gebracht werden, ein

Gemisch der verschiedenen Weizenquantitäten sind, die auf den verschiedenen Feldern des Bezugslandes gewachsen sind. Die Type repräsentirt also lediglich die allgemeingiltig festgesetzte Probe, der die einzelnen in den Handel gebrachten Weizenmengen entsprechen sollen. Diese an sich ganz sachgemäße und harmlose Einrichtung kann aber nach zwei Richtungen hin zur Benachtheiligung der Landwirthe mißbraucht werden. Die Type gilt nur für die an der Börse gehandelten Getreidequantitäten und repräsentirt, wie gesagt, das Gemeng der verschiedenen Weizenquantitäten. Wenn aber der Getreidehändler die Weizenernten der verschiedenen Landwirthe in seiner Gegend aufkauft, so kauft er eben keine landesübliche Mischung oder keinen Durchschnittsweizen, sondern er kauft den individuellen Weizen, den der Landwirth A und der Landwirth B auf seinem Landgute geerntet hat; und da kann es nicht ausbleiben, daß der Weizen des Herrn X besser, der des Herrn Y geringer sein wird als die Type. Herrschte strenge Gerechtigkeit, so müßte für den überdurchschnittlichen Weizen ein höherer Preis als der Börsenkurs bewilligt werden, während der Produzent des unterdurchschnittlichen Weizens sich einen Abschlag vom Börsenkurs gefallen lassen müßte. Diese zweite Eventualität wird wohl immer eintreten, weil der Aufkäufer sich beim Ankauf eines minderwerthigen Getreides jedesmal auf die Type und den Börsenpreis berufen wird. Dagegen liegt die Gefahr sehr nah, daß ein weniger gewissenhafter Händler — wenn ihm ein überdurchschnittlicher Weizen zum Kauf angeboten wird — von der Type wohlweislich schweigen und nur behaupten wird, er könne dem Landwirth unmöglich mehr geben als den letzten Börsenpreis. Und dieses Argument wird um so leichter durchschlagen, als speziell die kleinen Landwirthe von den Einrichtungen des Terminhandels und insbesondere von der Existenz und der Beschaffenheit der usancemäßigen Typen wohl nur in den seltensten Fällen eine Ahnung haben dürften. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. An manchen Terminbörsen, die fast nur das Differenzspiel pflegen, werden — wie Ruhland hervorhebt — die Getreidetypen absichtlich möglichst minderwerthig festgesetzt, um den effektiven Getreidehandel von der Börse thunlichst fernzuhalten und jedem Terminspekulanten alle Lust zu rauben, das effektive Getreide auch wirklich in Empfang zu nehmen. In solchem Fall ist der Landwirth begreiflicher Weise erst recht geschädigt, weil er für sein gutes Getreide nur den Preis erhält, der an der Börse für das minderwerthige usancemäßige Getreide festgesetzt wird.

Aus der Existenz der Getreidebörsen erklärt sich übrigens auch der Unterschied zwischen dem Vorgehen der mittelalterlichen und der heutigen Getreidespekulation. Der Gewinn des Händlers besteht immer in der Spannung zwischen dem Einkaufs- und dem Verkaufspreis und wird um so größer, je mehr es dem Händler gelingt, diese Spannung zu vergrößern. Und nach



dieser Richtung hin war die Lage des mittelalterlichen Getreidespekulanten von der des heutigen wesentlich verschieden. Daß auch der mittelalterliche Getreidespekulant von dem lebhaften Wunsch erfüllt war, das Getreide möglichst billig einzukaufen, kann bereitwillig zugegeben werden; doch standen ihm gewisse Schranken im Wege. Der zins- und frohnpflichtige Bauer hatte fast gar kein Getreide, das er verkaufen konnte; wollte also der Mann Getreide einkaufen, so mußte er sich an den Gutsherrn wenden; und diesem Mächtigen einen gar zu niedrigen Preis zu bieten, war im Hinblick auf die Hofhunde kein ganz gefahrloses Beginnen. Um so leichter aber war es, den Gewinn auf Kosten der Konsumenten zu realisiren. Der Spekulant brauchte nur das Getreide in der nächsten Umgebung aufzukaufen und konnte dann den Bewohnern der benachbarten Stadt die Getreidepreise willkürlich diktiren. Der heutige Getreidehändler dagegen kann den Getreidepreis für die Konsumenten nicht willkürlich hinaufsetzen, weil er an der Börse festgesetzt wird. Zwar fehlt es auch jetzt nicht an Versuchen, einen Getreidering zu schmieden; aber dieses Beginnen erfordert heute wegen der Vervollkommnung unserer Transportmittel so riesige Geldsummen, daß ein gewöhnlicher Sterblicher nicht leicht daran denken darf. Kann also der Gewinn nicht wohl auf Kosten der Konsumenten realisirt werden, so muß man trachten, ihn auf Kosten der Produzenten hereinzubringen. Das wird um so leichter, als heute auch die Bauern ihr Getreide zum Verkauf bringen und die Konkurrenz unter diesen Hunderttausenden von Produzenten sehr scharf ist.

Die zweite Möglichkeit, die der Terminhandel bietet, den Getreidepreis zum Nachtheil der Landwirthe zu drücken, ist die Abgabe von Papierweizen. Wie schon bemerkt wurde, wird heute das Getreide nicht in natura auf die Börse gebracht, sondern vollzieht sich der Kauf und Verkauf in der Form, daß der Verkäufer dem Käufer einen Lieferschein über das verkaufte Getreide einhändigt; und dieser Usus kann sehr leicht mißbraucht werden. Der Spekulant, der effektives Getreide einzukaufen beabsichtigt, braucht nur bedeutendere Mengen solchen Papierweizens auf den Markt zu werfen, um den Getreidepreis zu drücken, und benutzt dann den niedrigen Preis, um nicht nur effektives Getreide von den Landwirthen zu kaufen, sondern obendrein auch seine papiernen Lieferscheine von seinen Agenten oder Freunden unter der Hand zurückkaufen zu lassen. Was Ruhland über die speziell an den nordamerikanischen Terminbörsen vorkommenden Machenschaften, durch die der Getreidepreis beeinflußt werden soll (Fälschung der Getreidestatistik, gefälschte Witterungberichte, gefälschte Nachrichten über angeblich große oder mangelnde Getreidezufuhren u. s. w.), mittheilt, lautet recht erbaulich. Allerdings sind alle diese Manöver nicht spezifische Eigenthümlichkeiten des Terminhandels. Ein großer Getreidespekulant, der Getreide von den Landwirthen zu billigen

Preisen erwerben will, kann auch größere Quantitäten von Effektivgetreide auf den Markt werfen, um den Preis zu drücken und dann die eben erwähnten Manipulationen durchzuführen; aber immerhin ist es viel bequemer und erfordert viel geringere Baarmittel, Papierweizen auf den Markt zu werfen, als etwa ganze Schiffsladungen von Effektivweizen scheinbar zu Schottpreisen zu verschleudern.

Ueberblickt man das Gesagte und legt man sich nun die Frage vor, wer der stärkere Theil im Kampf um die Getreidepreise ist und wer demnach als der Sieger aus diesem Kampf hervorgehen muß, so kann die Antwort nicht schwer fallen. Im Prinzip oder an sich sind unbedingt die Landwirthe der weitaus stärkere Theil, denn sie sind die ersten und ausschließlichen Besitzer des gesammten auf unserem Planeten gewachsenen Getreides, und wenn sie es nicht hergeben wollen, so bekommen die Händler auch nicht ein einziges Getreidekorn in die Hand und können verhungern. Nur gehen Praxis und Theorie leider nicht immer Hand in Hand. Die Konkurrenz unter den nach Millionen zählenden Landwirthen ist übergroß, ihnen fehlt — wenigstens der breiten Masse — der kaufmännische Sinn und in ihrer Isolirung haben sie auch keinen Ueberblick über den jeweiligen Stand des Weltmarktes. Die Kaufleute dagegen sind beweglich und regsam und beziehen an den Getreidebörsen stündlich telegraphische Nachrichten über den muthmaßlichen oder wirklichen Ausfall der Ernte und über den jeweiligen Gang des Getreidehandels in allen Theilen der Welt; es ist daher kein Wunder, wenn sie im Preiskampf sich als den stärkeren Theil erweisen.

Daß dies Alles den Landwirthen sehr unangenehm ist und daß sie auf jede Weise aus dieser unangenehmen Situation herauszukommen trachten, ist begreiflich; aber wenn sich ihre Angriffe gegen den Terminhandel kehren, dann sind — so möchte ich wenigstens glauben — ihre Bestrebungen an eine falsche Adresse gerichtet. Zunächst nämlich besteht — wie schon gezeigt wurde — das Wesen des Terminhandels darin, daß die Transaktionen in Getreide an der Börse in gewissen, durch die Börsenusancen festgesetzten Formen abgeschlossen werden; und die Form, in die man die Kaufgeschäfte bringt, kann den Getreideproduzenten ganz gleichgiltig sein. Durchaus nicht gleichgiltig ist für sie aber der Umstand, daß das Getreide zum Gegenstande des Spekulationhandels geworden ist, weil durch die Spekulation, ganz besonders durch die Betheiligung unberufener Personen (des „großen Publikums") an der Getreidespekulation, eine gewisse nervöse Unruhe, ein unmotivirtes Hinauf- und Hinunterschnellen in die Bewegung der Getreidepreise gebracht wird, das jede Berechnung der Landwirthe über den Haufen wirft. Wenn also überhaupt gegen den Handel Front gemacht werden soll, so sollte das Feldgeschrei der Landwirthe nicht lauten: „Kampf gegen den Terminhandel", sondern: „Kampf gegen die Getreidespekulation."

Zweitens aber — und Das ist das Entscheidende — ist die Benachtheiligung der Landwirthe in dem Umstande zu suchen, daß ihnen der Einfluß auf die Bildung der Getreidepreise durch die Händler benommen wurde, die ihnen heute die Getreidepreise diktiren. Und sie haben diesen Einfluß verloren, weil sie beim Verkauf ihrer Ernten vereinzelt auftreten und der erdrückenden Konkurrenz ihrer Berufsgenossen preisgegeben sind. Wollen sie ihren legitimen Einfluß zurückgewinnen, so müssen sie — und darin gipfelt auch die Ansicht, die Ruhland in seinem Buch vertritt — als geschlossene Körperschaft auftreten. Der Handel hat ja unstreitig seine volkswirthschaftliche Bedeutung und Berechtigung; doch muß er sich in seinen Schranken halten. Der Kaufmann hat die Aufgabe, zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten zu vermitteln. Er soll die Waare vom Orte der Produktion nach dem Orte des Konsums bringen; er soll ferner dem Produzenten die Waare abnehmen und sie so lange aufspeichern, bis der Konsument sie braucht. Die erste Funktion ist so lange gerechtfertigt, wie der Produzent und der Konsument von einander nichts wissen und nicht persönlich zusammen kommen können. Können sies, so ist jede Vermittlerthätigkeit entbehrlich geworden. Wird also eine mächtige Berufsgenossenschaft der Landwirthe gegründet, die im ganzen Land bekannt ist, so werden die Müller nicht im Zweifel sein, an wen sie sich in zweifelhaften Fällen zu wenden haben. Und eben so wird es der Berufsgenossenschaft der Landwirthe möglich werden, die eingelieferten Getreidevorräthe ihrer Mitglieder zu übernehmen, aufzuspeichern und entweder sofort ganz zu bezahlen oder doch entsprechend zu beleihen. Damit wäre der für die Landwirthe so nachtheiligen Getreidespekulation der Boden unter den Füßen weggezogen.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwaechter.



Das Grab der lieben Seele.

Alles verdorrte vor Hitze. Der Himmel indigoblau und wolkenlos. Nur dort — weit, weit in den Niederungen — ein blasser, zitternder Sonnenrauch, von glühenden Strahlen durchschossen. Ein schwerer Duft von Neumahd und verbrühtem Nadelholz hangt in der Luft und kann, in dem Kerker der Berge gefangen, nicht fallen noch steigen. Es erstickt Einen ordentlich.

Dule und ich sitzen vor der Hütte. Die Wachholdersträuche werfen ihre düsteren Schattendreiecke über uns; kaum ein abgedämpftes Lichtbündel lassen sie auf das Unkraut zu unseren Füßen fallen.

„Was, Bruder? Die Schwüle heute!“ stöhnt Dule und lüftet das verschwitzte Hemd von seiner Bärenbrust. Dann nach einer Weile: „Sollte man da glauben, wie kalt es hier zu Zeiten sein kann?“

„Kalt, sagst Du?“

„Ja, kalt, mein Lieber! Wie Viele da im Gebirge so einen Winter über im Schnee zu Grunde gehn! ... Hast Du die Gräber auf meiner Wiese gesehn? ... Auf 'm Hang?“

„Ja.“

„Lauter Eingeschneite und Erfrorene! Bei uns hier in den Bergen, — ich sag' Dir, wie verhext: Alles ist grimmig, hart und rauh und roh ... hier oben; und unten im Thal erst recht. Auch die Menschen. Selten findest Du einen halbwegs Fügsamen. Giebts doch Leute, die sich nicht einmal aus den Gerichten viel machen. Schau dort das neue weiße Kreuz an! Das ist auch das Grab von so Einem! Das Grab der lieben Seele!“

„Lieben Seele? Was soll das ‚lieben Seele‘?“

„Was soll das ‚lieben Seele‘!“ keift Dule. „Das ist das Grab der lieben Seele!“ Er erhebt sich und weist mit ausgestrecktem Arm auf einen Sattel zwischen zwei Kuppen, wo ein Dorf durch die Büsche schimmert. „Siehst Du die große Espe? Und die Keusche drunter? Das war das Haus der lieben Seele. Frage nur: Jeder wird Dir sagen, wer Das war: ein gewisser Mijo, ein alter Zinsbauer.*) Und ‚liebe Seele‘ hat man ihn geheißen, weil er auch Jeden so geheißen hat, Freunde und Feinde und Fremde, — zu Allen hat er gesagt: Liebe Seele.

... Vor ein paar Jahren kündigt ihm der Grundherr auf einmal den Pachtboden und siedelt darauf irgend einen hergelaufenen Militärgrenzer an. Eh ... Eh ... Was hat Das dem armen seligen Mijo angethan! Aber kannst Du was machen? Wenn die Grundherrschaft und das Gericht kommen und verlangen, daß er gehen muß? Er hat keine Leute gehabt, das urbare Land anzubauen; und Das ist ein Schade, sagt man ihm unten beim Gericht, für die Herrschaft und den Kaiser. Mein Lieber! Der Kaiser ist auch nur gut, so lange man ihm Steuer zahlt!

Früher war ja viel Gesinde da, — beim Mijo. Aber Alles ist ausgestorben und in diesem letzten Krieg, Gott weiß, wie, umgekommen. Nur er mit seinem Sohn ist geblieben. Da sprengen sie die Straße von Banjaluka nach Jajtze und der Sohn zahlts mit 'm Kopf! Mit Respekt: seine Witwe verheirathet sich nach Lokware hinauf und nimmt ihren Buben mit ... Und so bleibt der arme Mijo zuletzt allein da wie ein Pfropfreis. Glaubst Du, er ist gutwillig von seinem Grund gewichen? Auf dem schon seine Eltern und Ahnen seit Menschengedenken in Erbpacht gewesen sind?

‚Geh' Alter, pack zusammen!‘ sagen die Gendarmen. Er sitzt auf der Thürschwelle, den Kopf zwischen den Fäusten, und redet nichts und starrt nur den Boden an. ‚Geh Alter, pack zusammen!‘ ‚Ich will nicht!‘ Er fährt auf und reißt sich von ihnen los und fängt zu weinen an ‚So weit ists?‘ fragt er. ‚Daß ich von meinem eigenen Lehn weg soll? Und die okulirten Bäume?

*) Der muselmanische Grundherr (Beg, Aga) bewirthschaftet sein Gut (Spahiluk) nicht selbst, sondern hat viele, oft Hunderte von christlichen Zinsbauern (Kmetovi) in Erbpacht darauf sitzen, die dem Staate das Zehent, vom übrigbleibenden Bodenertrag der Grundherrschaft ein Drittheil abführen müssen.

He? Und das Obst? Das viele Obst? Wo ich, ich doch Alles gezogen habe! Wem soll Das jetzt verbleiben? Dem Oesterreicher, dem Grenzer! Und mein Stole, mein Enkel, liebe Seele, wenn er groß wird, soll zu dem Oesterreicher in Dienst gehn? Das darf nicht sein!'

‚Auf, Alter,' reden ihm die Gendarmen zu. ‚'s hilft Alles nichts, Du mußt: im Namen des Gesetzes. Von uns aus! Immer könntest Du hier bleiben. Aber das Gesetz ist gegen Dich!'

‚Hör' einmal, Herr Gendarm: laß mich doch noch ein, zwei, drei Jahre, bis meine Stole aufwächst. Ihr werdet sehn, wenn das Frühjahr kommt, wird Alles angebaut sein. Wir werdens aufackern, wir Zwei, ich und Stole, für den gnädigen Herrn Kaiser und für die gnädige Herrschaft. Glaubs mir, liebe Seele!' Und der Alte hängt sich dem einen Gendarmen an den Hals und weint wieder ... Kann man Das ertragen, wenn so ein alter Mann weint?

‚Herr', jammert er, ‚laß nicht den Fluch auf mich fallen, daß ich meine Taufkerze ausgelöscht hätte; und meine Kindskinder ohne ein Haus und Heim zurückgelassen, bei diesen bösen Zeiten. Liebe Seele, soll meine ganze Familie ausgetilgt sein, mein Blut und mein Stamm? Gott segne Dich, goldener Herr Gendarm!'

‚Alter, wir können ja nichts dafür. Nimm doch Vernunft an! Das Gesetz wills! Wer sind wir?'

‚Aber, Jesus, was ists für ein Gesetz, das den Leuten ihr Eigenthum wegnimmt?' schreit der arme Greis und fällt auf die Knie. ‚Meine gute Erde! Meine gute Mutter!' Und schluchzt und krampft sich an den Boden. ‚Meine gute Mutter! Laßt mich wenigstens auf meiner Erde ausweinen! Wie viel Schweiß hab' ich schon auf sie vergossen! Stole, liebe Seele: wir werden unser Recht suchen, wir werden bis Wien darum gehn. Ich find' schon die Thür zum Kaiser ...!'

‚Alter, hör' doch, in aller Heiligen Namen! Wenn Dein Stole erwachsen ist, kriegst Du Dein Lehn wieder; dafür wird das Gericht schon sorgen. Jetzt aber steh auf und komm!'

‚Muß es wirklich sein?'

‚Ja! Im Namen des Gesetzes! Halt uns nicht länger auf.'

‚Im Namen des Gesetzes ... Da heißts gehorchen! Aber Herr Gendarm, liebe Seele, dann bitt' ich Dich im Namen Gottes: gieb mein Erbtheil wenigstens einem der Unseren, aus diesem verfluchten Land Einem; denn ein Oesterreicher, weißt Du, wenn Der einmal darauf sitzt ...'

Sie hören ihn gar nicht mehr an und führen ihn ab.

Im Thal unten nagelte ihm das Dorf aus alten Staffeln und Brettern so was wie eine Hütte zurecht; in fremden Häusern mochte er sich nicht herumschlagen. Eine einzige elende Kuh hatte er. Das war der ganze Viehstand. Zu Michaeli pflegte ihm, wer halbwegs konnte, eine Multer Korn zu bringen und eine, zwei Handvoll Bohnen. Er wieder trugs dem Dorf auf seine Weise ab: sagte uns die gebotenen Feiertage an; wann man arbeiten darf und wann nicht. An den Patronstagen betete er das Gloria vor und verkündete auf den Hochzeiten die Geschenke. Ein kluger Kopf überhaupt und redegewandt trotz einem Mönch, gefällig und bereitsam. Kaum war Einer gestorben, war schon der alte Mijo zur Leichenwäsche und Wache da.

Man hielt ihn sehr in Ehren. Nur dem Popen und dem Richter stand er nicht zu Gesicht.

‚Christenmensch, misch Dich nicht in meine Geschäfte', sprach immer der Pope zu ihm; ‚denn sonst — bei allen heiligen Bildern — wachse ich noch mit Dir zusammen und Einem von uns gehts nicht gut dabei. Wie sagt die Schrift? Eine Heerde, ein Hirt. So sagt sie.'

‚Wenn mich aber die Leute fragen, liebe Seele? Da antwort' ich eben, so gut ichs weiß. Was willst Du: Schindel liegt auf Schindel und die Menschen verlassen sich auf einander. Das ist der Lauf der Welt. Zur Hand bist Du auch nicht immer, liebe Seele; da mag ich recht und schlecht Feiertage ansagen, damit die Leute nicht sündigen; denn Sünde und Fluch fällt wahrlich gerade genug auf den Glauben. Das Dorf hilft mir; und wenn ich ihm ein Wenig zu Dank bin: Das sollte Unrecht sein?'

‚Ich sag' Dir nur so viel, Christenmensch: Hände weg von meinen Angelegenheiten! Oder, bei Gott, ich bring Dich vor den Bischof und frage ihn, wer hier die Seelsorge hat: Du oder ich.'

Dem Richter wieder wars nicht Recht, daß die liebe Seele die Bauern vom Gericht abredete.

‚Kinder', pflegte der selige Mijo zu sagen, ‚lauft nicht wegen jeder Kleinigkeit zu Gericht. Macht es hier zu Haus unter Euch aus. Denn wie ist es bei diesen österreichischen Gerichten? Lauter Bittschriften, Protokole, Unkosten und Pflaster. — Kinder, das reine Verderben für Unsereins! Manche sagen: Die türkischen Gerichte ... Du liebe Seele ... man hat auch dazumal sein Recht nicht gefunden. Geht es nicht suchen, söhnt Euch aus, gebt Euch einen Kuß und gut ists. Unser aller Recht liegt auf dem Amselfeld begraben. Kersto, liebe Seele, laß ein Wenig nach, Etwas auch Du, Merkan, liebe Seele ... Gottes Segen darauf und Beiden ist geholfen.'

‚Mijo, spiel' nicht die Amtsperson', sagte bitterbös der Richter. ‚Wer hat hier den Vorsitz: Du oder ich?'

‚Aber, liebe Seele, das Gericht will doch auch nicht, daß sich die Menschen immerfort streiten!'

‚Mijo, ich warne Dich noch einmal! Blase nicht, was Dich nicht brennt. Das kaiserliche Insiegel ist bei mir —: es kann Dir schlimm ergehen.'

Da zuckt die liebe Seele die Achseln und geht heim. Ist auch nicht mehr unter die Menschen gekommen. Zu Haus hat er gesessen und geweint.

‚Wenn nur mein Stole erst größer ist und wandern kann! Dann werden wir weit, weit fortgehn.' So hat der Alte immer gesagt. ‚Ich kanns nicht mitansehn, wie sich dieser Oesterreicher auf meinem Theil breitmacht. Heimst mein Obst ein und rodet meinen Wald, — wo ich doch das Alles gepflanzt habe!'

Eines Tages hört man, daß Stoles Mutter gestorben ist. Der Greis wird jung darüber.

Auf Vierzig Märtyrer vor zwei Jahren fang' ich mit dem Ackern an. Bis Mittag sind dritthalb Metzen aufgerissen. Wir lassen die Ochsen aus dem Joch, ledig auf die Weide, und setzen uns zum Essen. Da kommt auf einmal der alte Mijo mit seinem Enkel irgendwoher gestapft. Er merkwürdig guten Muthes.

‚Sieh an, Dule! Hab ich Das auch erlebt!‘ Und zeigt auf den Kleinen. ‚Die Mutter ist ihm gestorben; er kommt zu mir um sein Erbtheil.‘

‚Wohin des Wegs, wenn Gott giebt?‘ frage ich

‚Eh, jetzt heißts, das Lehn wiederkriegen. Er wächst mir auf, der Stole. Da will ich bei guter Zeit vorsorgen. Denn wenn ich, so Gott will, heute oder morgen die Augen schließ': wer soll ihm zu seinem Eigenthum verhelfen?‘

‚Mijo, Mijo, wenn Dir Das nur gelingt!‘

‚Wie sollt' es nicht? Es ist doch sein?‘

‚Bruder, der Grund ist nicht mehr Dein Pacht. Der ist schon auf den Anderen umgeschrieben. Du und Stole seid aus den Büchern gelöscht. Der Grenzer, der Oesterreicher, hat die Urkunden und hat auch die Rechte.‘

‚Urkunden! Rechte! Das sagst Du! Ich aber sag' Dir, liebe Seele: Stole ist jetzt groß geworden. Und wenn er groß geworden ist — Das hat mir der Gendarm damals angelobt, so wahr ich hier stehe —, darf Stole wieder in sein Elternhaus. Kein Gericht und kein Amt, das ihms noch einmal nehmen kann. Thun sie es doch, so will ich anpochen vom Bezirk angefangen bis hinauf zur sarajewoer Regirung, wenns sein muß, zum Kaiser selber.‘

Wahrhaftig: er hats gethan! Alle Behörden hat er abgelaufen und verschlossene Thüren gefunden. Um Petri Kettenfeier kehrt er mit dem Buben heim.

Wo bist Du gewesen? Ueberall! Was hast Du ausgerichtet? Nichts!

‚Und jetzt, Mijo?‘ fragt man ihn.

‚Nach Wien, geraden Weges nach Wien! Ich ging' auch noch weiter, wenn ich wüßt', zu wem.‘

‚Und die Zehrung?‘

Da rufe ich: ‚Leute, meine Meinung ist, daß das Dorf zusammensteuern und die Kosten aufbringen muß‘, ruf' ich.

Aber der Pope und der Richter verbietens. Wer einen Kreuzer hergiebt, sagen sie, wird von ihnen angezeigt.

‚Kinder, Brüder,‘ bittet der Alte unter Thränen, ‚darbt nicht um meinetwillen, liebe Seelen. Ich habe meine Kuh noch: die will ich zu Markte treiben.‘

Am anderen Tag schlingt er ihr richtig den Strick um die Hörner und will fort. Der kleine Stole mit ihm. Alle haben ihm abgerathen, denn der Schneesturm war im Anzug und der Weg führt übers Gebirge.

‚Liebe Seelen, ich kann nicht warten. Etwas ist in mir, das mich ruhlos macht‘, giebt er zur Antwort.

Er hört richtig auf Keinen und geht. Geht und kommt nicht wieder. Er und Stole. Auf dem Rückweg vom Markt sind sie eingeschneit.

Fünfundzwanzig Gulden haben wir bei ihm gefunden. Zehn dem Popen für die Einsegnung und fünfzehn hat der Richter den kaiserlichen Aemtern abgeführt."

„Und wer hat ihm das Grabkreuz gesetzt?"

„Wer? Das Dorf! Das Dorf seiner lieben Seele."

Kozarac. Petar Gerasim Kotschitsch.

(Uebersetzt von Roda Roda.)



Elektra.*)

Hugo von Hofmannsthal giebt seiner „Elektra“ den Untertitel: „Frei nach Sophokles“; aber er läßt uns gerade dadurch nicht im Zweifel, daß er sich der Kluft völlig bewußt war und daß er uns ein Neues geben wollte. Vielleicht hätte er besser gethan, diese Bemerkung im Titel zu unterlassen. Er sah eine Fabel, die der Tragoedie des Sophokles glich, vor seinem inneren Auge sich abspielen; er wollte vielleicht ursprünglich die selbe Fabel sehen, aber sie gewann unwiderstehlich eine neue Form und dieser wollte er Ausdruck geben. Und wenn ihm im Augenblick der Konzeption vielleicht auch der Gedanke lockend gewesen, eine „moderne“ Elektra zu schreiben, so hat er diesen Gedanken bei der Ausführung sicherlich vergessen. Mit visionärer Kraft hat er das Schreckliche geschaut und wiedererzählt, wie ein Dichter unserer Zeit es schauen und erzählen mußte. Bei der Vollendung des Stils, der furchtbaren dramatischen Spannung, den außerordentlich schönen Versen und Bildern hat er uns eins der ergreifendsten dramatischen Werke gegeben, die in jüngster Zeit auf deutschen Bühnen erschienen sind ... Dadurch, daß sein Versuch gelungen ist, hat Hofmannsthal Dem, der sein Drama kritisch behandelt, einen der interessantesten ästhetischen und kunsthistorischen Vergleiche möglich gemacht. Gerade weil sein Werk mit dem des griechischen Dichters, dessen Namen er citirt, im Wesen nichts gemein hat als die Anregungen und ihm doch in allem Unwesentlichen so ähnlich scheint — weil beide Werke aus gleichen Eindrücken entsprungen sind und im Ausdruck einen gewissen Parallelismus zeigen —: gerade darum läßt sich an ihnen zeigen, was die Epochen und ihre Dichter von einander scheidet.

Es ist die selbe Legende, aber nicht anders erzählt, sondern etwas Anderes aus ihr erzählt. Aus der Tragoedie dieser Menschen werden ganz andere Elemente gezogen, ja, ihre Tragoedie selbst liegt für den modernen Dichter in wesentlich anderen Momenten als für den Griechen und mit ganz anderen Mitteln sucht er den Eindruck ihres Schicksals in uns hervorzurufen. Und je mehr wir seine „Elektra“ mit der griechischen vergleichen, um so mehr werden uns tiefe Vorgänge in uns selbst und wieder andere aus jenen fernen Zeiten, psychische Phänomene, die wir nur ahnen und andeuten können, klar.

Mehr vielleicht noch als in ihrer erschütternden Tragik, als in ihrer dramatischen Wucht, in ihren wundersamen Bildern und Gedanken liegt die Herrlichkeit der griechischen Dichter in der Vollendung ihrer Sprache, in einer Schönheit,

*) Unter dem Titel „Essays zur vergleichenden Literaturgeschichte“ erscheint in diesen Tagen ein Buch des jüngsten Dantebiographen Dr. Karl Federn. Da nach der „Elektra“ des Herrn von Hofmannsthal nun auch die sophokleische in Berlin aufgeführt werden soll, wird der Vergleich der alten und der neuen Behandlung des Stoffes Manchen gerade jetzt vielleicht interessiren. Deshalb wird hier aus einem Aufsatz, der diesen Vergleich durchzuführen versucht, ein Bruchstück veröffentlicht. Das Buch, das bei Georg Müller in München erscheint, bringt Essays über Shelley, Meredith, Wassermann, Gabriele Reuter, über Dantes Verhältniß zum Subjektivismus und manches andere lesenswerthe Stück.

die nur kennt und genießen kann, wer sie in der Ursprache liest: in der außerordentlichen Uebereinstimmung von Klang und Sinn, durch die die vollkommenste Stimmung der Psyche durch das physische Mittel hervorgerufen wird. Wer einen Chor der griechischen Tragoedie nicht im griechischen Urtext lesen kann, kommt um einen der vollkommensten und berauschendsten ästhetischen Genüsse, den die Uebersetzung nie gewähren kann, weil in der anderen Sprache eine andere musikalische Stimmung liegt und eben jene wunderbare Harmonie verloren gehen muß, die, wie ich glaube, den höchsten Reiz und die Vollendung der griechischen Poesie bewirkt. Und wahrscheinlich können auch wir — bei den dürftigen und ungewissen Vorstellungen, die wir vom griechischen Theater haben — nicht ermessen, wie sehr durch das Zusammenwirken von Musik und Gesang oder gesangähnlicher Rezitation und Tanzbewegungen jener formal-ästhetische Eindruck ins Dionysische gesteigert wurde.

Denn diese Kunst war Religion. Aus der Sphäre des Menschlichen traten die Helden der attischen Tragoedie heraus. „Den mächtigen Ernst des heroischen Grabesdienstes verräth uns die Tragoedie," sagt Jakob Burckhardt. „In den ‚Choephoren' des Aischylos ist von Anfang an der im Grabe lebend, ermuthigend, schützend gedachte Agamemnon eine mithandelnde Kraft, ohne welche die ganze Rache nicht zu Stande käme." Aber dieser Agamemnon war für die griechischen Zuhörer keine bloße mythische Gestalt wie für uns. Die Gespenster großer schützender Wesen, deren schattenhafte Nähe geglaubt ward, standen auf der Bühne. Wir können die ungeheure, halb ästhetische, halb liturgische Wirkung dieser szenischen Darstellungen nur entfernt ahnen.

Verkehrte doch Sophokles, der Verfasser, nach dem Glauben seiner Zeitgenossen und Nachfahren selbst mit Göttern und Heroen, die ihn nicht nur in Träumen, die ihn höchst persönlich in seinem Hause besuchten, und nicht zum Wenigsten deshalb wurde er nach seinem Tode selbst als Heros — also etwa gleich einem Heiligen des Mittelalters — verehrt. So nah stand damals noch die Gottheit den Menschen, so lebten sie noch im Mythos, aus dessen fluthender Masse die Dichter ihre Stoffe wählten und gestalteten.

So, in der feierlichsten aller Formen, eine wohlbekannte Legende vorführend, eine Geschichte, die jeder Zuhörer von Kindheit an tausendmal erzählen, singen und rezitiren gehört, eine Geschichte noch dazu aus der verhältnißmäßig nahen Vergangenheit des eigenen Volkes: da konnte, mußte der Dichter sich vielfach mit bloßen Andeutungen begnügen; denn er knüpfte in den Seelen seiner Zuhörer an eine Menge von Erinnerungen und entgegenschlagenden Empfindungen an und zahllose Fäden verbanden sein Werk mit ihrem Gemüth, die für uns hoffnunglos zerrissen und verloren sind. Und was ihn an seinem eigenen Werk wesentlich interessirte, waren ganz bestimmt weit weniger die Schicksale und die Psychologie der Personen, sondern wiederum das feierliche und geheimnißvolle Gebiet, aus dem diese quollen, die Woge, die die ganze Aktion trug, das Gespinnst der unerbittlichen Moira, die in einander sich schlingenden Fäden menschlichen Thuns und göttlichen Waltens. Darum vermochte er auch alle Elemente seiner Dichtung in einer so unerreicht harmonischen Fluth von Versen aufzulösen und zu konzentriren. Wenn er dennoch die Menschen mit außerordentlicher Wahrheit darstellte, so war es, weil er die Intuition des großen Dichters

besaß; aber sicherlich war das Interesse an ihnen nicht das erste treibende Agens in seiner Seele, als er sie schuf.

Diese Vermuthung wird nur bestätigt, wenn wir die drei uns erhaltenen antiken Personifikationen der „Elektra" vergleichen. Viel mehr als die „Elektra" des Sophokles sinkt die des Aischylos in den Kristallgrund der Tragoedie zurück; sie scheidet sich kaum aus der schimmernden Fluth ihrer Verse; sie ist fast nur die Hauptsprecherin des Chores. Man hat die „Choephoren" mit Recht einem Singspiel verglichen, in dem die handelnden Personen kaum individualisirt sind. Dagegen ist die spätere „Elektra" des Euripides aus der heroischen Sphäre in die gewöhnlich menschliche gezogen; allerdings ist auch von der Tragik und Größe der sophokleischen „Elektra" in diesem unsympathischen Stück wenig geblieben. Was Euripides bewog, die Tragoedie so zu bearbeiten, wissen wir nicht. Er ist mit seinem für unseren Geschmack mißglückten realistischen Versuch in manchem Sinn der wirkliche Vorläufer Hofmannsthals gewesen.

Das Moment, das beim Schaffen des modernen Dichters die Hauptrolle spielt, ist das psychologische. Dieses intensive Interesse an der Psyche und nicht am Schicksal, das ihm lediglich eine Effloreszenz der Seele ist, scheidet ihn von der Antike. Mehr noch vielleicht scheidet ihn sein Stil, der bei allem Lauschen auf die Klangschönheit der eigenen Sprache immer ein impressionistischer bleibt.

Er sieht das Drama „Elektra" an sich vorüberziehen: da fesselt ihn vor Allem, was in diesen gequälten Seelen vorgeht. Welch ein Leben führen sie auf ihrem Königshof zwischen den alten kyklopischen Mauern, zwischen ihren Sklaven und ihren Rindern? Was führte sie zu so furchtbaren Ereignissen? Wie wuchsen die Schatten der Dinge in ihren Seelen? Wie gingen die Ereignisse vor sich, wie wirkten sie auf die Menschen zurück, was hofften, was fürchteten sie, was fühlten ihre Nerven? Das, was in diesen Menschen zitterte und sie verzehrte, will er durch seine Kunst mit gleicher Heftigkeit in unseren Seelen nachzittern lassen.

Hofmannsthal hat nicht etwa moderne Menschen aus den Helden des Sophokles gemacht. Sie sind vielleicht in einem Sinn — man könnte das Paradoxon aussprechen — griechischer als die des Sophokles selbst; es sind wahrhaftigere Griechen der Urzeit. Es sind Griechen, geschaut mit moderner Psychologie und modernem kulturhistorischen Wissen. Mit einer Anzahl hohler Konventionen, von denen unsere Bildung erfüllt ist, muß hier gebrochen werden; zunächst mit der Fabel von der „griechischen Heiterkeit", die Jakob Burckhardt „eine der allergrößten Fälschungen des geschichtlichen Urtheils" nennt, „die jemals vorgekommen", und an deren Stelle er den „hellenischen Pessimismus" und ihren „Willen zum Düsteren" setzt. Es war überhaupt nur der finstere Hintergrund der mittelalterlichen Anschauung, die Betonung des Häßlichen und Niedrigen im Leben, um das Jenseits zu verherrlichen, die in der Zeit unserer Klassiker jene Täuschung aufkommen ließ. Dem mittelalterlichen Kultus des Leidens und der Marter gegenüber mochte eine gewisse Heiterkeit selbst die griechische Tragik überstrahlen. Aber die Griechen, die dieses Leben priesen, das so kurz währte und auf das ein ewig trauriges Schattendasein folgte, und die im Leben selbst stets den Neid der Götter und die Geißel der Schicksalstöchter über sich fühlten, waren keine glückseligen Menschen. In der „Alkestis" weigert der greise Vater sich,

für den Sohn zu sterben, und spricht die sehnsüchtigen Worte: „Süß ist das Licht des Gottes, o wie süß!“ Das ist die griechische Heiterkeit, durch die, wie durch dieses ganze schöne Drama des Euripides, eine bange Totenklage klingt.

Und eben so wie die Fabel von der „Heiterkeit“ muß die von der „Marmorhaftigkeit“ der Griechen fallen, die man sich durchaus nicht als wandelnde Statuen, die nur in Hexametern sprachen, zu denken hat. Wir müssen sie uns vielmehr als leidenschaftliche Südländer und eine Volksversammlung auf der Agora weit ähnlicher einer Versammlung von Südfranzosen oder Italienern als einem selbstbeherrschten englischen Meeting vorstellen... Wir müssen uns insbesondere die homerischen Griechen vorstellen als ein Volk, das eben die Stufe der Barbarei verlassen und Ackerbau zu treiben begonnen hat; ein noch halbwildes Volk, aber mit unendlichen Talenten begabt. Das Volk der Griechen ist das Wunderkind der Menschheit. Auch die anderen Stämme schmiedeten Waffen, woben Zeuge, brannten Gefäße, sangen zu ihren Festen Verse; aber durch ein erstaunliches natürliches Talent getragen, schmiedeten die Griechen jene Waffen, deren Linien in uns ein merkwürdiges, halb feierliches Wohlgefühl erregen, trugen frei in schönen Falten fallende Zeuge, brannten Gefäße in den einfachsten, dem Zweck entsprechendsten Formen, sangen Verse von wunderbarem Klang. Das ändert nichts daran, daß diese großen Könige in unserem Sinn nichts weiter als große Häuptlinge waren: Odysseus pflügt und Telemach treibt die Rinder aufs Feld, Theseus und Peirithoos sind Viehdiebe und Könige von Hirten und kriegerischen Bauern. Wir müssen ihrer orgiastischen blutigen Riten gedenken, der Menschenopfer und der nicht minder wilden Thieropfer, ihres schrecklichen Gespensterglaubens, ihrer Totenbeschwörungen, ihrer unerbittlichen Rachsucht, ihres entsetzlichen Hasses und ihrer Grausamkeit.

Und daraus mußte der moderne Dichter, der in die Seelen dieser Menschen schaute, etwas ganz Anderes gestalten als der Grieche, als etwa Euripides, dem gerade dies Alles nicht auffiel, weil es für ihn das alltäglich Gewohnte, dem eigenen Gemüth Entsprechende war. Nicht nur ein „kunstreiches Gebäude von Frevel und Fluch und Jammer“, wie die griechische Tragoedie es war; kein feierliches Schicksalsdrama, wie es alle Dramen des Aischylos und Sophokles mehr oder minder sind, sondern ein psychologisch historisches Bild aus der hellenischen Urzeit in einem Schleier wunderbarer Verse.

So konnte er das Drama des Sophokles Szene für Szene nachbilden und es doch völlig neu schaffen. Jedes Motiv der antiken „Elektra“ ist benutzt: auch die Elektra des Atheners ist von der gleichen dämonischen Rachgier erfüllt, auch ihre Mutter klagt, daß die Tochter ihr „täglich das Blut aus der Seele schlürfe“; auch sie ruft beim Mord der Mutter in grausamer Ekstase: „Triff sie zweimal, wenn Du kannst!“; auch sie höhnt den ahnunglos heimkehrenden Aegisth mit triumphirendem Haß; auch sie ward mißhandelt und verachtet, erzählt von Hunger und Schlägen, die sie erduldet. Aber das Alles ist in großen Zügen angedeutet; dem Dichter, dem es um das Individuum wenig zu thun war, konnte die Andeutung genügen. Der moderne Dichter versenkt sich gierig in das Weben dieser Seele und auch in das äußerliche Leben, das diese Seele mit Eindrücken füllte; er will die Details dieses Daseins sehen und wissen: ihr Leben auf dem Königshof, ihr Verhältniß zu den Mägden; er sah, wie das Schauderhafte, das

Zusammenleben der Mutter mit dem Mörder des Vaters, allmählich vergiftend das jungfräuliche Gemüth aus den Fugen reißen mußte, und er überträgt den Eindruck von der Qual dieses Daseins mit allen Mitteln auf uns.

Dann aber nahm er mit der sophokleischen Elektra große Veränderungen vor. Da es ihm um menschliche Antithesen zu thun war und nicht um solche des Schicksals, so nahm er ihre Züge, die Sophokles ihr gelassen. Die antike Elektra beklagt ihr Los als Weib: „Die ohne Kinder zu Grunde geht, der kein liebender Gatte zur Seite steht!“ Diese und ähnliche Dinge nahm ihr Hofmannsthal und bildete aus ihnen die wunderschöne Gestalt seiner Chrysothemis, so verächtlich schwach neben der furchtbaren Schwester und doch wieder so süß weiblich neben ihr. Diese Chrysothemis ist seine eigenste Schöpfung, denn die Chrysothemis des Sophokles ist überhaupt nur angedeutet, ist nur eine Folie für das Schicksal der Elektra. Dadurch aber gewann auch die Elektra ein ausgeprägteres Wesen, als ein Geschöpf, dessen Leib verwelkt ist, dessen reiche, starke Seele aufgezehrt wird von den Schauern ihres Schicksals, dem nichts geblieben ist als die leidenschaftliche und zur visionären Inbrunst gesteigerte Kindesliebe und der Durst nach Rache. Eben so versenkte er sich in die Klytaemnestra, die übermüthige und lustig-gleichgiltige, wenig charakterisirte des Sophokles, und schuf sie zur halbbarbarischen Königin der mykenischen Vorzeit um: mit ihrem bleichen Gesicht, ihren schauerlichen Erinnerungen, ihren Amuletten, ihrer Hoffnung auf Bräuche und Beschwörungen.

Und völlig griechisch historisch ist auch das Eingreifen des Schattens, den Elektra allabendlich erscheinen sieht, der um das Haus der Atriden schwebt. So griff er bereits im Drama des Aischylos ein und im „Agamemnon“ desselben Dichters sieht Kassanda bei ihrem Eintritt die blutigen Kinderschatten der geschlachteten Söhne des Thyest um das Haus schweben. Nur läßt Hofmannsthal wieder impressionistisch uns die grausige Nähe des Gemordeten fühlen, indem er uns zu Zeugen der Vision der Elektra macht, wie er später die Drohungen der Tochter zu der furchtbaren Szene steigert, in der er sie der Mutter ihre Ermordung schildern läßt, und die Aufforderung an die Schwester, ihr bei der Rache zu helfen, zur hypnotischen Beschwörung. So zieht er die zuckenden Fibern in den Seelen des fluchbeladenen Geschlechtes ans Licht und läßt sie vor uns vibriren. Und während er dem Aufbau des großen griechischen Dramatikers zu folgen scheint, läßt er uns in jeder Szene in der That ganz etwas Anderes schauen. Aus der übermenschlichen Perspektive griechischen Heroenthumes hat er diese Tragoedie der Blutrache in eine menschlich-psychologische Sphäre gerückt.

Da fehlt viel, was die Dichtung des Atheners wie ein tönendes Juwel durch die Jahrhunderte funkeln und klingen ließ. Da ist viel Bedeutsames, Neues geboten: Verse von einer verschleierten Schönheit und Bilder von brennender Intensität; viel innig Menschliches ist hier ausgesprochen und in knappen Zeilen sind fremdartige und doch vertraute Gestalten geschaffen. Vor Allem aber erschütternde Szenen und gesteigerte Seelenstimmungen.

... Nichts wäre verkehrter als quantitative Vergleiche anzustellen, wo etwas qualitativ Neues gegeben wurde. Es ist genug, zu sagen, daß die Schöpfung dieser neuen Form mit der Meisterschaft eines sehenden Dichters geschehen ist.

Dr. Karl Federn.

Notizbuch.

Oberst Dürr, der zum Kommandeur der nach Südwestafrika entsandten Truppen ausersehen war, ist schnell wieder heimgekehrt. Ein altes Herzleiden soll ihn zu schleuniger Rückfahrt gezwungen haben. Er sagt es selbst; und scheint nicht zu fühlen, daß diese Darstellung weder für ihn noch für die ihm vorgesetzte Behörde günstig wirken kann. Ein Offizier, der sich für den Kolonialdienst meldet und auf dem Schlachtfelde dann, weil ein altes Leiden ihm beschwerlich wird, am Tage der Entscheidung den Posten verläßt, hätte damit bewiesen, daß ihm die dem Befehlshaber nöthige Voraussicht fehlt. Und eine Militärbehörde, die in kritischer Zeit das Kommando einem Manne überträgt, dessen Gesundheitverhältnisse sie nicht geprüft hat, und zu spät erst erfährt, daß der übers Meer Geschickte in dem Klima seines Kommandobezirkes nicht zu leben vermag: eine solche Behörde wäre allzu glimpflich behandelt, wenn sie nur verhöhnt würde. Sehr glaublich klang die Geschichte nicht; glaublicher eine Version, die im Berliner Tageblatt erzählt wurde, offenbar aber nicht im Südwesten der Hauptstadt entstanden war. Oberst Dürr, hieß es da, war dem Kaiser empfohlen worden, wurde plötzlich zum Chef des Expeditioncorps ernannt und reiste, mit einem aus sechs älteren Offizieren bestehenden Stab, nach Swakopmund ab. Oberst Leutwein war von der Ernennung weder benachrichtigt noch des Kommandos entkleidet worden. (Unter Caprivi gab es vierundzwanzig Stunden lang bekanntlich zwei Gouverneurs von Kamerun; jetzt hatten die in Südwestafrika kämpfenden deutschen Truppen zwei Oberbefehlshaber, die Beide rite ernannt waren.) Leutwein, der im Dienst Aeltere, kennt das Land genau, das Dürr zum ersten Mal betritt, und bleibt für die Operationen verantwortlich. Da er in den unglücklichen Kämpfen gegen die Hereros viele Offiziere verloren hat und Ersatz braucht, löst er Dürrs Stab auf und vertheilt die Offiziere an die einzelnen Detachements. Und da er sich nur von einer einheitlichen Aktion Erfolg verspricht, löst er auch das Expeditioncorps auf und benutzt die Mannschaft zur Ergänzung der gelichteten Kolonnen. Dürr hatte noch den Titel, doch nicht mehr die Macht des Kommandeurs und erbat Urlaub; nicht von Leutwein, sondern direkt vom Reichsmarineamt. Deshalb wußte das Kolonialamt auch nichts von dem Urlaubsgesuch. Die Geschichte wäre höchst lustig zu nennen, wenn sie nicht zeigte, wie weit auch auf dem militärischen Gebiete die Desorganisation schon gediehen ist. Die Maßgebenden scheint Südwestafrika noch immer nicht zu interessiren. Die auch hier erwähnte Behauptung, Herr von Podbielski habe an dem Tage, der die Hiobspost von Owikokorero brachte, einen Ball gegeben, war zwar falsch; aber die Gemüthsruhe der Excellenzen ist durch die Vorgänge, deren Schauplatz Südwestafrika war, nicht gestört worden. Deutsche Menschen sind getötet, deutsches Eigenthum ist vernichtet, die Arbeit langer Jahre verloren und die überlebende Mannschaft von Seuchen bedroht: in der Heimath werden Feste gefeiert und der Herr Kanzler reist im Lande umher und hat Zeit, bei Einweihungen und Enthüllungen Statistendienst zu thun. Nicht genug Menschen und Pferde hinübergeschickt? Leutwein hat ja nicht mehr verlangt. Dürr und Glasenapp waren ungeeignet, weil sie in ihnen gänzlich unbekannte Verhältnisse kamen? Alles will eben gelernt sein. Ein Skandal, daß unseren Offizieren drüben von einer deutschen Behörde Zollschwierigkeiten gemacht werden? Irgend ein Subalterner trägt die Schuld. Die Leute sind um Ausreden nie verlegen. Nur können sie die leider auch dem Ausland sicht-

bare Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß alle für die Vorbereitung und Führung dieses Kolonialkrieges verantwortlichen Instanzen völlig versagt haben. In England, in Frankreich sogar könnte eine so unfähige Regirung nicht drei Tage mehr leben; bei uns darf man ihr, ohne ausgelacht und bespieen zu werden, Hymnen singen. Der Reichstag konnte helfen. Er hatte die Pflicht, die Verantwortlichen so derb anzupacken, daß ihnen Hören und Sehen verging, und die rasche Sendung einer ausreichenden Truppenzahl zu erzwingen. Aber wer mag denn die guten Beziehungen zu freundlichen Herren gefährden, die, wo sie nur können, gefällig sind? Nicht einmal angemessene Entschädigungen hat der Reichstag den Landsleuten bewillig, die drüben um die Frucht mühsäliger Arbeit gekommen sind; zwei lumpige Millionen wirft er als Almosen den Männern hin, die am Grab geliebter Menschen, am Grab ihrer Lebenshoffnung stehen. Als Almosen? Nein: als Darlehen, das zurückgezahlt werden muß. Und eine Regirung, die diesen Beschluß nicht nur geduldet, sondern eigentlich herbeigeführt hat, erdreistet sich noch, von England Ersatz für den im Burenkrieg vernichteten deutschen Besitz zu fordern... Doch zage nicht, Deutscher: für wahrhaft große nationale Aufgaben haben wir immer Geld. Zwei Millionen zwar nur für unsere Kolonisten, fünf Millionen und eine halbe aber für ein in Posen zu bauendes Kaiserschloß, das in zehn Jahren vielleicht fünfzehn Tage lang bewohnt sein und sonst leerstehen wird. Warum nicht? Das Geld, das zur Förderung ostmärkischer Industrieanfänge nützlich zu verwerthen wäre, ist ins Wasser geworfen? Unsinn; es giebt die Möglichkeit zu zwei Festen: Grundsteinlegung und Einweihung. Und so viel kann Südwestafrika, selbst wenn es sich wieder beruhigt, nicht fürs Vaterland leisten.

*

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

„Das Artikelchen ‚Jesuiten und Marianer' hat mir zwei Briefe eingebracht. Ein Herr in Sachsen, der in Argentinien gewesen sein muß, schreibt, in Buenos Aires gelte das dortige Kaufhaus Ciudad de Londres und die Dampferlinie Messageries Maritimes für Eigenthum der Jesuiten. Und ein in Buenos Aires wohnender deutscher Ingenieur schreibt, die von Santa Fé nach Reconquista führende Eisenbahn werde allgemein das Jesuitenbähnle genannt. Die Frachtsätze seien auf dieser Bahn nicht niedriger und die Behandlung der Angestellten sei schlechter als auf den übrigen Bahnen. Genauere Auskunft könne Herr A. Matschnich, Mitarbeiter des Argentinischen Tageblattes, geben. Der Herr fährt fort: ‚Daß Ordensgesellschaften Geschäfte machen und Strohmänner vorschieben, dürfte wohl nicht bezweifelt werden. Aus Gelsenkirchen in Westfalen erinnere ich mich eines Mannes, dessen Häuserkäufe — sie sind über das Dutzend hinausgegangen — gerade in der Zeit anfingen, wo ein Sohn von ihm in einen Orden eingetreten war.' Daß die Orden Vermögen haben müssen, um ihre Mitglieder und ihre mehr oder weniger gemeinnützigen Institute zu erhalten, versteht sich von selbst; und wenn ein Orden, der einst in Paraguay so glänzende wirthschaftliche und Verwaltungtalente entfaltet hat, sich in modernen Formen des Erwerbes versucht, so ist nach der von Harden in dem Artikel ‚Die Jesuiten' entwickelten Kompromißtheorie trotz dem Namen Gesellschaft Jesu und dem Ideal der evangelischen Armuth nichts einzuwenden. Doch würde ich als Jesuitengeneral offenen und Jedermann sichtbaren Erwerb vorziehen, um nicht dem allgemein verbreiteten Glauben Vorschub zu leisten, daß die Jesuiten eine im Dunkeln schleichende Gesellschaft seien. Sollten aber alle argentinischen Muthmaßungen unbegründet sein, so würde ich sie, als Jesuit, von Zeit zu Zeit in öffentlichen Blättern wider-

legen, nicht mit einer bloßen Ableugnung oder mit dem Hinweis auf Duhrs Jesuitenfabeln. Denn die Herren können doch nicht allen Zeitunglesern zumuthen, daß sie sich dieses Buch und dann auch noch alle Nachträge und neuen Auflagen anschaffen. Vielleicht denken sie: Wir mögen so schuldlos sein, wie wir wollen, und unsere Schuldlosigkeit so unwiderleglich beweisen, wie wir können: die Gegner werden niemals an unsere Schuldlosigkeit glauben; und wir mögen so schuldig sein, wie wir wollen, und unsere Schuld auch garnicht zu beschönigen versuchen: die eifrigen Katholiken werden in der Ueberzeugung von unserer Integrität und Würdigkeit niemals wanken. Damit hätten sie wahrscheinlich Recht; und daraus geht auch hervor, wie überflüssig und zwecklos es ist, wenn sich ein eben so unparteiischer wie unbefugter Dritter in den Streit mischt. Aber man macht sich eben doch über die Dinge, die in der Welt vorgehen, seine Gedanken und fühlt sich manchmal gedrungen, sie auszusprechen, wenn man dadurch auch an dem Lauf der Welt nicht das Mindeste ändern kann."

* * *

Herr Dr. von Ehrenwall, der Leiter der Kuranstalt Ahrweiler, schreibt mir, Prinz Croy gehöre nicht mehr zu seinen Patienten, sondern habe, als er von einer Nervenkrankheit geheilt war, die offene Anstalt verlassen. Zum Aufenthalt des Prinzen Prosper Arenberg sei die Anstalt gewählt worden, „weil sie zu den besteingerichteten Deutschlands gehört und als solche den Verwandten und dem Vormund empfohlen würde. Dazu kam, daß sie in der Nähe des Wohnsitzes des Vormundes liegt, was in diesem Fall besonders gewünscht wurde, damit der Vormund den Patienten so oft wie möglich und nöthig besuchen kann. Das ist das ganze Geheimniß."

* * *

Herr Dr. Richard Wrede, der, als Präsident des Vereins deutscher Redakteure, den dritten Redakteurtag nach Magdeburg einberufen hat, schreibt mir, gegen die Aeußerungen, die hier, nach dem Berichte der sozialdemokratischen „Volksstimme", neulich erwähnt wurden (Vorschlag, von der Aufführung tantiemefreier Stücke Prozente für Journalistenkassen zu fordern, Hinweis auf die Reklame, die Theatern täglich in den Zeitungen gemacht wird), sei von ihm und zwei anderen Herren lebhaft protestirt worden. Er habe an die Mißstände erinnert, die sich, namentlich in Provinzstädten, oft aus der Annahme von Freibillets ergeben, und als warnende Beispiele die Vorgänge erwähnt, deren Schauplatz der Verein Berliner Presse in den letzten Jahren war; und er habe ferner gesagt, kein Rechtsgrund spreche dafür, die Journalisten an den Einnahmen tantiemefreier Theaterstücke prozentual zu betheiligen.

* * *

„Der Kronprinz auf der Hochbahn. Am gestrigen Montag, nachmittags gegen vier Uhr, fand sich Kronprinz Wilhelm in Begleitung mehrerer Offiziere auf dem Unterpflaster-Bahnhof Potsdamer Platz ein und bestieg alsdann den um 3,55 nach dem Westen abfahrenden Hochbahnzug. Da sein Erscheinen nicht angemeldet war, so hatte sich Niemand von der Direktion zur Begrüßung einfinden können. Natürlich wurde der Kronprinz von den Beamten und dem Publikum erkannt und ehrerbietigst begrüßt; er benutzte den Hochbahnzug bis zur Station Zoologischer Garten, wo er mit seinen Begleitern ausstieg." Das wird heutzutage in Spreebyzanz gedruckt.

* * *

Weißt Du, lieber Leser, welche Herren Besitzer der Zeitung „Die Post“ sind? Ich will Dirs sagen. Die Herzoge von Ratibor und von Trachenberg, die Fürsten von Pleß und von Stolberg-Wernigerode, Graf Maltzen-Militsch, Freiherr Lucius von Ballhausen, die Landtagsabgeordneten Präsident von Zedlitz und Neukirch und Konsul Stengel, die Erben der Freiherren von Stumm-Halberg, von Eckerdstein und von Falkenhausen. Sie bilden eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Unbeschränkt aber, durchlauchtige, hoch- und hochwohlgeborene Herren, ist Ihre Haftung für all den Unsinn, all den Quark, der von Ihrer Gesellschaft verhökert wird.

* * *

Im Lauf der letzten Jahre kam aus deutschen Gerichtsfälen mancher Spruch, der den Hörer erschauern und fragen ließ, ob die Schuld des Verurtheilten denn wirklich erwiesen sei; und die Frage wurde oft von hunderttausend Stimmen verneint. Jetzt ist in Berlin ein Mensch zum Tode verurtheilt worden, obwohl ein erweislich strafbarer Thatbestand gar nicht vorlag. Das ist schon eher eine Rarität. Die Leiche einer lüderlichen Frau war gefunden, der Ehemann als des Mordes verdächtig verhaftet worden. Vor dem Schwurgericht sagten sämmtliche sachverständige Aerzte aus: Non liquet; wir konnten nicht feststellen, ob die Frau sich selbst getötet hat oder ermordet worden ist. Die Grundlage jedes Verfahrens, die strafbare That, fehlte also. Die Beweisaufnahme brachte allerlei dünne Indizien, die für die Schuld des Angeklagten sprachen, aber keine schwere Belastung; irgend ein Motiv, das den Mann zum Mord treiben konnte, war nicht zu erkennen. Als die Beweisaufnahme geschlossen war, konnte man allenfalls sagen: Wenn die Frau ermordet wurde, bleibt ein Verdacht — durchaus kein dringender — an dem Manne hängen; da aber nicht einmal die Thatsache des Mordes erwiesen werden kann, muß der Mann natürlich freigesprochen werden. Der Staatsanwalt, Herr Assessor Dr. Schindler, war anderer Meinung; er fand, trotz dem Gutachten der Sachverständigen, die That erwiesen, den Angeklagten überführt und forderte von der Jury den Kopf des Heilgehilfen Hugo Walther. Und Hugo Walther wurde zum Tode verurtheilt, trotzdem weder erwiesen war, daß er seiner Frau ein Haar gekrümmt habe, noch auch nur, daß die Frau nicht freiwillig aus dem Leben geschieden sei. Ein alter pariser Kriminalist hat gesagt, er würde über die Grenze fliehen, wenn er beschuldigt werde, die Glocken von Notre Dame gestohlen zu haben; denn die Thatsache, daß diese Glocken gar nicht gestohlen seien, sichere ihn nicht vor der Spitzbubenstrafe. Das hielten wir bisher für eine Anekdote; , wissen wir, daß gründliche Sachkenntniß daraus sprach. . . Als Hauptzeuge trat im Prozeß Walther ein junger Kriminalkommissar auf, der die ersten Ermittelungen geleitet hatte und vor Gericht stramm erklärte, er werde sich hüten, einen des Mordes Verdächtigen mit Glacéhandschuhen anzufassen. An den nicht ganz belanglosen Unterschied zwischen Verdacht und Beweis wurde er nicht erinnert. Er ist noch im Amt. Er wird auch künftig den Beschuldigten als Verbrecher behandeln. Und in die größten berliner Zeitungen ist über das Urtheil und über diesen Zeugen kein kritisches Wörtlein gedrungen.

* * *

Vor drei Monaten, als uns täglich Gräuelmären von der Noth des norwegischen Städtchens Aalesund vorgeschwatzt wurden, sagte ich hier, diese Noth sei nicht so schlimm, wie man gefürchtet habe, und rieth, die den Aalesundern zugedachten Gaben lieber den von den Hereros beraubten Landsleuten zu spenden. Noch im Februar konnte ich mich auf das Zeugniß eines Mannes berufen, der mit der deutschen

Expedition in Aalesund gewesen war und in den Hamburger Nachrichten erzählte: „Von schwerem Nothstand, von furchtbarem Elend konnte man nicht sprechen. Man ließ die Sachen gar nicht von Bord holen. Keine Hand rührte sich. Kein Obdachloser war zu sehen, kein Hungernder zu finden. Der materielle Schade ist unbedeutend; er beträgt, da fast Alles versichert war, kaum mehr als anderthalb Millionen." In dem selben Blatt aber, das diese Berichte eines Augenzeugen brachte, wurde noch der Empfang ganzer Ballen und Kisten mit Kleidungstücken, Lebensmitteln, Bauholz, Handwerksgeräth, Cigarren bestätigt, über 142,639 Mark Bargeld quittirt und dringend um „weitere Beiträge" gebeten. Das war für Norwegen; für die deutschen Ansiedler, die in Südwestafrika um Obdach und Habe gekommen sind, waren 20,270 Mark eingegangen. Und am einundzwanzigsten April las ich im Lokalanzeiger: „In Aalesund sind nach der Vertheilung der eingegangenen Geldsummen große Skandale vorgefallen. Es herrscht so viel Streit, daß der Staat genöthigt ist, einzuschreiten. Im Volk geht die Sage, es sei Geld genug da, um alle Abgebrannten ihr Leben lang zu versorgen. Die übergroßen Geldsammlungen haben mehr geschadet als genützt, weil Viele jetzt meinen, nicht mehr arbeiten zu brauchen. Der Zustand spottet jeder Beschreibung; gehts so weiter, dann wird die ganze Gegend um Aalesund wirthschaftlich ernsten Schaden leiden." Die Gelehrten des Lokalanzeigers haben plötzlich entdeckt, das Städtchen sei „von allen Seiten Europas überreichlich mit Nahrungmitteln und besonders mit Geld unterstützt worden". Ach nein: nur das arme Deutschland, das für seine darbenden Kinder kein Brot hat, war so naiv, nach dem ersten Zeitunglärm rasch sein Geld zu Fremden zu tragen, die sich selbst helfen konnten. Thut nichts: wenn der Kaiser wieder nach Norwegen kommt, wirds ihm an Applaus nicht fehlen. Vielleicht aber entschließt man sich bei uns nachgerade doch, unkontrolirbare Preßmeldungen nicht mehr zum Ausgangspunkt großer Staatsaktionen zu nehmen.

* * *

Da wir gerade beim Lokalanzeiger sind: dieses Hauptorgan des Grafen Bülow hat nicht nur festgestellt, daß „Wilhelm der Zweite der mächtigste Herr auf der Erde ist, edel und gütig", sondern uns auch von ernster Sorge befreit. Das franko-britische Bündniß hat seine Schrecken ve..oren und der Gedanke, England könne sich mit Rußland verständigen, darf nur noch belächelt werden. Warum? Weil die russische Regierung erklärt hat, sie werde den Versuch einer Intervention während des Krieges nicht dulden. [illegible]r hat Niemand eine Intervention angeboten und gerade in England bezweifelt ..n hal[illegible]wegs verständiger Mensch, daß an eine Vermittlung erst zu denken wäre, wenn die [illegible]ussen die Epoche der Niederlage endlich überwunden hätten. Mit der neuen Gruppirung der Großmächte hat das von einem den Interessen der russischen Judendienstbaren petersburger Blatt begonnene Geschwätz über eine nahe Interventio[illegible] [illegible]icht das Geringste zu thun; ein britischer Versuch, jetzt zu interveniren, wäre so ung[illegible]fähr die unfreundlichste Handlung, die sich erdenken ließe. Im Lokalanzeiger aber wird dreist verkündet: „Eine große gegen Deutschland gerichtete Intrigue ist zu Wasser geworden." Nur dem Bürger hübsch die Sorgen ausreden, damit er recht laut Hurra brüllt. Und wenn die Leute der Wilhelmstraße solches Schlafpülverchen verordnet haben, bilden sie sich ein, sie hätten Politik gemacht.

* * *

In der Schorfhaide wird ein Denkmal errichtet. Ein fünfzig Centner schwerer Findlingblock soll da dem Wanderer künden: „Unser durchlauchtigster Markgraff und

Herre, Kaiser Wilhelm II., faellete allhier am 20. IX. a. d. 1898 Allerhöchstseinen 1000 edel Hirschen von 20 Enden." Leider beseitigt die mühsam ersonnene Inschrift nicht jeden Zweifel. Hat der durchlauchtigste Markgraff und Herre tausend Zwanzigender oder überhaupt nur tausend Hirsche geschossen? Das will der Patriot doch wissen. Auch wenn fichs nicht nur um Zwanzigender handelte, bliebe es eine ansehnliche Zahl. Taine verzeichnet in den Origines als auffällig schon die Thatsache, daß Ludwig XV in einunddreißig Jahren 6400, Ludwig XVI in vierzehn Jahren 1254 Hirsche erlegt hat. Sehr niedlich ist die Bezeichnung: „Allerhöchstsein Hirsch."

* * *

Am neunundzwanzigsten Januar veröffentlichte der Reichsanzeiger einen Erlaß, in dem der Kaiser sagte: „Behörden, Anstalten, Vereine aller Art, Alt und Jung, Hoch und Niedrig, haben mit einander gewetteifert, mir an meinem Geburtstag ihre Freude über meine durch Gottes Gnade erfolgte glückliche Genesung und herzliche Wünsche für mein und der Meinen fernerweites Wohlergehen zum Ausdruck zu bringen". Danach mußte man den Kaiser, der vorher von einem ungefährlichen Stimmbandpolypchen belästigt worden war, für völlig genesen halten. Sogar die Thronrede hatte von dieser Genesung gesprochen und täglich lasen wir von Glückwünschen, die dem Monarchen dargebracht wurden. Die Krankheit, die ja nie irgendwie ernsthaft gewesen war, schien überstanden. Und nun hören wir, erst die Reise, die der Kaiser als Gast der Aktionäre des Norddeutschen Lloyd antrat und von Genua aus auf eigene Kosten fortsetzte, habe ihm Heilung gebracht, und das Gratuliren fängt von vorn an. Kein Wunder, daß man im Ausland glaubt, die Bulletins hätten die Wahrheit verschwiegen. Die Zweifler sollten bedenken, daß ein Kranker die Fülle der Feste nicht ertragen hätte, die von der Mittelmeerfahrt gemeldet wurden. Immer wieder muß man übrigens fragen, ob dem Kaiser berichtet wurde, was in Südwestafrika geschehen ist. Tag vor Tag lasen wir, er sei heiterer als je, scherze und lache und treibe bald mit dem Küchenpersonal, bald mit Lord Beresford, seinem Duzfreund, allerlei Kurzweil. Er hat an Kiplings Frau telegraphirt, als der britische Nationaldichter erkrankt war, hat jetzt in langen Depeschen dem König Eduard seine Freude über die Haltung der englischen Matrosen, seine Bewunderung der englichen Flotte ausgedrückt. Kein Wort aber lasen wir, nicht ein einziges, das den um ihre im Hererokriege gefallenen Söhne und Gatten trauernden deutschen Männern und Frauen ein Zeichen kaiserlicher Theilnahme gab.

* * *

Als ich vor Monaten erzählte, die Amerikaner würden, um dem ihnen vom Deutschen Kaiser geschenkten Friedrichsdenkmal endlich Unterstand zu schaffen, noch ein paar Standbilder errichten, hielt mans für einen Spaß. Jetzt ist überall zu lesen, daß in Washington Alexander, Caesar, Napoleon und der Preußenfriedrich vor der Kriegsschule stehen sollen. Die Vereinigten Staaten können fichs leisten und werden Herrn Roosevelt dankbar sein, der diesen Ausweg fand. Den Alten Fritzen allein hätten sie nicht geduldet. Nun kann er noch vor der Weihnacht enthüllt werden. Ein Riesenerfolg deutscher Diplomatie ... Ein General sagte mir mal: „Der große Börsenmensch Dingsda wollte durchaus bei mir eingeladen sein; als ichs gar nicht mehr vermeiden konnte, lud ich für den selben Tag noch ein Vierteldutzend von seiner Gilde dazu. Angenehm wars ja nicht; aber der Mann konnte sich danach wenigstens nicht mehr einbilden, daß er in meinem Haus besonders hoch geschätzt werde."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 14. Mai 1904.

Alfons Röhll.

Achtzehnhundertundsiebenzig. Berlin hat achthunderttausend Einwohner. Der Zoologische Garten liegt weit draußen vor der Stadt und nach dem Halensee macht man Landpartien. Im Leben der preußischen Hauptstadt herrscht noch schlichter Preußenstil. Die Linkstraße ist eine feine Gegend. An der Theaterkasse kostet der Parquetplatz höchstens einen Thaler. In guten Bürgerhäusern kommt, wenn Gäste geladen sind, mittags Kalbsbraten mit Gurkensalat, abends Rührei mit Schinken auf den Tisch. Wer echtes Bayernbier trinkt, muß schon wohlhabend sein. Der Kaufmann, dessen Frühjahrsgeschäft einträglich war, schickt Frau und Kinder nebst Küchengeräth und Bettsack im Juli nach Misdroy und geht selbst später vielleicht auf vierzehn Tage nach Norderney oder Harzburg. Madame strahlt, wenn der Weihnachtmann ihr ein Seidenkleid bringt; und die Kinder zählen Sonnabend in gieriger Erregung an den Knöpfen ab, ob der nächste Mittag ihnen Apfelcharlotte oder gar Baisertorte bescheren wird. Der Damenschneider — er heißt noch nicht Konfektionär —, der mit Papa manchmal bei Josty, an der Schloßfreiheit, Domino spielt, war während der Weltausstellung in Paris und wird deshalb von der ganzen Familie angestaunt. Da drüben gehts zu! Sodom ist daneben ein Nest, die Mottenburg strengster Sittsamkeit. Wenn der Weltenwanderer nach dem Abendbrot zu erzählen anfängt, erröthet Mama unter dem grauen Scheitel und merkt plötzlich, daß sie vergessen hat, den Schlüssel aus der Speisekammerthür zu ziehen. Was keusche Herzen nicht entbehren können, ist natürlich auch an

der Spree zu haben; bleibt meist aber im Dunkel. Schon sind Tingeltangel entstanden, halbnackte Huldinnen, die der gebildete Berliner Chansonnetten nennt, ahmen in Tarlatanfähnchen gallischer Frechheit nach und in Bentes Orpheum, dem Hauptquartier höllischer Verruchtheit, sind fette Schenkel im Debardeurtricot zu sehen. Noble Mädchen! Freilich nichts für den Mittelstand. Um Eine von der Sorte für sich zu haben, muß man wohl achtzig bis hundert Thaler im Monat spendiren; und ist auch dann noch nicht sicher, daß sie auskommt und man nicht eines schönen Nachmittags einen Compagnon im Schlafzimmer entdeckt. Kleine Verkäuferinnen, Näherinnen, Plätterinnen sind billiger und zuverlässiger; und das Bischen Schminke und Flitter thuts schließlich nicht. Der Bürger, der eben erst Bourgeois zu werden beginnt, haust einfach und giebt auch für Galanteriewaare nicht mehr aus, als die Einkommensziffer erlaubt. Berlin lebt noch nicht über seine Verhältnisse.

In diesem Berlin war Herr Röhll eine bekannte Persönlichkeit. Die Firma C. H. Röhll, die damals schon ungefähr siebenzig Jahre bestand, hatte für Knöpfe und Borten beinahe ein Monopol und der Inhaber den Ruf eines tüchtigen Kaufmannes, der sich den Heckmann und Simon, Heese und Israel vergleichen durfte. Solid und doch nicht schwerfällig; reell und dabei behend genug, um sich der wechselnden Konjunktur stets zu rechter Zeit anzupassen. Kein Kostverächter und Tugendbold; noch als Greis äugte er nach jeder sauberen Schürze. Aber im Geschäft stand er seinen Mann; unermüdlich auf dem Posten, streng, doch nach bestem Wissen gerecht und von keinem Pfiffikus zu narren. Als zuerst die Ramschbazare und später die Waarenhäuser aufkamen, schloß er sein Detailgeschäft und beschränkte sich auf die Fabrikation. Trotzdem die Konkurrenz wuchs, die Schleuderpreiswirthschaft zunahm und die Herrenmode die Borten verbannte, erwarb er ein großes Vermögen; und trotzdem der Geschlechtsneid lieber Nachbarschaft ihm jeden vom schmalen Weg der Ehepflicht seitab führenden Schritt sorgsam nachgerechnet hatte, war er als Kaufmann und Mensch so geachtet, daß er seine Töchter Offizieren verheirathen konnte. Das höchste Ziel preußischen Bürgerstrebens war also erreicht. Aus dem Jungen sollte freilich nichts Rechtes geworden sein. Einerlei; die Mädchen saßen im Glanz und der alte Röhll, der auf zehn bis zwölf Millionen Mark geschätzt wurde, konnte sich im schlimmsten Fall auch den unbequemen Luxus eines verdorbenen Früchtchens bezahlen.

Aus dem Jungen, dem pechschwarzen Alfons, war wirklich nichts Rechtes geworden. Ein flinker Kopf, für die Kniffe und Pfiffe modernsten Handels gut ausgestattet, aber ein leichtes Tuch, das immer nach oben hin-

aus flatterte. Er mag verzärtelt worden sein und früh gemerkt haben, daß der Herr Papa in puncto ehrbaren Wandels nicht allzu laut auftrumpfen durfte. Steinnußknöpfe machen und mit Schneidern die Wege besinnen, auf denen die Borten wieder in die Mode zu bringen wären? Damit jeder Jobber in Karlshorst und bei Schaurté mit dem Finger auf den Knopfmacher weist? Pfui Deibel! Das ging früher, geht jetzt nicht mehr. Der Alte läuft hoffentlich noch eine hübsche Strecke; also muß man Geld verdienen. Erstens aber auf eigene Faust, nicht unter Papas Fuchtel; und zweitens solls doch ein Bischen aparter sein. Machen wir. Wollen dem Alten schon imponiren. Der sah selbst bald ein, daß Alfons nicht in das Knopfgeschäft passe, und übergab, als er müde ward, die Fabrik seinem Schwager, Herrn Eugen Lißner, der sich einen Freund assoziirte. Die neuen Herren verstanden ihre Sache, der Umsatz stieg und der Alte war zufrieden. Weniger wohl mit der Leistung des Sohnes, der eine Chemische Fabrik gegründet und, unter Tamtamgedröhn, Alldeutschland mit dem Kosmin und mit einer Wunder wirkenden Seife beglückt hatte. Nichts für einen Kaufmann alten Stiles. Aber was sollte man machen? Immerhin noch besser als Müßiggang; und der Junge sagt ja, daß ein anständiger Posten Geld dabei herauskommt. Wenn er die Mundwasserlieferung für vornehmer hält als die Bortenfabrikation und sich lieber Seifenfritzen als Knopfmacher nennen läßt, mag er nach seiner Fasson selig werden. Und selig schien er. Sein eigener Herr. Für die Naiven ein Stückchen Erfinder und Hexenmeister. Wenn er Lust bekam, Globetrotter. Und stets irgend ein feines Mädchen neben sich. Kann ein Herz mehr begehren, das auf dem Drehbock eines Lehrlings in der Kronenstraße die ersten Triebe gefühlt hat?

Ja. Ein Swell sein, ist schön; doch den Gipfel der Wonne erklettert der Geschniegelte erst, wenn er ein berühmtes Mädchen hat. Eine, die Jeder kennt. Eine vom Theater, die richtige Rollen spielt, „ein Haus zu machen“ versteht, als Modemuster genannt und in den Zeitungen gelobt wird. Das gehört zur Lebemännlichkeit. Auch im neuen Berlin sind aber solche Weiber noch selten; was über zehn Mark kostet und nicht getragene Strümpfe ins Korset steckt, um eine Busenlinie zu heucheln, heißt hier Cocotte. Selbst beim Theater bringen von Allen, denen die Spielerei nur Mittel zum Zweck des Männerfanges ist, nur Wenige es zur Meisterschaft. Das größte Vorbild, Fräulein Jenny Groß, ist unter lautem Wehklagen des Preßgesindes eben ins Grab gebettet worden. Die kluge ungarische Jüdin verstand das Metier. Nicht ein Fünkchen schauspielerischen Talentes. In ihren besten Rollen wie eine Wachspuppe, die eingelernte Reden herplappert und, wenn die rechte Schnur gezogen wird,

weint oder lächelt. Ein Genie aber in der Kunst, den Frauenreiz zur Möblirung des Lebens auszunützen. Nie eine sinnliche Leidenschaft, die das Budget schmälern könnte; kein Seitensprung, kein béguin; immer korrekt und kühl. Sie hatte sich früh gesagt: Du mußt die kostbarsten Brillanten haben und mit Deinem Kleiderluxus Alles überstrahlen; und hat es erreicht. Man kannte die häßlichen Greise, die anfangs all diese Pracht bezahlten, und ließ sich dennoch blenden. Das verkünstelte Zierpüppchen, das keinen gesunden Ton in der Kehle hatte, durfte urwüchsige Derbheit spielen und wurde von gefälligen Kritikern dann heißer gelobt als die unersetzte Meisterin Hedwig Niemann. Auch die talentloseste Spielerin muß schließlich Bretterroutine erwerben, wenn sie Jahrzehnte lang nur in den dankbarsten Rollen auftritt. Und solche Rollen wußte sich die Groß zu sichern: sie kaufte, als Großkapitalistin im Bühnenreich, einfach die Stücke, die ihr Erfolg verhießen, und gewährte das Aufführungsrecht nur dem Theater, das bereit war, Jenny als Stern am Leinwandhimmel glänzen zu lassen Dann ging sie nach Paris oder Wien, guckte der Réjane, der Schratt die Effekte ab, bestellte bei Paquin oder Drecoll die theuersten Kleider, putzte sich mit den glitzernden Märchenschätzen aus Tausendundeine Nacht: und wurde wie eine richtige Schauspielerin behandelt. Gage war ihr Nebensache. Sie spielte auch ohne Entgelt, trug die Kosten der Ausstattung und hätte, um star bleiben zu können, dem Direktor noch zugezahlt. Die Hauptsache war, daß sie nicht vergessen wurde, nicht eine Woche lang. Das ist nicht ganz leicht. Man muß mit der Presse gut stehen; manche Journalisten wollen zum Essen eingeladen und zur Weihnacht beschenkt sein, andere wollen nur Komplimente hören und wieder andere schmelzen in Entzückung dahin, wenn eine hübsche, gut riechende Frau sich vor ihnen niedlich macht und girrt: „Ach, Herr Doktor, vor Ihnen habe ich immer so furchtbare Angst!" Man darf auch unter dem Coulissenvolk keinen halbwegs mächtigen Feind haben, muß freigiebig, wohlthätig sein und sich jede neu auftauchende Schönheit verbünden. Und muß dafür sorgen, daß, wenn man auf die Bühne oder in die Loge tritt, im ganzen Saal nirgends reicherer Schmuck und Putz zu erblicken ist. Die Groß wußte, wies gemacht wird. Als sie jung war, hatte sie Greise, als sie alt wurde, junge Männer; und die Tributsumme wuchs von Jahr zu Jahr. Längst zwar schon war die geschnürte Modepuppe so krank, daß sie nicht einmal dürstende Sinne berauschen konnte. Aber sie hatte die große Routine, verstand sich auf die Kunst, Hohlköpfen die Zeit zu kürzen, und zögerte nie, ihren Freunden jüngere und hübschere Mädchen an die Tafel zu laden. Sie brauchte nicht zu zittern. Millionäre suchen nicht Taumel, sondern Amusement, und bezahlten nicht ihren

Leib, sondern den Nimbus ihres Namens. Die? Schön ist sie ja nicht mehr; hat aber einen Herzog gehabt, ein Vermögen gemacht und ist noch immer das Theuerste, was es in Berlin giebt. Dabei eine Gastspielerin von Ruf. Hast Du nicht gelesen, was erst gestern wieder über sie in der Zeitung stand? Wird in Rennberichten, Ballglossen und Modeplaudereien stets als die eleganteste Frau erwähnt. Wer auf sich hält, muß sich mit solcher Erinnerung weihen. So kam die Groß zu Gewinn und ward gesegnet. Zwanzig Jahre lang war sie eine „Sehenswürdigkeit", war die Dame mit dem werthvollsten Brillantschmuck. Und an ihrer Bahre gabs ein Geschwätz und Geschluchz, als sei der hohen, der himmlischen Göttin ein herrliches Kind, eine Hoffnung gestorben. Das war ekelhaft. Nicht, weil die also Bejammerte vom Pfade frommer Sexualsitte gewichen war, die den Frauen den Verkauf des Leibes nur unter legitimen Formen erlaubt, sondern, weil solches abscheuliche Muster Nacheiferung wecken muß. Ists nicht Schande genug, daß diese in Eisen gepreßte, bebänderte und mit Demant aufgeschirrte Unfähigkeit, die nur der Barbarengeschmack ohne heftiges Mißgefühl in einem leidlichen Stück sehen konnte, so lange, unter freundwilliger Mitwirkung feiler oder dummer Schreiber, begabte Mädchen von den Brettern zu drängen vermochte? Muß man auch nach ihrem Tode noch, der das berliner Theater endlich von einem Erzfeind befreit, von ihr reden, als sei sie eine Künstlerin gewesen, habe je auch nur in dem dunkelsten Winkel irgend einer Kunstprovinz gewirkt? Dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn der Nachwuchs sich das unprofitliche Gefühl, die Seele früh abgewöhnt und dafür die Künste zu lernen sucht, die der Lebenden Hunderttausende einbringen und der Toten noch mit rühmlichen Nekrologen vergolten werden.

Von dieser Jenny hat der Kosminmann vielleicht geträumt; doch sie war seit manchem Jahr in festen Händen, auf mindestens ein Milliönchen taxirt und dem kleinen Herrn Alfons Nöhll unerreichbar. Aber er fand Ersatz. Aus unscheinbareren Verhältnissen kam er in die Gunst der Schwankfoubrette Rita Leon. Von der Rasse, vom Schlag der Groß. Mehr Fleisch, auch etwas mehr Temperament; weniger Fleiß, viel geringere Strebsamkeit. Ein orientalisch dickes Mädchen ohne Grazie, ohne Humor; keine Schauspielerin, nur eine Luxusdame; von vielen Kritikern aber als ein Sprudeltalent gehudelt. Erst in ihren Armen wurde Alfons zum rechten Lebemann. Welche Wonne, ringsum flüstern zu hören: Die wird von Nöhll junior ausgehalten! Als seine Rita, der die Glanzrolle der Dame de chez Maxim zugefallen war, an der Börse den Spitznamen der „Dame von Kosmin" erhielt, mag sein Wähnen die höchste Sprosse der Seligkeit erklommen haben. Ueberall zu sehen. Immer

vornan. Liebe? Ein großes Wort. Zunächst wohl nur geschmeichelte Eitelkeit; das Hochgefühl: Ich kann mirs leisten! Das kitzelt den Nervenstrang solcher blasirten Alfonse. In jeder Fabrik, an jeder Straßenecke fast sind hübschere, frischere Mädchen zu finden. Die kennt aber Keiner. Mit Denen kann man nicht Staat machen. Die geben dem Besitzer keinen erhöhten Rang, klassiren ihn nicht als Mann von vielen Graden. Stärker als Jugend, Anmuth, Gliederpracht wirkt auf Leute dieses Kalibers die Gewißheit, daß hinter ihrem Rücken getuschelt wird: Der hat die Leon! Die bei Lautenburg die Mädchen mit den drei Thüren spielt. Billig war die Geschichte ja nicht. Doch der Alte hat einen mächtigen Haufen Geld zusammengeschlagen, das Kosmin und die Götterseife bringen auch eine erkleckliche Rente, — und das gute Kind will sein Leben genießen.

Das gute Kind genoß sein Leben. Im „Weltspiegel", einer der „Woche" nachgepfuschten illustrirten Beilage zum Berliner Tageblatt, die solchen Damen eine zum Speien widrige Reklame macht, hat Fräulein Leon in diesen Maitagen, deren Skandalheldin sie war, das Bild ihres Wesens gezeigt. So ungefähr die letzte Idealistin des Erdkreises. „Ich bin Schauspielerin mit Leib und Seele; daher meine Lieblingbeschäftigung ersten Grades das Studium einer neuen Rolle". Prachtvoll. Das hat in fünf oder sechs pariser Sexualpossen parfumirte Huren gemimt und redet nun wie eine Rachel oder Wolter. „Aus ehrlichster, innigster Begeisterung singe ich Wagner; sämmtliche Opern und sämmtliche Partien. Thierdressur und Billardspiel sind meine stärksten Schwächen. Einen japanischen Hund, einen Sky-Terrier, und einen mexikanischen Affen habe ich mit großer Mühe zu nützlichen Mitgliedern der thierischen Gesellschaft herangezogen und belustige mich gern über die Beiden. Karambol hingegen betreibe ich auf seriöse Weise. (Soll leider noch nicht heißen, daß Serie gespielt wird.) Auch seh' ich Bekannte und Freunde gern bei mir auf gemüthliche Weise, vergnügliche Damen und lustige Herrn: ich liebe nicht eckige Kreise." Und so weiter im neckischen Stil einer Kellnerin, die mit Weinreisenden zu thun gehabt hat; der Redakteur Fritz Engel, den Herr Mosse über Goethe, Hebbel, Ibsen schreiben läßt, nennts den „rechten, feschen Soubrettenstil." Leider verschwieg die vor den blinden Weltspiegel geladene Holde ihre Hauptbeschäftigung. Rollen „studiren", Hunde dressiren, Wagner singen, Billard spielen: dabei, dafür kann man nicht Hunderttausende ausgeben. Und Ritachen gab Hunderttausende aus, im Lauf weniger Jahre Millionen; und so sichtbar war ihre Verschwendung, daß die Leute sagten, solchen unsinnigen Luxus könne kein Einzelner, könne nur ein Konsortium bezahlen. Die Leute irrten: Rita war treu wie Gold und Alfons trug die Kosten allein. Das

gute Kind war ja so weltfremd, hatte, trotz den in Monte Carlo durchschmarutzten Kursen, so gar keinen Sinn für den Werth des Geldes! Daß sie auf ihrem süßen Leib und in dem Rest zärtlicher Liebe nur das Theuerste duldete, war ganz in der Ordnung; aber sie beschenkte auch Jeden und schüttelte sich vor Lachen, wenn sie einen Taxameterkutscher mit einem Hundertmarkschein abgelohnt hatte. Alfons erbt mindestens drei Millionen; und wenns mal an Bargeld fehlt, wird das Dienstmädchen angepumpt. Eine echte Künstlernatur. Genies sind eben keine Pfennigfuchser. Und wer mit Jennys Großmacht konkurriren will, darf die braunen Lappen nicht wie Reliquien schonen.

Allmählich ging dem Pechschwarzen aber der Athem aus. Der alte Röhll hatte seufzend schon Riesensummen bezahlt und war einstweilen nicht mehr anzubohren. Sollte Alfons dem Liebchen etwa den Verzicht auf das Bischen harmloser Lebensfreude zumuthen? Unmöglich. Noch hat Berlin würdige Männer, die einem Erben Kredit geben, wenn er einen Wechsel über das Zwei- bis Vierfache des Betrages ausstellt, der ihm eingehändigt wird, und obendrein vielleicht noch faule Lose, schlechten Wein oder anderen Trödel in den Kauf nimmt. Die müssen, Parisers Majestät an der Spitze, nun dran; werden aber auch bald mißtrauisch. Schließlich hat dem weißen Vokativus Röhll Niemand in den Arnheim geguckt; wenn Gott den Schaden besieht, bleibt am Ende gar nicht so viel. Die Firma ist für jeden Betrag gut; ja, wenn der junge Herr die Firma zeichnen könnte ... Eines Tages kommt Alfons in die Kronenstraße. Er könne den Gram des Alten nicht länger mitansehen und wolle, um ihm den Herzenswunsch zu erfüllen, wieder in die Knopffabrik eintreten; als Theilhaber natürlich. Herr Lißner, der den Leichtsinn des Neffen kennt, hat sehr ernste Bedenken; aber der Wunsch des Alten, dem er, als seinem Pflegevater, Dank und Ehrfurcht schuldet, ist ihm Befehl. Alfons Röhll wird als Mitinhaber ins Handelsregister eingetragen. Um sicher zu gehen, verpflichten die älteren den jungen Herrn in einem Privatvertrag, sich keine geschäftliche Entscheidung anzumaßen und nie im Namen der Firma zu zeichnen. Das kann nur insgeheim abgemacht werden; denn ein öffentlich dem Sohn ausgesprochenes Mißtrauen würde den Vater kränken. Alle sind mit der neuen Ordnung der Dinge zufrieden. Der Alte freut sich, daß sein Früchtchen doch nicht ganz verdarb und sein Name im Geschäft bleibt. Die Fabrikbesitzer haben den leichtsinnigen Lebemann unschädlich gemacht und können mit der Möglichkeit rechnen, daß ihm eines Tages etwas Nützliches einfallen wird. Alfons kann den Gläubigern mit gutem Gewissen sagen, daß er Mitinhaber der Firma C. H. Röhll ist, und mit dieser Betheuerung seinen Kredit stärken. Und Ritachen kann in ungestörtem Behagen das Leben genießen.

Da stirbt der Alte; und der Tag der Testamentseröffnung bringt zwei Ueberraschungen. Erstens ist das hinterlassene Vermögen beim heutigen Werthpapierstand nur auf sechs Millionen zu beziffern; und zweitens — und deshalb — hat Alfons aus der Masse nichts mehr zu fordern. Die Schwestern und Schwäger trösten ihn: er soll nicht ganz unbedacht bleiben. Eine für Bürgerbegriffe sehr stattliche Summe, auf die er nicht den geringsten Anspruch hat, wird ihm ausgezahlt. Für Bürgerbegriffe, nicht für Ritas „feschen Soubrettenstil". Ein Tropfen, der auf einem heißen Stein in Sekunden verdampft. Die Schuldenlast ist nicht weiterzuschleppen. Schon ist das Gerücht durchgesickert, daß der alte Röhll nicht so viel, wie erwartet war, hinterlassen hat. Die Gläubiger werden ungeduldig. Noch lächelt der Pechschwarze stolz, markirt noch den viveur großen Stiles und wirft mit Geschenken um sich. Fräulein Leon ist verreist. Von der Kunstcampagne des Winters furchtbar angegriffen. Zur Erholung in Monte, das arme Kind. Wenn sie nur erst zurück wäre! Man ist so gräßlich verwöhnt und weiß gar nicht, was man mit feinen Abenden anfangen soll; weiß es bis zum drittletzten Apriltag nicht. Dann verschwindet Herr Alfons; bald enteilt auch feine Rita der schon allzu heißen Riviera und von Beiden ward seitdem nichts mehr gesehen. Und nun kommt es heraus: Röhll hat für Wechsel im Mindestbetrag einer Million die Firma engagirt. Keiner konnte es ahnen. Keiner kann helfen. Auch die Schwestern und Schwäger nicht, die zu jedem möglichen Opfer bereit, aber nicht berechtigt sind, das Vermögen ihrer Kinder hinzugeben. Der Privatvertrag löst die Firma nicht von der Verbindlichkeit. Das hundert Jahre alte, solide, geachtete, gut geleitete Haus steht vor der Schmach des Konkurses, weil ein lüderliches Herrchen im Arm eines gierigen Theatermädchens zum Verbrecher geworden ist.

— —

Das ist der neuste Skandal; und eine alte Geschichte, die für jede Kalendermoralpredigt zu brauchen wäre. Ob Herr Alfons sich nun in einen Monsieur Alphonse wandeln wird, ist nicht der Rede werth; nur, was bis zum Mai 1904 geschah. Das ist lustig und lehrreich. In der Kronenstraße, der Thaerstraße schwitzen die Knopfarbeiter, plagen sich die Industrieherren, damit Fräulein Leon das Leben genießen kann. Und weil sies genießen kann, wird sie, die im groben Wollkleidchen von jeder Bühnenpforte gewiesen würde, von den zum Spruch berufenen Richtern rasch in den Rang der Künstlerinnen erhöht. Wenn sie wiederkehrt, wird sie Jennys Erbin werden; und wenn sie, reich an Schätzen und Ruhm, dann stirbt, folgen die Zierden deutscher Literatur ihrem Sarg.

Liliencron.

Heinrich Heine, der blonde Jude, der in Altona in seiner Sünden Maienblüthe seine ersten Lieder schrieb und im Park der Tante Lene sehr gefühlvoll und sehr platonisch die übliche Cousine liebte, hat später von Altona mit bösem Lächeln gesagt, es sei „auch eine schöne Gegend". Die Stadt mag vor hundert Jahren noch mehr den Charakter eines großen Vorortes von Hamburg gehabt haben als heute. Ein strebsamer, ehrgeiziger Geist ist ihr nicht abzusprechen. Von Kunst und Kunstsinn ist heute in Altona eben so wenig zu verspüren wie einst: ein Merkmal, um das sämmtliche preußische Provinzstädte zu rivalisiren scheinen. Wohl tänzelte vor hundert und mehr Jahren durch die Gassen Altonas mit Jabot, Spitzenmanchetten und Kavalierdegen der Freiherr von Hagedorn — zwei Zeilen aus seinen Gedichten leben noch: „Genießt der Jüngling ein Vergnügen, so sei er dankbar und verschwiegen" —; wohl lebten hier lange die beiden Brüder Grafen Stolberg und ihr Name steht heute noch in Ehren; wohl wohnte hier Jahrzehnte lang, verkannt und sehr gering, der gute, treuherzige Mathias Claudius, und so lange am Rhein Reben wachsen, werden wir ihn lieben. Auch Gerstenberg, den Ugolinodichter, wollen wir nicht ganz vergessen. Auf dem Kirchhof in Ottensen, unter den Linden, die Dichter und Dichterlinge vergessener Tage heilig gesprochen haben, ruht Klopstock, der Ruhm eines halben Jahrhunderts. Auf dem Grabmal ist zu lesen: „Deutsche, nahet in Ehrfurcht dem Grabe Eures größten Dichters" . . . Unsere Zeit ist sehr vergeßlich. Die regsame preußische Industriestadt weiß von ihrem größten Dichter eben so wenig zu erzählen wie andere Städte. Die Dampfpfeifen und Sirenen der Packetfahrtdampfer haben längst die seraphischen Töne der Leier des Barditen zum Schweigen gebracht.

In Altona verlebte die stärksten Jahre seines Künstlerlebens der Dichter Detlev von Liliencron. Auch ihm blieb die Stadt fremd, wie er ihr fremd blieb. Die Wenigsten wußten von der Existenz des Dichters, ganz Wenige kannten ihn. Abenteuerliche Geschichten über ihn, die in den Salons der Großkaufleute umliefen, verbreiteten um ihn einen nicht gerade erfreulichen Nimbus. Und unter den zweihunderttausend Einwohnern der Stadt mögen noch heute nicht sechs zu zählen sein, die wissen, daß die Stadt lange über ein Jahrzehnt den größten deutschen Lyriker unserer Zeit beherbergt hat.

Vor jetzt siebenzig Jahren besuchte das Gymnasium zu Altona ein Schüler, der Theodor Mommsen hieß. Er hatte als Primaner einen Aufsatz zu schreiben „Ueber das Wesen des Genies." Dieser Aufsatz ist erhalten. Die Arbeit wipfelt in der Erkenntniß: „Das Genie ist ein nothwendiges Uebel." Nicht in Altona allein habe ich viele Leute gekannt, die Liliencron

gegenüber unbewußt diese Primanerweisheit beherzigten. Nur schade, daß die meisten dieser Leute von der Nothwendigkeit dieses Uebels doch nicht so ganz überzengt sind.

Ich will versuchen, ein Bild von Liliencron zu geben, wie ich ihn kenne.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vor einem Haus der Palmaille in Altona hält ein Schimmelviererzug. In ganz Schleswig-Holstein giebt es kein schöneres Gefährt. Voran ein Spitzenreiter, auch auf einem Schimmel. Der Sattel hat rothe Schabracken, der Spitzenreiter ist ein Neger und heißt Bimbo. Bimbo ist der Freund der Straßenjugend, die in der Palmaille Spalier steht. Aus dem bescheidenen Haus, vor dem der Wagen hält, tritt rasch eine untersetzte, stämmige Figur, ein Landedelmann im besten Mannesalter mit wehendem Schnurrbart und gerötheten Wangen, in Jagdjoppe, hohen Stiefeln und dem Lodenhut mit der Sperberfeder. Rasch streift er die Handschuhe auf, rasch springt er auf den Kutschbock, rasch sitzt der Diener hinten auf. Ein leises Schnalzen. Die edlen Pferde tänzeln durch die Palmaille der Flottbecker Chaussee zu, vorüber an dem — wie überall — nicht sehr schönen Kriegerdenkmal, vorüber an dem beschatteten Grabe Klopstocks, vorüber an den reichen Stammsitzen der hamburger Großkaufleute. Die Flottbecker Chaussee ist die schönste Straße Deutschlands. Beim Park Salomons Heine verbreitert sich der Weg. Die Schimmel greifen aus. Drüben glitzern im Sonnenbrand die weißen Villen Othmarschens. Einen Augenblick rollt das Gefährt langsamer. „Und sie hieß Fite, kleines süßes Thier.“ Bewacht von zwei hohen Cypressen, grüßt die Böcklinvilla, wo Jemand mit dem linken Ellbogen kämpfen lernte. Linker Hand das Parkhotel. Mit Dichtern ißt man dort gut zu Mittag. Vorüber. Das Land wird frei, die Schimmel sausen. Das graue, schöne, vom Meer umschlungene, von Möwen umflatterte Schleswig-Holstein öffnet stumm die Pforten seiner Einsamkeit. Die Rohrdommel tönt, die Haide blüht, auf den Geestwiesen grasen buntscheckige Heerden. Tiefer ins Land jagen die Schimmel. Niedersächsische Bauernhäuser mit Strohdächern, schinkenrothen Ziegelwänden und grünen Querbalken stehen unter dem Wipfeldom hundertjähriger Linden. Das sepiabraune Ackerland ist von breiten Gräben durchzogen, in denen sich die Wolken sammt dem blauen Himmel spiegeln. Die Marsch hat begonnen. Und nun: mit einer raschen, geschickten Kurve biegt der Wagen in eine langgestreckte Buchenallee ein und ein kleines Jagdschloß wird sichtbar. Die Schimmel stehen wie aus Erz gegossen vor der Freitreppe. Bertouche, der Kammerdiener, reißt die Flügelthüren auf. Der Freiherr tritt ein, die Flügelthüren schließen sich. Poggfred liegt ernst und einsam mit verschlossenen Thüren und versperrten Fenstern: Ich will allein sein. Lat mi tofreeden.

Nur wenige Menschen haben das Glück gehabt, in Poggfred zu Gast

zu sein. Aber wenn diese Menschen einmal von ihren schönsten Erinnerungen zu ihren Enkeln sprechen werden, so werden sie von Poggfred erzählen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In der Königstraße zu Altona liegt ein kleines, verstecktes Restaurant; wenige Gäste verkehren dort. Im Hinterzimmer haben die Tische weiße Decken; der Kellner Karl bringt gutes Pilsener Bier und, wenn der Wind aus Nordnordwest weht, allerbesten Grog. Gegen zehn Uhr abends tritt dort nicht allzu selten ein kleiner, wohlbeleibter Herr im grauen Wintermantel ein. Er hat Etwas vom Wilden Jäger an sich und hellhörige Leute hören ihn schon lange, bevor er eingetreten ist. Sein „Guten Abend!" hallt durch die Zimmer. Der Wirth springt auf und verneigt sich sehr höflich. Karl, der Kellner, lacht vor Freude über das ganze Gesicht. „Für den Herrn Baron gehe ich jeden Tag, wenns sein soll, durchs Feuer", sagte er mal.

Der Herr Baron setzt sich zu zwei, drei Freunden, die seiner gewartet haben. Er erzählt. Die Stimme ist hell, markant, militärisch geschult. Die Worte kurz und knapp.

Er dichtet an einem neuen Poggfredkantus. Er hat jetzt auch den Namen für die schöne Klosterdame gefunden, die der italienische Maler, den Titian nach Holstein schickt, verführt. Heilweg Wohnsfleth soll sie heißen. Er hat gestern auf dem Außendeich in Pellworm Studien über die Hohlebbe gemacht; diese Studien will er für den Dantekantus benutzen. Zwei lyrische Dichter haben leider heute wieder bei ihm vorgesprochen; namens Tutelitut und Pieplipiep. Und dann die Briefe. Wenn die Leute wenigstens Porto beilegen wollten! Die Hälfte seiner guten Stunden geht mit Briefschreiben verloren. Schrecklich. Fünf Redaktionen haben ihm heute Gedichte zurückgeschickt. Nichts zu machen. „Angst haben die Kerls, meine Verse zu drucken, Angst. Das ist das Ganze." Er hat ein schönes blondes Kindchen gesehen, das taubstumm war. Vor den Klopstocklinden stand eine schöne junge Dame; wie aus einem Bilde von Gainsborough herausgeschnitten. Das Wetter ist jetzt so über alle Maßen herrlich. Genießt, genießt doch, Ihr jungen Leute, Ihr Lieutenants und Studenten und Doktoren, genießt, so lange Ihr jung seid! Wie ich dichte? Ich dichte so meinen Stiebel weg. Ich kann Stunden lang über einem Wort sitzen. Und es muß gutes und reines Deutsch sein. Ein einziges Buch liegt seit Jahr und Tag auf meinem Schreibtisch: der Wustmann. Das Buch kann man nicht auslernen. Und vor Allem: reine Reime, hören Sie, mein Poet, reine Reime. Konzessionen? Nein. Doch: eine. Hin und wieder eine ganz kleine diskrete Konzession: eine Messerspitze Geibel."

Ein blasser junger Mensch, eine zweibeinige Hilflosigkeit, hat schon eine halbe Stunde versteckt in der Nähe gelauert. Als Liliencron gerade schweigt, schießt er auf ihn zu, verbeugt sich, stottert, reicht ein Buch: „Nur der Name,

Herr Baron!" „Ha", lacht Liliencron — kein Mensch auf der Welt kann dies „Ha" so aus tiefer Brust lachen wie er —, aber er nimmt das Buch und schreibt mit seiner Liliencronhandschrift, die kraus ist wie die Zeichen der Druiden, das Wort hinein, das trotz Sudermann sein Dichtereigenthum ist: „Es lebe das Leben!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich will erzählen, wie sich bei Liliencron aus einem Erlebniß ein Gedicht formt. Ich greife das Gedicht „Das Paradies" heraus, das in seinem letzten Gedichtbuch „Bunte Beute" steht.

Ein schönes, in der Elbmarsch gelegenes Schloß in Holstein, das Schloß eines Dichters. Liliencron und ich sind dort zu Gast. Es ist wundervollster holsteinischer Frühling, kurz vor Pfingsten. Den Tag über waren wir im Freien, im Park, auf den Marschwiesen, auf dem Außendeich, umspielt von den schönen Kindern des Dichters, dem das Schloß gehört. Als ich mich abends zum Diner umgekleidet habe, hole ich Liliencron aus seinem Zimmer ab. Er ist noch lange nicht fertig mit seinem Frack, „diesem entsetzlichen Möbel". Von seinem Fenster aus, jenseits vom Burggraben, hat er einen Fliederstrauch entdeckt, der überladen mit Lilablüthen prachtvoll im Wasser spiegelt. Während des Ankleidens läuft er wohl zwanzigmal zum Fenster: „Sehn Sie, sehn Sie, — sehn Sie nur!"

Spät nachts, als im Schloß schon längst alle Lichter erloschen sind und wir uns mit tausenderlei Gesprächen müde geschwatzt haben, treibt uns die mahnende Thurmuhr ins Bett. Ich schlafe den Schlaf des Gerechten. Gegen Vier wache ich auf. Jemand steht in meinem Zimmer, Jemand spricht eindringlich auf mich ein, Jemand, selber nur sehr, sehr nothdürftig bekleidet, schleppt mich aus dem Bett ans Fenster. „Sehn Sie, mein Poet, den Fliederbusch! Wie er ganz wach dasteht und wie er glücklich ist. ‚Kommt Alle her und seht, wie schön ich bin, seht doch, wie ich mich geschmückt habe und wie ich mich freue!' Er steht da wie eine Stute..." Und nun folgt ein Vergleich, der nur zu Shakespeares Zeiten die Censur passirt hätte. Wir stehen am Fenster... Beim Frühstück erzählt die junge Gemahlin des Schloßherrn eine reizende Geschichte von ihrem vorjüngsten Töchterchen. Das Kind sei neulich zum ersten Mal in seinem Leben in die Stadt gefahren; vor der Stadt liege ein Biergarten, eine Versammlungstätte der Städter. Als der Wagen dort vorüberfuhr, habe das Kind in lautem Entzücken in die Hände geklatscht: „O le joli jardin! C'est le paradis." Ich sehe den Augenblick, wo diese kleine Geschichte erzählt wurde, genau: die Sonne schien in den Saal und im Schloßpark pfiff ein Pirol.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Richard Dehmel in Blankenese besitzt eine Sammlung der Bilder Liliencrons von Kindheit auf. Da ist ein rührendes Jungenbild, das die schmalen, zarten, feinen Züge eines adeligen Knaben zeigt. Ein junger, bartloser Lieutenant steht da in chevaleresker, nachdenklicher Entschlossenheit. Keine Linie, die auf robuste, bewußte Kraft deutet, aber viele Linien einer feinnervigen aristokratischen Pose mit dem odi profanum-Augenausdruck. Ein anderes Bild zeigt den ernst überlegenen, durch ernste Stunden geschulten Blick des gereiften Mannes.

Ich kenne Liliencron jetzt seit neun Jahren. In diesen neun Jahren hat sich sein Gesicht — auch sein Wesen — nicht um den kleinsten Zug geändert. Ein runder, starkknochiger, aber kleiner Kopf, der auf einem breiten, festen Nacken ruht. Das Haar militärisch kurz geschnitten, graublond, stichelhaarig. Die Wangen in Sommer und Winter frisch gebräunt, der Schnurbart martialisch gesträubt, ein Bischen struppig. Eine starke, ebenmäßig geformte Nase, kleine Ohren. Das ganze Gesicht rund, strotzend von lebendigster Gesundheit. Und dazu graublaue, kindlich graublaue, gute, treue männliche, fragende Augen.

Ich sah Liliencron auch in Uniform: der prächtige Typus des preußischen Hauptmannes.

Sein äußeres Wesen, seine Kleidung, sein Auftreten ist einfach, bewußt jeder Künstlerpose abhold. Er hat das lebhafteste Interesse für jeden beliebigen Menschen und kann mit jedem, ohne zu heucheln, mit Ernst und Interesse sprechen. Doch wäre es ihm zum Heulen schrecklich, wenn der Andere erführe, daß er ein Dichter sei. Und wirklich lehrt erst ein schärferer Blick, welch schönes, stolzes Poetengesicht der Mann trägt. Entschlossenheit, persönlicher Muth, Offenheit, Arglosigkeit, Harmlosigkeit steht klar darin geschrieben. Neben der Entschlossenheit auch Verschlossenheit: „Den Mund halten können: Das ist die vornehmste äußere Tugend“, sagte er oft zu mir.

Drei Dinge charakterisiren für mich den Dichter Liliencron. Das Erste ist Schleswig-Holstein. Ich habe die Kunst Liliencrons von dem Augenblick an rückhaltlos bewundern und bis ins tiefste Herz lieben gelernt, seit ich Schleswig-Holstein bewundern und lieben lernte. Jedes Land schafft sich seine Menschen ähnlich: dieser Mann ist Schleswig-Holstein, ist das Spiegelbild seiner Landschaft, seiner Geschichte, seiner Kultur, seines Gefühles. Hundert Generationen gebar das Land und lehrte sie Ackerbau und Viehzucht, Kriegführen und Darben, offene Augen und gesunde Sinne haben, ernst sein und schweigsam werden. Holsatia non cantat. Die Lieder Klaus Groths kennt in Schleswig-Holstein kaum Einer. Die Weichheit Storms ist dem Holsteiner weltenfremd. Der Typus Jörn Uhl existirt, aber er ist auf eine Enklave des Landes beschränkt. Einen erkor es zum Verkünder seiner Schön-

heit, Kraft und maskulinen (ich sage das Wort, um den Gegensatz zu Storm zu geben) Schwermuth: Liliencron.

Das Zweite ist der preußische Offizier. Man beachte nur, wie Liliencron eine Landschaft zeichnet: oft sieht es aus, als stehe er im Manövergelände und nehme Croquis auf. Ehe sein Herz in dem Gedicht das rechte Wort sagt, muß er wissen, wie weit der Hügel da von seinem Standort entfernt ist, in welchem Abstand die drei Bäume auf dem Hügel von einander stehen, welchen botanischen Namen die Pflanze hat, die in der Gräben wuchert, wie hoch der Bergrücken ist, der die Fernsicht beengt; und wie oft unterbricht er sich selbst in solcher Landschaftschilderung unwillkürlich, als alter Soldat: „Wo steht der Feind?"

Der Drill des Kasernenhofes, die militärische Erziehung, Königtreue, Vaterlandliebe, Abonnement auf die Kreuzzeitung, das Draufgängerthum der Soldateska, die Vorliebe für Regimentsmusik und Wachtparade, die Sorglosigkeit des Lieutenants: „heute Rath, morgen Draht", das Entzücken an buntem Pomp, an Uniformen, an Kostümen, an großgewachsenen Menschen, die Freude an Pferden, an Rennen, Turf, Sport und Spiel, an Hurra und Massenszenen: Spuren davon findet man in allen Gedichten Liliencrons.

Und der Gentleman Liliencron den Frauen gegenüber. Er hat sicher viele, viele Frauen geliebt. Ich weiß es nicht, denn er hat nie ein Wort darüber gesprochen oder gar geschrieben; aber sicher mehr als mancher andere „große" Dichter unserer Tage. In keinem Gedichte Liliencrons findet man ein böses Wort über die Frauen. Sie waren ihm kein Räthsel; dafür war er zu männlich. Und er hat sie gut behandelt: deshalb behandelten auch sie ihn gut.

Seine dritte Kardinaltugend ist sein Adel: denn er hat eine Tugend daraus gemacht. Er ist stolz auf seinen Namen und er hat Recht, stolz zu sein. „Ich stamme ja nicht aus dem alten holsteinischen Adel," sagte er mir oft und klopfte dann auf die Adern seiner Hände: „aber hier, hier fließt, dank meiner Mutter, das Blut der Thynen und der Ahlefeld und ich freue mich über dieses Blut."

So sind die vornehmsten Tugenden der Edelleute die Wesensart Liliencrons: Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Anständigkeit im Handeln und Denken sind verfeinert in Mitleid mit allem Schwachen, Haß gegen alle Niedertracht, vollendete Freundlichkeit gegen Jedermann; und wenn ihm eine Voreingenommenheit nachgesagt werden kann, so ist es die, leicht andere Menschen zu überschätzen.

Seine Schwächen? Ich habe hundertmal gehört, daß Liliencron auch seine „Schwächen" habe. Ich weiß es selbst. Aber es waren stets graue Alltagsmenschen, die von diesen „Schwächen" zu erzählen wußten. Ich meine, man soll einen solchen Mann, der in jeder Fingerspitze mehr Talent hat als fünfhundert Piersonlyriker zusammen, einen solchen Riesen, wie es Liliencron

n unserer nivellirenden Zeit ist, nicht mit dem Ellenmaß unserer armsäligen Gesellschaftkonveniunzen messen. Die Primanerweisheit Mommsens ist hier wahrhaftig gerechtfertigt: „Das Genie ist ein nothwendiges Uebel."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Leben hat ihn lieb gehabt. Es zeigte ihm bis ins tiefste Herz seine Heimath, es zeigte ihm Schlachtfelder voll Blut und Leichen, voll Gestank und Grauen, es zeigte ihm die Paläste der Großen und ließ ihn dann von silbernen Schüsseln essen; es zeigte ihm die hungernden Hütten der Armuth und ließ ihn dann hungern und arm sein; es führte ihn zum Schluß einem guten, geliebten Weibe zu und sicherte sein Leben. Es kam mit dem Antlitz schöner Frauen und schenkte ihm manche schöne Schäferstunde; es schrieb ihm zwölftausend Liebesbriefe und unterschrieb sich heute mit dem Namen der Gräfin Oellegaard Westensee und morgen mit dem Namen eines Bauernmädchens oder einer Zigeunerin. „Tausend Grüße, Küsse sendet Dir Saffinka." Die Grüße und Küsse kommen sämmtlich in seinen Gedichten „vor", aber sie wurden alle im Leben gegrüßt und geküßt. „Bei Andern, sagt man, soll es anders sein." Und das Leben kam ihm heute mit Frühlingselegie und morgen mit Entsetzen. Es warf ihn umher zwischen Kämpfen und Spielen, durch die er wie ein Nachtwandler schritt. Er war, wie er selbst sagt, „wie eine Korkboje" auf dem hohen Meer. Das Leben wollte einen Mann haben. Er wurde einer. Freilich wurde er ein Dichter:

Wechselnder Beruf.

Weit in der Ebne blinkende Trompeten,
Husaren und Fanfaren, Sonnenlichter.
Mir fällt die Schlacht ein, Trommeln und Drommeten,
O Manneszeit, der Tod als Leichenschichter,
Die Dörfer loderten, die Flammen wehten.
Statt Dessen steckt der „nürenberger Trichter"
Mir jetzt im Schädel. Pest Euch Musageten!
Gräßlich! Ich bin ein teutscher Verschetichter!

Das Leben hatte ihn lieb: es ließ ihn arglos. Es nahm ihm nichts von seinem Kinderherzen, es gab seinem Herzen immer Neues hinzu. Alles Leid glitt von ihm ab. Kein Schatten der Verbitterung fiel über sein Herz. So ward seine Kunst ein Spiegel des Lebens selbst: ruhig, robust, brutal, unerbittlich, hart, kindlich, weich, zärtlich, naiv.

Das Leben hatte ihn lieb, und wenn es guter Laune war, so trieb es seinen Spott mit ihm: aber es war ein gutmüthiger, humorvoller, freundschaftlicher Spott. Es heuchelte pädagogische Absichten und schickte ihn nach Amerika. Es machte ein preußisch-bureaukratisches Gesicht und ernannte ihn zum königlich preußischen Beamten, zum Hardesvogt. Und das Leben und Liliencron lachten wie zwei Anguren. Und schließlich machte es seinen ge-

wagtesten Witz und ließ ihn als Tingeltangel-Baron auftreten. Es war ein Augenblick, wo die Posse in eine Tragoedie umschlagen wollte. Aber das Leben hatte ihn lieb und war auch sein Freund: wenn es gar zu wild wurde, dann streute es den getreuen Nachbarn Sand in die Augen und tuschelte ihnen vertraulich in die Ohren: „Das Genie ist ein nothwendiges Uebel.“

Nun wohnt der Sechzigjährige in seinem kleinen Altrahlstädt, still und abgeschieden wie ein Einsiedler, hat Frau und Kinder, hat gute Menschen, die ihm nah sind, und die Zeiten drückender Sorge sind vorüber.

Ich hörte neulich einen anderen großen Dichter, der vierzehn Jahre älter ist als Liliencron und auch in Niedersachsen wohnt, ein herbes Wort sagen: „Ich bin es müde, vor dem Publikum auf dem Seil zu tanzen.“ Ich weiß: diese Resignation ist auch Liliencron nicht fremd. Aber ich weiß auch, daß Liliencron, ganz wie der Andere, bis zum letzten Athemzug dichten und Künstler sein wird, sein muß. Nicht allein, wahrlich nicht allein aus Freude am Leben. „Fragt die Weiber, warum sie gebären“, sagt Nietzsche. „Sie thun es nicht zu ihrem Vergnügen. Der Schmerz macht Dichter und Hühner gackern.“

Aber „trotz Alledem“: Freu Dich noch lange, lange des Lebens, Detlev Liliencron, und bekränze Dein Herz, — Du nothwendige Wohlthat!

Karl Bulcke.



Wie Fortunatus starb.

Es giebt Pflänzchen, die mit kleinen, dünnen Wurzeln an alten Mauern hinanklettern; die weder Sonne noch Frühling nöthig haben, um ihr bescheidenes Dasein zu fristen. Freilich werden sie nie ganz grün, doch auch nie ganz gelb. Aber wenn man eines Tages zusieht, leben sie nicht mehr. Und vielleicht waren sie schon seit Jahren tot. Man wußte es nur nicht.

Von Fortunatus wußte man zwar, daß er lebe. Man hörte ihn ja sprechen und sah, wie er aß; aber schließlich war seine Stimme so dünn und sein Appetit so gering, daß man es kaum gemerkt hätte, wenn beide eines Tages nichts mehr von sich hätten hören lassen. Er sah blaß aus und hatte einen kleinen Vollbart. Auch an diesem Bärtchen konnte man feststellen, daß Fortunatus lebe, denn er mußte es alle vierzehn Tage schneiden lassen. Diese bescheidene Aeußerung schaffenden Lebens hatte etwas Rührendes. Des Fortunatus Gang zum Barbier wirkte so wehmüthig wie das Rieseln eines ganz, ganz kleinen Baches in öder Haide und man hätte darüber weinen können.

Fortunatus war immer müde. Darum schlief er die Nacht und den halben Tag. Er hätte auch die andere Hälfte des Tages geschlafen, wenn er sich nicht vor seiner armen alten Schwester geschämt hätte, die den Tag und die halbe Nacht wachte, um für sie Beide ein Wenig Geld zu verdienen. Wenn er sich am Nachmittag erhob, war sein erster Gedanke, daß er sich bald wieder hinlegen

könnte. Dann saß er mit seiner kleinen Tasse voll Chokolade am Fenster und träumte vom Schlafen. Wenn er aber schlief, dann träumte er, daß er Maler werden wollte.

Verstehen Sie recht: nicht so ein Maler, der in die Welt hinauszieht und das Leben umarmt, sondern einer, der in seinem Kämmerchen ein kleines Gedicht aus entzückenden Farben malt, so ein zartes Violett auf Perlgrau und links in der Ecke steht ein gelber Fleck. Und die Bilder hätten kein großes Format gehabt. Denn Fortunatus war eben nicht ein starker Baum, der die weiten grünen Aeste sehnend dem Licht entgegenbreitet, der in wilden Wonnen rauscht, wenn die Winde durch seine Krone fahren. Fortunatus hatte überhaupt keine Wurzeln; oder nur ganz, ganz kleine, die man mit den Mikroskop hätte suchen müssen. Er lag willenlos im Leben, wie ein Stück Seidenpapier auf der Straße. Wenn ein Luftzug kommt und es in einen Teich trägt, dann kann es nichts dagegen thun und muß untergehen.

Als Fortunatus sich fünf Jahre lang damit beschäftigt hatte, daß er Maler werden wolle, wurde ihm das Leben langweilig und er wünschte fast, daß so ein kleiner Wind käme und ihn in das Wasser trüge. Wenn er sich stark fühlte, dachte er wohl daran, daß er selbst dahin gehen könnte, um sich ganz langsam hineingleiten zu lassen. Manchmal träumte er auch von einer Schießwaffe mit einem fein ciselirten Lauf; den würde er mit duftenden Narzissen umwickeln und mit geruchlosem Pulver laden und dann ... Aber diesen Gedanken gab er bald auf, denn er sagte sich, daß es stillos wäre, wenn sein stilles Leben mit einem Knall enden würde. Da wäre es schon besser, wenn er sich eine der Stricknadeln ins Herz stieße, mit denen die Schwester neben ihm hantirte.

Die schien zu ahnen, daß in Fortunatus Etwas vorging. Sie hob ihr blasses Gesicht von der Arbeit und sagte: „Mit dem Malen wird es nun doch wohl nichts werden; wenn Du nicht selbst Bilder machst, könntest Du doch vielleicht über die Bilder schreiben, die Andere malen. Es wird Dir nicht schwer werden, denn auf der Schule hattest Du in Deinen Aufsätzen die besten Noten. Du mußt schließlich wohl eine Thätigkeit beginnen, denn Du bist noch in den besten Jahren."

Dieses Letzte stimmte nicht ganz; Fortunatus hatte weder gute noch beste Jahre; er hatte ganz einfach nur Jahre.

„Es müßten kleine und feine Bilder sein", sagte Fortunatus, „und ich müßte dahin gehen, wo es viele davon giebt."

So kam es, daß Fortunatus eines Tages in Paris war. Er miethete ein kleines Zimmer in einer dunklen Straße. Es war mit braunem Holz getäfelt und von ernstem, fast feierlichen Aussehen. Die schweren Möbel hatten allerlei Schnitzwerk, scharfe Kanten und spitze Ecken. Die Hälfte des Zimmers nahm ein Bett ein, das so groß und geräumig war wie das Hochzeitlager eines Menschen vor fünfhundert Jahren. Als erste Handlung des Fortunatus nach seiner Ankunft ist zu verzeichnen, daß er die Portieren vor die Fenster zog und schlafen ging. Nach zwei Tagen wachte er auf. Obgleich er sich müde fühlte, klingelte er dem Mädchen und bestellte Chokolade und eine kleine Torte. Dann kleidete er sich an, um Paris kennen zu lernen. In den Straßen traf er einige Menschen, die ihm früher nah gestanden hatten, junge Künstler und Literaten.

Sie waren erstaunt und fragten ihn, was er in Paris vorhabe. „Ich will über Bilder schreiben", antwortete Fortunatus; „ich habe gute Beziehungen zu einer Zeitung, die meine Aufsätze nehmen will". Sie gingen nun zusammen über die Boulevards und die schönen Plätze und durch die herrlichen Gärten von Paris. Sie gingen auch in die Paläste der Kunst und standen vor den Werken gewaltiger Meister. Aber des Fortunatus Seele blieb kühl; sie fürchtete sich vor diesen starken Dingen, und als es kaum Abend war, freute er sich, daß er wieder die Vorhänge vor die Fenster des dunkeln Zimmers ziehen konnte.

Die Freunde besuchten ihn manchmal. Aber sie mochten morgens kommen oder erst, wenn die Männer das Gas in den Laternen entzündeten: immer trafen sie Fortunatus blaß und müde in dem gewaltigen Bett. Ihre Ermahnungen blieben ohne Erfolg. Ein einziges Mal überraschte ihn Jemand am Schreibtisch. Er saß vornübergebeugt und man konnte sehen, wie seine rechte Hand sich bewegte. Es war kein Zweifel mehr: er arbeitete. Schon wollte der Eindringling sich scheu und still zurückziehen, um die große, weihevolle Stunde nicht zu stören, als er im Spiegel bemerkte, daß Fortunatus Cigaretten rollte.

Als Fortunatus nur noch wenig zu essen hatte, entschloß er sich, einen Artikel über die letzte Ausstellung zu schreiben. Zehn Tage lang beschäftigte ihn dieser Entschluß; zugleich aber verfolgte er in dem Blatt, zu dem er Beziehungen hatte, ob ihm nicht Jemand zuvorkäme. Und am elften Tage fand er den Bericht aus einer anderen Feder.

Immer mehr entfremdete er sich dem Leben. Die Klarheit des Tages verdroß ihn, der Lärm der Straße machte ihm Angst, die Auslagen der Fenster erschreckten ihn, denn die Dinge, die er dort sah, verstand er nicht mehr: sie waren für die Bedürfnisse eines Daseins geschaffen, für das er keine Organe besaß. Vor Allem aber störte ihn der Gesang der Vögel in den Gärten; ihr Jubiliren machte ihn krank. Er kaufte sich in einer japanischen Handlung einen künstlichen Papagei, der einen Holzschnabel und ein so buntes Gefieder hatte, wie man es in der Natur selten antrifft. Den einen Fuß hielt er ein Wenig in die Höhe und seine Augen hatten einen schelmischen Blick. Diesen Vogel hing Fortunatus vor seinem Bett auf. Er schenkte ihm die Zärtlichkeit seines alten, müden Herzens, er sprach mit ihm und gab ihm Kosenamen. Hauptsächlich aber liebte er ihn, weil er tot war, richtiger: nie gelebt hatte. Denn er bestand aus Papier und hatte Sägespähne im Leib.

Als Fortunatus eines Abends aufstand, kam ihm der Gedanke, den Papagei zu malen. Noch nie hatte er einen so heftigen Wunsch empfunden wie diesen. Er ging in die nächste Droguerie, die gerade ihre Thür schließen wollte, und kaufte Leinwand, Farben und Pinsel. Dann machte er sich an die Arbeit. Vor den Fenstern waren die Vorhänge geschlossen und eine dürftige Lampe gab dem Zimmer ein mattes Licht. Wie kosend strich Fortunatus die Farben auf die Leinwand und um seine schmalen Lippen spielte ein glückliches Lächeln. Je weiter er vorschritt, um so mehr erfaßte ihn ein Rausch, den er nie vorher gekannt hatte, ein Taumel des Schaffens. Seine erwachte Phantasie konnte sich nicht genug thun und komponirte um den bunten Vogel eine Landschaft in köstlichen, entzückenden Farben. Nackte Menschen standen in Gärten, in denen Fliederbüsche sich bogen und Seen wie Edelsteine glänzten. Fortunatus zitterte, er könne erlahmen; er rauchte ein Dutzend schwerer Cigaretten, um den Rausch

zu halten, und trank dazu schwarzen Thee in sinnloser Menge. Als hinter den Vorhängen der Morgen zu dämmern begann, hatte er die Skizze vollendet; und als sie fertig vor ihm lag, liefen ihm die Thränen über die Backen: so war er durch sich selbst gerührt. Und er dachte an seine arme alte Schwester zu Hause. Aber in seinen Augen glänzte das Fieber und der Frost schüttelte seinen Körper.

Er löschte die Lampe und ließ das graue Licht der Frühe in das Zimmer. Da war es, als verwandelten sich die Farben, als verlören sie plötzlich ihren Glanz; trocken und matt starrten sie ihm entgegen. Eine wilde Verzweiflung ergriff Fortunatus, als er sah, wie der Tag sein Werk zerstörte. Er nahm hastig den Pinsel und übermalte ganze Strecken. Aber es gelang ihm nicht, ihnen neuen Reiz zu geben; und als er gebrochen in seinen Stuhl zurücksank, starrten seine gerötheten Augen auf ein seltsames Chaos greller, sinnloser Farbenflecke. In fieberhafter Angst sprang er auf, schloß noch einmal die Vorhänge und steckte die Lampe an. Aber auch Das war vergeblich. Jetzt saß er Stunden lang vor dieser Leinwand, auf der noch vor Kurzem ein schöner Traum zu sehen war, der zugleich seine erste That, das erste und letzte Aufflackern seiner Seele bedeutete. Und wie er so dasaß, schüttelten Fieberschauer seinen Leib und sein Blick, der im Delirium wogte, fing an, auf der bunten Leinwand seltsame Dinge zu sehen. Da, in der Mitte eines Tulpenbeetes, saß ein alter Türke in einem grünen Gewand; er trug gestickte Pantoffeln an den Füßen. Und jetzt, jetzt fing er an, langsam mit dem Kopf zu wackeln. Und im Vordergrunde hatte sich wohl Geflügel versteckt. Das wurde auf einmal lebendig und bewegte die weißen Fittiche und machte sich auf und lief watschelnd an dem Türken vorüber, immer eins hinter dem anderen.

— —

Als ein paar Stunden später einige junge Leute kamen, den Fortunatus zu besuchen, fanden sie ihn bewußtlos in seinem Stuhl. Die Fenster waren geschlossen und die Lampe brannte, obgleich heller Tag war. Sie trugen ihn in sein Bett und riefen einen Arzt. Der erklärte, daß Fortunatus sterben müsse; „an allgemeiner Lebensschwäche", sagte er und lief hinaus. Die Freunde waren traurig; sie gingen heim, holten die schönsten Bilder, die sie gemalt hatten, und stellten sie um das Bett des Fortunatus. Denn sie wollten, daß er mit angenehmen Eindrücken die Erde verlasse. Als Fortunatus erwachte, kümmerte er sich aber nicht viel um die Freunde und ihre Bilder, sondern blickte nur immer auf den Papagei, den er so geliebt hatte, weil er bunt und künstlich war. Und es war beinahe, als bewege der Vogel ein Wenig den Holzschnabel; er hob das eine Bein und sah mit seinen Glasaugen schelmisch auf Fortunatus herab, der jetzt für immer entschlafen war.

Als die jungen Leute mit ihren Bildern wieder hinausgingen, sagte Einer zum Anderen: „Aus seinem Malen wäre nicht viel geworden. Habt Ihr die bunte Sache auf dem Schreibtisch gesehen? Sie war furchtbar talentlos."

Sie irrten aber. Denn erstens waren sie ärgerlich, weil Fortunatus nicht ihre Bilder, sondern den Vogel ansah, als er starb; und dann war vorher auf der Leinwand etwas Schönes gewesen. Es war sicher nicht sehr stark, nur eine Skizze und man konnte sie nur bei Lampenlicht genießen. Doch an diese Skizze hatte ein Mensch seine Seele vergeudet, so daß er sterben mußte.

Paris. Wilhelm Uhde.

❦

Werth und Unwerth der Mathematik.*)

Der Mathematiker, dem die hohe Ehre zu Theil wird, von dieser Stelle aus über seine Wissenschaft zu sprechen, befindet sich, wenn er auch diese Ehre vollkommen zu würdigen weiß, in einer keineswegs beneidenswerthen Lage. Er gleicht einem Ausländer, der allenfalls in seiner Muttersprache mancherlei ganz Erträgliches zu sagen wüßte, doch nur mühsam und unvollkommen Dies und Jenes in gebrochenem Deutsch auszudrücken vermag und dabei noch Gefahr läuft, von seinen Landsleuten für recht trivial gehalten zu werden. Man hat zwar die Mathematik, weil ihr ganzer Inhalt auf einer geringen Zahl allgemein verständlicher Grundsätze durch rein logische Deduktion sich aufbaut, nicht unzutreffend

*) Der Laie, auch einer, den starker Erkenntnißdrang treibt, in alle Gebiete des Menschenwissens von Zeit zu Zeit wenigstens hineinzulugen, erfährt von Wesen, Werth und Entwickelung der Mathematik nicht viel. Wenn er Glück hatte, wurde ihm in der Schule der edle Kern in nicht gar zu harter Schale gereicht; dann gelang ihm wohl, sich cum laude bis zur Algebra, vielleicht noch ein Stückchen weiter durchzuarbeiten und am Ende auch aus der Geschichte dieser Wissenschaft, von den Künsten babylonischer Feldmesser, von Thales, Pythagoras, Platon, Eukleides bis zu Galilei, Kepler, Descartes, Leibniz, Newton, Bernoulli, Gauß, Abel, Kronecker, Helmholtz, Einiges im Gedächtniß zu bewahren. Gewöhnlich ists dann aus. Der Liebhaber wagt sich allenfalls noch an Cantors oder Zeuthens Vorlesungen; die Meisten denken: Das ist Spezialzünftlerei, Technik und braucht uns nicht auch noch zu bekümmern. Auf die Meisten, deren Wesen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts endgiltig geprägt ward, hat Schopenhauers Geringschätzung der Mathematik so nachhallend gewirkt, daß sie der von der Griechensprache als Wissenschaft an sich gepriesenen Disziplin mit Bewußtsein ihr Ohr verschlossen. Und doch hatte Kant gesagt, nur in dem mathematischer Forschung zugängigen Bereich lebe wahre Wissenschaft. Hatte Goethe geschrieben: „Das Recht, die Natur in ihren einfachsten, geheimsten Ursprüngen so wie in ihren offenbarsten, am Höchsten auffallenden Schöpfungen, auch ohne Mathematik, zu betrachten, zu erforschen, zu erfassen, mußte ich mir, meine Anlage und Verhältnisse zu Rathe ziehend, gar früh schon anmaßen. Für mich habe ich es mein Leben durch behauptet. Was ich dabei geleistet, liegt vor Augen; wie es Anderen frommt, wird sich ergeben. Ungern aber habe ich zu bemerken gehabt, daß man meinen Bestrebungen einen falschen Sinn untergeschoben hat. Ich hörte mich anklagen, als sei ich ein Widersacher, ein Feind der Mathematik überhaupt, die doch Niemand höher schätzen kann als ich, da sie gerade Das leistet, was mir zu bewirken völlig versagt worden." Allzu selten haben Mathematiker vor dem nicht in Zunftschulen gebildeten Volk die Sache ihrer Wissenschaft geführt. Jetzt hats Herr Professor Pringsheim, der Ordinarius der münchener Universität, in einer Festrede gethan, zu der ihn die Königlich Bayerische Akademie der Wissenschaften eingeladen hatte. Und diese geistreiche, frische, im guten Sinn witzige Vertheidigung, die auch Anklage und Programm wird, schien mir so lesenswerth, daß ich, obwohl der Text schon in Bayern veröffentlicht war, die Erlaubniß erbat, sie auch dem größeren Leserkreis der „Zukunft" anbieten zu dürfen.

als die Wissenschaft vom Selbstverständlichen bezeichnet. Das ändert aber nichts an der Erfahrungthatsache, daß sie bis heute für die Ueberzahl der Gebildeten, ja, sogar der Gelehrten die Wissenschaft vom Unverständlichen geblieben ist. Mit der schon von Euklid behaupteten Unmöglichkeit eines Königsweges zur Mathematik scheint es leider seine Richtigkeit zu haben, wenn auch der Bologneser Pietro Mengoli allen Ernstes das Gegentheil behauptet und durch die That zu beweisen versucht hat. Seine der Königin Christine von Schweden dedizirte „Via regia ad mathematicas" erweist sich bei näherer Betrachtung lediglich als eine Sammlung höchst schauderhafter lateinischer Disticha, mit deren Hilfe die Elemente der Arithmetik, Algebra und Planimetrie in einer — wohl nur nach des Verfassers Meinung — besonders einfachen und eindringlichen Art gelehrt werden sollen. Aber auch der ganz anders ernsthaft zu nehmenden Behauptung des 1873 verstorbenen Mathematikers Hermann Hankel, daß mit der sogenannten projektiven Geometrie der Königsweg zur Mathematik gefunden zu sein scheine, wird man doch kaum anders als äußerst skeptisch gegenüberstehen können. Wie Dem auch sei: so viel darf wohl als feststehend betrachtet werden, daß in den weitesten Kreisen die Mathematik sich einer glänzenden Unpopularität erfreut. Bedürfte es hierfür noch irgend eines äußeren Beleges, so könnte man vielleicht auf den Umstand hinweisen, daß, ohne Uebertreibung, das mathematische Wissensgebiet wohl das einzige ist, dessen unser sonst allwissender Journalismus noch in keiner Weise sich bemächtigt hat. In allzu respektvoller Entfernung verharrend, bringt zwar die Majorität der Gebildeten der Mathematik eine gewisse Hochachtung entgegen: meist freilich wohl wegen des anerkannten Nutzens, den sie den Naturwissenschaften und vor Allem der mächtig emporgewachsenen, in alle Zweige des menschlichen Lebens eingreifenden Technik gebracht hat. Das verhindert dann keineswegs, daß gar Viele den „reinen" Mathematiker, wenn auch nicht geradezu als „reinen Thoren", so doch mindestens als ziemlich überflüssigen Vertreter einer eingebildeten und abstrusen Brahminenweisheit ansehen. Andere, die bei ihrer Schätzung der Mathematik vielleicht mehr durch das Gefühl als durch verstandesmäßige Erwägungen sich leiten lassen, erblicken in ihr eine ihnen zwar unbegreifliche, aber doch wohl der Bewunderung würdige Aeußerung menschlicher Geisteskraft und sind allenfalls geneigt, die Mathematik eher zu hoch als zu niedrig zu bewerthen. Ein interessantes literarisches Beispiel dieses Typus in seiner höchsten Potenz bietet der Romantiker Novalis, dessen Aussprüche über Mathematik einen kaum minder religiös-schwärmerischen Charakter tragen als seine Dichtungen: „Das Leben der Götter ist Mathematik. Alle göttlichen Gesandten müssen Mathematiker sein. Reine Mathematik ist Religion. Die Mathematiker sind die einzig Glücklichen. Der Mathematiker weiß Alles. Er könnte es, wenn er es nicht wüßte." Und so weiter. Man wird einigermaßen erstaunt sein, die nach der landläufigen Meinung so „trockene" Mathematik hier im trautesten Verein mit der „Blauen Blume der Romantik" zu finden. Des Räthsels Lösung ist nicht so schwierig, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheint. Das gemeinsame Band bildet die wunderreiche Zahlenwelt, deren mystische Geheimnisse den religiösen Schwärmer nicht weniger in ihren Bann ziehen als eben auch den forschenden Mathematiker. Und das geheimnißvolle Wissen, das nur Dieser durch die Zauberkraft seiner Methoden erwirbt: Das gerade ist es, was des Anderen überschwängliche Bewunderung hervorruft.

Im Uebrigen ist dafür gesorgt, daß die Bäume der so „einzig glücklich" gepriesenen Mathematiker nicht in den Himmel wachsen. Denn auch an Feinden hat es der Mathematik bis auf den heutigen Tag nicht gefehlt, ja, an völligen Verächtern, die ihr jeden Werth absprechen, so weit sie nicht bloßen Nützlichkeitzwecken dient. Meine Absicht, zu einer angemessenen Werthschätzung der Mathematik mein bescheidenes Theil beizutragen, glaube ich am Besten dadurch zu erreichen, daß ich zunächst die wesentlichsten gegen sie erhobenen Vorwürfe zu entkräften versuche und, daran anschließend, einige allgemeine Bemerkungen über Ziel und Zweck des mathematischen Schulunterrichtes und der mathematischen Wissenschaft folgen lasse.

Mit ganz besonderer Schärfe hat sich bekanntlich Schopenhauer an verschiedenen Stellen seiner Schriften gegen die Mathematik gewendet. Das ist nun zwar schon ziemlich lange her: trotzdem sind seine Sätze meines Wissens niemals widerlegt worden, vielleicht nur deshalb, weil ihre Widerlegung, als gar zu einfach, den Mathematikern nicht der Mühe werth schien. Da aber bis in die neuste Zeit, namentlich in Schriften und Aufsätzen, die einer Einschränkung des mathematischen Unterrichtes an den Mittelschulen das Wort reden, mit fast unfehlbarer Regelmäßigkeit versucht wird, Schopenhauers Autorität als eine besonders gewichtige in die Wagschale zu werfen, so scheint es mir dringend wünschenswerth, Schopenhauers Argumente, die wissenschaftliche Legitimation ihres Autors und seine, wie ich nachweisen werde, keineswegs ganz sauberen Praktiken einmal einer öffentlichen Prüfung zu unterziehen.

Was Schopenhauer über die Elementar-Geometrie sagt*), kommt für unsere Zwecke nur insofern in Betracht, als schon bei dieser Gelegenheit sein Mangel an jeder tieferen mathematischen Einsicht deutlich zum Ausdruck gelangt. Kann man auch die von ihm hervorgehobene didaktische Unzweckmäßigkeit der euklidischen Beweismethoden ihm ohne Weiteres zugestehen, so liegen doch die weitaus wesentlicheren Mängel des euklidischen Lehrgebäudes sehr viel tiefer, nämlich in den grundlegenden Definitionen und Axiomen: und gerade hierfür hat Schopenhauer nicht das geringste Verständniß, macht sich vielmehr über die von den Mathematikern in dieser Hinsicht geäußerten Bedenken in recht billiger Weise lustig. Will man aber mit Schopenhauer jene Fundamente beibehalten, so bleiben Euklids Elemente auch heute noch ein in ihrer Art bewundernswerthes Werk von hoher Vollkommenheit. Und bei den meisten euklidischen Beweisen ist Das, was dem Lernenden die Einsicht erschwert, keineswegs der Inhalt, sondern lediglich die rein synthetische Form des Vortrages, die von jedem geschickten Lehrer mit Leichtigkeit durch eine mehr analytisch-genetische und zugleich geometrisch anschaulichere ersetzt werden kann. Ein schlagendes Beispiel hierfür bietet gerade der von Schopenhauer als „stelzbeinig, ja, hinterlistig" charakterisirte euklidische Beweis des Pythagoreischen Lehrsatzes, der bei unerheblicher Aenderung der Darstellungform geradezu als glänzendes Muster eines tadellosen elementar-geometrischen Beweises erscheint, während Das, was Schopenhauer als Ersatz zu bieten wagt, gelind gesagt, als äußerst naiv bezeichnet werden muß. Und nicht einmal an

*) „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" und „Die Welt als Wille und Vorstellung".

dem armsäligen Spezialfall, auf den sein ganzer Beweis sich beschränkt, gelingt ihm Das, was er eigentlich prätendirt: nämlich statt des beim euklidischen „Mausefallenbeweis" lediglich zum Vorschein kommenden Erkenntnißgrundes den angeblich existirenden wahren Seinsgrund aufzudecken. Jeder Sachkundige sieht unmittelbar, daß Schopenhauer in Wahrheit um kein Haar mehr giebt als Euklid: nämlich den Erkenntnißgrund.

Zum Kapitel „Arithmetik" sagt Schopenhauer: „Daß die niedrigste aller Geistesthätigkeiten die arithmetische sei, wird dadurch belegt, daß sie die einzige ist, welche auch durch eine Maschine ausgeführt werden kann; wie denn jetzt in England dergleichen Rechenmaschinen der Bequemlichkeit halber schon in häufigem Gebrauch sind. Nun läuft alle analysis finitorum et infinitorum im Grunde doch auf Rechnen zurück. Danach bemesse man den ‚mathematischen Tiefsinn', über welchen schon Lichtenberg sich lustig macht, indem er sagt: ‚Es ist fast mit der Mathematik wie mit der Theologie. So wie die der Theologie Beflissenen, zumal wenn sie in Aemtern stehen, Anspruch auf einen besonderen Kredit von Heiligkeit und eine nähere Verwandtschaft mit Gott machen, obgleich sehr viele darunter wahre Taugenichtse sind, so verlangt sehr oft der sogenannte Mathematiker, für einen tiefen Denker gehalten zu werden, ob es gleich darunter die größten Plunderköpfe giebt, die man nur finden kann, untauglich zu irgend einem Geschäft, das Nachdenken erfordert, wenn es nicht unmittelbar durch jene leichte Verbindung von Zeichen geschehen kann, die mehr das Werk der Routine als des Denkens sind.' (S. Lichtenbergs Vermischte Schriften, Göttingen 1801.)"

Nochmals kurz zusammengefaßt: Nur die arithmetische Geistesthätigkeit kann durch Maschinen ausgeführt werden, folglich ist sie die allerniedrigste. Alle Analyse läuft aber auf Rechnen hinaus, folglich hat Lichtenberg Recht, wenn er die Mathematiker für Plunderköpfe erklärt. Ein wundervoller Schluß vom Besonderen zum Allgemeinen, der die herrlichsten Perspektiven eröffnet. Zum Beispiel: Stanley Jevons hat eine Maschine konstruirt, mit deren Hilfe man gewisse logische Schlußformen auf rein mechanischem Wege erzeugen kann. Damit wäre vor Allem belegt, daß die logische Geistesthätigkeit der arithmetischen an Niedrigkeit nichts nachgiebt. Nun läuft aber alles vernünftige Denken im Grunde doch auf logisches Schließen zurück. Man bemesse danach den „philosophischen Tiefsinn" der sogenannten Denker, — und so weiter.

Schopenhauers ganze Schlußweise beruht auf dem Mißbrauch, der mit dem Worte „arithmetische Thätigkeit" getrieben wird. In Wahrheit handelt es sich hier doch ausschließlich um das gewöhnliche numerische Rechnen, also um die Ausführung der vier Spezies an gegebenen Zahlen. Will man diese — allerdings ziemlich untergeordnete — geistige Thätigkeit mit dem pompösen Namen einer arithmetischen beehren, so ist dagegen vom rein etymologischen Standpunkte kaum Etwas einzuwenden. In der That findet man den entsprechenden Lehrgegenstand auf den Lehrplänen der bayerischen Gymnasien nach altem scholastischen Brauch schlechthin als „Arithmetik" bezeichnet. Doch scheint mir dieser einigermaßen luxuriöse Usus wenig empfehlenswerth; erstens schon deshalb, weil nicht recht abzusehen ist, warum man ungefähr das selbe Gericht, das auf den Volksschulen weit bescheidener und zweckmäßiger als „Rechnen" dargeboten wird, den gymnasialen oberen Zehntausend unter einem so viel feineren, weit größere Er-

wartungen erregenden Namen servirt; dann aber, weil man auf diese Weise die an sich schon äußerst dunklen Vorstellungen, die in weiteren Kreisen über Wesen und Inhalt der Mathematik herrschen, nur noch verdunkeln hilft. Die Arithmetik, auch die elementare, ist eine Wissenschaft; sie lehrt, gewisse allgemeine Gesetze in systematischer Form aufzustellen und logisch zu begründen. Das Rechnen ist im Wesentlichen ein Können, kein Wissen, — eine in der Hauptsache rein technische Fertigkeit, deren Ziel und Zweck in der zahlenmäßigen Anwendung eines verhältnißmäßig sehr geringen Bestandes von meist nur nothdürftig erklärten und unzulänglich bewiesenen arithmetischen Regeln besteht. Usurpirt man hierfür die viel zu anspruchsvolle Benennung Arithmetik (die älteren Lehrbücher sagen in diesem Zusammenhange wenigstens „gemeine" Arithmetik), so bringt man damit die Arithmetik in einen gänzlich falschen Gegensatz zur „eigentlichen Mathematik" oder man erweckt den irrigen Glauben, daß die Mathematik, abgesehen von der reinen Geometrie, dem numerischen Rechnen eng verwandt oder gar im Wesentlichen damit identisch sei. So ungefähr scheint auch Schopenhauer sich die Sache vorgestellt zu haben. Und doch involvirt sein Ausspruch, daß die gesammte Analysis auf ein der Thätigkeit einer Rechenmaschine vergleichbares Rechnen hinauslaufe, eine vollendete petitio principii, die unwiderlegiich zeigt, daß er von den Methoden und dem Inhalte dieser Wissenschaft auch nicht die leiseste Ahnung besitzt.

Hiervon werden wir uns bald noch genauer überzeugen. Zuvor aber wollen wir noch feststellen, daß jenes Lichtenberg-Citat, durch das Schopenhauer die Lacher auf seine Seite zu ziehen und seine fadenscheinige Argumentation zu stützen sucht, bei näherer Betrachtung als eine vollkommen bewußte, recht plumpe und bösartige Fälschung sich erweist. Der fragliche Ausspruch Lichtenbergs beginnt nämlich in Wahrheit mit den Worten: „Die Mathematik ist eine gar herrliche Wissenschaft, aber die Mathematiker taugen oft den Henker nicht." Schopenhauer, der ja gerade die geistige Minderwerthigkeit der Mathematik zu beweisen wünscht, entblödet sich nicht, diesen einen, gerade das Gegentheil besagenden Satz kurzweg zu unterschlagen, um so im Leser die irrige Meinung hervorzurufen, Lichtenberg habe durch seinen Ausfall auf gewisse Mathematiker die Mathematik selbst treffen wollen. Im Uebrigen kann für Jeden, der mit der Geschichte der Mathematik einigermaßen vertraut ist, kaum ein Zweifel darüber bestehen, auf welche Mathematiker dieser Angriff gemünzt ist. Es handelt sich dabei offenbar um die Anhänger der heute fast völliger Vergessenheit anheimgefallenen sogenannten kombinatorischen Schule, die gegen Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fast alle mathematischen Lehrstühle an den deutschen Universitäten okkupirten und deren weitschweifige, meist in ödesten Formalismus sich verlierende Produktionen einem geistreichen Kopfe wie Lichtenberg, der ja überdies als Professor der Physik in Göttingen mathematisch selbst wohlbewandert war, nur höchstes Mißbehagen verursachen konnten.

Doch kehren wir wieder zu Schopenhauer zurück! Um seine völlige Unkenntniß des Wesens der Analysis zu charakterisiren, führe ich zunächst die folgende Stelle an: „Will man von den räumlichen Verhältnissen abstrakte Erkenntniß haben, so müssen sie erst in zeitliche Verhältnisse, Das heißt: in Zahlen übertragen werden ... Diese Nothwendigkeit, daß der Raum, mit seinen drei Dimensionen, in die Zeit,



welche nur eine Dimension hat, übersetzt werden muß, wenn man eine abstrakte Erkenntniß seiner Verhältnisse haben will, diese Nothwendigkeit ist es, welche die Mathematik so schwierig macht. Dies wird sehr deutlich, wenn wir die Anschauung der Kurven vergleichen mit der analytischen Berechnung derselben oder auch nur die Tafeln der Logarithmen der trigonometrischen Funktionen mit der Anschauung der wechselnden Verhältnisse der Theile des Dreiecks, welche durch jene ausgedrückt werden: was hier die Anschauung in einem Blick, vollkommen und mit äußerster Genauigkeit, auffaßt, nämlich wie der Kosinus abnimmt, indem der Sinus wächst, wie der Kosinus des einen Winkels der Sinus des anderen ist, das umgekehrte Verhältniß der Ab- und Zunahme beider Winkel und so weiter: welches ungeheuren Gewebes von Zahlen, welcher mühsäligen Rechnung bedurfte es nicht, um Dies in abstracto auszudrücken!"

Ohne auf die groben, einem einigermaßen mathematisch gebildeten Leser unmittelbar ersichtlichen Ungereimtheiten einzugehen, die jeder einzelne dieser Sätze darbietet, will ich mich nur an das Endergebniß halten: danach soll der Mathematiker, um eine einfache geometrische Beziehung in abstracto auszudrücken, eines nur durch „mühsäligste" Rechnung zu gewinnenden „ungeheuren Zahlengewebes" bedürfen. Ach nein! Das leistet er mit Hilfe einer einzigen Formel. Und noch mehr: diese ersetzt ihm nicht nur die Anschauung, sondern sie präzisirt mit absoluter Genauigkeit, was jene nur in grobem Umrisse zeigt. Auch enthält eine einzige Formel unendlich viel mehr als sämmtliche Logarithmentafeln der Erde: denn sie umfaßt die unbegrenzte Mannichfaltigkeit aller überhaupt denkbaren Fälle; während jene Logarithmentafeln, mögen sie noch so zahlreich und noch so dick sein, immer nur auf eine begrenzte Anzahl von bestimmten Fällen sich erstrecken können. Von der wahren Bedeutung und der wunderbaren Kraft einer analytischen Formel hat Schopenhauer gar keine Vorstellung. Die Analysis, die nach seiner Meinung nur mit Hilfe „ungeheurer Zahlengewebe", also Tabellen, sich verständlich macht, besitzt dazu ein unendlich viel ausdrucksvolleres und kürzeres Hilfsmittel: die Funktion, gewissermaßen eine auf den minimalen Umfang von wenigen Zeichen reduzirte Tabelle von unbegrenzter Feinheit. Die Analysis begnügt sich nicht, wie die Algebra, zu fragen: „Wie berechnet man aus einer Gleichung, die neben gewissen gegebenen Zahlen eine unbekannte Zahl y enthält, dieses unbekannte y?" Vielmehr nimmt sie ihren Ausgang von der folgenden, weit allgemeineren Fragestellung (in der offenbar die eben genannte als spezieller Fall enthalten ist): „Welche Folge von Zahlenwerthen durchläuft jenes y, wenn die betreffende Gleichung außer den fest gegebenen Zahlen noch eine sogenannte veränderliche Zahl enthält, Das heißt einen Buchstaben **x**, an dessen Stelle man sich successive eine Menge verschiedener Zahlen, zum Beispiel jede überhaupt mögliche Zahl gesetzt denkt?" Einen solchen Zusammenhang zwischen zwei gleichzeitig mit einander veränderlichen Zahlen **x** und **y**, wobei also, gerade wie in einer Tabelle mit zwei, **x** und **y** überschriebenen Kolonnen jedem Zahlenwerth **x** immer wieder ein gewisser Zahlenwerth **y** zugehört (eventuell auch deren mehrere), bezeichnet der Mathematiker mit dem Ausdruck: **y** sei eine Funktion von **x**.

Der Nutzen und die Wichtigkeit des soeben rein arithmetisch definirten Funktion-Begriffes dürfte einigermaßen deutlich werden, wenn wir auf seinen

geometrischen Ursprung und damit zugleich auf eine seiner fruchtbarsten Anwendungen in Kürze eingehen, nämlich auf den Grundgedanken der sogenannten analytischen Geometrie, deren Erfindung durch Cartesius (Descartes, 1637) und Fermat (ungefähr gleichzeitig) den vollständigen Bruch mit der bis dahin allein herrschenden geometrischen Tradition der Griechen und den Beginn einer ganz neuen mathemathischen Aera bezeichnet. Man denke sich auf einem Blatt quadratisch liniirten Papieres, wie es die Anfänger zum Rechnen benutzen, die Vertikal- wie auch die Horizontal-Linien mit den Nummern 0, 1, 2 . . und so fort versehen. Dann ist durch die Aussage: „es liege ein Punkt in einer bestimmten Vertikale, etwa Nr. 3, und einer bestimmten Horizontale, etwa Nr. 5", offenbar ein einziger Punkt vollständig bestimmt. Das hierbei auftretende Zahlenpaar (3, 5) kann also dazu dienen, einen bestimmten Punkt eindeutig zu charakterisiren. Denkt man sich jetzt neue Vertikalen und Horizontalen gezogen, welche die bisher vorhandenen Zwischenräume gerade halbiren, und numerirt diese Dem gemäß mit: $^1/_2$, $1^1/_2$, $2^1/_2$ . . . und so fort, so ist ohne Weiteres klar, daß jetzt auch Zahlenpaare, wie: ($3^1/_2$, 5), (3, $5^1/_2$), ($3^1/_2$, $5^1/_2$), je einen bestimmten Punkt charakterisiren. Durch Fortsetzung dieser Schlußweise und Heranziehung gewisser Verallgemeinerungen des Zahlenbegriffes (auf die ich hier nicht eingehe) gelangt man zu dem Resultat: Man kann jedem Punkt einer Ebene ein ganz bestimmtes Zahlenpaar (x, y) zuordnen, das man als seine Koordinaten bezeichnet, und umgekehrt entspricht dann auch jedem Zahlenpaar (x, y) ein und nur ein bestimmter Punkt.

Ist jetzt in der fraglichen Ebene irgend eine Kurve, also eine beliebige krumme Linie verzeichnet, so können wir auf Grund des eben Gesagten die Gesammtheit ihrer Punkte ersetzen durch einen Komplex von unendlich vielen Zahlenpaaren (x, y). Zu jeder hierbei vorkommenden Zahl x gehört also (mindestens) eine bestimmte Zahl y. Das ist aber genau das Selbe, was wir vorhin durch den Ausdruck bezeichneten: y ist eine Funktion von x. Mit anderen Worten: es findet eine funktionale Beziehung, Das heißt: eine Gleichung zwischen den beiden Veränderlichen x und y statt, die gewissermaßen als das arithmetische Abbild jener Kurve erscheint und schlechthin die Gleichung der Kurve genannt wird. Umgekehrt wird man in entsprechender Weise für eine Gleichung zwischen x und y eine gewisse Kurve als geometrisches Abbild erhalten. Diese Wechselbeziehung zwischen Kurven und Gleichungen gestattet dem Mathematiker, die Eigenschaften der Kurven an ihren Gleichungen zu studiren und auf arithmetischem Wege gewonnene Erkenntnisse in geometrische Anschauung umzusetzen. Wie der Musiker im Stande ist, aus dem bloßen Anblick einer Partitur sich eine akustische Vorstellung von dem Eindrucke eines nie vorher gehörten Tonstückes zu bilden, so liefert dem Mathematiker die Gleichung einer Kurve, die er nie gesehen, ein vollkommenes Bild ihres Verlaufes. Ja, noch mehr: wie dem Musiker die Partitur oft Feinheiten enthüllt, die seinem Ohr bei der Komplikation und dem raschen Wechsel der Gehöreindrücke entgehen würden, so ist die Einsicht, die der Mathematiker der Gleichung einer Kurve entnimmt, eine viel tiefere als die durch bloße Anschauung vermittelte. Denn abgesehen von der schon vorhin kurz hervorgehobenen, an und für sich viel größeren Präzision der arithmetischen Darstellung gegenüber der bloßen Anschauung, besitzt der Ma-

thematiker in dem von Newton und Leibniz (1675) erfundenen Infinitesimal-Kalkul ein mit gleichsam mikroskopischer Schärfe arbeitendes Instrument der rechnerischen Analyse.

Diese Betrachtungen lassen sich auch leicht von der Ebene auf den Raum übertragen. Und ähnliche Dienste wie der Geometrie leistet die Einführung des Funktion-Begriffes der Mechanik. Die Lage, also die Koordinaten eines beweglichen Punktes erscheinen hier als Funktionen einer neuen Veränderlichen, der Zeit (die man sich, von einem bestimmten Moment an noch irgend einer Zeiteinheit gemessen, als bloße Zahl vorzustellen hat); und die Differentialrechnung giebt die nöthigen Mittel an die Hand, um auch Begriffe, wie Geschwindigkeit, Beschleunigung, analytisch zu formuliren, also in Funktion-Begriffe umzusetzen. Die Auffindung von Bewegungsgesetzen wird auf diese Weise wieder auf das Studium gewisser Funktional-Beziehungen (Integration von Differential-Gleichungen), also auf „Analysis" zurückgeführt.

Für Schopenhauer, nach dessen Meinung „die Mathematik, wie sie von Eukleides als Wissenschaft aufgestellt wurde, bis auf den heutigen Tag geblieben ist", existirt das Alles nicht. „Rechnungen", sagt er, „haben blos Werth für die Praxis, nicht für die Theorie. Sogar kann man sagen: wo das Rechnen anfängt, hört das Verstehen auf. Denn der mit Zahlen beschäftigte Kopf ist, während er rechnet, dem kausalen Zusammenhang des physischen Hergangs gänzlich entfremdet: er steckt in lauter abstrakten Zahlbegriffen. Das Resultat besagt nie mehr als: Wieviel, nie: Was." Und an einer anderen Stelle: „S hören nicht auf, die Zuverlässigkeit und Gewißheit der Mathematik zu rühmen. Aber was hilft es mir, noch so gewiß und zuverlässig Etwas zu wissen, davon mir gar nichts gelegen ist: das Wieviel?"

Ich hoffe, die zuvor gegebenen, freilich recht unvollkommenen Andeutungen werden immerhin erkennen lassen, daß die auf dem Funktion-Begriff aufgebaute Analysis eben nicht blos auf die Frage Wieviel, sondern ganz wesentlich auf die Frage Was antwortet. Sie zeigt (wenn wir, des leichteren Verständnisses halber von der reinen Funktionlehre absehend, uns auf deren Anwendungen beschränken) zum Beispiel, nicht nur, wie man etwa die Länge eines Kurvenbogens, den Inhalt eines irgendwie begrenzten Flächenstückes berechnet, sondern sie giebt Auskunft über die allgemeinen Eigenschaften und Lagenverhältnisse geometrischer Gebilde. Sie erfindet dem Astronomen und Physiker nicht nur die Formeln zur Berechnung irgendwelcher Entfernungen, Zeiten, Geschwindigkeiten, physikalischen Konstanten; sie verschafft ihm vielmehr Einsicht in die Gesetze der Bewegungvorgänge, lehrt ihn aus gewonnenen Erfahrungen zukünftige voraussagen und liefert ihm die Hilfsmittel zu naturwissenschaftlicher Erkenntniß, Das heißt: zur Zurückführung ganzer Gruppen verschiedener, oft äußerst heterogener Erscheinungen auf ein Minimum einfacher Grundgesetze.

Daß der Mathematiker, so lange er rechnet, dem kausalen Zusammenhang eines Vorganges mehr oder weniger entfremdet ist, darf zugegeben werden: liegt doch gerade darin die erstaunliche Kraft der Analysis, daß die ihr eigenthümliche Zeichensprache gestattet, verwickelte Gedankenreihen durch einfache Zeichenoperationen zu ersetzen, ohne daß Derjenige, welcher sich ihrer zu bedienen versteht, genöthigt ist, den gedanklichen Inhalt dieser Operationen immer wieder

in allen Einzelheiten nachzuprüfen. Keinem wird doch auch einfallen, stets, wenn ihm eine tadellose Reichsbanknote in Zahlung gegeben wird, nach Berlin zu reisen, um sich zu überzeugen, ob die Reichsbank-Hauptkasse ihm, wie geschrieben steht, den Betrag bar ausbezahlt. Wesentlich ist eben nur, daß jede analytische Zeichenoperation in ihrer Anwendung auf Größenbeziehungen einen bestimmten Gedankeninhalt repräsentirt und daß zwar nicht das „Rechnen" an sich, also das mechanische Operiren mit gewissen Symbolen, wohl aber die Auflösung jener Operationen in ihren Gedankeninhalt auch wirkliche Einsicht in das Zustandekommen des Endergebnisses verschafft. Es wäre nicht schwierig, Das an einfacheren Fällen vollständig durchzuführen. Dagegen soll nicht geleugnet werden, daß mit zunehmender Komplikation der Probleme die Schwierigkeit und Weitläufigkeit der gedanklichen Analyse ins Ungemessene wächst. Das Gebiet, über das die Sprache der Analysis ihre Macht erstreckt, ist zwar ein relativ begrenztes: doch innerhalb ihres Gebietes ist sie der gewöhnlichen Sprache so unendlich überlegen, daß diese schon nach wenigen Schritten aufgeben muß, ihr bis ans Ziel zu folgen. Der Mathematiker aber, der in jener wunderbar kondensirten Sprache zu denken versteht, ist vom mechanischen Rechner himmelweit verschieden.

Nach dem bisher Gesagten darf man sich nicht darüber wundern, daß Schopenhauer von dem allgemeinen Bildungwerth der Mathematik eine überaus geringe Meinung hat. Im Anschluß an eine Abhandlung des schottischen Philosophen Hamilton,*) auf die ich noch zurückkommen werde, gelangt er zu dem folgenden, für die Mathematik nicht eben schmeichelhaften Endergebniß: Der einzige unmittelbare Nutzen, welcher der Mathematik gelassen wird, ist, daß sie unstete und flatterhafte Köpfe gewöhnen kann, ihre Aufmerksamkeit zu fixiren. „Sogar Cartesius, der doch selbst als Mathematiker berühmt war, urtheilt eben so über die Mathematik. In der Vie de Descartes par Baillet 1693 heißt es, Liv. II, ch. 6, p. 54: Seine eigene Erfahrung hatte ihn von dem geringen Nutzen der Mathematik überzeugt, zumal wenn man sie nur wegen ihrer selbst treibt . . . Nichts erschien ihm zweckloser, als mit bloßen Zahlen und eingebildeten Figuren sich zu beschäftigen und so fort."

Ich kann nicht verhehlen, daß ein so vernichtendes Urtheil gerade aus dem Munde eines bahnbrechenden Mathematikers und auch sonst so vielseitigen und tiefen Denkers wie Descartes einst einen großen Eindruck auf mich machte. Es war mir daher ein wahrer Trost, als ich gelegentlich entdeckte, daß auch dieses Citat auf einer Fälschung beruht. Durch Verstümmelung des Zusammenhanges hat es Schopenhauer wahrhaftig fertig gebracht, den wahren Sinn von Descartes' Urtheil in das vollkommene Gegentheil zu verwandeln. Zwischen

*) William Hamilton (1788 bis 1856), seit 1836 Professor der Logik und Metaphysik an der Universität Edinburg. Die fragliche Abhandlung in Form einer Rezension von Whewells Schrift: „Thoughts on the study of mathematics as a part of a liberal education" (1835) erschien zunächst anonym in der Edinburgh Review, Vol. 62 (1836), p. 409—455; später in einer Sammlung von Abhandlungen des genannten Verfassers. Deutsche Uebersetzung (gleichfalls anonym) unter dem Titel: „Ueber den Werth und Unwerth der Mathematik" (Kassel 1836).

den beiden von Schopenhauer citirten Sätzen steht in Baillets Descartes-Biographie die Bemerkung, daß zu einer gewissen Zeit, nämlich 1623, Descartes aufhörte, sich mit Mathematik zu beschäftigen. Zur Motivirung dieser Thatsache folgt dann der zweite von Schopenhauer angeführte Satz: „Nichts erschien ihm zweckloser, als mit bloßen Zahlen und eingebildeten Figuren sich zu beschäftigen", aber mit dem von Schopenhauer unterdrückten Zusatz: „ohne seine Blicke weiter zu richten", — einer Einschränkung, durch die jener Hauptsatz schon an und für sich eine ganz andere Bedeutung bekommt. Dann, nach einer Bemerkung des Inhaltes, daß Descartes die mathematischen Beweise — wohl gemerkt: die mathematischen Beweise jener Zeit — oberflächlich und unzulänglich fand, heißt es weiter: „Aber man darf sagen, daß er das Spezialstudium der Arithmetik und Geometrie nur aufgab, um sich ganz der Beschäftigung mit jener allgemeinen, aber wahren und unfehlbaren Wissenschaft hinzugeben, die von den Griechen scharfsinnig Mathesis (Das heißt: ‚Wissenschaft' überhaupt) genannt wurde und die alle mathematischen Disziplinen als Theile enthält. Er behauptete, daß diese Spezialkenntnisse sich mit Verhältnissen, Proportionen und Maßbeziehungen beschäftigen müßten, wenn sie den Namen Mathematik verdienen sollten. Und er schloß daraus, daß es eine allgemeine Wissenschaft gebe, zur Aufklärung aller Fragen, die man in Bezug auf Verhältnisse, Proportionen und Maßbeziehungen stellen könnte, sofern man diese als losgelöst von jeder Materie betrachtet; und daß diese allgemeine Wissenschaft mit vollem Rechte den Namen Mathesis oder Allgemeine Mathematik tragen dürfte, weil sie Alles in sich enthält, was innerhalb unserer sonstigen Kenntnisse den Namen Wissenschaft und Mathematik verdient Hierin liegt die Lösung der Schwierigkeit, die man darin finden müßte, anzunehmen, daß Descartes gänzlich auf die Mathematik verzichtet haben sollte, — zu einer Zeit, wo es ihm nicht mehr frei stand, darin unwissend zu sein."

Mit dieser auf das Jahr 1623 bezüglichen Aussage vergleiche man nun die Thatsache, daß Descartes im Jahr 1637 seine berühmte „Geometrie" publizirte, jenes Werk, das eben die früher erwähnten Fundamente der analytischen Geometrie enthält und eine der wichtigsten Grundlagen unserer modernen Mathematik bildet. Wie sehr Descartes der Neuheit und Tragweite seiner Erfindung sich bewußt war, beweist folgende Stelle aus einem seiner Briefe (an Pater Mersenne): „Es ist mir recht peinlich, mich selbst loben zu müssen. Aber da nur wenige Leute fähig sind, meine Geometrie zu verstehen, und da Sie mich nun einmal fragen, was ich von ihr halte, so scheint es mir angemessen, Ihnen zu sagen: Sie ist genau so, daß ich nichts mehr wünsche. In meiner Dioptrik und der Schrift über die Meteore habe ich wohl den Leser zu überzeugen versucht, daß meine Methode besser sei als die bisher übliche; aber ich behaupte, durch meine Geometrie Das wirklich bewiesen zu haben." Und nachdem er hervorgehoben, daß die Tragweite seiner Methode alles Frühere weit übertreffe, fügt er nach Erwähnung der hauptsächlichen zeitgenössischen Produktionen hinzu: „Keiner dieser Modernen hat Etwas zu Stande gebracht, das nicht schon die Alten gekannt haben." Ueberhaupt richtet sich Alles, was er gelegentlich an der Mathemathik auszusetzen scheint, niemals gegen diese selbst, sondern immer nur gegen ihre mangelhafte Behandlung. Arithmetik und Geometrie erklärt er ausdrücklich

für die einzigen Wissenschaften, die nichts Falsches oder Ungewisses enthalten: nur an den Autoren, die sich damit befaßt hätten, sei Mancherlei auszusetzen und nur sie treffe die Schuld, wenn gerade viele gut beanlagte Geister diese Wissenschaften als leere und kindische Spielereien verachtet oder nach wenigen Anfangsversuchen wieder aufgegeben hätten.

Daß Schopenhauer trotz Alledem gewagt hat, diesen großen Mathematiker als einen seiner Eideshelfer für den Unwerth der Mathematik zu citiren, muß als eine unerhörte und nichtswürdige Geschichtfälschung bezeichnet werden.

Charakteristisch für das unglaublich niedrige Niveau, auf das Schopenhauer bei seinem Feldzuge gegen die Mathematik herabsteigt, ist der Umstand, daß er die schon erwähnte Abhandlung Hamiltons als „eine sehr gründliche und kenntnißreiche“ dringend empfiehlt. Ihr Ergebniß nämlich, daß die Mathematik der allgemeinen Ausbildung des Geistes keineswegs förderlich, sogar entschieden hinderlich sei, werde „nicht nur durch gründliche dianoiologische Untersuchung der mathematischen Geistesthätigkeit dargethan, sondern auch durch eine sehr gelehrte Anhäufung von Beispielen und Autoritäten befestigt.“ Ich kann es mir, um den Geist der so dringend empfohlenen Schrift zu kennzeichnen, nicht versagen, einen großen Theil jener „Autoritäten“ wenigstens zu nennen: Aristo von Chios; Philoponus; Fracastorius; Klumpp; Keneim Digby; Sorbière; Poiret; Buddeus*); Barbeyrac; Salat; Kirwan; Monboddo; Gundling und Andere. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich vor der Lecture der hamiltonschen Abhandlung keine einzige dieser glänzenden Autoritäten auch nur dem Namen nach kannte; zu meiner Entschuldigung dient vielleicht der Umstand, daß ich einzelne von ihnen sogar nicht einmal a posteriori in den Adreßbüchern der Wissenschaft ausfindig machen konnte. Freilich wird auch eine Anzahl bekannterer Namen ins Treffen geführt: zunächst natürlich, wie es für einen gründlichen Philosophen sich ziemt, die Vor-Euklidiker Sokrates, Plato, Aristoteles; dann Cicero, Seneca, Plinius; Albertus Magnus; der Mystiker und Kabbalist Pico von Mirandula; der Dichter Coleridge; der Historiker Gibbon; Frau von Staël; der Memoirenschriftsteller Walpole; die Philologen Wolf und Bernhardi, — lauter Leute, die keinesfalls durch ein Uebermaß mathematischer Kenntnisse daran verhindert waren, über den Werth der Mathematik sich ein maßgebendes Urtheil zu bilden. Als besonders schwerwiegend erscheinen dann noch der Heilige Augustinus, der die Mathematik „als von Gott abwendend“, der Heilige Hieronymus, der sie als „nicht die Frömmigkeit lehrend“ erwähnt, während der Heilige Ambrosius erklärt: „Sich mit Astronomie und Geometrie beschäftigen, heißt, die Sache der Erlösung verlassen und die des Irrthums ergreifen.“ Fast noch Schlimmeres freilich läßt uns Hamilton durch den Mund des Mystikers Poiret, „eines der tiefsten Denker seiner Zeit“, vernehmen: „Der mathematische Genius pflegt die Gemüther seiner allzu heftigen Anhänger mit den bösartigsten Neigungen zu erfüllen. Denn er infizirt sie mit Fatalismus, religiöser Gleichgiltigkeit, Unglauben, Roheit und einem nahezu unheilbaren Hochmuth.“ Sapienti sat! Und fern sei es von mir, den frankfurter Philosophen um solche Bundesgenossen beneiden zu wollen.

München. Professor Dr. Alfred Pringsheim.

*) Der Hellenist Budaeus kann, nach der Orthographie, nicht gemeint sein.

✱

Anzeigen.

Was wissen wir von Jesus? Eine Abrechnung mit Professor Dr. Bousset in Göttingen. Schmargendorf-Berlin, 1904. Verlag „Renaissance" (Otto Lehmann). 50 Pfennig.

Niemand denkt daran, Goethes Faust als eine Geschichtquelle für den historischen Dr. Faust oder den Zarathustra Nietzsches als eine solche für Zarathustra zu verwerthen. Wir suchen vielmehr in der Dichtung den Dichter und sein Leben. Darin liegt ihr historischer Werth und der Schlüssel zu ihrem historischen Verständniß. Auch die Christusbilder der Kirche, bis hin zu den Erzeugnissen modernster Dichtung und Kunst, würden uns leicht den Geist ihrer Schöpfer, ihrer Persönlichkeiten wie ihrer Zeitalter erkennen lassen, wenn nicht die theologische Suggestion nachwirkte, die sie uns als Nachbildungen eines bestimmten historischen Originals erscheinen läßt. Die Frage, ob und wie weit sich in den kirchlichen Christusbildern Spuren einer individuellen Lebensgeschichte auffinden lassen möchten, war ohne Zweifel einst berechtigt; und die kritische Theologie, die dieser Frage nachforschte, ging an eine für die Wissenschaft nothwendige Aufgabe. Die kritische Theologie hatte aber diese Aufgabe in dem Augenblick erfüllt, wo sie festgestellt hatte, daß sich hinter den letzten uns zugänglichen Quellen, den Schriften des Neuen Testamentes, nichts Positives mehr entdecken läßt, kein noch so schmaler Pfad, der als gangbarer Weg zu einem historischen Modell des Christusbildes betrachtet werden könnte. Daß unsere neutestamentlichen Evangelien in der uns vorliegenden Gestalt nicht wirklich die ersten Entwürfe des Christusbildes geben, steht freilich fest. Aber nichts in der Welt rechtfertigt auch die Vermuthung, daß die älteren Entwürfe, Skizzen und Studien wesentlich anderer Art gewesen seien als das Christusbild, zu dem sich dann diese Vorarbeiten gestaltet haben. Die Frage nach einem historischen Modell wurde aber auch in dem Maße werthlos, wie sich die einzelnen Grundzüge des Christusbildes als Bestandtheile des zeitgenössischen Kultur- und Geisteslebens nachweisen ließen. Damit entstand die neue Aufgabe, hinter den Christusbildern der Kirche die des Neuen Testamentes miteingeschlossen, die historischen Kräfte, die diese Bilder geschaffen haben, aufzusuchen. Mögen auch die Persönlichkeiten, in denen diese Kräfte wirksam waren, dem historischen Gedächtniß so gut wie entschwunden bleiben, so müßten doch ihre Werke, eben die Christustragoedien der Evangelien, als redende Dokumente ihres Wesens und Wollens betrachtet werden. Von diesem Standpunkt aus hatte ich 1902 in meinem „Christusproblem" die Grundlinien einer Sozialtheologie zu geben und 1903 die Entstehungsgeschichte des Christenthumes zu schreiben versucht. Natürlich wollte die traditionelle Theologie, namentlich die liberal-protestantischer Richtung, von dieser grundsätzlichen Ablehnung ihrer Methode und ihrer Ergebnisse nichts wissen. Nachdem nun Professor Dr. Bousset in Göttingen noch einmal den Standpunkt der kritischen Theologie gegen meine Schriften zu vertreten unternommen hat, gab mir seine Brochure „Was wissen wir von Jesus?" Gelegenheit, meine Ueberzeugung von dem rein negativen Resultate der historischen Forschung an diesem konkreten Beispiel zu erhärten und zugleich meine Forderung, das kirchliche Christusbild als religiösen Ausdruck

des Gemeindelebens soziologisch zu erklären, gegen die individualistische Theologie abermals zu begründen.

Bremen. Pastor Dr. Kalthoff.

❦

Cornelius und sein „Barbier von Bagdad". Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Das Buch klagt an; sein Verfasser aber ist sich der Schwere dieser Anklagen bewußt. Er stellt sie natürlich unter Beweis und wendet sich mit ihm in erster Linie an den Fachmusiker, dann aber auch an ein größeres Forum: nämlich an alle Musikfreunde, die sich, durchdrungen von der Hoheit deutscher musikalischer Kunst, den Wahlspruch Hans Sachsens zu eigen machten: „Ehret Eure deutschen Meister". Das Buch wurde im Andenken an die große Zeit geschrieben, da in Weimar unter dem Protektorat eines kunstsinnigen Fürstenhauses kühne Männer Geistesschlachten schlugen. Es wurde verfaßt zur Erinnerung an Franz Liszt und Peter Cornelius, diesen damals unschuldig so hart vom Schicksal Betroffenen und noch heute hart Geschlagenen. Manche Schlachten gegen Vorurtheile wurden damals gewonnen, andere führten zu Philippi-Siegen; eine endlich wurde ganz verloren; und gerade diese will mein Buch jetzt zu gewinnen versuchen.

Magdeburg. Max Hasse.

❦

Claudine Cucchi. Erinnerungen einer Tänzerin. Wiener Verlag.

Die einst gefeierte Tänzerin hat aus ihrer zwanzigjährigen Bühnenlaufbahn Erlebnisse veröffentlicht, die viel von sich reden machten. Die Cucchi ist keine Schriftstellerin; sie will sich durchaus nicht literarisch geben, sondern schildert vielmehr in simpler Weise allerlei Erlebnisse auf und außerhalb der Bühne und ihre Begegnungen mit berühmten Persönlichkeiten der Kunstwelt, mit gekrönten und ungekrönten Häuptern. Sie erzählt ungezwungen und frisch von der Leber weg, mit dem naiven Stolz und Selbstbewußtsein der gefeierten, umschwärmten und verzärtelten Bühnenkünstlerin, die sich, mit einem Lächeln auf der Lippe, viele Jahre lang in Männerherzen aller Länder getanzt hat. Ich habe der Uebersetzung den harmlosen, unbefangenen, fast unbeholfenen Plauderton des Originals bewahrt, weil mir gerade darin ein großer Theil des Reizes dieser interessanten und lehrreichen Aufzeichnungen zu liegen scheint.

Wien. Otto Eisenschitz.

❦

Messenhauser. Drama in fünf Akten. Von Fritz Telmann. Wien 1904. Verlag der „Wage".

Es wird nun bald hundert Jahre her sein, daß der österreichische Historiker Freiherr von Hormayr in vaterländischem Eifer und leidenschaftlichem Ungestüm, durch Wort und Schrift, durch Aufmunterung und Beispiel, auf die Geschichte Oesterreichs als auf die unausgeschöpfte Hauptquelle für unsere Tragoediendichter hinwies, und es war dem Unermüdlichen vergönnt, den Tag zu erleben, an dem seine überschwänglichsten Wünsche durch den schönsten Erfolg gekrönt wurden. Wieder tappen unsere österreichischen Dramatiker rathlos im dichtesten Nebel und ein neuer Hormayr wäre uns sehr willkommen. Zu Hunderten liegen die tragischen Stoffe im Schacht der neueren Geschichte Oesterreichs verschüttet und

harren der kühnen Schatzgräber, die sie zu heben und ins helle Licht der Bühne zu rücken verstehen. Und nun ist der Fund geglückt. In gesundem Wagemuth setzt ein junges Geschlecht bei der dichterischen Behandlung unserer jugendlichsten Zeit ein, die zugleich der Angelpunkt der neueren Geschichte Oesterreichs ist: beim Jahr 1848. Von je her waren Revolutionen der günstigste Nährboden für die hohe Tragoedie. Warum sollte sie nicht auch gedeihen können auf dem blutgedüngten Feld unserer eigenen Volkserhebung, auf dem Feuerherd unserer eigenen Leidenschaften, auf dem Friedhof unserer eigenen Enttäuschungen? Die Generation der alten Achtundvierziger, die heute im Aussterben begriffen ist, stand diesen gewaltigen Ereignissen noch viel zu nah, war von den sich überstürzenden Ideen der Zeit noch zu sehr erfüllt; viel zu kostbar war diesen Männern die Erinnerung an ihre bewegten Jugendtage, als daß sie gewagt hätten, die Geister der theuren Abgeschiedenen zu neuem Schattenleben heraufzubeschwören. Auch ihre Söhne waren mit diesen Gestalten durch die Erzählungen der Väter noch zu vertraut, wenn sie sich nicht etwa mit Unmuth von einer Epoche abwandten, die sie überholt zu haben glaubten. Erst die Enkel der Kämpfer von damals haben endlich den richtigen Abstand zu diesen Dingen gewonnen, der unentbehrlich ist, um die geschichtlichen Vorgänge so zu meistern, wie sie der Dramatiker meistern muß. Mit großem Geschick ist der unglückliche Messenhauser, auch er ein Dichter und ein Held, ein idealistischer Träumer, der an der harten Wirklichkeit der Thatsachen zerschellt, in den Mittelpunkt der Ereignisse gestellt und in glücklicher Mischung und feiner Abstufung die reiche Fülle historischer und erfundener Personen um ihn gruppirt. Die verschiedenen Strömungen und Ideale der Zeit verdichten sich zu lebendig erfaßten Gestalten, die in den wichtigsten Szenen zu symbolischer Größe und tragischer Wucht emporwachsen: Führer und Verführte, Tapfere und Feige, Edle und Unedle, Herren und Knechte. Gut gesehene Arbeitertypen werden eingeführt; die hochmüthige oder verrohte Soldateska wird scharf gezeichnet; allzu flüchtig ziehen die Studenten an uns vorüber; aber die Aussicht auf andere Revolutionstücke thut sich vor uns auf, in denen die Studenten selbst als die tragischen Helden erscheinen werden. Am Kräftigsten treten die rasch gezeichneten Nebenpersonen hervor: die schnell vorüberhuschende Bürgerszene in der Mitte des vierten Aktes beleuchtet blitzartig das innerste Wesen einer ganzen Stadt, eines ganzen Volksstammes; sausend fällt die Geißel des Satirikers auf den Rücken seiner Landsleute nieder, wenn auch sein eigenes Herzblut zugleich mit dem Lebensblut der Getroffenen den Boden röthet. Vielleicht wünscht Mancher, daß die Sprache noch tiefer in den Quell des heimischen Dialektes oder den Sumpf des städtischen Jargons untertauchte, damit die warme Begeisterung oder die hohle Phrasenhaftigkeit der Anderen um so stärker sich davon abhöbe. Aber die verheißungvollsten Ansätze zu individueller Charakterisirung sind vorhanden; unsere Tragoedie ringt in heftigem Bemühen nach ihrem neuen Stil. Der heiße Athem der Freiheit weht uns aus dem Stück hinreißend entgegen, unbekümmert darum, ob er die fahleren Saaten einer ganz anders gearteten Zeit versenge. Das blutige Morgenroth unserer Freiheit verklärt den aufsteigenden jungen Tag unserer vaterländischen Bühne mit goldenem Glanz. Mein tapferes Jung-Oesterreich, sei gegrüßt!

Prag. Professor Dr. August Sauer.

Starke Männer.

Lieber Leser, der Du von der Herrlichkeit deutscher Volkskraft innig durchdrungen bist: blicke milden Auges auf diese Zeilen! Fern sei es von mir, in Tagen, die noch von den ruhmreichen Siegen Kochs und Eberles im Cirkusturnier der besten Ringkämpfer beider Welten widerhallen, einen Zweifel an der Unverwüstlichkeit deutschen Lebensmarkes laut werden zu lassen. Deutschland wird nicht untergehen. Die Begeisterung, die den Ringkämpfern deutscher Nation zujubelte, scheint mir ein bedeutsames Symbol. Wir haben Koch und Eberle. Wir sind geborgen. Was aber verlieh den kühnen Nackengriffen dieser Landsleute die Weihe? Wiederum nur der Glaube an Deutschlands Größe, den man nach mancherlei Bitternissen und Beschämungen an ihnen aufrichten konnte. Nun ist die Manege wieder leer, der kurze Traum von Reckenthum ausgeträumt, und wenn uns ein Möbelpacker begegnet, blicken wir scheu seitwärts, aus Furcht, der Anblick könne unsere heiligsten Erinnerungen entweihen. Zurück ins Alltagsleben, zu den Bitternissen und Beschämungen. Mich gehen nur die wirthschaftlichen an. Trotzdem fehlt es mir leider nicht an Stoff. Ich habe nicht die Gewohnheit, den einzelnen Fall vorschnell zu verallgemeinern; der Fall des Kommerzienrathes Ribbert junior konnte aber wirklich den Text zu einer Predigt liefern. Ein Teutone vom Scheitel bis zur Sohle; und doch eine Schuldenlast von acht Millionen Mark und der Ruin eines hundertjährigen Hauses, in dem der Vater in Ehren achtzig Lenze erlebt hat. Wo bleibt nach allen Erfahrungen der letzten Jahre der Ruf kaufmännischer Redlichkeit, auf den Deutschland so stolz war? Ribbert ist ja nicht der Erste. Nach dem Aktientaumel fin de siècle wanderten Sanden, Schmidt, Exner, Gentz, Terlinden ins Gefängniß. Unvermeidliche Folgen der Ausschreitungen, die periodisch immer wiederkehren: so hieß es. Gut. Nun aber lacht uns im neuen Jahrhundert zum vierten Mal schon der Mai: und nie haben die „Fälle", in denen bekannte Männer der deutschen Kaufmannschaft und Finanzwelt bemakelt erscheinen, sich so gehäuft wie gerade in dieser Zeit. Der Kriegspanik darf man die Schuld nicht zuschreiben. Nur ein kurzer Sturm wehte über die Effektenmärkte und er fegte nur wahnwitzige Spieler vom Kaliber eines Meyer hinweg, denen, wegen der Größe ihrer Engagements, schon eine winzige Kursdifferenz den Athem rauben konnte. Nicht um Katastrophen handelte es sich, sondern um Verbrechen, die nach langer Hehlung erst ein Zufall ans Licht zog. Früher hatte mans, wenn solche Dinge ruchbar wurden, bequem: die Missethäter waren, Gott sei Dank, fast immer Juden, also Fremdlinge. Zu beklagen war nur, daß die neidischen Nachbarn nicht unterscheiden wollten und Alles, was Deutsch sprach, mit oder ohne Cirkumcision, in die selbe Wolfsschlucht warf. Jetzt aber sind die Schwindler beinahe ausnahmelos reine Arier und oft aus der Patrizierschicht der „erstklassigen Menschen". Nicht etwa Sumpfblumen, die dem Luderpfuhl der neuen Reichshauptstadt entsprossen und schon in der Wurzel vergiftet waren. Nein: gute Bürger aus altem Geschlecht, dessen Name bereits Klang und Geltung hatte, als man noch Schnallenschuhe trug. Viel ist an den Tag gekommen. Wie viel noch nicht? Wie viele Uebelthaten werden nie das grelle Licht der Oeffentlichkeit schauen, weil die Geschädigten fürchten, mit der Veröffentlichung sich selbst noch mehr zu schaden? In stolzer Ueberlegenheit haben

wir Jahre lang auf die Eiterbeulen geblickt, die in anderen Ländern aufbrachen, auf jedes faule Ei, das über die Grenze stank. Fi donc! Groß und Klein hielt sich die Nase zu, die als Erker eines deutschen Hauptes an solchen Pestgeruch nicht gewöhnt war. Und nun? .. Doch still; denn Herr Möller spricht. „Es ist meine Pflicht, dahin zu arbeiten, daß Treue und Glaube im Handelsstand herrschen. Auf der hohen Stellung des deutschen Handelsstandes in der ganzen Welt beruht zum erheblichen Theil unsere wirthschaftliche Kraft. Wenn Sie in überseeische Orte gehen, so werden Sie finden, daß dort zum großen Theil die deutschen Häuser die ersten sind, und, wo nicht deutsche Firmen die ersten sind, doch in den ersten Firmen auch anderer Nationen zum erheblichen Theil Deutsche die Führer sind. All Das beruht darauf, daß der deutsche Kaufmann im Ruf hoher Ehrlichkeit steht. Das aufrecht zu halten, ist meine Aufgabe, und hieran mitzuwirken, ist meine Pflicht bei diesem Gesetz." Der Stil ist der Mann. Ein Handelsminister, der sich nächstens in Amerika feiern lassen will, ist nicht gerade übermäßig klug, wenn er für sein Land ein Weltpatent auf Ehrlichkeit fordert; und nach allem Lug und Trug der letzten Zeit hätte Herr Möller solche Volksversammlungtiraden jetzt vielleicht besser vermieden. Der Schluß seiner Rede über die Novelle zum Börsengesetz wäre dadurch freilich um den hohen Ton gekommen, der ihren übrigen Theilen fehlte. Das wäre aber kein nationales Unglück gewesen. Wenn das Thema in Saint Louis berührt wird, dann, lieber Herr Möller, überlassen Sie die Aufgabe, das Lob deutscher Treue zu singen, gefälligst den Yankees. Es macht sich wirklich nicht gut, wenn man sich seiner besonderen Reinheit rühmt, während der Staatsanwalt rechts und links gegen Lumpen und Lümpchen donnert. Wir wollen Treue und Redlichkeit üben, aber nicht davon reden, wollen thun, als verstehe das Moralische sich bei uns noch immer von selbst.

Der preußische Handelsminister ist kein Ironiker, sondern eine ungemein harmlose Seele; sonst könnte man glauben, er habe sich in boshafter Laune das Vergnügen bereitet, gerade bei der Berathung der Börsengesetznovelle einen Lobgesang auf die Ehrlichkeit des deutschen Handelsstandes anzustimmen. Dieses Gesetz trägt ja die Hauptschuld an dem Niedergang unserer Händlermoral. Dabei denke ich nicht etwa an den Differenzeinwand, dessen Lebensmöglichkeiten der redliche Herr Möller verringern will, sondern an die Bestimmungen, die auch ihm Tabu sind. Warum schilt man eigentlich gar so laut die Leute, die den Differenzeinwand erheben? Mit dem Grafen Kanitz zur Rechten und dem Stadtältesten Kaempf zur Linken mag man Jeden, der so handelt, über die Achsel ansehen und einen Schurken heißen: wahr bleibt trotzdem, daß der Einwand vom Börsengesetz in der feierlichsten Form sanktionirt worden ist. Ein Gesetz zur Regelung der Prostitution, die auch nicht als sittlich und dennoch recht Vielen als unentbehrlich gilt, setzt jedenfalls voraus, daß es Prostituirte giebt. Mir scheint die Demoralisirung aus einem ganz anderen Theil des Börsengesetzes zu stammen, aus der eigentlichen partie honteuse. Ich meine das Verbot des Terminhandels. Das will der nationalliberale Herr Möller dem Vaterland erhalten, während sogar die Herren von Kardorff und von Zedlitz geneigt scheinen, für den Bereich der Industriepapiere das Verbot aufzuheben. Seit der Terminhandel verpönt ist, waren unsere Bankiers beinahe zu dem Versuch gezwungen, die Gesetzesvorschrift heimlich zu umschleichen. Das war auf verschiedenen Wegen

möglich. Was im Tageslicht verboten war, wurde im Dunkel getrieben. Aber es kommt noch besser. Das Börsengesetz, das, um den Schein höchster Strenge zu wahren, auch die Bestimmungen über den Mindestnennwerth einer Aktie unverändert ließ, konnte nicht hindern, daß in seinem Geltungbereich ein schwungvoller Handel in Zwanzigmark-Aktien begann, in Goldshares nämlich, die nicht nur unter englischer, sondern noch öfter unter deutscher Patronanz in die Hände unserer kleinsten Kapitalisten geschmuggelt wurden. Wer heute einen Minenshare von der Gruppe der Dresdener Bank erwerben will, braucht im Palais neben der Hedwigskirche nur parterre anzuklopfen, da, wo das Schild der General Mining and Finance Corporation ihm entgegenleuchtet. Dort haben sie alles Gewünschte zu prompter Lieferung auf Lager. Wer, frage ich, handelt nun unmoralischer: der ruinirte Lump, der die Rechtswohlthat des Differenzeinwandes benutzt und sich mit Erlaubniß der hohen Behörde prostituirt, oder Einer, der das Gesetz umgeht und Profite einsäckelt, die nach Wortlaut und Geist der Vorschrift verboten sein sollen? Winkelprostituirte sind gewiß nicht sauberer als polizeilich konzessionirte. Doch das Börsengesetz sollte ja auch für die wirthschaftlich Schwachen sorgen. Sollte; wie Jeder sieht, hat es die Großbanken stark gemacht und die Reihen der Kleinen rasch gelichtet. Natürlich: wer das klippenreiche Gesetz umgehen wollte, mußte seiner Kapitalkraft sehr sicher sein; und so fiel ein großer Theil der Geschäfte den Großen zu, die sich mit den Depositen der Kundschaft mästen können. Darum war auch die Agitation der Großbanken gegen das Börsengesetz, trotz allem Aufwand an Entrüstung, niemals ganz ernst zu nehmen.

Herr Möller ist Minister für Handel und Gewerbe und hat vielleicht das Bedürfniß, sich bei Männern Rath zu holen, deren Zunftsach die Finanzen sind. Wunderschön. Vor den Freiherren von Rheinbaben und von Stengel aber sei er gewarnt. Den Ruhm des preußischen Finanzministers mehrt die Thatsache sicher nicht, daß er am Vorabend eines Krieges, an dem nicht nur die deutsche Politik, sondern namentlich auch das deutsche Kapital interessirt ist, dem Anleihekonsortium, das Preußen schon so manchen Dienst geleistet hat, 70 Millionen Mark neuer Rente zu einem Kurs auflud, der, wie sich schnell zeigte, viel zu hoch gegriffen war. Als der Minister keine Miene machte, die Banken aus dem Kontrakt zu lassen, tauchte der Gedanke an eine Aktion à la Hochöfen contra Walzwerke (wegen Normirung von Roheisenordres bei veränderter Konjunktur) auf, wer aber hätte, Rittersmann oder Knappe, bei uns zu solchem Beginnen den Muth? Immerhin kann Herr von Rheinbaben lachen: Preußen hat, weil die Regirung schlecht unterrichtet war, ein gutes Zufallsgeschäft gemacht. Ob auch Herr von Stengel heiter gestimmt ist? Als Frucht langer Ueberlegung ist ihm der Plan gereift, den Anleihebedarf des Reiches durch die Emission von dreieinhalbprozentigen Schatzbons mit mehrjähriger Laufzeit zu decken. Klatschet Beifall, Ihr Freunde! Alldeutschland ist auf dem Niveau des von der Kriegsnoth bedrängten Zarenreiches und der amerikanischen Eisenbahngesellschaften angelangt, die sich mit langsichtigen Wechseln gegen hohen Diskont Geld machen müssen, weil ihnen kein anderes Mittel bleibt. Auf das Geschäft vom Jahr 1900 kann Herr von Stengel sich nicht berufen. Damals handelte der Reichsbankpräsident klug, als er den vom Burenkrieg gehemmten Goldstrom vorsichtig nach Deutschland zu lenken versuchte. Heute ist unser Goldvorrath nicht gefährdet; trotz dem

Krieg hat die Bank von England ihre Rate auf 3 Prozent herabgesetzt und kein Devisenkurs bereitet uns schlaflose Nächte. Wer heute Schatzbons empfiehlt, gesteht selbst seine Schwäche. Weil dreiprozentige Rente auch in mäßigen Beträgen nicht mehr anzubringen ist — der Kurs ist wieder unter 90 gesunken! —, hascht man verschämt nach dreieinhalbprozentigen Bons, nach einem Mittel also, das aufs Haar einer zeitweiligen Konvertirung nach oben gleicht. Geistreich mags Mancher finden — ich nicht —, schön ists aber jedenfalls nicht; und wir haben nicht den geringsten Grund, stolz auf die Frucht zu sein, die vom Stengel fiel, als der Wind ihn bewegte.

Und wie stehts in der Industrie aus? Leben uns da noch Helden? Wir wollens hoffen. Freilich: Herr Kamp, der tapfere Direktor des „Phönix“, der gegen den ganzen Bankentroß seine Burg bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen wollte, ist nun ein überwundener Mann und verläßt seinen Posten; der Phönix ist in den Käfig des Stahlwerkverbandes geflattert. Das war zu erwarten und geschah über Erwarten früh, weil kluge Leute verstanden hatten, die Aktienmehrheit in ihre Hand zu bekommen. Auch über der Zeche „Freie Vogel und Unverhofft“, der einzigen, die der Lockung ins Kohlensyndikat noch nicht gefolgt war, weht nun die weiße Fahne. Pater Kirdorf, peccavi! Ein wahres Glück, daß wir Koch und Eberle haben; zwei starke Männer blieben uns im deutschen Land. Oder sind es am Ende doch mehr? Unsere Wirthschaft hat ja eben wieder einmal ihre Unverwüstlichkeit ad oculos so glänzend erwiesen, daß jede morose Anwandlung weichen muß. Diesen Beweis sehe ich natürlich in der Emission von 30 Millionen Pfandbriefen der guten alten Preußischen Hypothekenbank; alle Großen der Behrenstraße waren als Pathen geladen. Der Subskriptionpreis dieser Vierprozentigen war $102^{1}/_{4}$. Solchen Kurses braucht sich auch die allermakelloseste Hypothekenbank nicht zu schämen; und die Preußische hat doch mehr durchgemacht als selbst die selige Fatinitza. Drei Jahre und etliche Monate haben genügt, dieses Institut, das Ende 1900 im besten Mannesalter unter furchtbarem Blitzen und Donnern zusammenkrachte, wieder aufzurichten, so daß es, als sei nicht das Geringste geschehen, nun wieder papierne Werthe schaffen kann, deren Preis nicht die kleinste Konzession an Massenvorurtheile verräth. Bravo! Schwäche wäre in solchem Fall Verbrechen. Stehen nicht die Unterschriften aller großen Banken auf dem Prospekt? Sogar die — jetzt von der Deutschen Bank angekaufte — Berliner Bank ist dabei. Mehr kann der Kapitalist, der sein Geld in Preußenpfandbriefen anlegen will, wirklich nicht verlangen. So darf man, nach einer kurzen Zeit ernster Prüfung und Läuterung, über die Pforte der Preußischen Hypothekenbank denn das Trostwort schreiben: Resurrexit! Und wem ist diese Auferstehung zu danken? Der edlen Sittenstrenge unserer Haute Finance, die im kritischen Augenblick die Eiterbeule des Sandenschwindels mit fester Hand aufstach, selbstlos das schwere Werk der Heilung begann und in rührender Brüderlichkeit sich nun des Rekonvaleszenten annimmt, der schon wieder den ersten Schritt ins Freie wagen darf. Provision Nebensache. So lange die deutsche Wohlfahrt auf solchen Pfeilern ruht, kann ihr kein noch so langer Möller schaden. Ja, wir haben nicht nur im Cirkus noch starke Männer, die „schieben“ können. Auch schwache freilich; und wunde Stellen genug. Was thuts? Wir kommen schon darüber hinweg. Per aspera ad astra. Zu Deutsch: je mehr Milben, um so besser schmeckt der Gorgonzola. Dis.

Notizbuch.

Generallieutenant von Trotha, der trierer Divisionär, geht als Oberbefehlshaber der deutschen Truppen nach Südwestafrika. Nach einer Konferenz, die zwischen den verschiedenen Reisen des Kaisers im Neuen Palais stattfand, wurde er — wie behauptet wird, gegen den Rath des Kanzlers und des Generalstabschefs — für diesen Posten ausersehen. Eine vorzügliche Wahl, lasen wir in der Presse; denn Herr von Trotha war in Ostafrika und in China, wird sich also schnell in die Verhältnisse des Hererokrieges hineinfinden. Wir wollens hoffen. Die neue Wahl ist jedenfalls besser als die frühere; der kränkelnde und, trotz seinem Namen, korpulente Oberst Dürr, der seines Dienstlebens größeren Theil in Adjutantenstellungen verbracht und vielleicht gehofft hat, Generaladjutant des künftigen Großherzogs von Baden zu werden, da er dem Erbgroßherzog lange als persönlicher Begleiter attachirt war, erschien für Südwestafrika so ungeeignet, daß seine Ernennung in der Armee unbegreiflich genannt wurde. Ob Herr von Trotha nicht besser als Reservemann für Ostafrika aufzusparen gewesen wäre, wo es unter den Schwarzen bedenklich gähren soll? Diese Frage kann der Laie stellen, aber nicht beantworten; er weiß nur, daß Herr von Trotha ein schon lange von höchster Gunst bestrahlter Offizier ist, dem, gegen den Wunsch des Kommandirenden Generals von Klitzing, eine Division gegeben wurde. Er hatte in China eine Brigade geführt, kam dann als Brigadier nach Torgau und wurde schon nach einem Jahr Divisionär, trotzdem der General von Klitzing — dessen Abschied damit in Verbindung gebracht wurde — ihm die Qualifikation verweigerte. Jetzt soll er mit diktatorischer Vollmacht bekleidet werden; und er wird sich gewiß bemühen, solches Vertrauen nicht zu enttäuschen. Die in Ostafrika gesammelten Erfahrungen werden ihm nicht allzu viel nützen, da die Verhältnisse im Westen ganz anders sind. Der nun zum Abschied gezwungene Oberst Leutwein hätte, als Kenner von Land und Leuten, wenn ihm die nöthige Truppenzahl zur Verfügung gestellt worden wäre, vermuthlich nicht weniger geleistet, als der neue Mann leisten wird. Auf den Namen des Oberbefehlshabers kommt es nicht so sehr an wie auf den Entschluß, Soldaten und Pferde in genügender Anzahl hinüberzuschicken. Die Ernennung zeigt, daß man in Berlin an eine rasche Beendung des Hererokrieges nicht mehr glaubt; denn Herr von Trotha wird erst im Juni in Swakopmund landen. Warum wurde diese Ernennung, wenn man sich von ihr Etwas versprach, so lange hinausgeschoben? Warum nicht jetzt wenigstens sofort auf Schnelldampfern die nöthige Verstärkung hinübergeschafft? Der Kaiser, sagt man uns, ist ja eben erst aus dem Mittelmeer heimgekehrt; und Ihr seht, „wie rasch seine persönliche Initiative eingriff." Sehr schön gesagt; durch die Vergnügungreisen des Kaisers darf aber keine irgendwie wichtige Entscheidung auch nur um Stunden verzögert werden. Seit dem Spätherbst ist unsere südwestafrikanische Kolonie im Kriegszustand und schon sind in den Kämpfen gegen die Hereros mehr deutsche Offiziere gefallen als im vierundsechziger Feldzug. Die Eltern, Witwen und Waisen der Gefallenen können sich nicht einmal mit der Gewißheit trösten, daß all diese Opfer unvermeidlich waren: sie wären zum beträchtlichen Theil vermieden worden, wenn der berliner Apparat nicht völlig versagt hätte. Und der Reichstag schweigt; die feige Mehrheit findet kein armes Wörtchen gegen eine Regirung, die so beschämende Zustände zu verantworten hat. Und während deutsche Menschen drüben verbluten, werden im Deutschen Reich Denkmale enthüllt und Feste gefeiert.

* * *

Auch dieser Festglanz ist nicht immer ohne Strapazen zu erreichen. Am ersten Mai wurde bei Mainz die neue Rheinbrücke eingeweiht. Vierzehn Tage, drei Wochen vorher hatten die Garnisonen von Mainz, Wiesbaden, Biebrich auf dem Festplatz in Gegenwart der Vorgesetzten (sogar des Kommandirenden Generals) die Aufstellung und den Parademarsch zu üben. Dazu läßt die zweijährige Dienstzeit also Muße. Der erste Mai fiel diesmal auf einen Sonntag. Den soll der Soldat eigentlich frei haben. Am ersten Mai 1904 marschirten zwei Füsilierbataillone und eine Feldartillerieabtheilung morgens um neun Uhr nach Mainz; sie waren erst gegen Vier wieder in ihrer Kaserne. Noch etwas später kehrten die Dreizehnten Husaren, die den Kaiser als Ehrenescorte nach Wiesbaden begleitet hatten, in ihr Standquartier zurück. Von sechs Uhr früh an hatten die Truppen mit der Herrichtung der Sachen zu thun; die Husaren und Feldartilleristen mußten nach der Heimkehr dann zunächst die Pferde füttern und putzen. Wann haben diese Soldaten zu Mittag gegessen? Wann dem sonst so stark betonten religiösen Bedürfniß genügt? Und muß eines Festes wegen die Sonntagsruhe wegfallen, die dem Erwerbssinn des Bürgers durch ein strenges Gesetz aufgezwungen ist und nach der sich der von harter Dienstpflicht geplagte Wehrmann die ganze Woche lang sehnt?

* * *

In Karlsruhe wurde der Kaiser vom Oberbürgermeister mit einer Rede begrüßt, in der auch der südwestafrikanische Krieg erwähnt war. Der Kaiser ging darauf nicht ein; er antwortete: „Der freundliche Empfang der hiesigen Bevölkerung reiht sich würdig an die vielen schönen Empfänge, die ich in Italien gefunden habe. Manche an mich gerichteten Ansprachen und Depeschen und manches Denkmal der Kunst ließen vor meinen Augen die Zeit Friedrichs des Zweiten wieder erstehen". Friedrich der Staufer, der schon als vierjähriger Knabe die Krone von Sizilien geerbt hatte, kam unter so ganz anderen Umständen ins Italerland, daß der Vergleich nicht zu empfehlen war. Die Italiener haben ihn denn auch unfreundlich aufgenommen. Sie haben ferner darüber geklagt, daß der Kaiser, der seinen Besuch in Bari, Barletta und zwei anderen Orten angekündet hatte, plötzlich nach Venedig ging und den Städtchen absagte, die für den Empfang bereits viele Tausend Lire ausgegeben hatten. Nach Venedig fuhr der Kaiser, um die Gräfin Morosini zu besuchen, die früher als die schönste Frau Italiens gepriesen wurde; und er ehrte die ihm befreundete Dame während seines zweitägigen Aufenthaltes in ungewöhnlicher Weise. Für das Bankett, das er ihr an Bord der „Hohenzollern" gab, hatte er selbst das Musikprogramm bestimmt; die Anfangsbuchstaben der während der Tafel gespielten Stücke bildeten den Namen Morosini. Diese Auszeichnungen hatten, nach der vorhergegangenen Zeitungshetze, verstimmt; die Gräfin wurde in der sozialdemokratischen Presse mit boshaften Anspielungen beschimpft, es kam zu Straßenskandalen und vor San Marco zu einer Massendemonstration gegen die Familie Morosini. Das Militär mußte einschreiten und fünfzig Menschen wurden verhaftet. Die Lecture italienischer Zeitungen war in den letzten Wochen für den Deutschen kein Vergnügen; nie ist in der Presse eines uns verbündeten Landes der Kaiser so gröblich beleidigt worden. Unser so wahrhaftiges wie offiziöses Depeschenbureau aber meldete: „Der Empfang in Venedig bildete den glänzenden Abschluß der schönen Reise. Das italienische Volk brachte hier, wie auf der ganzen Fahrt, in Neapel, in Unteritalien und auf Sizilien, dem Kaiser seine lebhaften Sympathien in liebenswürdigster Weise dar. Der Kaiser ist vom Verlauf der Reise überaus befriedigt."

Leider sinds die Italiener nicht ganz so sehr. Graf Bülow hat, bevor er zur Leitung der auswärtigen Politik des Reiches nach Berlin berufen wurde, nie auf einem wichtigen Posten gestanden. Aber er war Botschafter in Rom; und Italien, hieß es immer, kennt er wie seine Tasche. Wenn er es kennt, mußte er einsehen, daß der Kaiser gerade in den Tagen, die Herr Loubet als Gast des Königs Viktor Emanuel in Italien verlebte, nicht italischen Boden betreten durfte. Die Italiener freuten sich, endlich nach Herzenslust für Frankreich demonstriren zu können, und wurden nervös, wenn sie lasen, daß zur selben Zeit an ihrer Küste der stärkste Monarch des seligen Dreibundes sich in den Städten sehen ließ. Das konnte in Paris wie bewußte Absicht wirken. Um so lauter jubelte man deshalb Herrn Loubet zu. Einer Konkurrenz in Empfängen sollte ein Deutscher Kaiser niemals ausgesetzt sein. Ueberhaupt sollte man sich nachgerade entschließen, solche „Empfänge", die oft durch die Umstände erzwungen und politisch stets völlig werthlos sind, aus dem Bereich ernsthafter Erörterungen zu verbannen.

* * *

Nach zweijähriger Voruntersuchung und fünfzigtägiger Hauptverhandlnng, nach sechs Plaidoyers und etlichen Repliken und Dupliken wurde im Juli 1903 der Prozeß gegen die Direktoren der Pommernbank vertagt, weil die Richter erklärten, ihr Gewissen verbiete, auf das schwanke Ergebniß der Hauptverhandlung ein Urtheil zu bauen. Sie „fühlten sich verpflichtet, die materielle Wahrheit zu ermitteln und dabei weder nach oben noch nach unten zu sehen". Jetzt wird in Moabit wieder gegen die Herren Schultz, Romeick und Genossen verhandelt. Aus dem Prozeßbericht: „Angeklagter Schultz: Unsere Bank war zur Hofbank ernannt worden. Vorsitzender: Wann war Das? Schultz: Im Oktober 1900. Vositzender: Können Sie uns auch die Gründe sagen? Schultz (nach einigem Besinnen): Nein. Angeklagter Romeick: Die Gründe sind uns nicht bekannt. Vorsitzender: Nun, dann verlassen wir diesen Punkt." Hoffentlich nicht für immer. Wir möchten sehr gern hören, warum die Aufsichtbehörde in der kritischen Zeit gegen alle öffentlichen Warnungen taub blieb, für welche besonderen Verdienste Herr Direktor Schultz, gegen den Rath der Kaufmannschaftvorstände, zum königlich preußischen Kommerzienrath ernannt und auf welchen Wegen der privilegirende Titel „Hofbank der Kaiserin" erworben wurde. Das gehört zur Sache. Oder ists nicht der Rede werth, daß ein morsches Institut mit der „Staatsaufsicht durch die königlich preußische Regirung" Reklame machen und sich mit dem Weihezeichen einer „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin" schmücken durfte? Den Nimbus des Hoftitels hat den Herren Schultz und Romeick der Freiherr von Mirbach verschafft, der Oberhofmeister und Kabinetschef der Kaiserin. Und als dieser Titel ihnen sicher war, ließen die jetzt Angeklagten in die Kasse des Kleinen Journals, das damals dem Freiherrn von Mirbach sehr ergeben war, fünfzigtausend Reichsmark fließen. Der Oberhofmeister braucht immer Geld; nicht für sich natürlich, sondern für Kirchenbauten und fromme Stiftungen ähnlicher Art. Er ist unermüdlich im Dienst des höchsten Herrn und der Allerhöchsten Herrin. Und Herr Schultz will eine Million für „wohlthätige Zwecke" verwendet haben. Nein, Herr Vorsitzender: wir wollen diesen Punkt noch nicht verlassen. Im Interesse der Angeklagten und in seinem eigenen Interesse muß der Freiherr von Mirbach als Zeuge vernommen werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 21. Mai 1904.

Politik und Kultur.

Nicht lange nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Vierten erschien der Schlußband von Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung. Die Vorrede ist Heidelberg, Juli 1841, datirt, stammt also aus der schwungvollsten Zeit des liberalen Idealismus. Es war die Zeit, wo die edelsten und kräftigsten Köpfe an der Wiedergeburt des Einheitstaates arbeiteten und aus dem Sumpf des von romantischer Schwarmgeisterei verklärten, von Polizeispitzeln geschützten Ständestaates herausstrebten, während die wirthschaftlichen Kräfte der Nation aus einengender feudaler Gebundenheit sich zu befreien trachteten, sichtbar und in raschem Tempo kapitalistische Formen annahmen (Zollverein; starke Ueberschußbevölkerung) und die goldenen Tage der Bourgeoisie jenseits des Rheines zur Nachahmung lockten. Da wars kein Wunder, daß Gervinus, nach langer Wanderung durch das Labyrinth deutscher Dichtung und mitten im Drang nach politischer Mündigkeit und persönlicher Freiheit, mitten in der Gährung widerstreitender Meinungen, in der auch der Hellste im Dunklen tappte, der Ueberdruß packte am Uebermaß poetischer Kultur. Thöricht sei es, nach dieser „Profusion" aller Kräfte für poetische Kultur im achtzehnten Jahrhundert auf eine neue Blüthezeit zu hoffen; geschmacklos, mit der Romantik, dem Surrogat lebenerhöhender Kunst, vorlieb zu nehmen; verkehrt, die Auflehnung der Tugend gegen den Quietismus und Nihilismus dieser falschen Kunst zu bekämpfen; ermuthigend dagegen, zu sehen, welchen Klang Gesinnung und That bei den Dichtern der Gegenwart erhalten habe. „Man habe den Muth, das Feld eine Weile brach liegen zu lassen und den Grund unserer öffentlichen Verhältnisse, auf

dem Alles wurzelt, was ein Volk hervorbringen soll, neu zu bestellen und, wenn es sein muß, umzuroden; und eine neue Dichtung wird dann möglich werden, die auch einem reifen Geist Genüsse bieten wird. Wir müssen dem Vaterland große Geschicke wünschen, ja, wir müssen, so viel an uns ist, diese herbeiführen, indem wir das ruhesüchtige Volk, dem das Leben des Buches und der Schrift das einzige geistige Leben und das geistige Leben das einzige werthvolle Leben ist, auf das Gebiet der Geschichte hinausführen, ihm Thaten und Handlungen in größerem Werth zeigen und die Ausführung des Willens zu so heiliger Pflicht machen, als ihm die Ausbildung des Gefühles und Verstandes geworden ist." In solchen Worten und den Anschauungen, die sie aussprechen, finden wir die glänzendste Rechtfertigung der Bestrebungen (nicht der Leistungen!) der jungdeutschen Schule gegenüber den blinden und geschichtwidrigen Angriffen von Literaturhistorikern, die den Kindern und Enkeln einer poetisch erschöpften, politisch erregten Zeit die Parteinahme für die Kämpfe der Gegenwart zum Verbrechen anrechnen; die nicht sehen wollen, daß lebhafte politische Interessen ursprüngliches poetisches Genie, wo es, wie bei Heinrich Heine, wirklich vorhanden ist, nie töten können, und manchmal zu vergessen scheinen, daß die Flucht vor der Gegenwart, das archaistische Spiel mit überlebten Formen, die Verklärung der Vergangenheit als solcher nie und nimmer den naiven poetischen Sinn befriedigen und kaum mehr als den Schein schöpferischer Leistungen erwecken. Im achtzehnten Jahrhundert, sagt Gervinus, stieß der freiere Geist bei jedem Schritt an Tracht, Brauch und Sitte an; er hatte ein Recht, sich dagegen aufzulehnen, bis die Gewalt der Konvenienz und der Unnatur des Privatlebens so gebrochen war, daß es den Mann von Genie und Energie nicht mehr unterdrücken konnte. Nun war, bei dem Elend der öffentlichen Zustände und der ästhetischen Verweichlichung der deutschen Intelligenz, zu fürchten, daß geniale Naturen ihre Energie in die versteckten kleinen Kanäle des sozialen und Privatlebens ablenkten und den höheren Interessen des Staatslebens verloren gingen. Daß es das mangelnde Staatsleben, die Enge der Verhältnisse, die Zwerghaftigkeit des ganzen öffentlichen Lebens war, was unsere Literatur darniederhielt, hatte der junge Goethe schon vor Shakespeares Dichtung empfunden; und in spätem Alter vertrat der Dichter die selbe Meinung. Nur wollte er der Nation „die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland klassische Werke hervorbringen könnten." Gervinus aber wünschte leidenschaftlichen Herzens diese Veränderungen, selbst auf Kosten erschütternder Umwälzungen, denn „nur wo die Dichtung sich auf den großen Markt des Lebens wagt, das Gefahrvollste und Härteste zu ihrem Gegenstande zu nehmen nicht scheut, mit den öffentlichen Zuständen Bund macht und mit dem Leben selber rivalisirt, nur da sondert sich echter Weizen aus der Spreu; und während bei uns das dürf=

tige Talent mit dem echten Genius in einerlei Joch geht, ist unter freieren Ordnungen dem Laufe freie Bahn gegeben . . ."

Der „Luther der Politik", auf den Gervinus hoffte, ließ zwar noch lange auf sich warten; aber mit dem Ekel an den unethischen und unästhetischen öffentlichen Zuständen wuchs der Ekel an siecher Romantik, kehrte, was gesund und gestaltungfroh war an deutscher Intelligenz, dem Epigonenthum der Literatur den Rücken, das aus den Lenden der Väter ihre Werke schuf, trat eine schnell sich steigernde Belebung des Wirklichkeitsinnes ein, der Wirthschaft, Gesinnung und Gesittung durchdrang und neue Werthe und Werke zeugte. Zugleich nimmt der spekulative Geist in Deutschland reißend ab. Die Nachblüthe in Literatur und Philosophie übt nicht mehr den alten Zauber. Der ernste theoretische Sinn und gesunder Spekulationtrieb widmen sich den Naturwissenschaften, die um diese Zeit, mit der Technik im Bunde, ihren Siegeszug antraten. Und in den Geisteswissenschaften greift ein heißer Sammeleifer fast wie eine Epidemie um sich und dienert dem nie stillbaren Hunger nach Thatsachen. Vor Allem aber wird das junge Geschlecht, das Gervinus aus dem Bann des Spiritualismus lösen und dem Staatsleben gewinnen will, zunächst von einem wahren Gold- und Erwerbsfieber ergriffen, das in den fünfziger Jahren zu dem heutigen kapitalistisch organisirten Deutschland den Grund legt. Zu dieser ungeheuren Leistung hat es um so mehr Kraft und Muße, als die neue politische Ordnung, wie sich sehr bald zeigte, eher von oben als von unten her vorbereitet und Schritt vor Schritt erkämpft wurde. Politisch unmündig und ohne Kraft, den Gang der öffentlichen Angelegenheiten entscheidend zu bestimmen, wirft sich die Bourgeoisie auf den Erwerb, das Profitmachen, gründet Banken — die erste große, nach dem Muster des Crédit Mobilier, 1853: die Darmstädter Bank für Handel und Industrie —, überzieht das Land mit einem Netz spekulativer Aktienunternehmungen, von Eisenbahnen und Telegraphen, rationalisirt die Landwirthschaft und lenkt, durch Gründung von technischen, Fach- und Realschulen, das Bildungstreben der zum Genußleben erwachenden, vom Verlangen nach Luxus und Komfort befallenen Masse in utilitaristische Bahnen.

Tendenzen dieser Art mußten zunächst Gervinus' Hoffnungen stark beleben. Er hatte für Kunst, Poesie und Religion stets ein warmes Herz besessen; und wenn auch sein ästhetisches Urtheil oft rationalistisch beengt war, so bekundet doch jede Seite seines noch heute lesenswerthen Werkes, welchen Schatz edler Empfindungen diese hochgestimmte Seele barg. Aber freilich: Aesthet war er nicht genug, um einen sich allgemein ausbreitenden, die Wurzeln der nationalen Kraft benagenden Kunst- und Literatur-Dilettantismus etwa als Wohlthat zu empfinden. Mit Genugthuung berief er sich daher auf Goethes bitteren Spott über „den seichten Dilettantismus der Zeit, der in

Alterthümelei und Vaterländerei einen falschen Grund, in Frömmelei ein schwächendes Element sucht, eine Atmosphäre, worin sich vornehme Weiber, halbkennende Gönner und unvermögende Versuchler so gern begegnen", und aus vollem Herzen drang die von der Noth der Zeit eingegebene Mahnung, die Deutschen möchten die enthusiastische Energie, die ihrem Beginnen eigen sei, einmal nach der Seite der Politik und der praktischen Thätigkeit hin lenken.

* *

*

Zwanzig Jahre später. Die realen Mächte haben sich mächtig gerührt. Während über Europa Stürme, Kriege, Revolutionen brausen und in das alte Gesicht neue Runzeln graben, errichtet sich der unverdrossen schaffende Kapitalismus überall Altäre, modelt die alte Sitte um, monetarisirt alle Werthungen, auch die geistigen. Selbst die Ideologie der führenden Kulturvölker reicht, wenn man alle sie bestimmenden Faktoren berücksichtigt, nicht mehr in die Wolken, ist derber, sinnlicher geworden. Als daher Wilhelm von Humboldts „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" 1851 aus dem Nachlaß zum ersten Mal vollständig veröffentlicht wurden, spürten zwar die feineren Geister mit Entzücken den belebenden Hauch des Goldenen „Zeitalters der Humanität"; aber nicht nur die Politiker, sondern sogar ein beträchtlicher Kreis vom Interesse für Politik stark ergriffener Intellektuellen blieben von dem Idealbild schöner Menschlichkeit unberührt. Diese auffällige Thatsache wird von Treitschke 1861 in seinem Aufsatz über die Freiheit erwähnt, der von John Stuart Mills „On Liberty" (1859) angeregt ist und natürlich auch die Frage nach dem Verhältniß von Bildung und Politik berührt. Es ist zugleich die Frage nach dem Verhältniß von der persönlichen zur politischen Freiheit. Die Sätze Treitschkes sind noch heute beachtenswerth; der Leser findet in ihnen neben dem Pathos und der Pose des großen Publizisten, neben dem hinreißenden Schwung der patriotischen Begeisterung und dem erwärmenden Gefühl für historische Nothwendigkeiten Etwas wie ein geschlossenes, logisches Raisonnement, dessen Wendungen er mit Ueberraschung folgen wird. Für Mill lag das Problem psychologisch wesentlich anders. Er gehörte einem politischen Volke an; er war mit Politik und Verwandtem, mit politischer Oekonomie, von Kindheit an überfüttert worden; nach einem reinen uninteressirten Wohlgefallen an der Kultur und ihren Gütern, nach Schönheit und der sozusagen religiösen Weihe einer die Zeiten weit überfliegenden Erkenntniß sehnte sich dieser „Utilitarist" sein Leben lang. Und ringsum sah er nur ein glühendes Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, an Staat und Gemeinde, ein so starkes, daß es alle

anderen, namentlich die intellektuellen und ästhetischen, in den oberen Schichten seines Volkes zu ersticken drohte. So schien ihm politische Zucht und politischer Sinn, in der Art, wie sie sein Volk durchdrangen, den Weg zur wahren Kultur des Geistes und des Gemüthes eher zu versperren als zu öffnen. Er, der an den politischen Kämpfen seiner Zeit so lebhaft theilgenommen und das beste Stück seiner reichen Lebensarbeit unverdrossen dem Gemeinwesen geweiht hatte, sehnte sich in müder Stimmung nach Humboldts kampflosem Humanitätideal wie nach der Insel der Seligen. Die politische Freiheit war seinem Volk nach langen, heroischen Kämpfen, nachdem Ströme edelsten Bürgerblutes vergossen waren, nicht auf Kündigung von oben her geschenkt, sondern durch die thatsächliche Gestaltung des öffentlichen Lebens für immer gesichert; und war es, weil sie von einem tief in den Instinkten der Volksseele verankerten persönlichen Freiheitdrange ungestüm gefordert und unverdrossen erstrebt worden war. Von fern gesehen, schien das rechte Verhältniß zwischen politischer und bürgerlicher Freiheit nun fast erreicht, der Staat in die ihm scheinbar doch allein zukommende Rolle eines Dieners individueller Bedürfnisse zurückgewiesen. Das heißt doch wohl: in die Rolle eines seelenlosen Instrumentes ohne Initiative, ohne sittliches Eigenleben, ohne bewußten Willen und eigenes Verantwortungsgefühl. Im Blute lebte diesen nicht zum Reden und Vernünfteln, sondern zum Handeln und Gestalten geborenen Insulanern der Begriff des Staates als Hemmung und Schranke; und nun hielt ihr Vordenker gar den Zeitpunkt für gekommen, nach Schutzwehren gegen den Staat zu rufen. Er fühlte ihn allmächtig werden. Vom Kontinent herüber sah er das rothe Gespenst des Sozialismus und Kommunismus drohend nahen, sah den Machtbereich sich schmälern, in dem das Individuum frei nach Laune und Willkür schalten und schaffen dürfe, witterte die Zwangsjacke des uniformirten Beamtenthumes, schauderte vor dem Chinesenthum der in Tausenden leiblich und räumlich unterschiedener Einzelwesen gleichgewichtigen öffentlichen Meinung und schloß, über diesem Zerrbild wünschenswerther Kulturentwickelung, die Augen vor der verkehrten Auffassung von Staat und Gesellschaft, zu der viele seiner Meinungen hinlenken mußten, wenn sie, unangemessen und wider seine eigentliche Absicht, verallgemeinert wurden. Denn aus der gesammten Richtung seines Denkens wie aus seiner stets bewahrten Haltung folgt sonnenklar der Satz, daß, so wenig das Individuum sich seines Gattungcharakters zu entledigen vermag, es auch aufhören könne, politisch zu sein. Jedes Individuum partizipirt am Universalwillen, so gut wie an der Gattungvernunft. Darum ist Gewissen, dieses Produkt unseres Gattungcharakters, und soziales Gewissen das Selbe; darum ist das auf die Gemeinschaft und ihre Verrichtungen, ihr „Leben", ausgedehnte Verantwortungsgefühl etwas jedem Normalmenschen Naturgemäßes und

politisches Interesse eins der wesentlichsten Kennzeichen höheren Menschenthumes. Mills Betrachtungen über die Repräsentativverfassung und die nachgelassenen Kapitel über den Sozialismus verweisen ihn aus der Reihe der Denker, die, von Hobbes bis Spencer, die barbarische Vorstellung des Staates als eines Nothbehelfes bekennen, daher in dem Kampf um politische und bürgerliche Freiheit eine mehr noch mit sittlichen als intellektuellen Kräften zu lösende, stets gegenwärtige Kulturaufgabe erkennen: deshalb ruft der Eine gegen das schrankenlose Eigeninteresse den Staat als Thierbändiger herbei, reizt der Andere das Individuum gegen den Staat (The Man versus the State) auf und wundert sich dann, wenn dieses feindliche Ungeheuer sich in unsittliche Aufgaben (den südafrikanischen Krieg) verstrickt. Treitschke ließ sich, durch den Mangel an Bündigkeit in Mills Stil verleitet, auch im Unklaren über die vorübergehende Stimmung, aus der viele äußerlich-mechanisch klingende Sätze des Traktates über die Freiheit geboren wurden, — Treitschke ließ sich verleiten, zu glauben, sein großer Zeitgenosse spinne einfach die mechanischen Gedanken des Hobbes über eine künstlich, aus negativem Interesse, aus Verlangen nach ruhigem und bequemem Lebensgenuß, ja, aus Todesfurcht ins Leben gerufene soziale Willensmacht weiter. Aber in der Sache hat Treitschke schon Recht: wenn wir, à la Hobbes, vom isolirten, ganz und gar egoistischen, also jedem Mitmenschen virtuell feindlichen Individuum ausgehen, den Staat als ein Produkt der Angst und Todesfurcht und die Gesetze nur als Schlingen und Stachelzäune zur Abwehr von Dieben, Mördern und wilden Bestien betrachten, so ist der heiße Wunsch wohl zu verstehen, dieser Nothinstitution nicht mehr Befugnisse beizulegen, als unbedingt nöthig ist; ist zu begreifen, daß kein warmes, lebensvolles, sondern ein kühles, erzwungenes, negatives Interesse sich dem Staat zuwende und die höchste Leistung des Politikers auf eine Art Ueberwachung- oder Polizeidienst hinausliefe, Kultur also oder Bildungstreben mit Politik nichts zu schaffen habe. Ich erinnere im Vorbeigehen, daß die Alten, nicht allein die „staatsklugen" Römer, sondern auch die „kulturschöpferisch" veranlagten Griechen, solche Anschauung mit Verachtung zurückgewiesen hätten: weil Ethik und Politik ihnen Eins war. Auch hätten sie das Aufheben nicht begriffen, das Aesthetiker jüngst wieder mit dem tautologischen „Kulturpolitiker" gemacht haben und das nur zu verstehen ist aus der kapitalistischen Entartung des Liberalismus, die noch immer weite Kreise gefangen hält und den Kern des Staates in den Finanzen, in seiner privatrechtlichen Persönlichkeit als Fiskus sieht. Wenn man eine kraftsparende Maschine geringster Qualität als Kulturwerk anstaunt, jedes dümmste Patent, das einem geschickten, aber sonst in jedem Betracht subalternen Gehirn entsprossen ist, von Staates und Gesellschaft wegen auf die Möglichkeit seiner Kulturmission sorgsam prüft, so sollte man doch nicht zweifeln, daß das ungeheure Räderwerk staatlicher und gemeind-

licher Verwaltungen, von ihren positiveren, in das Eigenleben jedes Einzelwesens mächtig eingreifenden Aufgaben nicht erst zu reden (Hygiene, Schule, Kunstpflege, Wehrverfassung, Versicherung- und Bauwesen, Forstkultur), ein Kulturwerk höchsten Ranges darstellt, an dessen Blüthe und nachbessernder Pflege mehr oder minder auch das Gedeihen jedes Staatsbürgers hängt. Der Versuch würde zu weit führen, nachzuweisen, wie diese organische Auffassung vom Staate durch Zeitumstände, beim Aufkommen des Kapitalismus, verdunkelt werden konnte; die so bestechend vorgetragene humboldtische Ansicht, daß Humanität nur jenseits vom Politischen gedeihen könne, jedenfalls zu diesem in keiner immanenten Beziehung stehe, ist aber zweifellos gleich sehr auf erzwungene politische Resignation wie auf die verführerischen Einflüsse eines von den Lebensfluthen nicht eben stark berührten philosophischen Idealismus zurückzuführen. Auch Kant ist von dem Vorwurf nicht freizusprechen, an der sittlichen Natur von Recht und Staat achtlos vorübergegangen zu sein und dadurch indirekt die Politik in die schmutzige Niederung des menschlichen Eigennutzes verstoßen und als Geschäft minderer Geister gebrandmarkt zu haben. Er geht, wie Hobbes und Rousseau, von der Willkür des Einzelnen aus, die mit der des Nächsten einen Ausgleich sucht: den Inbegriff der Ausgleichsbedingungen nennt er Recht. Er faßt die Einzelnen atomistisch, als Kräfte, die aus sich sind, in sich bestehen und, im Streben nach absoluter Geltung von Ewigkeit her gegen einander gerichtet, sich zu beschränken suchen; nicht organisch, als Kräfte, deren Funktion und Daseinszweck durch ihr natürliches Beisammensein von Ewigkeit her bestimmt sind. Nicht erst von außen her braucht Interesse für Staat und Gesellschaft, also politischer Sinn, künstlich dem Einzelwillen eingeimpft zu werden, wohl aber kann es durch falsche Theorien und verdunkelte Einsichten in den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Allgemeinen abgestumpft und verkrüppelt werden; wohl kann in schwachen, von ästhetischen Stimmungen allzu stark beherrschten Zeiten das Verlangen nach politischer Freiheit in das nihilistische Begehren nach Freiheit vom Staat ausarten, kann der Mensch an seiner eignen Natur und seiner eignen Bestimmung irr werden. Dann aber bleibt ihm verborgen, daß persönliche mit politischer Freiheit ewig verknüpft ist und wir im Ernst die eine ohne die andere gar nicht wollen können. Sie stammen aus einer Wurzel: der gesellschaftlichen Natur des Menschen, und im philosophisch, nicht einseitig literarisch gefaßten Begriff der Humanität ragt Beider Wipfel himmelan.

Daß Treitschke 1861 die Gefahr erkannte, die die Auseinanderreißung von politischer und persönlicher Freiheit mit sich bringt, zeugt von großem Scharfblick. Er hatte es ja nicht nur mit der Hypertrophie des so leicht sich in die Tiefe und ins Gestaltlose verlierenden deutschen Bildungstrebens, sondern vornehmlich mit der Bequemlichkeit des deutschen Bildungphilisters

zu thun, der, im Vollgefühl persönlicher Würde, sich leicht mit den praktischen Folgen der Theorie vom beschränkten Unterthanenverstand abfindet. Ihn aber zu schonen: dazu boten ihm so wenig wie vorher Gervinus die bedrohlichen politischen Zeitverhältnisse Veranlassung. Indem wir ihre leidenschaftlichen Weckrufe an den deutschen Michel lesen — wer sonst muß immerfort geweckt werden? —, schweifen unsere Gedanken, über die starken begrifflichen Lücken ihrer Mahnungen hinweg, zum göttlichen Plato zurück, von dem Adolf Trendelenburg treffend sagt: „Plato bildete nicht das Wesen und das Heil des Menschen aus einem Stoff, aus einer Grundgestalt; er begreift den Staat als die Objektivirung, als die Verwirklichung des Menschen." Daher habe Plato den sittlichen Geist von Recht und Verfassung zuerst begriffen; begriffen, daß Verfassungen nicht entstehen „aus Eichen oder Felsen, sondern aus den Sitten im Staate, die, wie ein Uebergewicht, alles Andere nach sich ziehen." Daher ist auch zu allen Zeiten von Denkern, deren Begriffsleben den wirklichen Lebensinstinkten parallel verläuft, das politische Interesse an sich, ohne die streberhaften Zuthaten der sich auf den Markt drängenden Gerngroßen, als ein das Individuum über seinen beschränkten Lebenszweck erweiterndes, adelndes, nicht als ihn herabziehendes betrachtet worden: eben weil es den höchsten Schöpfungen menschlicher Zweckthätigkeit, dem Staat und der Gesellschaft, zugewendet ist; weil es auf jenem durch keine Irrlehren zu erstickenden Gefühl beruht, daß, mit Laband zu reden, die Summe von Sonderexistenzen eine neue Grundeinheit ausmacht, innerhalb deren es keine Vielheit giebt. Kant, der Rousseaus contrat social — contrat insocial taufte ihn Voltaire um — doch so starke Anregungen dankte, hat den geistvollen Begriff einer ungeselligen Geselligkeit geprägt und will damit sagen: selbst wo in der Gesellschaft Abstoßungskräfte sich geltend machen, wirken sie in einer die gesellschaftlichen Zwecke fördernden Weise. Anders ausgedrückt: selbst wenn der Mensch unpolitisch sein wollte, könnte ers nicht. Diesen Thatbestand ins Bewußtsein aufnehmen, heißt: gebildet sein.

* *

*

1903. Welche hohen Ziele inzwischen erreicht, welche tief greifende, das Wirthschaft- und Rechtsleben völlig umgestaltende Veränderungen in Deutschland eingetreten sind, wie stark diese sozialen und politischen Strukturveränderungen auch das deutsche Gemüthsleben beeinflußt und die Fassade des Kulturlebens umgewandelt haben: Das wird dem Leser in den Hauptzügen ungefähr gegenwärtig sein. Zum Glück besitzen wir jetzt Hilfsmittel, die die vergleichenden Daten allgemein leicht zugänglich machen: ich meine „Die

deutsche Volkswirthschaft im neunzehnten Jahrhundert" vom Professor Dr. Werner Sombart. In der „Zukunft" ist von dieser schönen, aufschlußreichen, von greifbaren Einheitfäden durchzogenen Schrift schon gesprochen worden. Man folgt dem Gelehrten willig und gern. Er kennt die Thatsachen und weiß sie zu präzisiren. Er durchtränkt die dummen Thatsachenhaufen, die er beherrscht, mit seinem scharf eindringenden Verstand; stellt sie, ohne je in Phantastereien und billige Schwarmgeisterei zu verfallen, nach Aehnlichkeiten und Kontrasten zusammen; ist sich stets aber ihres Sinnes und ihrer Bedeutung bewußt; konstruirt nie im luftleeren Raum nutzloser, weil unkontrolirbarerer Hypothesen und verliert keinen Augenblick den Organismus des Buches, den Zweck, der so viel Mühe und Aufwand nöthig machte, aus dem Auge. Läßt sich viel mehr des Lobes über einen ökonomischen Schriftsteller sagen, dessen Stoffgebiet nicht nur von einfältigen Leuten „trocken" gescholten wird und der, weil er von Dingen handelt, die dem gröbsten und materiellsten Theil der menschlichen Willenssphäre angehören, auf einen Hagel von Protesten nnd Widersprüchen gefaßt sein muß? Eine an Erfolgen reiche Schriftsteller- und Lehrerthätigkeit liegt hinter ihm, — reich, obwohl die wissenschaftlichen Berather der Behörden diesen außerordentlichen Mann einer Ordentlichen Professur der Oekonomik bisher für unwürdig befunden haben. Die steigende öffentliche Anerkennung seiner Arbeiten, besonders des großen, zweibändigen „Modernen Kapitalismus", der mit bohrendem Scharfsinn dem ökonomischen Bildungsgesetz der modernen Gesellschaft nachspürt und auch über ihre mehr dekorativen (kulturellen) Formen Licht verbreitet, muß ihm das tröstliche Gefühl geben, in die Seele seines Volkes zu dringen, wohin bekanntlich Titel und Würden ihre Strahlen nicht zu senden pflegen. Nur noch einzelne verärgerte Berufsgenossen verhalten sich ablehnend gegen die Gaben des Gelehrten, der, ohne feuilletonistischem Lorber nachzujagen, seine Sprache mit eigenen Reizen zu schmücken weiß und durch sinnreiche Bilder und Gleichnisse, durch geistreiche Bosheiten und ironische Ausfälle den Vortrag zu beleben versteht. Gern nun denken wir uns so begabte und gerüstete Männer im Vordergrunde der öffentlichen Meinung, aufklärend, die dicken Nebel von der Stirn des politischen Kannegießers verscheuchend, aus der Fülle ihrer Kenntnisse, brühwarmer Lebenserfahrung und mühevoll gereiften politischen Anschauungen Belehrungen austheilend, auch ohne daß sie ihnen von Verlegern oder Redakteuren abgerungen werden. Wir stellen uns vor, daß so viel Wissen um soziale und politische Dinge zur That drängen und den Trieb zur Gestaltung bis zur Leidenschaft anfachen, daß politischer Dilettantismus auf Minister- und Redaktionsesseln ihn, bei seiner Regsamkeit und durch alles Schreibwerk schimmerden Sinnlichkeit, mit Ekel erfüllen und in die politische Arena treiben muß, um zu versuchen, die Tagesfragen an großen Ideen zu orientiren.

Philosophie als Erkenntnißüberfluß und Luxus lassen wir uns fast so gut gefallen wie Musik und bildende Künste, aber Wirthschaftgeschichte und Wirthschafttheorie, die Analyse der gegenwärtigen Wirthschaftstruktur, die Diskussion wirthschaftpolitischer Standpunkte, die das Volk in Parteien zerklüftet und die Gesetzgebung in Athem hält, die Deutung der Unmenge statistischer Daten, mit denen die Mechaniker der Sozialwissenschaft uns überhäufen, existiren doch nicht etwa auch „um ihrer selbst willen", sondern sind da, um dem Leben zu dienen, um, mit Goethe zu reden, zur That verwendet zu werden. „Uebrigens ist mir Alles verhaßt, was mich blos belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben", rief unmuthig der Dichter, dem kleinlichen Nörgler vorwerfen, das Leben in sicherer Entfernung von seinen Niederungen vertändelt zu haben, und dem vergönnt war, es von der Krone her zu erklären. Darf aber Der, dessen Aufgabe es ist, seine Wurzeln zu durchforschen und das Bewußtsein über die augenblickliche Richtung der stärksten Lebenstriebe zu erhellen, von Politik, als angewandter Sozialwissenschaft, sich fern halten, die Berührung mit ihr sorgsam meiden, als ob sie die Gefahr einer Verseuchung von Leib und Seele mit sich brächte, und die Gebildeten auffordern, mehr im Schönen zu leben, als in Politik zu „machen"?

Der Leser ahnt, daß Sombart dieses Wort spricht. In der Schlußbetrachtung erhebt er bewegliche Klage, daß die materiellen Interessen alles politische Leben aufgesogen, die Ideale aus ihm verscheucht, die durch das Bleigewicht gleichgerichteter ökonomischer Bestrebungen verkittete soziale Klasse an die Stelle der früheren idealen Gemeinschaften geschoben hätten, daß die relativ idealste Partei (die sozialdemokratische) nur noch den Schein höheren Lebens habe, ohne dem schärfer Blickenden ihre innere Hohlheit verbergen, ohne mit dem vom vormärzlichen Liberalismus entlehnten Freiheit- und Gleichheitevangelium die Seele eines modernen Menschen in Schwung versetzen zu können. Und auch die schöpferische politische Gluth sei verraucht, die einst die Einheitkämpfe erfüllte; statt Dessen bei vielen national Gesinnten und Staat Erhaltenden die patriotische Phrase, das mechanische Nachplappern längst entseelter Schlagwörter; bei noch Anderen, die das entgeistete politische Treiben mitmachen, ein prinzipienloser, öder Opportunismus. „Wie anders, als die Stein, Hardenberg, Schön und Thaer Gesetze machten, als Männer wie Nebenius, Humboldt, List den Ton angaben, Männer von feinster Geisteskultur, die geistige Auslese der Nation, deren Geschicke in der Paulskirche leiteten, als Treitschke und Lassalle am politischen Horizonte wetterleuchteten, als, noch vor wenigen Jahrzehnten, Männer wie Bennigsen, Lasker, Bamberger, Windthorst, Reichensberger mit Bismarck die Klingen kreuzten . . . Eine Folge dieser Verödung unserer Politik, die also, wie man es auch ausdrücken kann, in eine Klassenguerilla ausartet, ist es, daß sich die Gebildeten

wieder mehr als während des verflossenen Menschenalters von allem öffentlichen Leben zurückziehen und das Interesse an politischen Vorgängen verlieren, was naturgemäß wieder eine weitere Senkung des Niveaus der Politik zur Folge hat. Es ist doch auch in der That nicht zu verlangen, daß Jemand, den es nicht persönlich angeht . ." Nicht zu verlangen? Nicht persönlich angeht? Erlauben Sie, Herr Professor: wie viele Intellektuelle, die für Politik interessirt waren, ging der Verein deutscher Kaufleute und Fabrikanten „persönlich" an, den der hochgepriesene Friedrich List ins Leben rief? Trotzdem trugen sich damals, wie wir von List selbst hören, Regirende und Regirte, Edelleute und Bürger, Staatsbeamte und Gelehrte mit Rathschlägen und Projekten zu neuen politischen Gestaltungen. Und wenn heute unzählige Deutsche an Arbeiterschutz und Genossenschaftorganisation, an Kranken- und Versicherungwesen, an Waarenhaussteuer, Börsengesetz, Agrarschutz, Handelsvertrags- und Kolonialpolitik ein starkes persönliches Interesse nehmen, so ist zu beweisen, daß die idealen Folgen der ökonomischen und politischen Kämpfe der Gegenwart, deren letzter Sinn scheint, das Individuum materiell zu befreien, ohne es geistig zu binden, — daß deren ideale Folgen kulturferner sind als zu Lists Zeiten die mit der Herstellung eines nationalen Handelssystems, eines einheitlichen deutschen Verkehrsnetzes, einer deutschen Flotte verknüpften. Wer den Blick über den Vordergrund der politischen Schaubühne hebt, fühlt den Sturm und Drang, empfindet, daß neue, große Entscheidungen überall reifen, in Schule und Gemeinde, im Verhältniß von Lohnarbeitern und Kapitalisten, in der Gruppirung von Rassen und Nationen; und er wird, unbekümmert um das Geplapper politischer Dutzendschreiber, überzeugt sein, daß keine traditionelle Macht im Stande sein wird, auf die Dauer dem neuen, positiven Geist, der will, was er muß, die Kanäle zu verstopfen, die Wissenschaft, Technik und Philosophie ihm graben. Sombart, der dem Charakter dieses neuen Geistes sonst so fein nachspürt, ist den Beweis schuldig geblieben, daß mehr idealer Schwung dazu gehörte, die deutsche Einheit zu erkämpfen, als nöthig ist, der deutschen Kultur eine neue Form zu geben. Wie er auch, an diesem dunklen Punkt seines Werkes, völlig vergessen hat, daß nur das Bewußtsein der Zugehörigkeit auch des gröbste materielle Interessen betreffenden und sie in soziale Bahnen leitenden Gesetzes zum Gesammtsystem nationaler Zwecke den Einzelnen vor dem Banausenthum bewahrt: das Bewußtsein und das Verantwortungsgefühl im Sinn dieses Zwecksystems. Völlig, denn er fährt fort: „ . . oder der einen Beruf daraus macht, für die Erhöhung der Garnzölle oder für die Reform des Krankenkassengesetzes oder für das Zustandekommen der brüsseler Zuckerkonvention sich interessiren soll. Ob noch einmal die Zeiten wiederkehren werden, in denen der Kampf um große ideale Güter, um große politische Prinzipien die Leiden-

schaften erregt und auch die Gebildeten, ökonomisch Unbetheiligten in seinen Bann zieht? Wer möchte es vorhersagen?" Daß Politik und Bildung schwer vereinbare Begriffe sind, hat aber für Sombart nichts Betrübendes. Im Gegentheil. Er fühlt sich zur rechten Zeit daran erinnert, „daß das theuerste Erbstück, das uns Intellektuellen die Größten und Besten unseres Volkes hinterlassen haben, der unpolitische Sinn ist, der fast schon abhanden zu kommen schien. Ihn wieder zu pflegen, inmitten der großen Oede, in die uns unsere materielle Kultur verstoßen hat, dünkt mich wohl des Schweißes der Edlen werth. Wir wollen wieder mehr in Goethe leben. Das thut uns bitter noth."

Jeder Leser wird zugeben, daß diese Mahnung, unpolitisch zu werden, aus dem Munde eines Lehrers der politischen Wissenschaften überraschend klingt. Er scheint gar nicht zu fürchten, daß er damit den Ast absägt, auf dem er sitzt; damit den Nutzen und den Kulturwerth nicht nur der eigenen Lebensarbeit, sondern seiner Wissenschaft leugnet, die seit hundert Jahren etwa mit ungeheurer Intensität von unzähligen Köpfen ausgebaut wird und für deren Betrieb vom Staate jährlich Millionen und Millionen verausgabt werden. Wozu, wenn Bildung, wenn Kultur mit Politik nichts zu thun hat, das laute Getöse dieses wissenschaftlichen Riesenbetriebes? Sombart geht nicht darauf aus, die vielleicht übergroßen Hoffnungen, die auf die Entwickelung der Gesellschaftwissenschaft gesetzt werden, herabzustimmen, dem Leser einzuschärfen, dem Optimismus vieler Soziologen und Historiker (so Lamprechts) zu mißtrauen: daß Politik einst eine Domäne der Wissenschaft und dem täppischen Zugreifen kurzsichtiger, in Cliqueninteressen befangener Praktiker einigermaßen entzogen sein würde. Er weist nirgends nach, daß Comtes stolze Devise savoir pour prévoir für das von ihm angebaute Gebiet nicht gilt. Auch begnügt er sich nicht etwa damit, zu sagen: Die heutige Politik ist unappetitlich, von Ideen wenig genährt. Auch Das wäre falsch; denn unsere Politik ist mit Ideen übernährt, nur fehlen die zu überindividuellem Denken erzogenen, ernsten, gestaltenden, Theorie und Praxis kunstreich überbrückenden Staatsmänner, fehlen die „Intellektuellen". Dagegen sagt er: Das theuerste Erbstück, das uns Intellektuellen die Besten unseres Volkes hinterlassen haben, ist der unpolitische Sinn. Er muß also wohl die Auffassung vieler von unersättlicher wissenschaftlicher Neugier getriebenen, dem Reiz und der Nothwendigkeit unmittelbarer Lebensgestaltung abgestorbenen Gelehrten theilen, daß politischer Sinn Den, der ihn besitzt und bethätigt, herabmindert, ihn aus der Gemeinschaft der Kulturträger stößt, ihn zu einem minderwerthigen Typus stempelt. Ist dieser Schluß mehr als eine dialektische Entgleisung, mehr als eine augenblickliche Verstimmung über die Ideenlosigkeit vieler gegenwärtigen Politikmacher (nicht: der Politik), so ist er abgeschmackt, ja, „geradezu" ge=

fährlich in einem Werk, dem man, um seiner sonstigen glänzenden Eigenschaften willen, nicht umhin kann, möglichst viele Leser zu wünschen.

* *

*

Ist es in Wahrheit möglich, daß die Politik als solche je ideenlos sein kann? Beruht sie nicht geradezu auf Ideen, auf Zweckvorstellungen, die aus dem Leben der Gemeinschaft geboren sind und auf die Erhaltung seiner Harmonie abzielen? Ist nicht der Staatsmann, der, das gesellschaftliche Zwecksystem fest im Auge, aus dem ungeheuren Gewoge wühlender Bedürfnisse die unmittelbarsten, drängendsten, drohend auf Verwirklichung pochenden vor Anderen vorausfühlt und als Ideale seinen Zeitgenossen verkündet, auch ein philosophischer Kopf? Und hört er auf, es zu sein, wenn er bei der Idee sich nicht beruhigt, sondern zur That fortschreitet? Wer, abseits von den Kreisen der literarischen Wiederkäuer und schöpferisch ohnmächtigen Aesthethen, „in Goethe lebt", wer nicht aus Nachäffung oder Modenarrheit, sondern aus innerstem Trieb, unter dem Zwang angeborener Instinkte und erworbener Neigungen, jenen Gefilden reiner Geistigkeit zustrebt, in denen sich die Wirklichkeit entmaterialisirt, wird nie auf den Gedanken verfallen, daß das Leben in Goethe nur um das Opfer des politischen Interesses zu erkaufen ist. Daß der Widerschein des Lebens im Bilde und in der Idee oft die Folge hat, Künstler und Denker vom wirklichen Leben abzulenken, dieses ihnen zu entfremden, wissen wir; aber wir wissen auch, daß solche Naturen nur selten zu den Starken und Großen, zu den Lichtspendern gehört haben, daß sie meist verzärtelte Schwächlinge, marklose Geschöpfe waren, die, weil sie die Gegenwart scheu fliehen, deren Dasein nicht zu erhöhen vermochten. Und Das gilt von den „Produktiven", die, mit einem Schein von Berechtigung, dem politischen Leben, als kleinlich und nichtssagend, den Rücken kehren mögen. Aber kann Sombart entgangen sein, wie Die aussehen, die, ohne Talent zur Gestaltung, nur im Nachgenuß, im ästhetischen Schlecken und Lecken, ihren Beruf erblicken? Wie vielen Männern ist er unter diesen „Intellektuellen" begegnet? Ist Kunstgeschmack oder die Fähigkeit, das Leben ästhetisch zu ordnen, auch nur vorzugsweise unter ihnen heimisch? Wie die wahre Religion unter Denen zu Hause ist, die den Namen Gottes nicht stets im Munde führen, so ist ehrlicher und förderſamer Enthusiasmus für die Krone und Verklärung des Lebens, für Kunst und Philosophie, dort am Lebendigsten, wo der sorgenvolle Antheil an praktischen Dingen am Stärksten, wo das Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten so rege ist, daß es die ideelle Ergänzung herausfordert. Unter seinen Ahnen wird der sombartische Intellektuelle daher auch

wenige finden, die stolz gewesen wären, unpolitisch zu sein. Perikles wars nicht. Die Stützen und Leuchten der europäischen Renaissance waren es nicht. Geister wie Michelangelo, Machiavelli, Michel Montaigne waren es nicht. Und wie viele von den Dichtern und Denkern des deutschen Volkes, die der Rede werth sind, haben sich wirklich ihres unpolitischen Sinnes gerühmt? Etwa Schiller und Fichte, die geistig doch anderswo heimathberechtigt sind als die „simplen“ Engländer John Stuart Mill und Herbert Spencer? Ja, wenn man die Politik mit Bezirksvereinsmeierei, Advokatengeplapper und Reportergewäsch identifizirt, ist es leicht, sie den Gebildeten zu verekeln. Aber liegt Das im Wesen der Sache? Und haben die Intellektuellen, die Hüter der Kultur, nicht gerade die Pflicht, die Oeffentlichkeit zu bereden und zu berathen, von der Warte der Idee, der gesellschaftlichen Gesammtzwecke aus? Daß diese je fehlen könnten, ist Verleumdung der menschlichen Natur. Sie werden in einer an genialen Leistungen reichen Literatur eingehend erörtert und von einer zwar kleinen, aber einflußreichen Zahl sein gebildeter Publizisten mit klarem Bewußtsein für die Kritik öffentlicher Zustände verwerthet; und wenn wir nicht eine solche Menge aus öffentlichen Geldern besoldeter Lehrbeamten hätten, die die Gegenwart Denen überlassen, die es „angeht“, um sich „idealen“ Aufgaben und „Zwecken an sich“ hinzugeben, während ihr Blick für die lebendigen Kräfte abstumpft, so wäre es um die deutsche Kultur besser bestellt. Wäre es denkbar, daß die Intellektuellen dem Mahnruf Sombarts folgten, so würde mit der Sklaverei auch die Barbarei über Deutschland hereinbrechen; denn ein Geschlecht von Zärtlingen, das in Wesen und Streben genüßlichen Aestheten oder in ihre Spezialgebiete vergrabenen, allgemein menschlich, aber traurig verkümmerten Gelehrten sich anähnelt, liefert nicht das Fundament, auf das goethische Kultur gebaut werden kann. Sombart ist viel zu klug, um zu meinen, daß diese Kultur im luftleeren Raum der reinen Idee wie eine Treibhauspflanze großgezogen werden könne.

Dr. Samuel Saenger.



Die alten Meister.

Der unverbildete Laie wandelt durch die Museensäle, wo Werke alter Meister, in langen Reihen nach Zeiten und Schulen geordnet, aufgestellt sind, wie durch ein Naturalienkabinet; er hat die Empfindung, von Organismen umgeben zu sein, denen gegenüber nur eine passive Betrachtungsart möglich ist, und ihm kommt nicht der Wunsch, in diese Einheitlichkeit, die von vielen Theilen gebildet wird, kritisch hineinzugreifen. Er unterscheidet, doch er mißt nicht. Im Schauen kommt ihm eine große Ruhe, worin doch Spannung und Beklommenheit enthalten sind, eine Nothwendigkeitstimmung stellt sich ein und ehrfürchtige, etwas schreckhafte Verwunderung über den Geist der Geschichte. Alles ist noch Empfindung, nichts Erkenntniß. Was die Seele zwingt, ist eine Suggestion, die von der allen Kunstwerken einer Epoche oder eines Landes eigenen Stilhaltung ausgeht; der persönliche Wille wird überwältigt von dem Willen längst gestorbener Völker, von der in der Kunst als Reinkultur aufgespeicherten Lebenskraft vergangener Geschlechter. Die Empfindung ist historisch, auch wenn sie von ästhetischen Reizzuständen erregt und unterhalten wird.

Geschichtliche Erkenntniß kann mehr sein als das ästhetische Urtheil; doch nur, wenn sie universal ist, die gesammte Aesthetik und noch vieles Andere in sich begreift: wenn Klio als die größte aller Künstlerinnen erscheint. Doch kann der ernste Kunstbetrachter erst dann zum Ganzen zurückkehren, wenn er die Einzelerscheinungen ergründet, die frühe, unbewußte Synthese durch die Analyse zerstört und sie um so fruchtbarer wiederhergestellt hat. So nur wird das dunkle Gefühl zur Erkenntniß, das Instinktive zur klaren Anschauung.

Diese analytische Arbeit kann nur die Aesthetik leisten; die Empfindung für das Schöne ist der Schlüssel, der die Geheimnisse von Kunstwerken aller Meister öffnet. Die Schönheit ist unsterblich; doch ist sie es nur als Kraft, nicht als Form. Eben darum ist sie auf eine Gegenwart angewiesen, die ihr die Möglichkeit der Materialisation gewährt; sie weist dann ganz ins Besondere, aber auch ins Ungemessene und aufs ewig Verwandte. Ein Mittel, alte Meisterwerke zu erkennen, kann sie also nur Dem werden, der die Kunst seiner Zeit kennt und versteht. Der Weg zur alten Kunst führt über die moderne; es ist nicht umgekehrt, wie Akademielehrer behaupten. Nur Leben erweckt das andere, im Schoß der Vergangenheit schlummernde Leben. Auch hier ist der empirische Weg der beste, ist die Logik des Erlebnisses die sicherste. Die lebenden Künstler bilden unsere Gefühlsweisen artistisch aus, in ihren Werken finden wir uns wieder. Die ästhetischen Werthe, womit sie uns von uns selbst zu überzeugen wissen, verwachsen in unserer innersten Natur und gelten uns fortan als Richtmaß. Ein Künstler der Vergangen-

heit ist nie in seiner Totalität zu erfassen, weil die Menschen jeder Zeit von seiner Art nur empfinden, was ihnen lebendig wird, nur erkennen, was ihnen überhaupt zugänglich ist. Nie entsteht ein objektiv gerundetes Bild, sondern, da das persönliche ästhetische Erlebniß als Maßstab benutzt wird, ein subjektives. Darum verschiebt sich die Werthung der alten Meister in jeder Epoche. Goethe ging an Donatello vorbei, während man heute geneigt ist, diesen Künstler der Frührenaissance auf Kosten des überreifen Michelangelo zu erheben; die ekstatische Verehrung Botticellis weicht schon wieder einer Ernüchterung: Ruskin wurde von seinem sehr voreingenommenen, genial schwärmenden Herzen verführt, die Renaissance zu verlästern, während er die Gothik neu entdeckte; und ein Lebender, Van de Velde, hat ähnliche Ueberzeugungen ausgesprochen. Trotz solchen Einseitigkeiten hat doch Niemand besser Botticelli verstanden als die englischen Präraffaeliten, Niemand den Geist der Gothik so rein und groß erfaßt wie Ruskin. Ein Kunsturtheil von Van de Velde, so tendenziös es bei dieser egocentrischen Persönlichkeit sein muß, ist um Vieles werthvoller als die „Objektivität“ der Kunsthistoriker, die nicht vom Erleben, sondern vom toten Wissen ausgehen. Denn sein Urtheil ist produktiv, es fügt unserer Kunst und Kultur Etwas hinzu, indem es das Alte in seiner Wahrheit zu erfassen sucht, es bereichert uns, weil seine Motive in der schöpferischen Selbstsucht eines wollenden Geistes wurzeln. Selbst die Irrthümer solcher subjektiven Anschauungweisen leuchten noch mit dem Glanz ihrer vom Temperament erzeugten Gründe tief ins Dunkel der Vergangenheit hinein.

Es giebt noch eine Art der Kunstbetrachtung, die die Vorzüge des Individualismus zeigt, ohne doch so an artistischen Tendenzen zu hängen. Ihr idealer Vertreter ist der große Künstler, dem es an Talent fehlt. Der Mann, der die ganze Kunst im Herzen trägt, vollkommen die innere Anschauung der Dinge und der ordnenden Gesetze hat, dem aber nie oder nur unvollkommen gelingt, das Gefühl in sinnliches Leben, die innere in äußere Anschauung umzumünzen. Er ist ausübender Künstler, doch nur so weit, daß das Handwerk Geheimnisse für ihn nicht mehr hat; eine Sehnsucht nach Besserem, als er zu leisten vermag, treibt ihn über sein Metier hinaus, seine Reizbarkeit und Empfänglichkeit, die beim Produziren versagen, sind desto angeregter thätig beim Nachempfinden, und wo er als Maler in gebrochenen, gequälten Lauten stammelt oder in angenommener Manier spricht, giebt er als Beurtheiler fremder Meisterwerke sein Innerlichstes und Bestes. Und fast immer gewinnt dieser Geist, dem das Allerheiligste im Tempel der Bildenden Kunst verschlossen ist, unterstützt von einem unbekannten Gesetz, Herrschaft über das geschriebene Wort. Man konnte sagen: ein Raffael ohne Arme, wenn Arm und Hand dem Kunstbeurtheiler nicht nöthig wären, um die Eigenthümlichkeiten einer artistischen Handschrift lebendig nachzuempfinden.

Solche Männer sind in unserer Zeit der Berufsirrthümer nicht selten; doch haben wir heute unter ihnen nicht eine Persönlichkeit höheren Grades aufzuweisen, — denn es giebt wesentliche Gradunterschiede dieses Schicksales — nicht eine Individualität von der Potenz Eugènes Fromentin, dessen Buch „Les maîtres d'autrefois" uns der Freiherr von Bodenhausen in einer sehr guten Uebersetzung dargeboten hat.*) Fromentin war einer der Maler der abklingenden französischen Romantik, die an der Schwelle einer neuen Kunst standen, ohne sie doch zu überschreiten. Was ihm in der sich unaufhaltsam naturalisirenden und alle Illusionen vernichtenden Entwicklung des Kunstgedankens im neunzehnten Jahrhundert die Produktivkraft beschränkte, ihn in das unfruchtbare Sondergebiet der Orientmalerei führte: ein universales, untheilbares Empfinden, das in eine reife Form damals selbst die Riesenkräfte eines Delacroix nicht zu bringen vermochten, Das nützt ihm als Betrachter fremder Kunst. Dieser Natur standen alle Tonarten der Empfindung zur Verfügung, sie war rezeptiv und nur dann ganz sie selbst, wenn ihr ein Anstoß von außen kam, mit glänzendem Verstand begabt, der die Zusammenhänge, wenn nicht bis in die letzten Tiefen, so doch in ihren organischen Gliederungen zu erfassen verstand und der zwischen Sein und Schein sicher zu unterscheiden wußte. Daneben war er ein Maler, der die Bedingungen des Handwerkes und der Materie nie vergaß und aus Erfahrung wußte, daß das Geistige in der Kunst sich nur im Stofflichen offenbaren kann. Im Atelier hatte er erfahren, wie oft der Gedanke vom Pinsel, wie oft eine Empfindung auf der Palette gefunden wird; doch blieb er frei genug, um zu wissen, daß aus solcher Aesthetik der Materie die Aesthetik der Idee, das Leben gewonnen werden muß. So wurde er ein Kunstbeurtheiler, wie es wenige giebt.

Im Jahr 1876 veröffentlichte er das Ergebniß einer Reise durch die Niederlande und sprach seinen Landsleuten von Rubens und Van Dyck, von Rembrandt und Ruisdael. Seine Werthungen kommen uns, die seit Jahren von den Jüngern dieser aus Frankreich stammenden Art, Kunst zu beurtheilen, unterhalten und belehrt worden sind, etwas spät; denn nach mancher Richtung sind die Wege, die Fromentin bahnte, bis ans Ende durchschritten worden. Aber wie der Franzose seine Urtheile gewinnt, prüft und befestigt, sie erlebt, wie er, indem er ganz in Anderer Arbeit aufgeht, die eigene reiche und zarte Natur enthüllt: Das ist werthvoll, trotzdem seit dem Erscheinen des Buches ein Vierteljahrhundert verstrichen ist. Wir haben es hier mit einer Arbeit zu thun, die reife Frucht eines wohlangewandten fünfundfünfzigjährigen Lebens ist, eines Lebens, das zu abgeklärter Ruhe gelangen konnte, ohne an Tem-

*) Eugène Fromentin: Die alten Meister. Verlag von Bruno Cassirer.

perament einzubüßen und, vor Allem, ohne das Glücksgefühl zu verlieren, das keinem Kunstbeschreiber fehlen darf, eines Lebens, das alle still leuchtenden Tugenden des Alters zeigt und nicht einen seiner Fehler. Wunderschön ist der Ernst, womit Fromentin seine Natur zwingt, auch Dem gerecht zu werden, was ihr nicht behagt. Vor Rubens braucht der sinnlich lebhafte Franzose nur zu fühlen, um gleich das rechte Wort zu finden, nur zu schwärmen, um Wahrheiten auszusprechen; an der Charakteristik Van Dycks, glänzend in ihrer farbigen, erschöpfenden Präzision, haftet nichts von mühsamer Erkenntnißarbeit; sie muthet wie das selbstverständliche Ergebniß einer verwandten Natur an. Die romanischen Elemente in den belgischen Künstlern klangen hell in der verwandten Natur des Betrachters; er begriff sie mit der Sensibilität seines behenden gallischen Lebensgefühles. Zu Rembrandt aber mußte er ein Verhältniß erst erkämpfen; hier leitete ihn wenig mehr als die Ahnung von der tiefsinnigen Größe des Germanen. Und doch gelangte er zu Resultaten; nachdem er mühevoll die Kunst dieses verwirrend in Phasen sich entwickelnden Genies analysirt hatte, gewann er eine große Synthese.

Daß wir das Buch erst jetzt kennen lernen und den Standpunkt des Romantikers mit unserem vergleichen können, hat seinen Reiz. Die Impressionisten haben sowohl Rubens wie Rembrandt für sich „entdeckt"; die alten Meister sind wieder einmal mit den Augen der Gegenwart betrachtet worden. Wenn man nun diese letzten Ergebnisse der ästhetischen Forschung mit den Resultaten Fromentins zusammenhält, so ist man im Besitz einer stattlichen Summe fruchtbarer Urtheile. Das Unsterbliche an Kunstwerken ist nicht, daß sie sich mühsam in gewandelter Zeit erhalten, sondern, daß sie jeder Epoche ihr Wollen zu bestätigen scheinen, ihr einen Spiegel vorhalten und daß Urtheile nur Selbsterkenntnisse sind. Rubens und Rembrandt werden der Zukunft sicher noch neue Seiten zu enthüllen oder alte Seiten wieder in neuer Beleuchtung zu zeigen haben; darüber aber fehlt uns eine Meinung. Denn auch Das lernt man aus dem Buch dieses klugen Kunstbeurtheilers: daß die Werke des Genies im Betrachter immer nur das schon Gewußte bestätigen, das Schlummernde erwecken, das Ungewisse befestigen, niemals aber das nicht Vorhandene erschaffen können. Was jenseits von der Begriffswelt des Betrachters liegt, sei es offenbar auch im Kunstwerk enthalten, bleibt unerkannt. Eine Vergangenheit kann darum mit Hilfe der Kunst erforscht, eine Zukunft aber nicht entschleiert werden. Die letzten Namen, die Fromentin nennt, sind Millet, Rousseau und Corot. Und doch hat er die Stürme mit erlebt, die Manets Bilder umbrausten. Er weiß gute Worte darüber zu sagen, warum unserer Zeit die Malkunst verloren gegangen ist; die Künstler aber, die mit guter Malerei dort anknüpfen, wo die Niederländer aufgehört haben, erkannte er nicht. Heute hat Fromentins

Betrachtungweise Schüler, die eben so von Manet sprechen, wie der Lehrer von Rubens sprach. Von dem Maler, der, als das Buch geschrieben wurde — und schon früher — zu erfüllen rang, was der Kritiker wünschte, wußte dieser Schreiber nichts zu sagen. Woraus folgt, daß unsere Ideale, wenn sie sich plötzlich ganz oder zum Theil verwirklichen, von Keinem mehr verkannt werden als von uns selbst; denn die Phantasie hat sie sich in den alten Formen vorgestellt und vermag die neue Form nicht zu ertragen. So zwingt dieser ehrliche und kluge Kunstbetrachter zu dem beschämenden Geständniß, daß Kunsturtheile im besten Fall bis gestern reichen, daß sie neue Wege nicht zeigen, sondern schon eröffnete nur ebnen können.

Wer aber, wie Fromentin, in den Sälen unserer Museen zu beobachten versteht, wer die Individualitäten aus dem starren Einerlei einer historischen Schule ins Leben zurückzurufen vermag, Der trägt einen Gewinn auch für das eigene Leben davon. Es kann nicht ausbleiben, daß solche Erkenntniß, indem sie auf alles Thun und Lassen unmerklich einwirkt, die Kulturkräfte bereiten hilft, aus denen die werdende Kunst ihre Lebensmöglichkeiten zieht.

Friedenau. Karl Scheffler.

Vogelweid.

Was bettelt Ihr so und zupft mich am Hut?
Glaubt, ich müßt' immer nur Liebe flöten?
Ich bin ein Mann, mir schäumt das Blut
Und mein Lied soll zehntausend Heiden töten.

Ich sing' ein blankes Schwert,
Das ist von Gott bewehrt.
Und fährt es Einem in die Brust,
Er hat im Tod noch süße Lust.

Ich sing' die ganze Welt,
Die ist auf Gott gestellt.
Doch Der ihn hier vertreten soll,
Ist wilder Wuth und Tücke voll.

Ach, geht mir mit Euern gelangweilten Blicken!
Kann Euch denn immer nur Liebe entzücken?
Funkelt denn nicht Euer Herz und flammt,
Daß Ihr vom herrlichsten Streiter stammt?

Bei Gott, Ihr schönen Frauen, Ihr laßt
Einem armen Sänger nicht Ruh noch Rast!
Trüg' er in Eisen gepanzert die Leier,
Am Ende wärs doch eine Liebesfeier.

Drum also — schon glüht Ihr — in Gottes Namen:
Eia, mein Herz ist von Minne belohnt.
Frauen, Ihr süßen! Vielholde Damen!
Es küßt Euer Bette der silberne Mond . . .

Wien. Hans Müller.



Der Narrenthurm.

In einem fernen Land wurde das ganze Leben der Bewohner in fürsorglicher Weise von Staates und Amtes wegen betreut, kontrolirt und eingetheilt. Essen und Lieben, Lachen und Weinen: Alles war durch Vorschrift geordnet. Besonders widerspenstig hatte sich die Kunst diesen weisen Vorschriften und Maßregeln gegenüber gezeigt. Auch sie wurde jedoch zum allgemeinen Wohl in Dressur genommen. Und nun schien erst der ganze Staat auf das Beste eingerichtet.

Es geschah aber, daß ein Fremder in das Land gerieth und, nachdem er alles Uebrige gebührend bewundert hatte, nach der Kunst des Landes fragte. Stolz führte man ihn zu dem Rath der alten, weisen Männer, die die Kunst zu behüten hatten und entscheiden mußten, welche Schaustücke dem Volk geboten, welche Bücher zum Kauf angepriesen werden sollten. Zu seinem Erstaunen fand der Fremde, daß die eine Hälfte der weisen Männer, die über so Wichtiges entschieden, blind und die andere Hälfte taub war.

„Wie mag es einer Kunst gehen, wenn Solche, die nicht hören, und Solche, die nicht sehen, im Lande ihre Richter sind?" fragte der Fremde.

Aber der Erste in der Versammlung, ein kleines, schlaues Männchen, das sehr scharf sah und hörte, besonders auf die Meinung der Tauben und der Blinden, nahm ihn bei der Hand und sagte: „Kommt mit mir! Ihr sollt an der Kunst des Landes Wunder sehen."

Da wurde der Fremde in eine sonderbare Stadt geleitet. Sie war säuberlich und regelmäßig gebaut und von drei Mauern umgürtet; durch jede führte ein hübsches Thor. Der älteste Stadtrath präsentirte, in schwarzem Talar, auf rothem Sammetkissen die Schlüssel der Stadt. Drinnen erklärte man dem Fremden, daß jede Straße den Namen eines berühmten vaterländischen Dichters trage und daß die Geschöpfe dieses Dichters die Gebäude bewohnten. Auf einen Wink des Führers klappten die Häuser auf, damit man hineinsehen könne. Dann rief er die Einwohner mit Kosenamen, wie man Lieblingvögel ruft, und sie kamen aus ihren Zimmern herbei.

Er zeigte, wie künstlich und schön diese Geschöpfe gearbeitet seien. Es waren nämlich lauter Puppen in Lebensgröße, mit wirklichen Haaren und wirklichen Zähnen. Im Magen trug jede ihr eigenes kleines Musikwerk, das jedesmal spielte, wenn sie aus ihrem Zimmer kam. Die jungen Mädchen spitzten den Mund zum Kuß, die vom Leid der Liebe geplagten führten ganz natürlich ein Taschentüchlein an die gläsernen Augen und dann fielen — Eins, Zwei, Drei — wirkliche Thränen herunter. In mancher Straße waren es Bauern und Bäuerinnen, in anderen Bürgersleute oder Arbeiter. Dazwischen traten

interessante Künstler auf, tugendhafte Ingenieure und lasterhafte junge Edelleute. In gewissen Straßen wohnten Affen und Aeffinnen, bunt aufgeputzt und possirlich, deren ewig gleiche Sprünge als eigenartiger Ausdruck echten Humors erklärt wurden. All diese Gestalten schlossen sich den Gästen an, bis sie auf den Stadtplatz kamen. Dreimal umschritten sie ihn in feierlichem Zug und verneigten sich vor dem ältesten Stadtrath und den Besuchern. Dem Fremden wurde der Erfolg dieser schönen künstlichen Figuren geschildert. Man machte ihn auf all ihre Vorzüge aufmerksam: auf ihre wirklichen Haare, ihre wirklichen Zähne, ihre drei Thränen und auf die Musik, die jede im Leibe trug.

Aber der Fremde blieb nachdenklich und in sich gekehrt. Endlich sagte er: „Habt Ihr mir wirklich Alles in Eurer Stadt gezeigt, Alles, was Eure Kunst hervorbringt, um die hungrigen Herzen der Menschen zu speisen? Verbergt mir nichts, ich bitte; denn ich will weise in meine Heimath zurückkehren. Ihr habt mir gezeigt, was bei Euch Bewunderung erregt; zeigt mir nun auch, was Ihr mißachtet. Ihr habt alle Häuser vor mir aufgeklappt, selbst das Rathhaus mit den vaterländischen Gestalten, den künstlichsten von allen. Doch der graue Thurm da blieb mir verschlossen. Birgt er wohl ein Geheimniß?"

„Das ist der Narrenthurm," antwortete der Stadtvater; „wenn es Euch belustigt, so will ich seine Thore aufsperren. In den Verließen liegt Alles, was wir nicht brauchen können, närrisches Zeug, zu fröhlich oder zu traurig für gesittete Menschen."

Der Stadtrath und der Kunstrichter führten ihren Gastfreund nun in den verschlossenen Thurm. Sie leuchteten mit ihren Laternen bis tief in die Ecken, wo die Spinnengewebe hingen. Da erhob sich ein Rasseln im ganzen Gebäude, als ob Tausende von Ketten abfielen. In jedem Verließ kauerten Menschen, um eine erhabene Gestalt geschaart, deren Märtyrerblick in die Höhe gerichtet war. Wunderbar Schöne und erschreckend Häßliche gab es darunter: Jede von ihnen hatte irgend eine neue Offenbarung auf der Zunge oder in den Augen. Einige trugen entsetzliche Wunden und wanden sich in furchtbarem Leid. Flüche ertönten von verzerrten Lippen. Andere hielten sich wild umschlungen. Ein Weib stand nackt in Jugendschöne da, ihr gegenüber ein Jüngling in hüllenloser Pracht; er streckte die Hände voll sehnsüchtiger Inbrunst aus. Ströme von Thränen stürzten aus manchem Auge. Beschwörend, drohend und flehend sprach die Leidenschaft in jeder Bewegung.

Die gefangenen Dichter aber waren als Narren von den Vätern der Puppenstadt in den Thurm geworfen worden. Nun flehten sie um Freiheit für sich und ihre Geschöpfe.

Dem Fremden wurde weh zu Muth, doch seine Führer rümpften die Nasen und wandten sich mit Abscheu um. „Ihr könnt niemals Erfolg haben," sagten sie zu den Gestalten der Dichter. „An Euch ist ja gar nichts Künstliches. Pfui! Ihr seid ja lebendig!"

Eilig verließen sie den Narrenthurm und sperrten seine Thore mit großen, schweren Schlüsseln zu.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Werth und Unwerth der Mathematik*)

Wenn Hamilton der Mathematik vorwirft, daß ihr intensives Studium den Geist für anderweitige Bethätigung, wie sie, zum Beispiel, die Philosophie und das Leben erfordern, unfähig macht, so meine ich, der erste Theil dieses Vorwurfs dürfte dahin zu berichtigen sein, daß allerdings die Mathematiker für nebelhafte und haltlose metaphysische Spekulationen wenig Sinn und Neigung zu besitzen pflegen. Und wenn sie es demnach meist für nützlicher hielten, mathematische Werthe zu schaffen, statt den Wust blühenden Unsinns, den zahlreiche Metaphysiker im Laufe der Jahrhunderte angehäuft haben, vermehren zu helfen, so kann ich darin allenfalls nur ein Verdienst, sicherlich aber kein Zeichen eines geistigen Defektes erblicken. Doch genügt es wohl, die Namen Descartes und Leibniz zu nennen, um nachzuweisen, daß führende Mathematiker auch führende Philosophen sein können.

Wird aber den Mathematikern nachgesagt, daß ihre Wissenschaft sie den Forderungen des praktischen Lebens entfremde, so trifft dieser Vorwurf, so weit er berechtigt ist, die Mathematiker nicht mehr als die Gelehrten überhaupt. Um sich zu überzeugen, daß die Mathematik an sich hieran völlig unschuldig ist, braucht man nur den Blick zu unseren westlichen Nachbarn zu wenden, bei denen seit dem achtzehnten Jahrhundert gerade die Mathematiker eine ganz hervorragende Rolle im öffentlichen Leben gespielt haben, nicht etwa bloße Auch-Mathematiker, sondern zum Theil produktive mathematische Geister hohen und höchsten Ranges. Um nur die bedeutendsten zu nennen: Gaspard Monge (1746 bis 1818), den Schöpfer der Géométrie descriptive (1799) und Verfasser der Applications de l'analyse à la géométrie (1801), zweier klassischen Werke, deren Einfluß bis auf die heutige Zeit reicht, finden wir 1792 als Marineminister; im folgenden Jahr leistet er geradezu Märchenhaftes in der Herbeischaffung von Kriegsmaterial für die Landesvertheidigung, gründet 1794 die École polytechnique, begleitet 1798 seinen Freund Napoleon Bonaparte nach Egypten, führt dort ein kriegerisches, an Gefahren und Entbehrungen überreiches Leben und ist dabei zugleich die Seele der wissenschaftlichen Untersuchungen zur Erforschung der egyptischen Alterthümer. Lazare Carnot (1753 bis 1823), des Konvents und später Bonapartes genialer Kriegsminister, schreibt mitten in seiner erfolgreichen politischen Wirksamkeit seine vielgenannten Réflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal und seine die Entwickelung der neueren Geometrie vorbereitende Géométrie de position. Joseph Fourier (1768 bis 1830), der unsterbliche Schöpfer der Théorie analytique de la chaleur, gehörte auch zu den Theilnehmern der napoleonischen Expedition nach Egypten. Als Kommissar beim egyptischen Divan entfaltet er eine geradezu glänzende diplomatische Thätigkeit, unterdrückt mit höchster Umsicht und Unerschrockenheit einen Aufstand der Bewohner von Kairo, publizirt bei Alledem eine Anzahl mathematischer Abhandlungen und ist zugleich auch eifriger Mitarbeiter an der archäologischen Description de l'Egypte. Später (1802) wird er Präfekt des Isère-Departements und vollbringt die lange vergeblich angestrebte Austrocknung der Sümpfe von Bourgoin. François Arago (1786 bis

*) S. „Zukunft" vom 14. Mai 1904.

1853), der Erbe von Monges geometrischem Lehrstuhl, bekannter durch seine hervorragenden physikalischen und astronomischen Leistungen, seit 1830 Ständiger Sekretär der Akademie und als solcher „unerreicht und ohnegleichen“, war zugleich unter dem Juli Königthum als Deputirter der gefürchtetste Redner der Opposition. Bei der provisorischen Regirung von 1848 finden wir ihn als Minister des Krieges und der Marine, später als energisches und durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnetes Mitglied der Exekutivkommission. Jean Victor Poncelet macht 1812 als Lieutenant den russischen Feldzug mit, wird in der Schlacht bei Krasnoi verwundet und gefangen, nach Saratow an der Wolga geschleppt und entwirft dort in der Gefangenschaft, von allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln entblößt, die Grundlagen seines epochemachenden Werkes: Traité des propriétés projectives des figures, das ihm, als dem Begründer der projektiven Geometrie, einen hervorragenden Platz unter den Geometern aller Zeiten sichert. Nach Frankreich zurückgekehrt (1814), tritt er wieder in die Armee ein, entwickelt später, trotz gleichzeitiger Fortsetzung seiner rein geometrischen Arbeiten, eine umfangreiche Thätigkeit als Genie-Offizier, wird 1848 General, in welcher Eigenschaft er noch 1852 die vereinigten Nationalgarden kommandirt. Schließlich noch einen Namen, der zwar nicht die wissenschaftliche Bedeutung der bisher genannten, dafür aber den Vorzug der „Aktualität“ besitzt: Freycinet, der als Minister und Ministerpräsident durch seine verständige und friedliche Politik sich auch in Deutschland einen guten Namen gemacht hat, ist ein keineswegs unbedeutender Mathematiker und er hat außer einem zweibändigen Traité de mécanique rationelle zwei beachtenswerthe Bücher über die philosophischen Grundlagen der Infinitesimal-Analysis und der Mechanik geschrieben. Die vorstehenden Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, dürften für unseren Zweck genügen. Wenn in Deutschland die Göttin Justitia nicht die leidige Gewohnheit hätte, die Ministerportefeuilles nur ihren eigenen Sprößlingen in die Wiege zu legen: wer weiß, ob nicht schon mancher deutsche Mathematiker einen trefflichen Minister abgegeben hätte?

Ohne auf weitere Einzelheiten der Abhandlung Hamiltons einzugehen, möchte ich, nur an eine besonders prägnante und auf den ersten Blick verblüffend annehmbar erscheinende Stelle anknüpfend, nun versuchen, festzustellen, welchen Bildungwerth wir der Mathematik etwa beimessen können, so weit sie als Lehrgegenstaand der höheren Schulen, insbesondere der humanistischen Gymnasien, in Betracht kommt. Selbst ihre Verächter pflegen in diesem Zusammenhang meist zuzugestehen, daß sie als eine Art praktische Schule der Logik vor allen anderen Wissenschaften geeignet sei, die formale Verstandesbildung wesentlich zu fördern: in der That verdankte sie ja zunächst hauptsächlich diesem Umstande ihre Aufnahme in die Lehrpläne der Gelehrtenschulen. Hiergegen bemerkt nun Hamilton: „Die Kunst, richtig zu schließen, wird sicherlich nicht durch ein Verfahren gelehrt, bei dem es kein unrichtiges Schließen giebt. Durch Vorübung in einem Bassin von Quecksilber lernen wir nicht im Wasser schwimmen. Wenn also die Mathematik empfohlen wird, um unserer natürlichen Neigung zum Irrthum entgegenzuwirken: warum schlägt man nicht auch das Quecksilber vor, um unsere natürliche Neigung zum Untersinken zu paralysiren?“

Nun, darauf wäre zu erwidern: Man schlägt es in Wahrheit nicht nur vor, sondern man wendet es sogar konsequent an, — notabene, nachdem man

es von den ihm anhaftenden metaphysischen Schlacken gründlich gereinigt hat. Der Metaphysiker Hamilton übersieht nämlich, daß das spezifische Gewicht des Quecksilbers etwa dreizehnmal so groß ist wie das des Menschen, so daß der Mensch überhaupt nicht in der Lage wäre, tief genug einzutauchen, um darin Schwimmbewegungen auszuführen. Und Das wäre doch erforderlich, wenn das angewendete Bild überhaupt einen Sinn haben soll; denn logische Schwimmbewegungen — Das heißt: Schlüsse — werden ja wirklich in der Mathematik ausgeführt. Hamilton will also in Wahrheit nur sagen, der Mensch könne nicht die Fertigkeit erwerben, im Wasser zu schwimmen, wenn er seine Uebungen in einer Flüssigkeit anstellt, die spezifisch so schwer sei, daß er darin nicht untersinken könne. Und nun sage ich: Der Kulturmensch pflegt wirklich in einem solchen Quasi-Quecksilber seine Schwimmstudien zu machen, nachdem Archimedes, der glücklicher Weise ein Mathematiker, kein Metaphysiker war, ihn gelehrt hat, wie er sich eine solche Flüssigkeit aus gewöhnlichem Wasser in der denkbar einfachsten und billigsten Weise herstellen kann: nämlich, indem er, statt die Flüssigkeit spezifisch schwerer zu machen, sich selbst in ein spezifisch leichteres Wesen verwandelt. Er bindet sich eben einfach einen Schwimmgürtel um und erlernt dann die Technik des Schwimmens, nicht obgleich, sondern gerade weil er nun gegen das Untersinken gesichert ist. Und wenn er dann diese Technik vollständig beherrscht, so hält sie ihn schließlich auch ohne Schwimmgürtel über Wasser, zumal wenn durch allmähliche Abschwächung seiner Wirkung er sich nach und nach davon entwöhnt. In ganz analoger Weise wirkt auch ein richtig geleiteter mathematischer Schulunterricht. Nur die Anfangsgründe der Geometrie sind von der Art, daß sie, bei genügender Präzision der zu Grunde gelegten Axiome, die Möglichkeit logischer Irrthümer so ziemlich ausschließen. Das gilt aber nicht einmal in gleichem Maße von den Elementen der Arithmetik und Algebra. Und wenn nun gar der Schüler beginnt, die erlernten Sätze zur Lösung von geometrischen und algebraisch-geometrischen Aufgaben zu verwerthen, geometrische und algebraische Erkenntnisse auf physikalische Probleme anzuwenden, konkrete Fragen mannichfacher Art in die abstrakte Form der mathematischen Zeichensprache, zum Beispiel: in algebraische Gleichungen, zu übersetzen, so wird er zu Irrthümern und Fehlschlüssen ausreichende Gelegenheit finden, um allmählich auch ohne euklidischen Schwimmgürtel schwimmen zu lernen. Im Uebrigen schätzt man die Einwirkung der Mathematik auf die formale Verstandesbildung von vorn herein viel zu niedrig ein, wenn man, wie häufig geschieht, lediglich annimmt, sie sei nur eine nützliche Uebung für die Kunst, logisch zu schließen, also aus gegebenen Prämissen richtige Schlußfolgerungen zu ziehen. Denn schon bei zweckmäßiger Unterweisung in den Hauptsätzen der Elementar-Geometrie besteht der bei Weitem schwierigere und wichtigere Theil der Verstandesthätigkeit nicht in der Schlußbildung selbst, sondern gerade in der Auffindung der zur Fortführung des Schlußverfahrens tauglichen, durch genaue Beobachtung des Sachverhaltes und geschickte Heranziehung schon erworbener Erkenntnisse zu gewinnenden Prämissen. Und der weitere Verlauf eines guten mathematischen Unterrichtes bietet reiches Material, um den Schüler nicht nur zu richtigem Beobachten und Schließen, sondern vor Allem zu logischem und selbstthätigem Denken anzuleiten. Zugleich wird ihm eine unvergleichliche Gelegenheit gegeben, an scharfe und ge-

naue Begriffsbestimmungen sich zu gewöhnen und Klarheit und Präzision des sprachlichen Ausdruckes sich anzueignen, — eine Gelegenheit, die freilich nicht genügend ausgenützt zu werden scheint; wenigstens so weit meine bei Studenten gemachten Erfahrungen reichen. Fügt man hierzu noch die von der Geometrie, insbesondere von deren stereometrischem Theil dargebotene Uebung zur Ausbildung des Anschauungsvermögens, so wird man die formalen Bildungmöglichkeiten, die dem mathematischen Schulunterricht innewohnen, als überaus reichhaltige und wesentliche anerkennen müssen.

Fassen wir ferner die Mathematik, wie sie auf den Gymnasien gelehrt wird oder doch gelehrt werden sollte, dem Inhalt nach ins Auge, so wird man ihren Nutzen für die allgemeine geistige Ausbildung der Schüler vor Allem darin zu suchen haben, daß sie unter den Lehrgegenständen der einzige ist, der ihnen das Beispiel einer wirklichen Wissenschaft, als eines Inbegriffes wohlerworbener und systematisch verknüpfter Erkenntnisse, giebt. Zweitens erweist sie sich als unentbehrlich für den Unterricht in der Physik und den Elementen der Astronomie (der sogenannten mathematischen Geographie), soll diese, statt wirkliche Einsicht auch nur in die einfacheren physikalischen und astronomischen Erscheinungen zu verschaffen, nicht zu einer bloßen Mittheilung empirischer Thatsachen herabsinken. Drittens gestattet sie viele nützliche Anwendungen auf mannichfache Fragen des praktischen Lebens. Aus dem Zusammenwirken von Form und Inhalt der Mathematik erwächst schließlich dem Schüler die Bekanntschaft mit Methoden, die ihn befähigen, innerhalb gewisser, wenn auch enger Grenzen selbständig zu produziren und durch eigenes Nachdenken seine Erkenntniß zu erweitern. Die mit dieser Art der Bethätigung verbundene Steigerung des geistigen Kraftgefühles und das allmähliche Erwachen geistiger Selbständigkeit darf wohl als das schönste und höchste Resultat der mathematischen Erziehung bezeichnet werden.

Obschon ich von der Richtigkeit der vorstehenden Darlegungen aufs Tiefste überzeugt bin, so kann ich mir nicht verhehlen, daß sie Manches enthalten, was sein sollte und wohl auch sein könnte, aber im Allgemeinen nicht ist. Denn es wäre abgeschmackt, leugnen zu wollen, daß bei einem großen, ja, sogar bei dem größeren Theil der Schüler die Früchte des mathematischen Unterrichtes recht kümmerliche sind. Man hat zur Erklärung dieser Thatsache das Märchen erfunden, daß die Fähigkeit, das mathematische Schulpensum zu bewältigen, eine ganz spezielle mathematische Begabung erfordere; und gewisse, zum Glück allmählich seltener werdende Schulphilologen, namentlich aber mitleidige Eltern unternormal oder anormal begabter, oft aber auch nur schlechthin fauler Schüler haben redlich dazu beigetragen, diesem Märchen in den weitesten Kreisen Glauben zu verschaffen. Wenn zur Unterstützung dieses Glaubens häufig angeführt wird, mit der relativen Seltenheit der mathematischen Begabung verhalte es sich ähnlich wie etwa bei der musikalischen, so kann man dieser Analogie zustimmen, aber gerade, um daraus die entgegengesetzten Konsequenzen zu ziehen. Gewiß ist der Grad von musikalischer Begabung, der erforderlich ist, um mit Erfolg sich der Musik zu widmen oder gar schaffender Musiker zu werden, ein relativ seltener. Aber ein gewisses Maß von musikalischer Begabung, das dazu befähigt, Freude an der Musik zu empfinden und bei richtiger Anleitung auch mehr oder weniger wirkliches Verständniß dafür zu gewinnen, darf doch geradezu als Regel ange-

sehen werden. Wie wollte man sonst die dominirende Rolle erklären, die heutzutage die Musik nicht nur innerhalb des eigentlichen Kunstlebens, sondern im gesammten Kulturleben des Volkes spielt? So besitzt nach der Meinung aller Einsichtigen auch jeder normal begabte Schüler ein genügendes Maß geistiger Fähigkeiten, um dem mathematischen Unterrichte das nöthige Verständniß entgegenzubringen. „Den Gedankengang eines platonischen Dialoges, einer horazischen Epistel scharf und genau darstellen, die Idee eines shakespearischen Dramas, den Charakter einer seiner Personen entwickeln, einer Dichtung Goethes in alle ihre Beziehungen folgen: Das sind Uebungen, die eine Kraft und Beweglichkeit der Intelligenz hervorzubringen geeignet sind, der auch die Schwierigkeit mathematischer und physikalischer Begriffe und Methoden nicht unüberwindlich sein wird", sagt Friedrich Paulsen, freilich mit einer ganz anderen Tendenz als der hier vorliegenden: nämlich, um zu beweisen, daß die humanistischen Fächer für die logische Verstandesausbildung mindestens das Selbe leisten wie die Mathematik. Nun, ohne diese Folgerung an den citirten Ausspruch knüpfen zu wollen: sein Inhalt erscheint mir im Wesentlichen zutreffend, nämlich, daß Schüler, die in den humanistischen Fächern wirklich Tüchtiges leisten, auch für die Mathematik ausreichende Begabung besitzen dürften. Zugleich wird man aber zugeben müssen, daß ein ganz ansehnlicher Theil der Gymnasialabiturienten auch in all den schönen Dingen, die Paulsen aufführt, recht wenig leistet: Leute, die es allenfalls dazu bringen, über einen gewissen Vorrath gedächtnißmäßig eingeprägter Sprachkenntnisse und historischer Daten zu verfügen und nach bewährtem Rezept, mit dem nöthigen Aufwand klassischer Citate, moralischer Gemeinplätze und patriotischer Phrasen, einen sogenannten deutschen Aufsatz zu verfertigen. Für Deren mathematische Begabung einzustehen, fühle ich mich in keiner Weise berufen.

Aber selbst wenn man von dieser Kategorie absieht, bleibt immerhin die Thatsache bestehen, daß gar mancher unter den besseren Schülern nur nothdürftige Kenntnisse in der Mathematik erwirbt, ja, daß nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Schülern aus dem mathematischen Schulunterricht sichtlichen und nachhaltigen Gewinn zieht. Ich will auch nicht verschweigen, daß ein sehr angesehener mathematischer Kollege (Professor Pasch in Gießen) zur Erklärung dieser Erscheinung die Hypothese aufgestellt hat, der menschlichen Natur müsse das mathematische Denken im Grunde zuwiderlaufen. Ich kann mich dieser pessimistischen Auffassung nicht anschließen und bin vielmehr geneigt, den Hauptgrund für die wenig günstigen Ergebnisse des mathematischen Schulunterrichtes in seiner Unvollkommenheit zu erblicken. Daß heutzutage nicht Wenige rein als Broterwerb den mathematischen Lehrerberuf ergreifen, die dazu in keiner Weise veranlagt sind, erwähne ich nur nebenbei. Nachdrücklich möchte ich jedoch hervorheben, daß nach meinem Dafürhalten die Ausbildung der Lehrer gerade in Bezug auf den Punkt, der mir der wichtigste scheint, nicht nur viel, sondern geradezu Alles zu wünschen übrig läßt. Lehren ist eine schwere Kunst und das Lehren der mathematischen Anfangsgründe der schwersten eine. Nun wird man ja niemals darauf rechnen dürfen, durch Unterweisung Künstler zu erziehen. Aber das Können, das die Grundlage jeder Kunst bildet, wird doch wohl am Besten durch Unterweisung erworben, ja, es kann von Jemand, der nicht ein Genie oder wenigstens ein hervorragendes Talent ist, überhaupt auf keinem an-

deren Wege gründlich erlernt werden. In dieser Richtung bietet das Universitätstudium dem zukünftigen Lehrer der Mathematik nicht die geringste Handhabe, was um so schwerer ins Gewicht fällt, als in keinem anderen Lehrfache die Divergenz zwischen dem Inhalte der meisten Universitätvorlesungen und den Lehrgegenständen der Schule eine so vollständige ist wie gerade in der Mathematik. Ich möchte diese Bemerkung nicht etwa in dem Sinn verstanden wissen, daß ich die mit jenen Universitätvorlesungen bezweckte höhere wissenschaftliche Ausbildung der Lehrer für überflüssig halte: im Gegentheil! Aber eben so nothwendig, ja, noch nothwendiger wäre doch eine systematische Ausbildung in der Kunst, Elementarmathematik zu lehren. Daß das in Preußen eingeführte und, wie ich höre, auch für Bayern in Aussicht genommene sogenannte Probejahr der Lehramtskandidaten diesen Zweck nicht erfüllen kann, liegt auf der Hand und wird durch die Praxis bestätigt.. Auch will mir das gewohnheitmäßige und bewußte Experimentiren an Schülern der Unterklassen quasi in corpore vili vom ethischen Standpunkt aus recht bedenklich erscheinen.

Was in Wahrheit noththäte, sind Universitätvorlesungen und Seminarübungen aus dem Gebiete der mathematischen Pädagogik, die sich auf alle einzelnen in den Mittelschulen zu lehrenden Disziplinen zu erstrecken hätten. Inwieweit die jetzigen Vertreter der Universitätmathematik für einen solchen Zuwachs an Thätigkeit etwa noch Zeit, Neigung und — worauf es offenbar ganz wesentlich ankommt — auch praktische Schulerfahrung besitzen, entzieht sich meiner Beurtheilung. Aber ohne etwa von mir auf Andere schließen zu wollen, so würde aller Wahrscheinlichkeit nach die Durchführung dieses Planes die Errichtung besonderer Lehrstühle für mathematische Pädagogik erfordern. Damit greift dann freilich diese ganze Erörterung in das Gebiet hinüber, in dem bekanntlich die Gemüthlichkeit aufhört: sie dürfte daher in unserer für höhere Kulturzwecke so äußerst geldknappen Zeit zunächst wenig Aussicht haben, aus dem Stadium mathematischer Idealisirung heraustretend, reale Gestalt zu gewinnen.

Etwas leichter realisirbare, wenn auch nicht allzu sanguinische Hoffnungen ließen sich vielleicht an die Bemerkung knüpfen, daß die Mathematik innerhalb des Lehrplanes der bayerischen humanistischen Gymnasien noch keineswegs den Platz einnimmt, der erforderlich wäre, um die in ihr enthaltenen, vorhin geschilderten Bildungmöglichkeiten zu voller Entwickelung zu bringen. Zwar wird man es als einen Fortschritt begrüßen müssen, daß man neuerdings, statt der sphärischen Trigonometrie, die Elemente der analytischen Geometrie eingeführt hat, — vorausgesetzt, daß dabei weniger auf eine möglichst große Anzahl formaler Einzelkenntnisse als auf die Herausarbeitung des Funktion-Begriffes und seiner graphischen Darstellung und auf die Herleitung der für die Naturwissenschaften unentbehrlichen Haupteigenschaften der Kegelschnitte Gewicht gelegt und durch Behandlung des Tangentenproblems, etwa an der Parabel, ein Ausblick auf die Differentialrechnung geschaffen wird. Dagegen scheint mir das arithmetisch-algebraische Pensum noch einer mäßigen Abrundung nach oben zu bedürfen, wenn es einigermaßen den Charakter wissenschaftlicher Geschlossenheit und den durchaus wünschenswerthen Kontakt mit den unteren Grenzen der höheren Mathematik erlangen soll. (Ohne hier auf Einzelheiten einzugehen, möchte ich nur, um jedes Mißverständniß auszuschließen, bemerken, daß ich mit dem Ge-

sagten nicht etwa die Einführung der Elemente der Differentialrechnung befürworten will.) Schließlich müßte noch für etwas reichlichere, das mathematische Interesse der Schüler anregende und an sich nützliche Anwendungen etwas mehr Platz geschaffen werden. Diese Forderungen dürften Manchem als äußerst anspruchsvoll und verwerflich erscheinen. Dem gegenüber möchte ich hervorheben, daß ja die Mathematik auf den humanistischen Gymnasien offiziell neben Deutsch und Latein als eins der drei Hauptfächer gilt. Wie reimt sich hiermit die Thatsache zusammen, daß in der Oberklasse, also da, wo der Geist der Schüler am Reifsten ist oder doch sein soll, von siebenundzwanzig obligatorischen Wochenstunden im ganzen vier, sage vier, nicht etwa auf Mathematik, nein: auf Mathematik, Physik und mathematische Geographie entfallen, also etwa ein Siebentel aller Unterrichtsstunden, gegen zwölf Stunden Latein und Griechisch? In der siebenten und achten Klasse giebt es allerdings je fünf Stunden Mathematik und Physik, in der sechsten vier Stunden Mathematik (keine Physik); dagegen auf den preußischen Gymnasien, allerdings bei achtundzwanzig Wochenstunden, je vier Stunden Mathematik und zwei Stunden Physik in jeder der genannten vier oberen Klassen. Ich sollte meinen, es müßte zu ermöglichen sein, ohne Vermehrung der obligatorischen Schulstunden und ohne den Charakter des Gymnasiums als einen „humanistischen“ wesentlich zu beeinträchtigen, die Anzahl der Mathematik und Physikstunden wenigstens in den drei oberen Klassen auf sechs zu erhöhen. Das könnte natürlich nur auf Kosten der klassischen Sprachen geschehen. Aber sollte wirklich die „humanistische“ Seite der Bildung eine so merkliche Schädigung erleiden, wenn man sich entschlösse, an der Klassikerlecture einige Ersparungen zu machen? Von dem unechten Pathos und der geschwollenen, bis zur Widerwärtigkeit selbstgefälligen Rhetorik der ciceronischen Reden dürften die Schüler schon durch Verabreichung ziemlich bescheidener Dosen einen ausreichenden Begriff bekommen; und es wäre lediglich ein Akt weiser und gerechter Oekonomie, wenn man ein reichlicheres Auskosten des Entzückens, das ja die Latinisten beim Genuß der mehr wort- als inhaltreichen ciceronischen Perioden empfinden sollen, dem Universitätstudium der zukünftigen Philologen aufsparte. Ich kann mich sogar des ketzerischen Gedankens nicht erwehren, daß der geistige Gewinn, den jugendliche Köpfe aus der Beschäftigung mit der ermüdend weitläufigen Dialektik platonischer Dialoge, trotz aller darin verborgenen Weisheit, etwa davontragen mögen, wohl wesentlich überschätzt wird; und daß das mühsälige und zeitraubende Zusammenbuchstabiren sophokleischer Chöre eher dazu beitragen dürfte, den Schülern die Sophokles-Lecture zu verleiden, als bei ihnen wahre Liebe für den großen Tragiker zu erwecken und sein tieferes Verständniß zu fördern. Ich fürchte, daß diese Bemerkungen bei den klassischen Philologen ein mehr oder weniger allgemeines Schütteln des Kopfes hervorrufen werden. Aber gerade weil ich ein aufrichtiger Verehrer des klassischen Alterthums und, cum grano salis, auch der humanistischen Bildung bin, meine ich, daß die humanistischen Gymnasien noch zu gewissen Konzessionen in der angedeuteten Richtung sich entschließen sollten, auf daß sie nicht allmählich zu bloßen Fachschulen für Philologen, Theologen und (wer weiß, wie lange noch?) Juristen herabsinken.

Habe ich mich bei der Schulmathematik etwas länger aufgehalten, weil die Frage nach ihrer angemessenen Werthschätzung noch immer viel umstritten wird

so kann ich in Bezug auf den Nutzen der Mathematik als Hilfswissenschaft für naturwissenschaftliche Erkenntniß und verschiedenartige praktische Zwecke mich um so kürzer fassen, als er heutzutage kaum mehr ernstlich in Zweifel gezogen wird. Auch würde es die mir gesetzten Grenzen weit überschreiten, wollte ich nur versuchen, in äußerster Kürze auseinanderzusetzen, was Physik, Astronomie, Geodäsie, Geophysik und Ingenieur-Wissenschaften, als die Hauptanwendungsgebiete der Mathematik, ihr verdanken. Wird doch selbst der Mathematiker, der, wie ich, den Anwendungen ferner steht, von Staunen erfüllt, wenn er, zum Beispiel, aus der im Erscheinen begriffenen Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften (einschließlich der Disposition der noch nicht erschienenen Theile) einen Ueberblick gewinnt über die ungeheure Anzahl und Mannichfaltigkeit den genannten Wissenschaften angehöriger Einzelgebiete, welche die Dienste der Mathematik in Anspruch nehmen. Damit ist aber ihre Anwendungfähigkeit noch bei Weitem nicht erschöpft: zeigt sich doch bei allen Disziplinen, in denen Quantitäten eine Rolle spielen, das Bestreben, sich der mathematischen Methoden zu bemächtigen, — freilich mit verschiedenem Erfolg. Wir können heute nur darüber lächeln, wenn wir Kunde empfangen von einer „Nova medicinae methodus ex mathematica ratione morbos curandi", die ein gewisser Virdungus 1532 veröffentlicht hat. Auch „Herrn George Sarganecks Versuch einer Anwendung der Mathematik in dem Artieul von der Größe der Sündenschulden" (1749) dürfte wohl nicht zu den besonders glücklichen Anwendungen der Mathematik gehören. Wenn aber selbst ein so enthusiastischer Verehrer der Mathematik wie Auguste Comte es für unwahrscheinlich gehalten hat, daß Chemie, Physiologie und Sozialwissenschaft zu Gegenständen mathematischer Behandlung werden könnten, so hat ihm die Entwickelung jener Wissenschaften Unrecht gegeben: die Chemie ist mit wachsendem Erfolge bestrebt, ihre Fundamente auf mathematisch-physikalische Betrachtungen aufzubauen; in die Physiologie haben mathematische Methoden erfolgreichen Eingang gefunden; und den Versuchen, auch die Nationalökonomie zum Theil auf mathematische Grundlage zu stellen, wird man mindestens ein theoretisches Interesse nicht absprechen können, mag auch ihre praktische Bedeutung zweifelhaft erscheinen. Unbestritten ist hingegen der Nutzen der Mathematik auf den Nachbargebieten der Statistik und des Versicherungwesens.

Bei Gelegenheit der Erwähnung Comtes scheint es vielleicht nicht uninteressant, an eine andere seiner Voraussagen zu erinnern, die in noch viel drastischerer Weise durch die Macht der Thatsachen widerlegt worden ist und die ein überaus lehrreiches Beispiel dafür giebt, wie vorsichtig man in den exakten Wissenschaften mit negativen Prophezeiungen sein muß. „Wir begreifen die Möglichkeit, Gestalt, Entfernung, Größe und Bewegungen der Gestirne zu bestimmen; aber niemals werden wir im Stande sein, durch irgend ein Mittel ihre chemische Zusammensetzung zu studiren": so schreibt Comte im Jahr 1835. Nur vierundzwanzig Jahre später entdecken Kirchhoff und Bunsen die Spektralanalyse, durch die das für unmöglich Gehaltene zur Wirklichkeit wird. Und was ich in dem hier vorliegenden Zusammenhange noch ganz besonders hervorheben möchte: die endgiltige Berechtigung dazu, die Resultate von Spektralbeobachtungen auf die chemische Analyse der Sonnenatmosphäre und der Gestirne anzuwenden, beruht gerade auf den mathematisch-physikalischen Untersuchungen Kirchhoffs.

Herbarts Versuch, auch die Psychologie mathematisch zu behandeln, darf zwar als mißlungen gelten, insofern er die fehlenden experimentellen Grundlagen durch Hypothesen zu ersetzen suchte: immerhin hat er die Möglichkeit dargethan, Mathematik auf Psychologie anzuwenden. Der von Fechner betretene Weg des psycho-physischen Experimentes und die Weiterbildung der experimentellen Methoden, namentlich durch Wilhelm Wundt, hat dann in der That die nöthigen Vorbedingungen geschaffen, um bestimmte Kategorien psychologischer Probleme einer exakten mathematischen Behandlung zugängig zu machen.

Greift hiermit die Mathematik in das Gebiet der Philosophie hinüber, so wird man diesen Erfolg nicht allzu hoch anschlagen dürfen: es liegt in der Natur der Sache, daß die direkte Anwendungsfähigkeit der Mathematik hier immer eine eng begrenzte bleiben wird, auch wenn man zu den „philosophischen" Anwendungen der Mathematik noch den von George Boole begründeten Logik-Kalkül rechnet. Viel wesentlicher ist, daß die Bestrebungen der Mathematiker, namentlich der modernen Mathematiker, die Grundlagen ihrer Wissenschaft zu vertiefen, die Begriffe der Zahl, des Raumes, der Zeit und des Unendlichen zu erforschen und zu fixiren, zugleich einen werthvollen Zuwachs an philosophischem Wissen repräsentiren. Auch wird man nicht vergessen dürfen, daß die moderne Weltanschauung durchaus auf dem Boden der exakten mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschung erwachsen ist und daß die Philosophie diesem Einfluß nie mehr sich wird entziehen können. Was schon Leonardo da Vinci, eins jener merkwürdigen Universalgenies der Renaissance, vor vierhundert Jahren gesagt hat, gilt heute mehr denn je: „Wer die höchste Weisheit der Mathematik tadelt, nährt sich von Verwirrung und wird niemals Schweigen auferlegen den Widersprüchen der sophistischen Wissenschaften, durch die man nur ein ewiges Geschrei erlernt."

Dieser kurze Ueberblick dürfte immerhin ausreichen, um deutlich zu machen, wie zahlreich und verschiedenartig die Gebiete sind, die alle an den Folgen der Mathematik ihren Antheil heischen. Und nun: „Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen, naht der Poet," — der reine Mathematiker, der die Mathematik nicht nur um ihrer selbst willen treibt, sondern noch obendrein behauptet, sie sei auch in erster Linie um ihrer selbst willen da. Sie verdanke ihre wahre Existenz einem rein idealistischen Bedürfniß, das dem Bedürfniß nach Naturerkenntniß zwar verwandt und seiner Befriedigung in hohem Grade förderlich sei, aber weder in ihm allein wurzle noch jemals darin aufgehen wolle: gerade so wenig, wie wir wiederum das Endziel aller Erkenntniß der Naturkräfte in deren Beherrschung zum Zwecke des praktischen Nutzens erblicken können. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß ausgedehnte Gebiete der Mathematik, vor Allem die sogenannte Zahlentheorie, der weitaus größere Theil der höheren Algebra, der Funktionen-Theorie, ja, sogar der Geometrie, bisher keine außermathematische Anwendung gefunden haben oder, wie eine stark euphemistische Ausdrucksweise lautet, „noch der Anwendung harren". In Wahrheit „harren" sie überhaupt nicht oder doch meist vergebens. Und es wäre gerade so irrig, ja, ich möchte sagen, unaufrichtig, die Existenzberechtigung jener rein mathematischen Untersuchungen aus der entfernten Möglichkeit anderweitiger Anwendung herleiten zu wollen, wie wenn man etwa die Forderung der nöthigen Geldmittel für eine Polarexpedition damit motiviren wollte, es erscheine gar nicht ausgeschlossen, daß mit der Zeit noch sehr lohnende Handelsbeziehungen daraus erwachsen.

Nun darf man immerhin sagen, der endgiltige Nutzen einer mathematischen Untersuchung lasse sich von vorn herein keineswegs voraussehen; der dabei gewonnene rein mathematische Kraftvorrath komme vielleicht anderen, nützlicheren Untersuchungen zu Gut; auch ergebe sich manchmal zwischen scheinbar weit auseinanderliegenden Untersuchungsgebieten plötzlich ein so überraschender Zusammenhang, daß man schon aus diesen Gründen jene rein theoretischen Forschungen nicht von der Hand weisen könne. Und wenn etwa die staatlich angestellten Mathematiker des zwanzigsten Jahrhunderts durch einen Erlaß angewiesen würden, nur die Dinge zu lehren und mit solchen Problemen sich zu beschäftigen, die sichere Aussicht bieten, den Naturwissenschaften und womöglich der Technik dienlich zu sein, so würde man der mathematischen Forschung gleichzeitig mit ihrer Freiheit auch einen großen Theil ihrer nutzbringenden Kraft entziehen. Das ist sicherlich richtig, trifft aber doch nicht den eigentlichen Kern der Sache. Denn bei dieser Auffassung würde ein beträchtlicher Theil der Mathematik immer nur als eine Art nothwendigen Uebels erscheinen. Wir sehen vielmehr in dem tiefgehenden Einfluß, den die Errungenschaften der Mathematik auf die Fortschritte der Naturwissenschaften und die Vervollkommnung der Lebensbedingungen ausüben, lediglich das charakteristische Symptom einer dem menschlichen Geist zukommenden höheren Verpflichtung, die Gesetze und wechselseitigen Beziehungen der Zahl- und Raumgebilde in ihrem weitesten Umfang zu ergründen. Die mathematischen Erkenntnisse erscheinen uns daher, nicht nur so weit sie als Mittel für andere Zwecke dienen, sondern an sich als werthvoll und wir erblicken zugleich in ihrem systematischen Auf- und Ausbau die vollendetste und reinste Form logischer Geistesthätigkeit, die Verkörperung höchster Verstandes-Aesthetik.

In dem wahren Mathematiker steckt immer ein gutes Stück vom Künstler: vom Architekten, ja, vom Poeten. Außerhalb der realen Welt, doch in erkennbarem Zusammenhang mit ihr, haben die Mathematiker in schöpferischer Gedankenarbeit sich eine ideale erbaut, die sie zur vollkommensten aller Welten auszugestalten suchen und nach allen Richtungen durchforschen. Von dem Reichthum dieser Welt hat natürlich nur Der eine Ahnung, der sie kennt: nur überhebliche Unwissenheit kann behaupten, daß der Mathematiker in einem engen Kreise sich bewege. Die Wahrheit, die er erstrebt, ist freilich, bei Licht betrachtet, nicht mehr und nicht weniger als Widerspruchlosigkeit. Aber zeigt sich nicht vielleicht gerade in der Beschränkung auch hier der Meister? Letzte Fragen zu lösen, überläßt der Mathematiker neidlos Anderen.

Vieles, was die überreiche mathematische Produktion hervorgebracht hat und hervorbringt, ist vergänglich. Aber aus der Menge des Geschaffenen scheidet sich ein kristallklarer Kern abstrakten Wissens ab, der allen Zeiten als ein glänzendes Denkmal menschlicher Geisteskraft erscheinen wird. Sollten die Männer, die da, Jeder nach seinen Kräften, bemüht sind, an der Aufrichtung dieses Denkmals mitzuarbeiten, wirklich, wie die landläufige Meinung es will, nur einseitige und trockene Verstandesmenschen sein? Ich denke, hier hat doch der schon am Anfang citirte Novalis das Richtigere getroffen, wenn er sagt: „Der echte Mathematiker ist Enthusiast per se. Ohne Enthusiasmus keine Mathematik."

München. Professor Dr. Alfred Pringsheim.



Selbstanzeigen.

Die Literatur. Sammlung illustrirter Monographien; herausgegeben von Georg Brandes. Verlag von Bard, Marquardt & Co., Berlin. Jeder Band 1,25 Mark.

Es ist nicht zu leugnen: das Fremdwort „Die Literatur" ist ein häßliches Wort. Unwillkürlich erscheint es als Gegensatz des Lebens, der persönlichen Erfahrung, des einfachen Ausdrucks der Gefühle und der Gedanken. Mit welchem Hohn ruft nicht Verlaine in seinem Gedicht aus: „Und all Das Uebrige ist nur Literatur!" In diesem Sinn des Verlaine ist das Wort hier nicht gebraucht. Das Unpersönliche sollte von dieser Sammlung verbannt sein. Bei aller Gründlichkeit gestattet die moderne Form des Essays der persönlichen Freiheit in der Behandlung des Stoffes viel Spielraum.

Wer eine ganze Literaturgeschichte schreibt, kann sich nicht gleichmäßig für alle darin vorkommenden Erscheinungen interessiren. Vieles muß darin stehen, weil es dahin gehört, wird nicht aus Lust, sondern aus Nothwendigkeit dargestellt und beurtheilt. Während der Verfasser sich con amore auf die Partien konzentrirt, die, seinem Wesen entsprechend, seine Theilnahme in Anspruch nehmen oder ihn durch eigenthümliche Typen fesseln, nimmt er Anderes als unvermeidliches Füllsel mit, um nicht der Unwissenschaftlichkeit oder der Unvollständigkeit geziehen zu werden. In dem Essay giebt es kein Füllsel. Darin wird aus äußeren Rücksichten nichts mitgenommen. Der Autor geht hier keine Vernunftehe mit seinem Thema ein. Wie fremd ihm der Gegenstand auch sein mag: es giebt zwischen ihm und der fremden Persönlichkeit immer irgend einen Berührungpunkt. Irgend eine Lücke giebt es, durch die er in diese fremde Persönlichkeit hineinschlüpft, ungefähr wie der gewissenhafte Schauspieler in eine Rolle. Er versucht, ihre Gefühle nachzufühlen, denkt ihre Gedanken nach, ahnt ihre Instinkte, spürt ihre Triebe und ihren Willen, nimmt sich dann aus ihr zurück und stellt Das dar, was er verstanden hat.

Oder er beschäftigt sich so lange und so innig mit dem Gegenstand, bis er empfindet, daß die fremde Persönlichkeit anfängt, in ihm zu leben. Monate hat er vielleicht darauf gewartet; aber es geschieht. Ein anderes Wesen erfüllt ihn, nimmt für eine Zeit seinen Geist gefangen, und wenn er es darzustellen anfängt, befreit er sich von einem Alb, während er zugleich eine liebe Pflicht erfüllt.

Wer sich einem großen oder bedeutenden Menschen kongenial fühlt, hat Freude daran, seinen warmen Gefühlen, seiner Begeisterung Ausdruck zu geben. Es wird ihm ein Bedürfniß, den Anderen zu sagen, was er in seinem Liebling oder seinem Abgott sieht. Aber nicht die Begeisterung für den Gegenstand allein macht den Essayisten. Eine Erscheinung, die an sich ihn nicht sonderlich anziehen würde, kann dem Schriftsteller rein als Stoff außerordentlich theuer sein, weil sie ihm ungewöhnlich ausgeprägt oder bezeichnend vorkommt und ihm dadurch einen besonderen Anlaß giebt, seine Eigenart zu offenbaren. Jedermann liebt Das, was er besser als alle Anderen schildern oder darstellen kann; Jeder sucht den Stoff, der seine Fähigkeiten wachruft und ihm die Möglichkeiten bietet, zu zeigen, was er vermag. Möge die geschilderte Persönlichkeit sein Antipode sein,

möge er mit ihr keinen Gedanken gemein haben: daran liegt nichts. Manchmal gelingt sogar am Besten das Bild, dessen Original dem Schreibenden gänzlich fern steht, indem es durchaus entgegengesetzte Gedanken vertritt oder völlig verschiedenes Temperament hat, eben weil die Umrisse eines solchen Wesens sich dem Auge des ruhig beobachtenden Geistes um so schärfer darbieten.

Seit Montaigne die ersten Essays schrieb, ist diese Form in allen Ländern durchgedrungen. In Frankreich hat Sainte-Beuve, in Nordamerika Emerson Schule gemacht; in Deutschland vertritt Hillebrandt die Richtung Sainte-Beuves, während Herman Grimm sich an Emerson anschließt. Die Zahl der Essayisten ist heutzutage Legion. Es ist schwer, zu sagen, ob, was in dieser kurzen und gefälligen Form geschrieben ist, der Zeit viel Widerstandskraft entgegensetzen wird. Eine lange Dauer ist jedenfalls nicht ausgeschlossen. Es giebt Leute, die, zu einer mehrmonatigen Gefängnißstrafe verurtheilt, gern die Werke Sainte-Beuves als lehrreiche Unterhaltung mit sich nähmen, lieber vielleicht als die Werke irgend eines andern Franzosen, denn sie geben die Quintessenz von vielen Büchern und vielen Geistern. Ueber den dauernden Werth des in unseren Tagen Geschriebenen können wir nur Vermuthungen oder höchstens Ueberzeugungen aussprechen, die für Niemand bindend sind; wir können hoffen, daß die Nachwelt nicht nur für die klassischen Formen der Poesie und der Geschichte, sondern auch für diese weniger monumentale Form der Kritik unseres Zeitalters sich interessiren wird. Wird Dies nicht geschehen, so können wir im Voraus einen Trost darin finden, daß die Nachwelt nicht mit Nothwendigkeit gescheiter als die Gegenwart zu werden braucht, ja, daß nicht einmal verbürgt ist, sie werde im Stande sein, die Vorzüge unserer Zeitgenossen ganz nach Verdienst zu würdigen. Sie wird ja von so viel Neuem, uns Unbekanntem in Anspruch genommen sein.

Paris. Georg Brandes.



D-Banken.

Wie Steingatt, Marianne und andere kleine Zechen des Ruhrgebietes, so ist nun auch die Berliner Bank „stillgelegt" worden; und wie vorher an der Ruhr, so vernahm man nun an der Spree die Wehrufe überflüssig gewordener Belegschaften, in ihrer Existenz bedrohter Familien. Die Deutsche Bank, die Erwerberin der Berliner, ist, getreu dem Grundsatz: Noblesse oblige, mit dieser Seite der Angelegenheit schneller fertig geworden als die westfäliischen Kohlengranden; sie ließ die Frage, was aus den Beamten der verschlungenen Bank werden solle, gar nicht erst laut werden. Herrn Möller wird also eine zweite Auflage der Tragikomoedie erspart bleiben, die uns die Ruhr-Enquete gebracht hat. Niemals, rief er aus, wird in Preußen eine amerikanischem Muster nachstrebende Entwickelung der Trusts geduldet werden. Niemals! Kaum war das Wort ihm entfahren, da erlebten wir die Aufsaugung der Berliner Bank. Aehnliches ist bisher selbst in den Vereinigten Staaten noch nicht geschehen. Und in dem selben Augenblick erstattete auch Herr Regirungrath Voelcker seinen ersten Bericht als Vorstand des neuen Stahlwerkverbandes und erinnerte uns an die Thatsache, daß die famose Reichsuntersuchung des Kartellwesens mit der Berufung des Regirung-

vertreters zum Leiter des wichtigsten Trusts geendet hat, der in Deutschland seit der Einbürgerung des Systems entstanden ist. Zwei Seelen wohnen, ach, in Möllers Brust: die altmodisch freihändlerische und die modern industrielle; und es ist sein persönliches Pech, daß immer die falsche zum Wort kommt. Ist der Handelstag versammelt, dann schweigt die Händlerseele des Ministers; sie redet erst wieder, wenn die Erörterung industrieller Verhältnisse nöthig wird. Der Trustgedanke wird in Deutschland wachsen und Macht gewinnen; die Drohungen eines Ministers werden ihn nicht hemmen und er wird sicher bis zu der Grenze vorschreiten, die ihm die Verhältnisse, nicht die Gebote einer Excellenz aufzwingen.

Die neusten Vorgänge in der deutschen Bankwelt verbreiten nach dieser Richtung ausreichendes Licht. Die Deutsche Bank hätte die Berliner Bank, deren Organismus sie ja hinsterben läßt, ganz gut auch ohne Kapitalserhöhung in sich aufzunehmen vermocht. Wer schärfer sieht, merkt aber bald die Analogie mit der Angliederung stillzulegender Zechen. Die Transaktion war für die Deutsche Bank nur die äußere Form, die ihr zu einer höheren Förderziffer, einem höheren Werbekapital verhalf. Für diesen Zweck war die Berliner Bank gerade so gut wie eine andere zu brauchen; und da sie auf dem Markte das billigste Objekt war, wurde sie gekauft. Ihre Aktiva werden schnell realisirt sein; die höhere Betheiligungziffer, das höhere Kapital der Deutschen Bank aber bleibt und kann in neuen Geschäften nutzbar gemacht werden, von denen man heute noch nicht spricht. So hat die Deutsche Bank, trotz der Ungunst der politischen Lage, sich die Möglichkeit der Expansion gesichert, die bei ihrem großen Apparat zu den Bedingungen gedeihlichen Wirkens gehört. Diese That war ihre erste Antwort auf den Beschluß der Interessengemeinschaft Dresdener-Schaaffhausen. Wer um jeden Preis Ungeheures erleben will, hatte wohl Größeres erwartet und ist jetzt ein Bischen enttäuscht. Jedem aber, der den Sinn für das richtige Maß noch nicht verloren hat, muß genügen, daß die Deutsche Bank ihr Kapital um 20 Millionen Mark erhöht. Das scheint auch die Gruppe Dresden-Schaaffhausen zu empfinden. Die scheinbar lange vorbereitete Abmachung mit der Genossenschaftbank ist erst perfekt geworden, als die Deutsche die Berliner Bank verschluckt hatte. Solche Früchte, die früher Jahre lang reifen mußten, werden heutzutage ja rasch gepflückt. Eine hastige Konferenz im Paletot, wärend der Wagen vor der Thür wartet, eine kurze Eisenbahnfahrt, ein Dutzend gleichlautender Depeschen mit bezahlter Antwort, Alles in Allem noch nicht tausend Mark Spesen: und das Geschäft ist gemacht. Wie lange ist es denn her, seit die Genossenschaftbank aus dem Heim an der Seite der Diskontogesellschaft schied und sich in den Prunkräumen der so schnell aus dem Paradies vertriebenen Pommernbank niederließ, wo sie in neuen Mauern ein neues Glück zu finden hoffte? Vor wenigen Monaten erst hat ein Gastwirth, der, ungemein sinnig, den aus Brand und Asche aufsteigenden Phönix im Schilde führt, das Erbe von Soergel und Parrisius in dem alten, aber noch immer wetterfesten Kasten angetreten. Die Bank konnte sich Mühe und Kosten des Umzuges sparen; auch in dem alten Gitterhaus, das wie ein Keil in den Block der Diskontogesellschaft getrieben war und nur auf ein Angebot aus dem mächtigen Reich zu warten schien, konnte sich ihr Schicksal vollziehen, an dessen Endstation ihr doch nur mitgetheilt ward, daß sie, wie eine „stillgelegte" Ruhrzeche, nun aus dem Geschäftsleben zu scheiden habe. Der vierzehnte Mai 1904 war ihr Todes-

tag. Da erfuhr man, daß die Dresdener Bank sie (nebst dem frankfurter Bankhaus Erlanger & Söhne) in ihren Schoß aufnimmt und daß dem Schaaffhausenschen Bankverein die Niederrheinische Kreditanstalt Peters & Co. in Krefeld und die Westdeutsche Bank in Bonn angegliedert werden. Beides, so las man, geschieht „im Wege der Fusion." Die Dresdener Bank erhöht ihr Aktienkapital um 30, der Schaaffhausensche Bankverein seins um 25 Millionen Mark. Der Concern Dresdener-Schaaffhausen verfügt nun also über ein Aktienkapital von 285 Millionen; ein hübsches Sümmchen. Die alte Machtstellung, die der Schaaffhausensche Bankverein in der Rheinprovinz hat, wird durch die Aufnahme des krefelder und des bonner Institutes nicht unbeträchtlich gestärkt. Rache für Leipzig! Einiges hat Herr Konsul Eugen Gutmann also in seinem Revanchefeldzug gegen Gwinner und Genossen jedenfalls schon erreicht; er braucht jetzt nur noch zu beweisen, daß er seinen spekulativen Drang auch zu zügeln und in der stillen Arbeit des Organisators und Strategen Großes zu leisten vermag. Doch sollte er sich über den Werth seiner Erfolge nicht täuschen. Kühle Beobachter, die an der neuen, vernünftigen und einträglichen Transaktion der Deutschen Bank nichts auszusetzen finden, sind noch nicht über den Zweifel hinweggelangt, ob die Dresdener Bank, als sie in wildem Laufe vorwärts stürmte, nicht ein Lebensprinzip verletzt hat, von dessen Erhaltung das Gedeihen finanzieller Großmächte abhängt.

Vergebens fragt man sich, welche Kraft auch ohne Menschenhilfe in der kurzen Frist eines Jahres die Dresdener Bank, den Schaaffhausenschen Bankverein und die Deutsche Genossenschaftbank zusammengeschweißt haben könnte. Die Deutsche Bank und die Diskontogesellschaft haben in keinem Entwickelungstadium auch nur die leiseste Veränderung ihrer centralen Einheitlichkeit aufzuweisen; selbst die Darmstädter Bank ließ sich bei ihren Aufsaugungen von diesem Prinzip der Einheitlichkeit niemals abdrängen. Nur die Dresdener Bank ist vom Wege gewichen. Sie konnte den Schmerz nicht verwinden, daß sie in der Krisenzeit eine arge Einbuße an Prestige erlitten hatte; und da sie nicht hoffen durfte, der Deutschen Bank, die ihr damals mit einem kühnen Griff das Monopol des sächsischen Urgeschäftes entriß, noch ferner gewachsen zu sein, wenn sie sich auf ihre eigenen Kräfte verließ, mußte sie sich in ein Bündniß bequemen, in einen Concern, der nun alles Erreichbare der Rivalin fortzuschleppen strebt. Erst wenn nichts mehr zu erschnappen ist, wird man das Gesammelte zu konsolidiren versuchen. Bis dahin können wir noch manches wunderliche Schauspiel sehen. Die Klasse der Mittelbanken wird durch das Verschwinden der Berliner Bank und der Genossenschaftbank so geschwächt, daß sie über ein Kleines wahrscheinlich den Kampf aufgeben muß. Was will die Mitteldeutsche Kreditbank, was die Kommerz- und Diskontobank neben der Diskontogesellschaft, der Deutschen, Dresdener, Darmstädter Bank noch ausrichten? Diese Vier kann man jetzt, mit einem dem Eisenbahnjargon entlehnten Ausdruck, die D-Banken nennen. In der Liste der Peers fehlt die Handelsgesellschaft, die, bei ihrer eigenartigen Konstitution, hors concours bleibt und mit dem ganzen Fusionenrummel nichts zu thun haben kann. Und noch eine andere Bank, die ihren Namen gern mit den besten genannt sähe, ist nicht erwähnt: die Nationalbank für Deutschland. Sie darf nicht mitgezählt werden, denn sie balancirt nur noch mit größter Mühe auf der Scheidelinie zwischen großen und mittleren Banken. Der Versuch, den Geschicken der Bank durch die

Berufung eines Oberbürgermeisters eine bessere Wendung zu geben, wird allgemein als gescheitert betrachtet. Nicht jeder Oberbürgermeister ist ein Miquel. Weil es sich einmal traf, daß ein geborenes Finanztalent in der Kommunalverwaltung erwuchs, glaubte der Aufsichtrath der Nationalbank, er brauche nur einen Oberbürgermeister zum Direktor zu machen, um die Größe des Institutes zu sichern. Anfangs wunderte man sich nicht über die Passivität der Nationalbank nach dem Eintritt des Geheimrathes Witting; eine Periode der Sammlung, des Brütens, dachte man. Doch bei all dem Sammeln und Brüten kam nichts, gar nichts heraus und man kann getrost behaupten, daß die Nationalbank zu keiner Zeit so sehr out of the running war wie unter der Leitung des Herrn, den Gr Bülow in Norderney so zärtlich gebeten haben sollte, an die Spitze der posener Ansiedlungskommission zu treten. Die Börse glaubt auch nicht, daß die Nationalbank sich noch lange einer selbständigen Existenz erfreuen werde; zweifelhaft ist nur, wem sie als Beute zufallen wird. Eines Tages wird sie eingeladen werden, ein recht freundliches Gesicht zu machen und sich in eine der vier großen D-Banken aufnehmen zu lassen. Sehr lange, glaubt man in der Burgstraße, kanns nicht mehr dauern.

Der in die Reichshauptstadt berufene Bankiertag mußte die Tendenz, immer mehr Stätten des Bankgewerbes „stillzulegen", nun auch noch fröhlich begießen. Ironie des Schicksals. Das Bankett im Kaiserhof war eine Henkersmahlzeit. Was frommen all die schönen Tiraden, die aus weinfeuchten Kehlen aufsteigen und die Reform des Börsengesetzes herbeirufen, wenn die vier D-Banken den kleineren Banken — und gar erst den Privatbankiers! — ohne Ruhepause den Boden unter den Füßen abgraben? Was hülfe der sicherste Schutz der Börse, wenn die Konzentration in der Bankwelt dazu führt, daß die paar leitenden Banken immer häufiger die Geschäfte in sich selber machen? Der umgangenen Börse bleibt nicht einmal die Hoffnung, die D-Banken könnten einander das Leben sauer machen und eben dadurch vielen Anderen das Dasein versüßen; denn schon sind am Horizont die Zeichen einer Verständigung sichtbar. Wenn die vier Großen endlich satt sind, werden sie sich einigen, um Ziele zu erreichen, die nur gemeinsam zu erreichen sind. Ein Beispiel. Die inländischen Kommunalanleihen — im letzten Geschäftsbericht der Dresdener Bank werden darob bittere Thränen vergossen — bringen, weil die Banken allzu hitzig konkurriren, nur noch geringen, oft überhaupt keinen Profit mehr, manchmal sogar Verluste. Kein Haß, keine noch so wilde Nebenbuhlerschaft kann solchem Schmerz Stand halten; in der Stunde ernster gemeinsamer Gefahr wird selbst zwischen der Deutschen und der Dresdener Bank eine Verständigung möglich werden. Mit der Diskontogesellschaft hat die Deutsche Bank ihren Frieden schon gemacht; wenigstens in Rumänien. Warum sollten wir nicht auch noch einen Pakt zwischen den Herren Gutmann und Gwinner erleben? Auch mit Herrn Dernburg, dem Manne des vierten D, wird sich reden lassen, wenn ihm die Richter des Pommernprozesses den Gefallen thun, durch eine Verurtheilung der Angeklagten seinen Ruf als Schätzmeister wiederherzustellen. Und sind wir so weit, dann erblüht uns das herrliche Reich der Zukunft, dann herrscht und thront der Allgemeine Deutsche Banktrust. Ich denke aber, man braucht sich einstweilen noch nicht den Kopf zu zerbrechen, um eine für den Posten des Generaldirektors geeignete Persönlichkeit zu finden. **Dis.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 28. Mai 1904.

Lenbach.

Wenn Lenbach gewollt hätte, wäre er wie Velazquez begraben worden. Regirende Fürsten, der ganze Hofstaat, alle Ordensritter wären seiner Leiche gefolgt und an der Gruft hätte die hohe Geistlichkeit in Pompsymbolen gezeigt, daß der Römerkirche ein lieber Sohn gestorben sei. Er hats nicht gewollt. Der Maurersproß aus Schrobenhausen war geadelt worden, hieß Professor und Ehrendoktor gar, hatte in seinem Haus oft Monarchen empfangen, aber er war kein korrekter Hofmann wie der steife altspanische Grande, dem der Stammbaum und der Rang des Hausmarschalls mehr galt als Malerruhm. Lenbach war, als er den zweiten Ehebund schloß, aus der Kirchengemeinschaft geschieden. Der Schritt war nicht nöthig; da die erste Frau Protestantin war, hätten Roms Priester den zweiten Bund gern gesegnet. Doch der Franzl mochte, trotzdem er sein Leben lang Oberbayer blieb, von Dogmen und Kirchenpflicht nichts mehr hören. Von Goethes Heidengeschlecht wollte er sein und Schande dünkte ihn, äußerer Geltung wegen dem Drang des starken Herzens zu wehren. Bis zum letzten Wank blieb er fest. An frommem Eifer, dem Sterbenden schnell noch den Weg in den Himmel zu sichern, hats nichts gefehlt. Der Prinz Regent, der seines Bayernlands größten Maler zärtlich liebte, ließ den Propst mehr als einmal anpochen; sehr leise, sehr zart. Abgezehrt, mit geschrumpftem, von langer Qual siechem Leib lag der Riese aus Schrobenhausen auf dem Marterbett, kaum mehr den Nächsten kenntlich; noch aber lebte der Wille. Rückkehr in den Schoß der Kirche? Die Hand winkte ab und

der Friedensbote kam nicht bis ans Leidenslager. Als der Pfarrer von Saint-Sulpice dem röchelnden Voltaire die Frage ins Ohr brüllte, ob er an die Gottheit Christi glaube, erhielt er, nach Condorcets Bericht, die Antwort: Au nom de Dieu, Monsieur, ne me parlez plus de cet homme-là et laissez-moi mourir en repos! So ungefähr, spöttisch und doch mit einem Rest von Frömmigkeit, hätte auch Lenbach geantwortet, der in dem Dichter der Pucelle den ganzen Menschen, nicht den witzigen Kopf nur bewunderte. Unversöhnt, ungeweiht ging er ins dunkle Land. Kein Priester, kein Prinz durfte der Leiche folgen; und die Wittelsbacher wären doch, Mann vor Mann, aufrecht im Feierzug mitgeschritten. Der Stolze wollte sich, konnte nicht untreu werden. Am achten Maitag trugen sie ihn hinaus; am Sonntag Rogate. Durch das Spalier der Kunstschüler, deren Fackeln im Lenzwind flackerten. Als der Sarg sichtbar wurde, flammte und qualmte von großen Dreifüßen düstere Gluth auf. Keines Priesters summende Gesänge; ein Heidenbegräbniß. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Sonnenschein, blühender Lorber, dickes Fliedergebüsch und auf dem ländlichen Friedhof ein Gewimmel von hellen Frühjahrskleidern und bunten Schirmen: nach Trauer sah es nicht aus. Dem Franzl aber hätte es just so gefallen; auch wenn die Grabreden ihm dünner klangen, als er erwartet hatte. Was sind denn Reden? Selbst die besten verhallen; nur das Werk bleibt. Im Charakter des Deutschen, sagt Goethe, liegt, daß er über Allem schwer, daß über ihm Alles schwer wird. Vom Schlag dieser Deutschen war Franz Lenbach nicht. Er lebte freudig, schlürfte aus vollen Schalen und hatte gehofft, so alt zu werden wie sein geliebter Meister Tizian, der an der Schwelle des hundertsten Jahres starb. Doch hinsiechen, elend verkrüppeln, nicht mehr schaffen, rüstig gestalten? Nein. Lieber ins letzte Haus. Und zum Henker mit allem Trauerpomp! Der Franzl war ja tot, seit er nicht mehr von früh bis spät vor der Leinwand stehen konnte. In die Erde, auf den Holzstoß mit ihm, je früher, je besser! Vielleicht hätte er ein Feuergrab vorgezogen, am Starnberger See sich den Scheiterhaufen geschichtet. Aber es ging auch so. Nur keine Häufung von Trauerlivreen; die waren ihm eben so widrig wie seinem größten Freund. Nach Bismarcks Tod sagte er zu mir: „Ich habe aufgeathmet; der Mann durfte nicht länger sterben.“ Er selbst ist länger gestorben. Wir dürfen hoffen, daß sein letzter Hauch ein Aufathmen war. Lenbach gelähmt, im Rollstuhl, mit schwerer Zunge und blödem Auge: wer ihn kannte, zitterte vor solcher Möglichkeit. Sie blieb ihm, blieb uns erspart. Und er hätte sich am Bestattungtage der Maienpracht, der lustigen Sonne, des bunten Gewimmels gefreut; hätte den Arm in die Hüfte gestemmt, den Kopf vorgereckt, schelmisch auf die Sonntagsgaudi herabgeblinzelt und, ohne Grauen, gelichert: So is recht!

In Muthers „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert" ist zu lesen, Lenbach sei „eben so unterwürfig wie stolz" gewesen. Wirklich? Wem unterwarf er sich denn? Nicht einmal seinem Fürsten. „Wenn ich eine Weile nicht in Friedrichsruh war", pflegte er zu sagen, „zogs mich furchtbar hin; war ich aber drei Tage dort, dann hielt ichs nicht mehr aus. Bismarck war zu groß; er drückte mich". Der ganze Lenbach. Der hätte sich unterworfen? Sein schönster Tag war, als er in seinem Hause den Fürsten herbergen konnte. Da hatte er ihn ganz für sich, war Wirth und durfte den Helden ehren, wie es ihm des Helden würdig schien. Nicht der Klerisei, die ihm entgegenkam, nicht dem Kaiser, dem er zur Versöhnung nur die Hand hinzustrecken brauchte, unterwarf er sich. Auch nicht der Mode. Er konnte, ohne an seinem Glauben zu sündigen, in den Sälen der Sezessionisten ausstellen; so gut wie Böcklin, mit besserem Recht als Thoma. Dann wäre er als Malerkönig gefeiert worden. Alle Troßknechte, alle Marodeure der „neuen Richtung" hätten ihm gehuldigt. Mancher Alte hats so gemacht, Freytag und Oberländer, Spielhagen und Hildebrand, und den Ruhm rasch gemehrt. Lenbach thats nicht. Auf diesen Blättern hat er vor elf Jahren gesagt: „Ein junges Geschlecht ist herangewachsen, das in pietätlosem Dünkel den großen Vorfahren nichts verdanken, aller Tradition den Rücken kehren, die Kunst von vorn anfangen will. Wer in der Wissenschaft oder im Handwerk die Erfahrungen und Erfindungen der Jahrtausende ignoriren wollte, würde nicht nur ausgelacht und für einen Narren erklärt, sondern müßte bei seinem thörichten Eigensinn auch verhungern. In der Kunst aber solls jetzt anders sein. Was unsere Alten geleistet haben, heißt es, war für ihre Zeit wohl recht löblich; wir aber sind Kinder einer anderen Zeit und dürfen nicht rückwärts schauen, dürfen nicht einmal die Mittel annehmen, die den Alten zu herrlicher Wirkung verhalfen. Diese Neusten bilden sich ein, sie würden an der Hand der bewunderten Meister nicht den Weg zur Natur und zur Wahrheit finden, der nicht zu verfehlen sei, wenn man nur den Muth habe, mit Scheuklappen vor den Augen der eigenen weiten Nase nachzugehen. Alle treten mit dem Anspruch auf, fertige Meister zu sein, die sich nicht dreinreden noch nach überlebten Kunsttheorien meistern zu lassen brauchen." In diesem zuchtlosen Heerhaufen wollte er nicht fechten. Er war viel zu klug, viel zu sehr Künstler, um nicht zu fühlen, daß schon der junge Herr Liebermann auf ganz anderer Höhe stand als der reife Herr von Werner, und schätzte die akademische Kunstleistung recht gering. Verhaßt aber, in tiefer Seele ein Gräuel war ihm die Unbescheidenheit, die den Alten die Reverenz weigerte oder nur im Vorübergehen, mit keckem Achselzucken, erwies. Wie

Anzengruber, wenn ein Tadelswörtchen seinen Heros Schiller antastete, so brauste Lenbach auf, wenn irgend ein Tartaglia sich vermaß, mit der Miene des weisen Richters über Velazquez und Rubens, Tizian und Murillo zu reden. Diese Großen waren ihm nicht Bonzen, sondern lebendige, ewige Götter; vor ihrem Werk wurde er fromm, schalt er Jeden, der nicht das Knie beugte, einen Barbaren. Solcher Gottesdienst war in den neunziger Jahren nicht beliebt. Was lag ihm daran? Er las, daß er ein überholter Mann, der Erzfeind moderner Entwickelung, im Grunde nur ein mittelmäßiger Kopist sei. Las, lachte oder schimpfte sich den Grimm von der Leber und arbeitete weiter. In München; fast immer in München und nie in Berlin. Das war wichtig. Die schlimmsten Dinge, unsere Ruhmeshallenmalerei, die letzten Leistungen des seligen Becker, den von Sankt Anton Werner in die Nationalgalerie gelieferten Alvensleben und ähnliches Kaliber, bekam er kaum zu Gesicht. Er hätte vor solchem Schauspiel sein böses Zünglein gewetzt. In München war der Heilige Berg der Sezessionisten von der Sonne beschienen. Prinz Luitpold, dessen achtzigjährigem Auge ein Piloty gewiß mehr behagt als ein Uhde, blieb in dem Kampf der Jungen gegen die Alten stets neutral; und mußte vor Jahren deshalb schon aus dem Munde des Hohenzollern hören: „Ich halte der Gesellschaft den Daumen aufs Auge." Wenn Lenbach in Berlin gelebt hätte, wäre er vielleicht mit der Jugend gegangen; eine Wegstrecke wenigstens. München aber hatten die Rebellen erobert; hier herrschten sie, hatten, mehr noch als in der Heimath der Rosenberge und Pietsche, die Presse für sich: und Lenbach wurde das Haupt der Opposition. Er konnte nicht anders; mußte immer Opposition machen. Denn er war ein kritischer Kopf und sah, wenn nicht Liebe ihn blendete — was viel seltener, als man glaubte, geschah —, mit scharfem Blick schnell stets die Schwächen einer Person oder Sache. Die Lust, die Sucht, kann man sagen, zu kritisiren, war ungemein stark in ihm. Er wußte genau, wie ers anfangen müsse, um auch bei den Neusten in die Mode zu kommen — auf dem Altan vor seinem Haus hat er mir die dazu nöthige Strategie und den zu erwartenden Erfolg einmal mit der ganzen Pracht seines Witzes geschildert —, aber er wollte nicht. „Is mir zu fad". Talent hatten die Leute ja, doch ihm nicht genug Geist. Was es denn tauge, immer wieder irgend ein Bauernmädel aus der ammergauer Gegend zur Madonna herauszuputzen und mit dem Licht zu kokettiren, das wir doch nicht in unseren Pinsel zwingen können. Warum der Dienstmann von der nächsten Ecke als Tod oder Teufel frisirt und das Publikum vor Leinwände geschleppt werde, auf denen mit leiblicher Kunst vielleicht ein Stümpfchen dummer Natur

nachgestümpert, des Geistes aber kein Hauch zu spüren sei. Das blitzte und prasselte nur so; und das Ende immer: „Ich bin halt Voltairianer". Manchmal wars wirklich, als hörte man Herrn Arouet über kleine Shakespeares reden. Zu wenig Geist, fand er, zu wenig Ehrfurcht vor seinen Meistern. Er wollte nicht. „Kunst ist, was die großen Künstler geschaffen haben": mit dem Liebermann, der dieses Wort des Heiligen Augustinus nachsprach, hätte er sich leicht verständigt. Da aber wars zu spät; der Franzl hatte schon den dicken Grenzstrich gezogen. Die Impressionisten blieben ihm bis zur letzten Stunde Bilderstürmer, Feinde der Kunstkultur, mit denen ein feiner Geist nichts zu thun haben mochte. Und schließlich hatte er sich in der Hitze so verrannt, von allen Lagern sich so weit entfernt, daß er für sein Haupt und für sein Leben fechten mußte.

Die Unterwürfigen sind, scheint mir, aus anderem Stoff. Die schielen nach Sonne und Wind, ducken sich, wenns regnet, unter ein schützendes Obdach, denken bei jedem Schritt, jedem Zufallswörtchen, obs auch ihrem Biographen einst in den Kram passen werde, und besinnen täglich die wirksamste Inszenirung ihres Ruhmes. Lenbach war ein Festregisseur, wie er in Deutschland selten gesehen ward; er wäre der Mann gewesen, einem Magnifico die Säle mit wandelnder und gemalter Schönheit zu schmücken. Das bunte Fest seines Lebens aber hat er nicht nach den Regeln kluger Regiekunst inszenirt; er hat sich immer und überall, weil er sich gehen ließ, Feindschaft geweckt und meist, unter dem Zwang eines nie gezügelten Temperamentes, gethan, was ihm schaden, den Bereich seines Nimbus schmälern mußte. Auch der Freund, der ihn bewundern wollte, verstand ihn oft nicht. Keinem fremden Blick gönnte er die Schauer seiner Vision. Das Gefäß seines Wesens war mit Widersprüchen bis an den Rand vollgestopft. Aber es war eine Lust, ihn leben zu sehen.

Ich sehe ihn in seinem Atelier. Rechts vom Haus der schöne Brunnen, den er irgendwo entdeckt hatte, kleine Säulen, Alles so altmodisch wie möglich; man merkte: hier soll nichts an den Alltag, ans Zeitgemäße erinnern. Im ersten Raum Renaissance aller Sorten. Wie bei Watts. Alte Bilder (ein paar Meisterstücke darunter), alte Möbel, Gobelins, Brokate, himmlischer Trödel. Daneben die Werkstatt. Zunächst fällt die Menge der Bilder auf. Sechs, acht, vielleicht noch mehr auf Staffeleien; und auf der Diele, in jedem Winkel ganze Stöße gestapelt. Das scheint schon ungeheuer viel. Im Gespräch aber greift er unter die Peluchebank und holt noch ein Dutzend bemalter Pappdeckel hervor, zieht ein zweites und drittes Dutzend von einem Schrank herunter. Das ist noch nichts. Als ich ein paar Tage bei ihm wohnte, sah ich erst, was in den Gängen, auf Treppenabsätzen, in Bodenkammern lagert. Die Diebe und Fälscher, die

ihn bestahlen, hattens bei solcher Fülle leicht. Dieser Parvenu hatte den Fleiß des Genies von kräftigstem Wuchs. Er arbeitete eigentlich den ganzen Tag; es arbeitete in ihm. Wie viele Bilder, viele der feinsten Studienblätter sind ihm in Friedrichsruh entstanden, nach Tisch, während er seine bayerischen Epigramme unter die Gäste warf! Wer von ihm spricht, darf diesen Reichthum nicht vergessen. Der Mann brauchte nicht zu knausern, seine Kraft nicht ängstlich, wie den Nothpfennig für karge Jahre, zusammenzuhalten. Ganz glücklich schien er nur, wenn er malen konnte. Und er konzentrirte sich selten sehr lange auf einen Gegenstand. Einmal, als ich ihm zusah, kam eine Dame, eine Fürstin; gar nicht hübsch, aber schrecklich modern und ein Bischen beauté du diable. Er war gerade an einem Bismarck, einem seiner schönsten: dem im Freien sitzenden Bismarck mit dem Schlapphut und den überm Stock liegenden Händen; war recht con amore daran. Machte auch nicht viele Umstände; Jeder wußte ja, daß der Lenbach beim Plaudern malt, beim Malen plaudert. Also weiter gepinselt. Nach einer Weile immer ins Kämmerchen nebenan, um Farbe zu holen; denn er hatte stets nur ganz wenig auf der Palette. Nach und nach fängt das allerliebst zurechtgemachte Aeffinnenköpfchen, das sein Wirken begafft, ihn zu interessiren an. Er hat die Durchlaucht oft gemalt, sucht sie aber jetzt wieder ab, als müsse er ganz Neues aus dem Chiffongesichtchen herausholen. Vornübergebeugt, umkreist er die Beute; das Auge — ich glaube, daß er nur mit einem ganz richtig sah, diesen Defekt aber mit merkwürdiger Scheu verbarg — blitzt unter der Brille vor, sucht, wägt, tastet, bohrt, die Hand streichelt die Kinnmähne, die dicken Lippen öffnen ein Spältchen, als gäbe es hier besonders Gutes zu schmausen, man fühlt förmlich, wies unter der Stirnsträhne arbeitet, drängt, assoziirt, — und jetzt hat ers. Den Pinsel weg, dem Bismarck den Rücken gekehrt, Pappdeckel und Pastellstifte her: und in fünfundzwanzig Minuten ist ein kleines Wunder fertig. Jeder Zug ist da, der Extrakt des Wesens, die ganze Willenssumme herausgeholt. Mit der Uhr in der Hand sagte ich zu ihm: „Wenns gar nicht mehr anders geht, fristet die Konzertmalerei noch ein leidliches Leben." Und er hatte fast ohne Pause geredet. Aehnliches konnte man oft erleben. Ich habe ihm nie gesessen, er ließ seinen Photographen nur ein paar Aufnahmen von mir machen und brachte mir dann eine im Detail zum Entzücken feine Skizze nach Berlin. „Nix", meinte er; „in Friedrichsruh haben sies gar nicht erkannt. Wir müssen mal ein anständiges Bild machen, so was mit Sitzen und richt'gem Oel; aber wenn Sies behalten wollen . . ." Manchmal unterbrach er die Arbeit; wenn er warm wurde und jede Hemmung der Denkkraft aufheben wollte. Dann setzte er sich zu dem



Gast auf das durch Stufen erhöhte Eckplätzchen und ließ seine Raketen steigen. Allzu lange dauerte es gewöhnlich nicht. Von oben her fing er sacht wieder zu äugen an, ging herunter und malte, kratzte, wischte an dem einen, dem anderen Bild. Und seine Rede war fast immer eben so gut wie seine Malerei.

Auch in der Allotria sehe ich ihn, unter den Künstlern. Während der Tarockpartie fallen nur Bröcklein von seiner Lippe; denn das Spiel ist eine verdammt heilige Sache. Inzwischen kann der Fremdling den Reiz der Ausstattung bewundern oder aus der Karikaturensammlung — vielleicht der reichsten, die je entstand — die stärkste Seite Kaulbachs und Stucks erkennen lernen. Erst wenn die Karten weggelegt sind, gehts los. Politik, Kunst, Lokales, Persönlichstes. Mit einer Rücksichtlosigkeit, vor der einem norddeutsch Gewöhnten der Athem stockt. Die „Viechkerle", „Blödiane", „Lausbuben", „Verbrecher" fliegen nur so in der Luft herum. Einerlei, wer daneben sitzt: ein bayerischer Prinz oder ein preußischer Oberpräsident. Lenbach hat ja fast Alle selbst eingeführt und ist hier Gottvater in seiner Schöpfung. Mäßigen möchte er sich? Das könnte gerade noch fehlen. „Gehts doch hin und zeigts mich an!" Wer ihn schwichtigen will, reizt nur den Kampfhahn in ihm. Ganze Wolkenbrüche ergießen sich auf die Häupter der Sezession. Die sind nicht etwa fern, sondern blicken auf den selben Kneiptisch. Horchen, lachen mit, streiten, vertheidigen sich, klagen den Scheltredner schroff an, werden durch faunische Wendungen entwaffnet, — und bewundern, während der Wuthwallung, unter der Stachelpeitsche grausamsten Spottes, Alle doch im Grund ihres Künstlerherzens den Polterer, lieben die prachtvolle Persönlichkeit des gekrönten Tyrannen, der oft unbequem ist, für den Rang, die Geltung der Bildnerkunst aber allein mehr bedeutet als ein ganzer Schwarm betitelter Malbeamten.

Ob sie aufgeathmet haben, als der Tyrann endlich hinsank? Sicher nicht. Münchens Kunst hat ihren König verloren. Die Stadt, das ganze Bayernland ist verarmt. Wie Venedig nach Tizians Tod. Früh oder spät wird die ganze Gilde des Heiligen Lukas es fühlen. Jahrzehnte lang hat Lenbach wie ein König gelebt. Nicht wie einer von Geldes Gnaden; in seinem Hause gings, wenn nicht ein Fest war, einfach zu und nie hat ihn der kleine Ehrgeiz geistloser Emporkömmlinge gelockt, deren höchstes Ziel ist, mit ihrem Aufwande den Bankdirektoren nachzutrumpfen. Wie ein Künstlerkönig. Wie Tizian. Der hatte in allem Aeußerlichen den größeren Stil, war lateranischer Graf und Ritter vom Goldenen Sporn, wohnte in einem Palast, der Königen königliches Obdach gewähren konnte, und hätte den Fuß nie ins Gewühl eines Lagerbierkellers gesetzt. Sechzehntes und neunzehntes Jahrhundert; Venedig

und München. Der Freund des Aretiners wurde als politische Großmacht von Päpsten und Kaisern umworben. Auch von Lenbach aber könnte ein neuer Vasari, wie vom Tiziano der alte, sagen: „Ihn besuchten alle vorragenden Menschen, die in die Stadt kamen, Fürsten und Gelehrte, und ehrten den Meister der Kunst, der in seinem Wesen ein Edelmann war." Auch Lenbach hat mit Gekrönten stets als mit Seinesgleichen verkehrt — wenn er sie nicht tief unter sich sah — und ihm hätte nicht die Wimper gezuckt, weil ein Kaiser, um ihm den entglittenen Pinsel aufzuheben, sich bückte. Warum denn? Versteht sich, wo Einer arbeitet, der Andere lungert, eigentlich doch von selbst; ist jedenfalls nicht langer Rede werth. „Danke, Majestät." Und weiter am Werk. Als er Bismarck herbergte, ins Hofbräuhaus, in seine geliebte Allotria, in den Glaspalast vor seine Bilder führte, mag er mit noch persönlicherer Andacht als sonst des Malerfürsten von Venedig gedacht haben, dessen Wohngast Heinrich der Dritte war; mag gefühlt haben: Mir ward mehr Ehre, denn ich darf den Genius, nicht einen Dutzendkönig, bewirthen. Mit einem Maklerpatent, wie der friauler Alpensohn, wäre der schrobenhäuser Rebell nicht zu ködern gewesen. Der Starke, der als Maurerlehrling fünfzigtausend Meter barfuß durchlief, um sich ein Bischen Farbe zu holen, war als Künstler, als Gildenglied höllisch stolz. Wer was konnte, galt ihm unendlich höher als Einer, der in Purpurkissen gezeugt war oder einen Blinktitel erlistet hatte. Die Erniederung, jede winzige Devotion eines Künstlers empfand er als dem Stand angethane Schmach. Gegen einen seiner ältesten Freunde, der die Entwürfe dem Kaiser „zur Korrektur" vorlegt, konnte er Stunden lang in Zorn und Hohn toben. „Ehe ich mir von einem Dilettanten ins Handwerk dreinreden ließe, würde ich Parapluiemacher!" Die Künstler sollten nie vergessen, nicht eine Minute, daß ihnen der erste Rang unter den Menschen gebühre. Ihrem Ansehen hat er das Künstlerhaus gebaut, den Prunkpalast, dessen Steine dem Wanderer zurufen, was die Bildnerkunst in München bedeutet. Auch der Geselligkeit sollten sie den Ton geben; drum spornte er die Phantasie und hieß die niemals Müde immer neue Festpläne ersinnen. Von der Künstlermystik aus Oehlenschlägers Zeit, der Künstlerromantik der dreißiger Jahre lebte Etwas in ihm, der sich so gern einen Voltairianer wähnte, weil seinem Ohr der liebe Kirchengott nicht mehr sprach. Sagte ich nicht, daß seines Wesens Gefäß bis an den Rand mit Widersprüchen vollgestopft war? Ni dieu ni maitre, wenns in die Laune paßte; und kein Jäserchen doch von einem Nationalisten oder gar Demokraten. Eine Welt ohne Kirchenpomp und Fürstengepränge wäre gerade ihm unerträglich grau, leer, langweilig gewesen;

trotzdem er weder Heiligenbilder noch Staatsaktionen gemalt hat. Und einen verdrehten Zwickel, in heißerer Stunde einen Barbiergesellen hätte er Jeden genannt, der ihm mit der blöden Behauptung gekommen wäre, ein Krupp könne sich auch nur neben einem Piloty sehen lassen. Seinem München gab die Kunstgenossenschaft wirklich den Ton und die Farbe. Alle empfandens; und wenn die Jugend den grimmen Zeus der Luisenstraße sah, seufzte sie: Nec tecum possum vivere nec sine te. Nicht mit ihm: das Amt des Führers hatte er, als es 1892 zur Sezession kam, rund abgelehnt; nicht ohne ihn: am herrlichsten Rumpf vermißt der Betrachter das Haupt mit dem leuchtenden Auge. Nein. Die Jugend hat gewiß nicht aufgeathmet, als der Tyrann endlich hinsank und der Thron frei ward. Von Uhde bis zu den Jüngsten kein Einziger. Keiner, der sich dem Stand zugehörig fühlt. Alle wußten: Wenns um die Kunst geht, ist der Franzl stets auf dem Posten. Was er für die Gilde that, werden selbst die Opfer seiner Spottsucht ihm niemals vergessen.

*

Des Malers Schicksal hat sich vor vierzig Jahren entschieden. Der einundzwanzigjährige Schüler Pilotys hatte in den Freistunden fleißig Wirthshausschilder, Marterln, Scheibenbilder, auch wohl den heiligen Herrn Joseph für eine Kirchenfahne gemalt und im oberbayerischen Heimathbezirk so das Sümmchen zusammengescharwerkt, das ihm gestattete, den Lehrer ins Römerland zu begleiten. Da wirkte zunächst die heiße Fülle der Natur auf das Kind einer kälteren Zone. Herrgott: Der Himmel! Wer den so, sammt dem großen Gluthlicht, auf die Leinwand zwingen könnte! Franz Lenbach versuchts; verläßt sich dabei, wie Courbet, von dem er nichts weiß, wissen kann, nur auf seine gesunden Sinne und Kräfte, nicht auf Phantasietrug und akademische Muster: und es gelingt. Der „Hirtenknabe“, der in der Schack-Galerie hängt, gilt Alten und Jungen längst als ein Meisterwerk. Hochsommermittag. Man glaubt, unter einem Sonnengedröhn das Gras, die Blüthen, den Landstraßenstaub, Libellen und Schmetterlinge zittern zu sehen. Der junge Hirt liegt auf dem Rücken, die linke Hand überm Auge, und räkelt sich in sattem Wohlgefühl. Kein klassischer, kein romantischer Hirtenknabe; Preller, Lessing, Schirmer hätten ihn so nicht gemalt. Ein Bengel aus Fleisch und Blut, der in der nächsten Minute aufstehen, dem Hund pfeifen, auf der schmutzigen Hornhaut der Füße davonlaufen könnte; denn dieser Hütejunge Lenbachs hat wirklich eine Schmutzkruste an den Sohlen. Ekelhaft nannte mans und schalt die Ausschweifung eines Realismus, der so rüde Trivialität nicht meide. Lang ists her. Doch muß heute nicht Jeder merken, daß der Jüngling, der mit solcher Wucht die

Tatze zu regen, ohne Vorbild so das prallste Licht zu fangen und solchen Körper zu modelliren vermochte, auch als Naturalist, Impressionist recht Ansehnliches erreichen konnte? Wenn er nur wollte. Am Können fehlte es wahrlich nicht. Gustave Courbet, der robuste Bauernsimson aus Ornans, hätte, als er 1869 nach München kam, in dem Oberbayern vielleicht einen Bruder gefunden, wenn Adolf Friedrich von Schack nicht gewesen wäre. Am Neujahrstag 1864 schrieb Anselm Feuerbach aus Rom an seine Mutter: „Herr von Schack hat mir Herrn Lenbach, der so weit ein bescheidener Mann und ein intimer Freund Böcklins ist und bei Schack Alles gilt, quasi zur Beaufsichtigung geschickt." (Die Intimität mit Böcklin endete allzu früh; und der bittere Anselm fand bald „zu viel Absicht" in Lenbachs Bildern, die ihn an „verputzte alte Gemälde" erinnerten.) In dem selben Neujahrsbrief aber stehen die Sätze, die den Gönner hart anklagen: „Ich habe die Festtage allein und ohne Geld zugebracht. Den Künstler viel zu geringem Preis arbeiten zu lassen, ist keine Hilfe und bleibt eine Abhetzerei. Ich bitte, man möge mich als Mann und Künstler behandeln. Man muß mit mir im Geldpunkt nobel sein und ich leiste das Doppelte. Wenn ich meine Bilder zu dem doppelten Preis, wie es vor Gott Recht wäre, verkauft hätte, so wäre Dir und mir geholfen und all diese Schreiberei und Bettelei wäre unnöthig; es ist Schicksal, aber deshalb brauchen wir nicht das Maul zu halten". Außer Feuerbach hatten schon Genelli, Schwind, Böcklin für den mecklenburgischen Juristen, Dichter, Diplomaten, Literarhistoriker und Höfling gefrohnt. Jetzt witterte der knausernde Mäcen eine neue Möglichkeit; er schickte Lenbach, dem die weimarer Kunstprofessur nicht behagt hatte, 1863 nach Italien, 1867 nach Spanien und ließ ihn Giorgione und Tizian, Rubens und Velazquez kopiren. Meisterlicher hat Keiner je Meister kopirt. Wer bei Schack die Venus, den Philipp sieht, mag glauben, hier sei Einer, ehe er den ersten Pinselstrich wagte, ins innerste Seelengehäus der Alten gekrochen, in ihrem Sensorium heimisch geworden. Wie ein Wunder wirkts; das Wunder einer Auferstehung. Als hätte Lenbach von Velazquez und Tizian, von Rubens und Rembrandt, von wem er just wollte, den Sehnerv entlehnt. Kein Rest persönlicher Sehgewöhnung. Nie gab so völlig sich ein Mädchen dem Mann; solches Wunder empfängt nur der Schoß, der in dem Zeuger den Gott verehrt, in brünstigem und religiösem Beben sich der Befruchtung öffnet. Und wer sich so hingab, Jahre lang, behält, bis die Pulse stocken, einen fremden Tropfen im Blut. Lenbach hats erfahren. Seit der Kopistenzeit in Florenz und Madrid hat ihn weder Gebirg noch Wald, nicht Himmel und Meer, Landschaft und Architektur

wieder gelockt. Mit mildem Lächeln sprach er vom „Sonnenfanatismus“ seiner Jugend. Nur Menschen hat er seitdem gemalt; im Altmeisterstil. Menschenbilder für reiche Wohnräume und kunstvoll belichtete Galerien.

Meister, hat ein Franzose gesagt, darf sich nur nennen, wer Keinem ähnelt. Dann stünde es schlimm um die Alten. Aehnelt Velazquez, der Einsamste, nicht dem Landsmann Zurbaran? Correggio kam von Mantegna und Leonardo. Van Dyck begann als Rubenskopist. Selbst in Tizians Werk sieht das Auge des Kenners die Spur, die Leonardo, Giorgione, Bellini sogar im Hirn dieses Mächtigen ließ. Nach und nach erst erwuchsen sie zur Selbständigkeit, fanden ihre besondere Art der Synthese; Aehnlichkeit aber, Verwandtschaft blieb dem scharfen Blick fast immer sichtbar. Lenbachs Entwickelung scheint anders. Ist in dem Hirten, dem Titusbogen nicht mehr Persönlichkeit als in den später bewunderten Portraits? Mehr vom „Geist der Zeit“ vielleicht; nicht mehr von Lenbach. Der war nicht Erfinder noch Naturforscher; seine Phantasie gebar nicht Gestalten, sein nervus opticus reagirte nicht stark auf die Lichtwirkung der Atmosphäre. Der kam aus dem München Ludwigs des Ersten, dem München Schwanthalers, der Propyläen, des nachgekalkten Athenerthumes; und aus der Pilotyschule. Kam nach Florenz, Rom, Madrid und fragte sich, als ein bescheidener Jüngling vom Lande, in staunender Andacht, wo das große Geheimniß solcher Kunst denn vergraben sei. Jeder muß so fragen, der nicht den Stein der Weisen oder die Kappe des Modenarren im Handkoffer mitbringt. Saal an Saal, kein leeres Fleckchen; und Alles mindestens als Handleistung würdig der Meisterehre. Hängt die längst Verschollenen nur zwischen moderne Bilder und prüft redlich den Unterschied! Und da draußen wollten sie von vorn anfangen, geistlose Natur nachpfuschen und hieltens für eine Errungenschaft, wenn ihnen zu zeigen gelang, wie die Atmosphäre auf den eigenen Lichtton der Gegenstände wirkt? Albernes Gedünkel. Wollen froh sein, wenn wir je wieder dahin kommen, wie die Alten zu malen. Courbets Einfluß begann. Was schon dran lag, Steinklopfer richtig zu malen, ein Bauernbegräbniß, einen Weiher, Marktvieh, häßliche Frauenzimmer! Malt Menschen — Lenbachs Weltempfinden war immer anthropocentrisch —, Menschen, die der Mühe werth sind; geistvolle Männer und schöne Weiber. Doch man verkriecht sich nicht ungestraft in ferne Jahrhunderte. Dem Dreißiger, der aus dem Prado, den Uffizien, dem Pittipalast heimkehrte, gefiel sein Deutschland, das ganze Europa nicht mehr. Schlote, Asphalt, Fracks, Hosenuniform, Plättkragen und ausrasirte Bärte. Mit den Frauen gings noch; der farblose, formlose Sackpaletotmann war ihm

ein Gräuel. Am Liebsten hing er ihm irgendwas Altmodisches um; wenigstens einen Pelz. Einen sah er als Kardinal, den Anderen als halslosen Judenheiland auf dem Tuch der Veronika. Auch die Häuser, Stuben, Möbel ärgerten sein Auge. Zwischen Marmor und dunklem Gold wollte er wohnen, über Mosaikboden schreiten, seinen Rock in einen geschnitzten Florentinerschrank hängen; einen in München anno 1880 oder 90 gemachten Gehrock. Da klaffte ihm kein Spalt. Renaissancebauten! Wenn auch kein Renaissancemensch drin lebt. Der Kluge schien nie zu begreifen, daß der Wesensinhalt die Form schafft, der Geist sich den Körper baut. Er hätte den Münchenern gewiß gern eine Bauordnung und ein Kleiderreglement aufgezwungen. Das war die gefährlichste Frucht, die er vom Arno und Manzanares heimbrachte. Er haßte das Gewand seiner Zeit, wollte sie ins Fremde vermummen; und hat nie auch nur versucht, im Kleid modernen Lebens Schönheit zu finden.

Und fand sie doch auf den ersten Blick in den Köpfen moderner Menschen. Wie dumm ists, ihn Kopisten zu schelten! Technik hat er nachgeahmt, nie, seit er das Kopiren, den Schackdienst aufgab, aus Anderer Geistesbesitz gezahlt. Zwei so verschiedene Dinge soll der Gerechte nicht verwechseln. Auch den Mann, der sich, ohne innere Klarheit freilich, ins Haus und Kleid kräftigerer, stolzerer Tage zurücksehnte, nicht zu den Kitschern und Maskengarderobiers werfen. Es war ein feiner Einfall Tilgners, Hans Makart, den immer im Farbenrausch schwelgenden Sohn eines gepuderten, betreßten Hoflakaien, im Festzugskostüm auf die helle wiener Straße zu stellen; eine monumentale, nicht lieblose Kritik. Wer aber möchte Franz Lenbach als Venezianer oder Vließritter konterfeit sehen? Ein Bischen Duldsamkeit ziemt auch der Jugend; und unsere Sezessionisten haben schon Glatzen. Lenbach liebte Goldglanz und Perlmutterton, wandte künstliche Mittel an, um seinen Bildern den Schein ehrwürdigen Alters zu geben, putzte die Räume, in denen er ausstellte, mit Truhen und Prunkgeräth, auf daß der Betrachter sich in ein Florentinerschloß oder an die Lagune träume. Nennts Schrulle und sagt, daß er nicht in die Geschlechtsreihe gehört, deren Stammvater Manet war, daß von ihm, der keinen Schüler hatte, nichts Gemeingiltiges zu lernen ist. Nur verschont uns mit dem Gerede, er sei unmodern gewesen, ein Epigone, der den Ahnen nachsprach, nur die Gedanken der Vorfahren hatte.

Menschenbilder, wie Lenbach sie gemalt hat, sind vor ihm nicht gemalt worden; konnten wohl auch nicht gemalt werden. Sie sind nicht so bescheiden, vor der Person so streng sachlich wie die alter deutschen Meister, Holbeins und Dürers; wo Geist sich an Geist wetzt, sprühen leicht Funken auf die Leinwand.



Nicht so vornehm ruhig wie die Hofmalerei des Granden Velazquez. Nicht von so lässiger Grazie wie mancher Whistler und Sargent. Nicht so intim wie Leibls Bauern und Liebermanns Elternportrait. Sie geben fast immer nur den Kopf. Tausendmal ward es ihm vorgeworfen. Das Uebrige interessirte ihn eben nicht. Malen konnte ers; seht Euch in Moabit den nackten Frauenleib an, — und geht dann zu den Wülsten des Herrn Louis Corinth. Hatte Lenbach nicht das Recht, sich den Gegenstand selbst zu wählen? Zu machen, was nur er machen konnte, und sich bei Anderem nicht aufzuhalten? Auch Rodin, der viel stärkere Schöpfer, giebt nur Theile, Glieder, die aus dem unbehauenen Klumpen hervorwachsen. Ihn reizt die Bewegung; den Bayern „das Genie: ich meine den Geist". Was nicht dazu gehört, mögen Andere machen. Den Schlußband meiner Römergeschichte kann ja ein Gymnasiallehrer schreiben, pflegte Mommsen zu sagen. Wenn Lenbach seine Portraits mit pedantischer Sorgfalt ausgeführt hätte, wäre nicht ein Drittel fertig geworden. Das wäre kein Unglück? Mag sein. Nur soll man nicht schwatzen, er hätte es nicht gekonnt. Er war unersättlich, wollte Jeden, in dem er was Eigenes witterte, vor der Palette haben, das Tröpfchen besonderen Saftes herauspressen, den persönlichen Charme hübscher oder fein welkender Frauen fortleben lassen. Da hieß es, eilen und sich mit Kleinigkeiten nicht lange abgeben. Einer, der nur Maler ist, etwa, wie Whistler, im Portrait einen aparten Farbenreiz sucht, würde niemals so denken. Für Den giebts keine Kleinigkeit; für den schlichten Malersmann auch nicht die Frage, ob eine fromme Einfalt oder ein Helmholtz vor ihm sitzt. Als Böcklin mit Flörke über unseren Herrn von Werner sprach, nannte er ihn „den empfindungslosesten Unteroffizier" und fügte hinzu: „Panoramenmaler. Die Stiefel, die Sporen, die Pflastersteine werden auch noch gemalt, — Alles, was ein commis voyageur sieht, aber ein Maler nicht." Auch ein Maler, dünkt mich, der nur Maler ist; und deshalb noch lange kein Anton zu sein braucht. Auch Monet hat Pflastersteine gemalt. „Der Böcklin war ein Riesenkerl, aber eigentlich kein Maler", sagte Lenbach mir; und ungefähr so sagtens Andere wieder von dem Franzl. Nicht ganz ohne Grund. Wer ihn nur als einen Maler beurtheilt, thut ihm Unrecht. Er war sui generis. Psychologe, Historiker, Kritiker. Namentlich Kritiker. Er erfand nichts und schuf doch, bedurfte der Reibung und schlug Feuer aus dürrem Stein. Er schrieb über die Menschen; nicht mit der Feder, wie Lessing über Corneille, Sainte-Beuve über Hugo, Schopenhauer über Hegel, Taine über Bonaparte: dennoch sind diese Schreiber seinem Wesen näher als der Schwarm der Manetjünger. Er wollte die Menschen ausschlürfen und dann berichten,

wie der Trank gemundet hatte. Etwas über die Menschen aussagen. Daß sein Werkzeug der Stift oder Pinsel war, schien uns schließlich Zufall.

Ob seine Aussage objektive Wahrheit gab? So fragen Landgerichtsräthe. Keine Wahrheit ist Allen wahr. Das Auge wandelt sie. Und je stärker das Temperament des Sehers ist, desto kräftiger färbt es den Gegenstand. Ist Schopenhauers Hegel, Taines Bonaparte dem Urbild ganz ähnlich? Sicher nicht. Dennoch leben sie und verdunkeln, trotz dem Professorengeschrei, alle anderen Portraits, die nüchterne Durchschnittsfertigkeit pinselte. In seinen besten Stunden hat Lenbach die Menschheit gezwungen, mit seinen Augen zu sehen. Das vermochten bis heute nicht allzu Viele. Velazquez, schreibt Mengs, hat mit dem Willen gemalt. Auch von dem größten deutschen Velazquezschüler durfte mans sagen. Vor dieser Willensgewalt war keine Rettung. Lenbach nahm den Menschen, der ihm saß, in sich auf, mit Allem, was er von ihm wußte, gelesen hatte, ahnte, ließ ihn von der Zwangsvorstellung im Hirn bebrüten und malte ihn dann, wie er sein sollte, gewiß auch geworden wäre, wenn nicht ein gleichgiltiges Ungefähr die natürliche Entwickelung durchbrochen hätte. Mit Adam verfuhr er so; nicht mit Eva. Es war sein Schicksal, auf Schritt und Tritt sich selbst widersprechen zu müssen. Die Neigung ins Dekorative trübte, wenn er vor schönen Frauen stand, oft dem Psychologen den Blick. Manchmal trank er sich dann einen makartischen Farbenrausch. Die Sinne schwelgten, die Seele, der Intellekt schwieg. Ich muß gestehen, daß mir nur sehr wenige von seinen Damenbildern gefallen. Ein paar seine Matronen gehören zu seinem Besten; in denen war die Weibheit schon der Menschlichkeit gewichen. Auch die Duse, aus deren Nervenbündel nie ein sinnlicher Laut kommt, hat er mit klugem Instinkt höchst reizvoll ins Madonnenhafte stilisirt. Spielerinnen, Tänzerinnen, Alles, was leben und lieben läßt, trifft er meisterlich. Die Weltdamen werden ihm leicht animalisch oder theatralisch. Grellrothe Lippen, umränderte Augen und oft Blicke wie aus dem Lupanar; in Dutzenden ein Familienzug müder Sinnlichkeit, die gern wachgekitzelt sein möchte. Wenig Individualität, viel sexe. Fast beleidigend für die lieben Frauen. Die waren aber entzückt, liefen dem Franzl das Haus ein und tätschelten ihn, damit er sie nur ja male. Die Damenköpfe, die er mit Kreide oder Stift auf Pappe nur gerade andeutete, scheinen mir viel feiner. Er war sehr männlich. Am Ende wollte er mit dem Pinsel seine Kritik des modernen Weibgeschlechtswesens geben und war gegen Eva noch unbarmherziger als gegen Adam.

Der mochte sich aber auch in Acht nehmen. In Lenbach war so viel Grazie, Geschmack, Kultur, daß seine klügsten Modelle meist gar nicht merkten,

wie er sie erkannt, Anderen kenntlich gemacht hatte. Heyses Seelöwenauge scheint in einer wunderschönen Fleischsauce zu schwimmen; Alles ist weich, knochenlos; adelig, doch schwach; ein sanfter, seelenvoller Schwärmer, dessen Korpulenz sichs gern in einer Poetenpose bequem macht. Björnson — ein guter hängt jetzt in Moabit — ist Theaterdirektor und Pastor, Tribun und Zelot; der prachtvolle Kopf ganz mit „demokratischem Oel“ gesalbt. Herr Rudolf Mosse blickt staatsmännisch kühl und will in der Haltung den königlichen Kaufmann markiren; die Beine sind ein Bischen kurz und der Betrachter ahnt, daß der Mann nicht ganz so majestätisch ist, wie er aussehen möchte. Wenn mans so niederschreibt, klingts nach Satire. Keine Spur davon auf Lenbachs Bildern. Der sagt viel subtiler aus. Heyse und Björnson sind, wie in der Wirklichkeit, bedeutende Menschen und echte Dichter, Mosse ist ein tüchtiger, gut gesäuberter Mann. Sacht nur ist das Allzumenschliche angedeutet. Keinen kenne ich heute, der so die ganze Persönlichkeit packt, so rücksichtlos und doch so diskret ist. Da wird nichts verzierlicht noch verniedlicht. Dem Damendante Liszt wird keine Warze, dem bayreuther Meister nicht die schönselige Maestrogrimasse geschenkt; selbst auf den Bismarckbildern nicht der märkische Junker verschwiegen. In Moabit ist ein kleines Pappdeckelchen mit Coquelins Kopf zu sehen. Vielleicht in zwanzig Minuten, beim Plaudern, entstanden. Doch in den paar Strichen ist Alles, was von Coquelin in treuer Erinnerung haftet; Figaro und Cyrano, Molières Schelmendiener und Gambettas Freund. Ein unübertroffenes, unübertreffliches Meisterwerk, das einem Blick wiederholt, was sich dem Gedächtniß in Jahren eingedrückt hat. Lessing, glaube ich, wars, der mal gesagt hat, kein Künstler könne geistige Potenzen darstellen, die höher als seine sind. (Daher das ewige Mißgeschick der Genies in genielosen Dramen.) Lenbach konnte über Wilhelm Busch und Coquelin hinaus; sogar über Björnson und Heyse, Gladstone und Döllinger. Bis zu Schopenhauer, Wagner, Leo Pecci und Otto Bismarck. Jeden Geist vermochte er zu begreifen; vor keinem lag er, ein weggekrümmter Wurm, wie der Magister Faust vor dem schrecklichen Gesicht, das sein Bannspruch gerufen hatte.

Fürsten und Denker, Forscher und Poeten: Alle hat er gemalt. Keiner sollte ihm entschlüpfen. Ists etwa nicht der Rede werth, daß dieser vom Genie bediente Wille uns das Bild der in Deutschlands Heroenzeit ragenden Menschen gab? Nicht ein nie laut genug zu preisendes Glück? Als Goethe die Sammlung der portraits historiques von Gérard beschaut hatte, schrieb er: „In Paris als Künstler von Rang anerkannt, malte er die bedeutenden Einheimischen und Fremden. Bei einem sehr treuen Gedächtniß zeichnete er

außerdem auch die Besuchenden, die sich nicht malen ließen, und so vermag er uns eine wahrhaft weltgeschichtliche Galerie des achtzehnten Jahrhunderts und eines Theils des neunzehnten vorzulegen." Und über das Portrait Talleyrands: „Hier sehen wir den ersten Diplomaten des Jahrhunderts... Wir erwehrten uns nicht des Gedankens an die epikurischen Gottheiten, welche da wohnen, ‚wo es nicht regnet noch schneit noch irgend ein Sturm weht'; so ruhig sitzt hier der Mann, unangefochten von allen Stürmen. Wir mögen hier physiognomisiren und deuten, wie wir wollen, so finden wir unsere Einsicht zu kurz, unsere Erfahrung zu arm, unsere Vorstellung zu beschränkt, als daß wir uns von einem solchen Wesen einen hinlänglichen Begriff machen könnten. Wahrscheinlicher Weise wird es künftighin dem Historiker auch so gehen, welcher dann sehen mag, inwiefern ihn das gegenwärtige Bild fördert." (In Parenthese: so „kritiklos" begeistert der alte Goethe sich für einen fremden Minister, einen Diplomaten der staubigen Schule, für Deutschlands schlauften Gegner; wer heute bei uns so über Bismarck spräche, hieße, selbst wenn er Mahadöh und Faust geschaffen hätte, ein elender Speichellecker. Wir habens doch weiter gebracht.) Goethes Sätze rühmen noch besser das Lebenswerk unseres deutschen Meisters. Die Vorstellung, wir hätten nur von Winterhalter, Werner, Angeli, Koner und den Tausendsassas aus Ungarn offizielle Portraits, jagt Schrecken ins Gebein. Von Lenbach wird der Historiker lernen. Lenbachs Gemälde werden die Ruhe aller Legenden stören. Wilhelm der Große? Dieser gütige, matte, gar nicht heldische Greis mit dem Gemisch von Wehmuth und Bauernklugheit im Blick? Zwischen Bismarck und Moltke wäre Der groß gewesen, die Beiden Handlanger seines Willens? Dann hätte kein Kanzler den Muth gehabt, dieses Bild in seine Stube zu hängen. Auch die Portraits des zweiten und dritten Kaisers holt der Historiker dann wohl aus dunklen Winkeln; den Bestellern gefielen sie nicht. Friedrich ein schön verwitternder Held mit wundervoll gesträhltem Bart und studirtem Herrscherblick; letzter Akt einer Großen Oper, die nicht von Meyerbeer ist. Friedrichs Sohn wirft den Kopf in den Nacken, als wolle er sein Jahrhundert in die Schranken fordern, zu Aeonen reden, ist aber nicht ganz sicher, ob das Säklum dem Rufe folgt und ob die Aeonen zuhören werden. Und wie ist das tüchtige, doch karge, humorlos klare Römerthum in Moltkes schmalem Bauernschädel getroffen! Dem Marschall hat der Schrobenhäuser die Perrücke abgeschmeichelt; Anderen riß er sie mit derbem Griffe vom Haupt und zeigte, was unterm Toupet so lange verborgen ward. Manchmal wars dann nur ein toupet de Nîmes gewesen. Und Lenbach lächelte in den Bart. Mit Eiserner Stirn ist man noch kein Eisenkopf.

*

Kein kompetenter Zunftbeschauer hat hier gesprochen; ein durch Freundschaft persönlich verpflichteter Laie. Doch der Kunstbeschreiber war nie Lenbachs zuständiger Richter. Der Zünftige mag auf der Kathedra verkünden, Lenbach habe nichts Neues gebracht, keine neue Art, Irdisches zu betrachten, das Licht zu zerstäuben und strahlend, zurückstrahlend die Körper formen zu lassen; mag ihn einen Virtuosen schelten, der als grauer Meisterschüler aus der Reckenreihe Derer von Manet bis Hofmann zu scheuchen sei; mag an jedem Bild unbestreitbare Fehler nachweisen und anatomisch feststellen, daß mancher Bismarckkopf sogar nur ein Lederlappen mit zwei Titanenaugen ist, — mag. Und wenn jedes Bild, ohne Ausnahme jedes, hundert Fehler hätte: hinter all diesen mangelhaften Bildern stünde noch immer ein großer Mensch; und schwerer als Alles, was Einer kann, fällt ins Gewicht, was er als Persönlichkeit zu bieten hat. Ich glaube, daß Lenbach sich selbst nicht für einen im höchsten Sinn großen Maler hielt; mir wenigstens hat er, in fast frommer Demuth, vor seinem Tizian gesagt, er sei „nur so ein Bisserl ein Student in der Menschenthierkunde" und für die Alten nur zum Schuhputzen gut genug. Neben kleinem Dünkel fühlte er sich freilich groß; und wie mir scheint, mit stolzem Recht. Keiner der größten Maler wahrscheinlich; doch gewiß einer der geistreichsten. Und nicht von der Klüglersorte der kalt Geistreichen; der Sehnerv des schärfsten Kritikers saß ihm im Gehirn eines Visionärs. Der Franzl ist mit den Fremdwörtern nie so recht fertig geworden; aber er empfand, verstand, überflog oft noch die einsamsten Geistesfirnen. Wenn er wollte, bezauberte er Jeden. Mit seinem Funkelwitz, seiner bärbeißigen Grazie, seinem Humor, — mit tausend Menschlichkeiten. Keine war ihm fremd; auch die nicht, die nicht gern hüllenlos gehen. Egmont und Vansen, Lorenzo und Aretin, Heinz von England und Sir John: seine Sonne tönte in allen Farben. Er vereinte Manneswürde, Frauenlaunen, Kinderfreude am blanken Unsinn im Spektrum seines Räthselwesens. Schenkte wie ein Fürst der Fabelzeit und aß dann in einer qualmigen Höhle ein G'selchtes. Warf einem Großwürdenträger grobe Hagelkörner an den Dickschädel und umzirpte dann wie ein Himmelstrostbringer ein Straßenmädel, das sich eine Beule geschlagen hatte. Arbeitete Tage lang, Wochen, um für drei Abendstunden einen Maskenball auf die Beine zu bringen. Unberechenbar, sagten die Kühlen; unerschöpflich, unersetzbar, jauchzten die Freunde. Ein ganzer, unangekränkelter, nie vom Bourgeoisfirniß berührter Mensch. Und ein Künstler, der mit dem Schöpferwillen des Genies geniale Menschheit in langes Leben rief.

Ich habe ihm Lorber und rothe Rosen aufs Lenzgrab gelegt.

*

Kurd Laßwitz.

Georg Simmel, der scharfsinnige Zerleger sozialer Erscheinungen, hat in einem feinen Aufsatz über „Persönliche und sachliche Kultur“ eine Menschheithoffnung als trügerisch zu erweisen gesucht. Er hat den Glauben an die Allseitigkeit des Fortschrittes erschüttert. Diese Hoffnung stählte den Arm der Menschen; die Menschen hat oft nur der Gedanke zu ungestümem Thun fanatisirt, daß die Besserung auf einem Einzelgebiete weitere Bedürfnisse ihrer Befriedigung näher rücke. Simmel will unsere glückliche Täuschung zerstören, indem er einen Querschnitt durch unsere Kulturwelt macht und aufdeckt, daß nicht alle Theile eine gleich reiche Entwickelung gewonnen haben. Die Dinge, die unser Leben sachlich erfüllen und umgeben, Geräthe, Verkehrsmittel, die Produkte der Wissenschaft, der Technik, der Kunst, sind unsäglich kultivirt, aber die Kultur der Individuen, wenigstens in den höheren Ständen, ist keineswegs in dem selben Verhältniß vorgeschritten, ja, vielfach sogar zurückgegangen. Der sorgfältige Beobachter hat sich nicht getäuscht; wir müssen ihm zustimmen, selbst wenn er die Ergebnisse seiner Forschung zu dem Aperçu zuspitzt: Die Maschine ist geistvoller geworden als der Arbeiter.

Waren wir es aber schließlich, die die Dinge kultivirt, also ihr Werthmaß über das durch ihren natürlichen Mechanismus Geleistete gesteigert haben, so muß auch unsere eigene Wesensart ihre Steigerung erfahren haben. Ein Längsschnitt durch die Entwickelung der Menschheit dürfte zeigen, daß das Verhältniß von subjektiver zu objektiver Kultur beständig gewechselt hat. Auf die Schöpfer von sachlichen Kulturwerthen folgten die glücklichen Erben, die sie sich aneigneten und weniger auf Vermehrung äußeren Reichthumes als auf die Verinnerlichung ihres Wesens bedacht waren. Nur scheiden sich die Zeiten persönlicher oder sachlicher Kultur um so weniger scharf von einander, je näher wir der Gegenwart kommen. In den Zeiten strengster sozialer Bindung des Einzelnen an die Gesammtheit kommt deren Zielrichtung klarer zum Ausdruck als da, wo auch nur eine Minderheit Selbständiger sich aus der Gesammtströmung herausarbeiten kann. Die Entwickelung der Menschheit, die Vererbung von Anlagen der Ahnen und die Differenzirung der Individuen, brachte schließlich geistig Freie, die mit frohem Zeit- und Volksgefühl in der Richtung der Mehrheit mitstreben und zu gleicher Zeit im Bewußtsein anderer Möglichkeiten ihre eigenen Wege gehen: Menschen, so erstarkt in ihrer Wesensart, daß sie von der Fülle der ihr von außen zugebrachten Kultur sich nicht ersticken läßt, und die nun, reich genug, aus dem Ueberschuß ihrer persönlichen Kultur sachliche Güter abgeben.

Von solchen Menschen hat uns Kurd Laßwitz erzählt. Darin erblicke ich seine Bedeutung. Es scheint mir ein Glückszeichen für die Menschheit,



daß sich neben den feinen Skeptiker Simmel der Optimist Laßwitz stellen läßt, der hoffnungsfroh bejahte, bevor Simmel noch seinen Zweifeln Ausdruck gab.

Der Erzähler Laßwitz hat einen nicht unbeträchtlichen Leserkreis; aber Wenige dürften wissen, daß er sich den sicheren Boden für den Anlauf zum Sprung in Phantasiehöhe durch reiche und tiefe Arbeit auf dem selben Gebiet wie Simmel geebnet hat. Aehnlich wie Wundt, gelangte Laßwitz von der Physik zur Philosophie. Die mit seiner Inauguraldissertation „Ueber Tropfen an festen Körpern“ erworbenen physikalischen Kenntnisse genügten ihm nicht; trotz der Anhäufung von Erkenntnißgütern mochte er das Gefühl persönlicher Bereicherung entbehren. Innerer Zwang treibt ihn, sein Eigenthumsverhältniß zu ihnen zu verdichten, treibt ihn von den unpersönlichen Naturwissenschaften zu den Geisteswissenschaften, — und zwar zu der von ihnen, die immer die persönlichste bleibt, weil sie stets die Wissenschaft des Geistes ist, der sich ihr hingiebt: zur Philosophie. Er beschäftigt sich mit Erkenntnißtheorie und seine Arbeit zeitigt die Früchte „Atomistik und Kritizismus“ und die in Fachkreisen hochgeschätzte „Geschichte der Atomistik“. In „Wirklichkeiten“ zieht er die Bilanz. Er erblickt in Kants Lehre von den Denkmitteln ein Kapital und bemüht sich, zu zeigen, wie dessen persönliche Aneignung und neue Anlegung im Betrieb der Naturwissenschaften zinstragend war und bleiben könnte.

Die Richtigkeit dieser Ansicht kann hier dahingestellt bleiben. Wesentliches Kennzeichen für den Mann ist das Streben, die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Kenntnissen lückenlos zu schließen, Ergebnisse der Forschung nicht nur zu sammeln, sondern auch der Persönlichkeit dienstbar zu machen, also eben sachliche Kulturgüter in persönliche Kultur umzusetzen. Dies Streben ist ein Zeichen starken inneren Phantasiebegehrens. Wissenschaft, Technik sind die Schöpfer äußerer Güter. Das Idealbild der nach allen Seiten vollendeten Wesensart erweckt allein die Phantasie in eines Mannes Seele; und so ist auch wieder nur die starke Kulturpersönlichkeit künstlerisch zeugungskräftig.

Als solche tritt uns Laßwitz entgegen. Der selbe Phantasietrieb, der ihn bei naturwissenschaftlichen Ergebnissen nicht rasten ließ und ihn nach den Verbindungsfäden des Subjektes mit diesen Ergebnissen zu suchen, zu erkenntnißtheoretischen Forschungen zwang, ließ ihn auch in der immer noch einfarbigen Welt dieser Wissenschaft nicht zur Ruhe kommen. Er verlangte die ganze Buntheit, die Körperlichkeit der Kunst. Die Philosophie ist ihm zu gegenständlich; er ersehnt sich Subjekte, die die Objekte souverain beherrschen: es treibt ihn vom Sammeln zum Verwerthen, von der Verwerthung zur Gestaltung.

Unmittelbar neben Werken reicher Gelehrsamkeit und streng begrenzter Forschung hat Laßwitz eine Reihe von Erzählungen geschaffen. Wilhelm Bölsche hat in seinem blendenden Buch: „Vom Bazillus zum Affenmenschen“, das tiefe Einsichten und fromme Aussichten gewährt, über den Roman „Auf

zwei Planeten" ausführlich gesprochen; und erst neuerdings hat Hans Lindau in einem feinsinnigen Aufsatz in „Nord und Süd" das gesammte künstlerische Schaffen Laßwitzens liebevoll betrachtet. Laßwitz ist also nicht mehr unbekannt. Aber ganz abgesehen davon, daß ich mich auf Montesquieus zu wenig beachtetes Wort: „Le grand tort qu'ont les journalistes c'est qu'ils ne parlent que des livres nouveaux comme si la vérité était jamais nouvelle" stützen kann, scheint mir ein neuer Hinweis auf diese Dichtungen berechtigt, nicht nur wegen ihres doch noch nicht allgemein erkannten Werthes, sondern auch, weil anscheinend Niemand bisher auf die ganz eigene Sonderheit von Laßwitzens literarischen Werken geachtet hat. In ihnen erleben wir, was Feinfühlige, wie Simmel, bei allem Fortschritt in der Gegenwart so schmerzlich vermissen und für unsere Zukunft ersehnen: die großen Persönlichkeiten, die die Schätze des Wissens, der Kunst, der Technik nicht nur anhäufen, sondern mit ihrem Sein und Wesen verweben.

Die Menschen haben immer von glücklicheren Zeiten als ihre Gegenwart, herrlicheren Gestalten als ihren Zeitgenossen geträumt. Diese Träume haben ihnen nicht wenig Stärke zur Arbeit an ihrer Verwirklichung gegeben. Beim Suchen nach dem Lande der Seligen haben sie ihren Blick bald rückwärts in ein erdichtetes Goldenes Zeitalter, bald vorwärts in ein Jahr 2000 oder in eine Purpurne Finsterniß gewandt. Bald war es angeblich kulturloser Naturzustand, bald fabelhafte Höhe der Staatseinrichtungen, der Wissenschaft, der Technik, immer aber entweder gegenständliche Kultur oder aber Kulturlosigkeit, Naturzustand, Barbarei. Zunächst waren auch Laßwitzens Erzählungen nur Märchenschilderungen der ersten Art, Schilderungen von Zukünften, in denen Erfindungen von nie geahnter Großartigkeit und Bedeutung einen scheinbaren Glückszustand bedingten. Das mag ihm den Namen eines deutschen Jules Verne verschafft haben. Aber mich dünkt, die Erkenntniß allein, um wie viel wissenschaftlicher, humorvoller und gründlicher als der unterhaltsame Franzose Laßwitz seine Erzählungen gestaltet habe, erfasse weder den Werth seiner Schöpfungen noch das Räthsel ihrer künstlerischen Wirkung, insbesondere nicht die seines Romans „Auf zwei Planeten".

Der Reiz des Kunstwerkes soll und kann durch die Auseinandersetzung nicht ersetzt, er mag nur zum Bewußtsein gebracht werden. Sein Leben ist in ihr nicht faßbar. Farbenspiel und Bewegung des Meeres kann man nicht mit seinem Wasser ausschöpfen. Was noch in keinem Zukunftmärchen erzählt wurde, wird hier mit lebendiger Frische gewagt: der dramatische Zusammenstoß der fernen künftigen Kultur und der Gegenwart. Es ist die Geschichte dreier deutschen Nordpolfahrer, in die wir hineingezogen werden. Im Luftschiff wagen sie die Fahrt über die Eisregion. Nicht durch ihr Wagniß allein gewinnen die drei Helden, Saltner, Torm und Grunthe, schnell unsere Theil-

nahme. Ein kurzes Gespräch der Drei, die unmittelbar über dem Pol schweben, eröffnet das Buch und macht uns sofort mit ihrer starken und liebenswerthen Natur vertraut. Hier, am Ziel, scheitert die Expedition in Folge der Einwirkung bisher unerklärlicher Kräfte. Die sie meistern, die Bewohner des Poles, retten Saltner und Grunthe. Torm entschwindet für eine Weile unserem Blick. Die Bewohner des Poles sind Marsmenschen oder, wie sie sich selbst nennen, Numen (das Wort ist wohl nach dem griechischen Wort νοῦς, Vernunft, gebildet), die die Erforschung der Erde und ihre Gewinnung für die Kultur des Mars vorbereiten. Denn auf dem Mars ist die höhere Kultur, weil er der ältere und begünstigtere Weltkörper in unserem Sonnensystem ist, und seine Kultur ist ihrem Wesen nach mit unserer gleichartig, weil auf ihm Verhältnisse, ganz ähnlich unserem Planeten, herrschen. Das ist im Grunde die einzige Voraussetzung, die Laßwitz seinen Lesern zumuthet. Und diese wird heute nicht nur von der Wissenschaft allgemein angenommen: sie ist, wie der Entwickelungsgedanke, unter allem Volke lebendig. So sind wir in der Kolonie der Numen auf der Erde bald heimisch und fühlen uns auch auf dem Mars, wohin wir mit Saltner die Reise machen — abgesehen von einer geringen Beeinträchtigung durch die Verringerung der Schwerkraft — wohl und behaglich.

Die Numen können nicht einen Telelytrevolver abdrücken zum Verderb und Vernichtung. Sie können es nicht, weil sie Gewalt und Grausamkeit nicht wollen können. „Die freie Selbstbestimmung als Persönlichkeit" ist ihnen das Höchste; ihr gegenüber besteht keine Macht. Und selbst die Liebe macht niemals unfrei. Trotzdem ist ihr Dasein keine vom Verstand erzwungene Ordnung. Auf heitere und ernste Pfade des Labyrinthes, das wir Leben nennen, lockt sie warme Empfindung. Auch bei ihnen sind „die starken Gefühle die großen Reservoirs der Energie des Gehirnes, aus denen sie zur Wechselwirkung des Lebens herausströmt." Sie sind es auch, die in die Gleichförmigkeit der Art die Mannichfaltigkeit der Individuen bringen und dadurch dem Zusammenleben unter verständigen Wesen erst den Reiz geben. Die Sinnlichkeit sorgt segensvoll dafür, daß der Verstand nicht in den Himmel wachse. Das Lebensziel ist jedem Numen gleichgesetzt; die freie Entwickelung der Wesensart, die Wege zu ihm sind tausendfach verschieden. In den Frühzeiten eines Volkes, wo die Güter weder zahlreich noch verschieden unter die Stammesgenossen vertheilt und diese selbst gar nicht oder wenig von einander differenzirt sind, Jeder unter den gleichen Lebensbedingungen steht, die selbe seelische Gewalt über die Volksschätze hat, ist auch die Redeweise bei Allen gleich. Buffons seine Beobachtung „le style c'est l'homme" trifft nur für Zeiten der Individualisirung zu. Wohl haben die Numen eine Sprache, die Jeder beherrscht; doch durch einen Jahrhunderttausende dauernden Ge-

brauch hatte sie sich so abgeschliffen und vereinfacht, daß sie der denkbar glücklichste und geeignetste Ausdruck der Gedanken geworden war; alles Entbehrliche, Alles, was Schwierigkeiten verursachte, war abgeworfen worden. Deshalb konnte man sie sich schnell so aneignen, daß man einander zu verstehen vermochte, wenn es auch außerordentlich schwierig war, in die Feinheiten einzudringen, die mit der ästhetischen Anwendung der Sprache verbunden sind. Allein dem Numen mit seinem reichen und besonderen Innenleben taugt in Festesstunden nicht das allgemeine Sprachgut. Wo Zwei — wenn auch nur auf Stunden — zum trautesten Zusammenschluß von der übrigen Gemeinschaft sich sondern, haben sie einander Eigenstes zu sagen in eigener Sprache. Hier führt der allgemeinverständliche Ausdruck zum Mißverstehen, zum schmerzlichen Gewahrwerden der Weiten, die zwei Wesen trennen. Das Sehnen nach innigstem Ineinanderschließen schuf bei den Numen neben der allgemeinen Sprache zahllose, sehr verschiedene und in steter Umwandlung begriffene Dialekte, die nur in verhältnißmäßig kleinen Gebieten gesprochen werden, endlich sogar Idiome, die allein im Kreis einzelner Familiengruppen verstanden werden. Bei den Numen ist die Sprache die Persönlichkeit. Immer wieder leuchtet aus der Welt ihrer märchenhaft hohen objektiven Kultur die Herrlichkeit des in seiner Wesensart ausgereiften Menschen hervor. Und so ist es ihnen tiefste Schmach der Bestrafung, aus dieser Herrscherstellung zum Gegenstand herabgedrückt zu werden. Als sie die von ihnen unterworfenen Europäer für das von ihnen verwirklichte Kulturziel unempfänglich fanden, trotz ihren Anspannungen und Mühsalen böse Nachreden, Verleumdungen, Duelle nicht von der Erde schwanden, führten sie als Strafe für Alle, die sich einer persönlichen Kultur entzogen, die Bildungstätten mieden und in der Unvernunft der Vorurtheile verharrten, den Dienst als Objekte der Beobachtung in psychologischen Laboratorien und die zeitweilige Verbannung in Wüsten zur Zwangsarbeit für Kultivirungzwecke ein.

Trügerisches Phantasiespiel oder Hoffnung, die im fruchtbaren Boden der Menschheit festen Halt findet? Ein beglückendes Unterpfand für die Entwickelungmöglichkeiten der Menscheit ist bereits die Existenz dieses Romans und sein Eindruck. Er mag sogar dazu beitragen, diese Entwickelung zu beschleunigen, wie die Werke Rossettis und Burne-Jones den Typus der Engländerinnen unserer Tage beeinflußt haben. Vielleicht ...

Die Handlung schreitet rasch und lebhaft vorwärts. All dies geistige und kulturelle Leben, wie ich es nur in starker Verkürzung wiedergeben konnte, bildet das wechselvolle Schicksal der Wesen, denen Theilnahme zu schenken uns der Dichter liebenswürdig zwingt. Wohl ist unsere Theilnahme rein stofflicher Art. Freilich eine, der sich auch der Künstler nicht zu schämen braucht. Die Kraft und Klarheit der Darstellung — manchmal auch die Kunst der Erzählung — erfreut. Nachträglich erst werden Bedenken wach.

Wissenschaft ist die stärkste Schleifmühle der Sprache. Sie strebt nach eindeutigem Ausdruck und die Stimmungen, die aus der Vorzeit des Wortes zur Gegenwart herüberschwingen, sucht sie zu ertöten. So fehlt ihr die Wärme und die Herzlichkeit. Und die Klarheit der wissenschaftlichen Sprache ist nicht immer ein Vorzug. Zur Spiegelung menschlichen Trachtens taugt sie wenig, denn unseres Herzens Empfindungen sind reich an leisen Uebergängen; und über unserer Sinne unbewußtes Begehren webt Selbstbetrug einen wohlthätigen, zarten und undurchdringlichen Schleier. Auch die Vorzüge der wissenschaftlich aufgehellten Sprache Laßwitzens schließen diese Schwäche in sich. Klar und anschaulich entwickelt er Einrichtungen und Gedankengänge der Kultur der Numen vor unseren Augen. Seine Sprache ist immer anregend, doch mitunter nicht schlicht, einfach menschlich genug. Auch Forscher, die unaufhaltsamer Wissenstrieb zur todesmuthigen Fahrt im Luftschiff nach dem Ort der Schrecknisse treibt, sind — der Natur sei Dank — bei aller Abgeklärtheit Menschen mit aller Grundlosigkeit und Thorheit der Neigungen. Diese Menschlichkeit habe ich bei Laßwitz vermißt.

„Auf zwei Planeten" heißt das Werk. Der Titel und der Anfang versprechen Anderes, als das Buch hält. Menschheit und Numenheit als solche erwarten wir kennen zu lernen, hoffen nach den Anfängen auf eine Ergründung der Massenseele auf den beiden Sternen. Aber abgesehen von einzelnen Parteibewegungen, die jedoch auch nicht den Eindruck des geschichtlich bedingten Stromes in seiner Unaufhaltsamkeit machen, erzwingt Laßwitz seinen Personen nirgends den Glauben, daß in ihnen ein Volksempfinden, ein Zeitwille lebt. Jede Persönlichkeit ist eine Sammellinse für die Strahlen, die in ihrer Zeit flirren; je kraftvoller die Individualität, um so mehr werden die Strahlen gebrochen, verstärkt; um so reicher an Farbentönen ist das Spektrum, das sie zeigen. Aber Laßwitzens Personen sind aus diesem Zusammenhange gelöst. Sie erscheinen als selbständige Lichtquellen. Und dazu sind sie wiederum nicht überragend genug; vielleicht fehlt uns auch nur der Glaube an Heroenthum. Möglich aber auch, daß der moderne Mensch durch die Wirkung der Kunsterzählung seinen ökonomischen Determinismus nur dann vergißt, wenn ihn der Dichter mit in die Tiefen der Seelenergründung eines Einzelwesens hinabzieht, wenn der Mensch an seinen Erlebnissen wächst.

Grunthe organisirt, Saltner waffnet schließlich die Menschheit zum Kampf gegen die Martier. Der Sieg ist der Erde und Weltenfriede sein Preis. Aber er bedeutet keine Niederwerfung der Numen, sondern die Ueberwindung einer übermächtig anschwellenden technischen Kultur durch die der Persönlichkeit. Die Menschen gewinnen sich Numenheit, wenn jeder Einzelne seine individuelle, menschliche Wesensart zu freier Entfaltung bringt.

Dresden. Dr. Hermann Jacobson.



Verse.

Das erwachende Herz.

Es fiel von der Sonne goldene Gluth
Und fiel auf mein Herz und traf es gut.
Und langsam, wie ein Felsen von Erz,
Begann zu erglühen mein altes Herz
Und warf seinen lichten, verheißenden Schein
In die fernsten Thäler glückselig hinein.
Und schüchtern erklang es vom schweren Metall
Wie rieselnder Thränen Tropfenfall;
So weint ein Mensch, ders nicht glauben kann,
Daß ihm der Tag der Erlösung begann.
Dann klang es stärker, wie Kieselsprung
Weglüsterner Quellen, thatenjung.
Und plötzlich schoß, brandleuchtend und schwer,
Der siegende Strom meines Herzens daher;
Und von den Felsen, welteinsam und kahl,
Sehnsüchtig auflodernd brach er ins Thal . . .
Und hat nicht eher Ruhe gekannt,
Als bis er die Welt zu Asche gebrannt.

Der einsame König.

Ein nackter Felsen, von der Fluth umzogen,
Ist mir Gefängniß, Heimath, Zuflucht, Haus!
Eintönig schlagen ihn die dunklen Wogen,
Umkreiselt ihn der kalten Winde Braus.

Kein junges Grün sah jemals mein Gelände
Und nie, gar niemals lebensüppig bricht
Die rothe Sonne durch die Wolkenwände.
Wann Tag ist und wann Nacht, ich weiß es nicht.

Mir naht kein Weib, kein Freund, auch nicht Genossen,
Des Lebens Schiffe gleiten fern vorbei,
Nur Mövenschwärme kommen angeschossen
Und grüßen mich mit ihrem heisern Schrei.

Ein König bin ich diesem Felsenschroffen,
Ich kenne keinen Herrn als mich allein;
Ich habe nichts zu fürchten, nichts zu hoffen,
Mich martert keine Lust und keine Pein.
Und immer zweifelloser wills mir scheinen,
Daß ein Jahrtausend schon vorbei gewallt,
Seit ich verlernt, zu lachen und zu weinen,
Und wie mein Felsen wurde starr und kalt.

Felix Doermann.



Stanley.

Die Nachricht von Stanleys Tode hat in Afrika tiefe Bewegung hervorgerufen; in Boma an der Mündung des Kongo wie in Sansibar. In Deutschland ist die Kritik diesem Toten nicht gerecht geworden. Wenn die Nachrufe ihm den Ruhm des größten Afrikaforschers ließen, hoben sie kühl seine Leistungen hervor, ohne seiner Schattenseite zu gedenken. Und die mir bekannt gewordenen Versuche, ihn als Persönlichkeit zu würdigen, waren mißlungen, weil den Verfassern das rechte Augenmaß fehlte. Ein Reklameheld war der Erforscher des Kongo in den Augen dieser wichtigthuenden Schreiberseelen und eine von ihnen brachte es fertig, Stanley in Vergleich mit anderen heutigen Globetrottern und Kolonialrenommisten zu stellen. Das ist eine Kritik aus der Blickweite des kleinen Cohn auf seiner Amerikafahrt. „Da reden die Leute immer so viel von Kolumbus!" meinte er. „Der Mann ist dreimal nach Amerika gefahren und ich mache jetzt schon meine vierzigste Fahrt!"

Die Nachwelt wird Henry Morton Stanley ein gerechterer Richter sein. Denn sein bleibendes Verdienst ist unsterblich und die Wirkung seiner Lebensarbeit wird im Herzen Afrikas noch empfunden werden, wenn seine Schwächen längst, wie alles Ewig-Gestrige, verblaßt sind. Den Geschichtschreiber aber, der Stanleys Namen unter den großen Bahnbrechern der Menschheitentwickelung nennen muß, wird immer die Aufgabe reizen, die schweren Charakterschatten dieses eigenartigen Mannes aus seinem an Gegensätzen reichen Lebensgang zu erklären. Sohn eines armen Farmers, in zarter Kindheit verwaist, erzogen unter dem dumpfen gesellschaftlichen Druck eines englischen Waisenhauses, mit dreizehn Jahren dieser Tyrannei entlaufen und als „blinder Passagier" auf einem Schiff nach Amerika entwichen; dreißig Jahre später mit Ehren überhäuft, wie sie nur Königen erwiesen werden, Gatte einer gefeierten Erbin aus der alten Gesellschaft des Kensington-Viertels, Parlamentsmitglied und erfolgreicher Vorkämpfer der Imperial Federation; begabt mit unerschütterlicher Willenskraft, durchdringender Verstandesschärfe und flammender Phantasie, leider aber zugleich mit einem Mangel an Wahrheitliebe, der seiner Thaten schönste und kühnste durch lächerliche Aufschneiderei verwischt und verzerrt hat; von den Negern Afrikas trotz aller rücksichtlosen Hinopferung ihrer Stammesbrüder oder vielleicht gerade um dieser rohen Energie willen wie ein allmächtiger Zauberer bestaunt und verehrt und in Europa als geniale Kraftnatur eben so laut geschmäht wie bewundert: Stanleys Lebensbild wirkt wie ein auf Sensation berechneter Roman der Geschichte.

Sein eigentlicher Name war James Rowland. Am achtundzwanzigsten Januar 1841 wurde er als Sohn des Farmers John Rowland bei Denby in Wales geboren. Seine Mutter war eine geborene Morton; ihr zu Ehren

hat er später diesen Namen seinem Vornamen beigefügt. John Rowland starb in Armuth, als sein Sohn drei Jahre alt war; das Waisenhaus zu Sankt Asaph wurde dem Knaben Zuflucht und Stätte der Erziehung. Aus dieser licht- und lieblosen Jugend mag manche Härte, die später in dem Charakter des Mannes hervortrat, zu erklären, mag auch die wilde Sehnsucht nach Besserung seiner hoffnunglos scheinenden Lage zu verstehen sein, die den Knaben nach Amerika trieb. Die Schule, in die er dort zunächst gerieth, hat ihn auch nicht weich und sentimental gemacht. Er suchte auf alle mögliche Art sein täglich Brot, war Schiffsjunge, Zeitungausträger und Kaufmannsgehilfe, bis er nach New-Orleans kam, wo ihn der Kaufmann Stanley liebgewann und adoptirte. Als 1861 der Krieg ausbrach, focht der Jüngling natürlich auf der Seite des Südens; „Onkel Toms Hütte“ hat ihn damals so wenig wie später zum Schwärmer für die Rechte der dunklen Rasse gemacht. Er gerieth in Kriegsgefangenschaft, wurde in die Marine der Vereinigten Staaten gesteckt und brachte es bis zum Fähnrich. Dann begleitete er von 1867 bis 68 als Berichterstatter des New-York-Herald die englische Armee in Abessynien. Dieser Auftrag wurde entscheidend für seine Zukunft. John Gordon Bennett, der Stanleys Genie an der Löwentatze, mit der dessen abessynische Berichte geschrieben waren, erkannt hatte, war kühn genug, diesem Mitarbeiter die schwerste Aufgabe zu stellen, die die Zeit ihm bot. Amerikanische Zeitungen lieben es nicht, hinter den Nachrichten des Marktes herzuhinken. Sie gehen den Ereignissen entgegen, und wo es daran fehlt, schaffen sie sich selbst Ereignisse. So wurde Stanley beauftragt, den in Afrika verschollenen — und von Vielen für tot gehaltenen — Livingstone aufzusuchen.

Im Jahr 1871 brach er von Sansibar mit zweihundert Mann auf und am zehnten November fand er den Vermißten in Udschidschi. Die Flunkereien, die er von dort aus durch seine Berichte wand, und allerlei Schlaglichter, die schon damals auf sein rücksichtloses Vorgehen fielen, zogen ihm in England viele Anfeindungen zu; doch vermochten diese seinen Erfolg nicht zu verdunkeln. Als vollends 1872 kurz nach seiner Rückkehr sein Werk „How J found Livingstone“ erschien, rückte diese glänzende und packende Darstellung seines Zuges ihn an die Spitze aller lebenden Forschungreisenden. Seitdem schritt er von Erfolg zu Erfolg. Die Erforschung des Victoria Nyanza und des Gambaragara-Gebirges trugen 1874 und 75 seinen Namen aufs Neue in alle Welt. Räthselhaft, wie manche seiner späteren Behauptungen, blieb die damals von ihm gemeldete Erforschung des Beatricegolfes, den er für einen Theil des Mwutan hielt. Doch kam Europa damals kaum zur Erörterung dieses Problemes; denn schon schickte Stanley sich an, den Kern aller afrikanischen Geheimnisse zu erforschen: den Ursprung des Kongo.

Bis zum achtzehnten Jahrhundert war dieser Ursprung bekannt ge-

wesen. Die vom Dr. Karl Peters 1895 neu herausgegebene Karte aus dem Jahre 1719 zeigt den Kongo im Wesentlichen richtig eingetragen. Seit aber die Jesuiten vom afrikanischen Schauplatz verschwunden waren, war dieser wissenschaftliche Besitz verloren gegangen. Die Kritik der europäischen Lehrstuhlgeographen, die sich mit ihrer Nüchternheit brüstete, hatte die Karte von Innerafrika zu einem weißen Blatt gemacht. Den alten Aufzeichnungen der Portugiesen wurde kaum größere Beachtung geschenkt als den Fabeln des Herodot. Vielleicht steht dieser Verlust wissenschaftlichen Gesammtgutes nicht so vereinzelt in der Geschichte da, wie man glaubt. Was war vor Kolumbus Europa geblieben von der Kenntniß Amerikas, die sowohl norwegische Wikkinger wie chinesische Seefahrer mitgebracht hatten? Was blieb uns von dem geistigen Erbtheil der Inkas und was wissen wir von dem Ländergebiet, das uns die Sage als die Wiege der Menschheit nennt? Aber so dramatisch wie in der Erforschung Afrikas sind wohl nie im Verlaufe von anderthalb Jahrhunderten Niedergang und Renaissance einander gefolgt. Es galt, eine neue Empirie aufzubauen. Cameron und seine Vorgänger hatten diese Arbeit begonnen. Aber Camerons Entdeckung des Lukuga war doch nur ein bescheidener Baustein. Stanleys geniale Intuition löste in der Erforschung des Kongo mit einem Schlage das ganze Gewirr der innerafrikanischen Räthsel. Die dunklen Ueberlieferungen der Sage verdichteten sich für seinen induktiv schöpferischen Geist zu der Ueberzeugung, daß das Quellgebiet des Kongo, den man damals nur an seiner Mündung kannte, hier an den innerafrikanischen Seen zu suchen sei, daß das Gambaragara-Gebirge die Wasserscheide zwischen dem Kongo und dem Nil darstelle. Und mit beispielloser Entschlossenheit lieferte er durch die That den Nachweis von der Richtigkeit dieser Ueberzeugung. Seine Erforschung des Lualaba-Kongo und seine alle Klippen und Hindernisse überwindende Thalfahrt zur Kongomündung sichern ihm den Ehrenplatz neben Kolumbus und Vasko da Gama. Viertausend Kilometer Fahrstraße, nur dreimal durch Fälle unterbrochen, davon über zweihundert Meilen seeartige Becken, die von den größten Schiffen befahren werden können: Das war das Riesenergebniß seiner Feststellungen, mit dem er in Boma ankam. Seine Gefährten waren die Opfer seiner rüden Rücksichtlosigkeit geworden; als letzter war Francis Pocock am Lualaba gefallen. Aber Niemand fragte in Europa nach diesen Opfern: die Tragweite der Entdeckung Stanleys hieß Alle schweigen. Als 1878 sein Werk „Trough the dark continent" erschien, strahlte Stanleys Gestirn in sonnengleicher Höhe. Der Waisenknabe hatte sich in dramatischer Steigerung vom Zeitungläufer zum gefeierten Weltreisenden, Entdecker und Staatenbegründer entwickelt. Entscheidend in diesem Abschnitt seines Lebens wurde für Stanley seine Bekanntschaft mit dem König der Belgier. Gemeinsam mit ihm be-

gründete er das Comité d'études du Haut-Congo. Dann legte er den Strom hinauf, ohne sich um die französischen Eifersüchteleien zu bekümmern, Stationen an bis zu den Stanleyfällen, entdeckte den Leopold-See und kam dann zu der Kongo-Konferenz nach Berlin, um hier seiner politischen Schöpfung die Anerkennung der politischen Mächte zu sichern. Damals zuerst lernten wir ihn in Deutschland kennen; und die Begeisterung, mit der er in Berlin und am Rhein gefeiert wurde, mußte ihm zeigen, daß man in Deutschland für geschichtliche Größe Herz und Verständniß besitzt.

Freilich liebt der Deutsche nicht, daran erinnert zu werden, daß auch die Sonne Flecke hat; und die Wahrnehmung dieser Flecke verleitet in Deutschland oft zu ungerechter Heftigkeit des Tadels. Wir sind noch immer naiv in unserem Idealismus. Wir wollen nun einmal nicht, daß unser Held anders aussieht als das Ideal, das wir uns von ihm gebildet haben. Und zwingt uns die grobe Wirklichkeit die Einsicht in unseren Irrthum auf, so opfern wir lieber den Helden als unser schönes, aber freilich aus unversöhnlichen Gegensätzen komponirtes Traumbild. Auch Stanley haben wir oft recht rücksichtlos geopfert, noch rücksichtloser vielleicht, als er selbst seine Gefährten preiszugeben pflegte. Niemand trat auf seine Seite, als in Brüssel eine jämmerliche Bureaukratie den Begründer des Kongostaates um die Früchte seiner Arbeit brachte. Zwar hatte man uns in der Schule gelehrt, wie abscheulich der Undank sei, mit dem Ferdinand und seine Räthe einst dem Kolumbus sein weltgeschichtliches Verdienst vergalten. Hier spielte sich vor unseren Augen der selbe Vorgang ab; aber kein Schrei der Entrüstung erhob sich, als an die Stelle eines Stanley der Herr Oberst Strauch geschoben wurde. Wer war eigentlich Herr Oberst Strauch? Heute, wo der gänzliche Bankerot der Bureaukratie am Kongo sichtbar ist, fühlt bei dieser bloßen Frage Jeder die Größe des Stanley zugefügten Unrechtes. Damals dachte kaum Jemand daran. Die Zeit der Verkleinerer war gekommen. Die Wichte, die Stanley zu überragen meinten, weil sie auf seinen Schultern standen, erfüllten die Welt mit dem Reklamegeschrei über ihre Thaten in Duodezformat. Stanley selbst hatte ihnen leider mit seinen thörichten Flunkereien gefährliche Waffen geliefert. Auf Schritt und Tritt mußte er sich nun in Nebendingen, die nichts zur Sache thaten, in ihrer Summe aber von unangenehmer Wirkung auf das europäische Urtheil wurden, von den kleinen Gernegroßen berichtigen lassen. Das Maß der Werthschätzung wurde dadurch in oft ungerechter Weise verrückt.

Stanley empfand auch in der kühlen Zurückhaltung, die ihm in der Zeit von 1885 bis 1886 die londoner Gesellschaft bewies, die Schmälerung seines Ansehens; mit einem neuen kühnen Zuge wollte er die Kläffer und Neider zum Schweigen bringen. Das ist ihm nicht gelungen. Der ungeheure



Apparat, den er aufbot, um Emin Pascha Hilfe zu bringen, stand in keinem Verhältniß zu dem kläglichen Erfolg. Von New-York kam er Weihnachten 1886 nach London, von hier ging er nach Sansibar und warb dort eine Mannschaft von sechshundert Trägern an, die er nebst dreizehn Somali und sechzig Sudanesen zu Schiff nach dem Kongo brachte. Der Verlauf der zwei Jahre später von Karl Peters geführten deutschen Emin-Pascha-Expedition hat gezeigt, daß der Weg durch das Massaigebiet und Uganda zweifellos auch für Stanley der sicherere gewesen wäre, freilich auch die größere Kühnheit forderte. Auch die Durchführung des nun einmal gefaßten west-östlichen Reiseplanes zeigte viele Fehler. Ein Irrthum war, daß Stanley Tippu-Tipp, den er zum Gouverneur des oberen Kongo ernannte, so fest vertraute, daß er mit Sicherheit darauf baute, an den Fällen von dem hinterlistigen Sklavenjäger mit frischer Mannschaft unterstützt zu werden. Ein Fehler war, daß er den Major Barttelot an den Jambujafällen des Aruwimi in einem befestigten Lager zurückließ, wie es ein Fehler war, daß er in Kilonga-longa einem Boot und siebenzig Lasten zu Liebe seine beiden verwundeten Gefährten Dr. Parke und Kapitain Nelson zurückließ. Er konnte beide Gruppen seiner Karawane nach sich ziehen. Richtiger freilich wäre es überhaupt gewesen, mit einer kleinen fliegenden Kolonne, die möglichst nur Munition führte, Emin zu Hilfe zu eilen. Und was soll man dazu sagen, daß er, nachdem er endlich unter unsäglichen Strapazen den Mwutan bei Kawalli erreicht hatte, durch das eben als Hungersnothgebiet erkannte Land nochmals zurückzog, um das zurückgelassene Boot zu holen? Der politische Zweck seiner Expedition, Uganda und die Aequatorialprovinz dem britischen Einfluß zu sichern, wurde durch dieses unsinnige Hin- und Hermarschiren gänzlich verfehlt. Nicht Stanley, sondern dem Geschick seiner Diplomatie verdankt England das ihm zugesprochene Recht auf diese Länder. Die Behandlung Emins, den er im April 1888 erreichte und, um mit Monsignore Livinhac zu reden, „wie einen Spitzbuben beim Kragen an die Küste schleppte", brachte Stanley in Deutschland fast um den Rest seines Ruhmes. Heute, wo man aus Casatis Werk längst die großen sittlichen Mängel in Emins räthselhaftem Charakter kennt, wird man Stanleys rohes Vorgehen gegen diesen ihm als dem Vertreter englischer Interessen unter allen Umständen unbequemen Sonderling richtiger beurtheilen. In Deutschland ist man allerdings geneigt, dem einsamen Gelehrten Emin um seiner Bescheidenheit und seiner liebevollen wissenschaftlichen Kleinarbeit willen seine sittlichen Gebrechen eher zu verzeihen als dem kühnen Entdecker Stanley seine grob zufahrende Rücksichtlosigkeit. In England dachte man anders. Den Vorkämpfer der britischen Interessen in Uganda haben dort, trotz seinen Mißerfolgen, selbst die grauenvollen Enthüllungen nicht zu Fall gebracht, die des verstorbenen Major Barttelot Tagebücher über Stanleys

Thaten lieferten. Sehr bezeichnend für den Gesichtswinkel, unter dem man in England diese Fragen beurtheilt, ist eine Aeußerung Stanleys über die Grausamkeiten, deren Peters in unserem Reichstag beschuldigt wurde. Bis heute ist keiner dieser Anklagen ein ausreichender Beweis gefolgt. Stanley aber, der sie für völlig erwiesen hielt, sagte, mit geringschätzigem Achselzucken, nur, er hätte in der selben Lage genau so gehandelt wie Peters. Er hatte große Fehler; die Heuchelei aber war ihm, wie allen genialen Kraftnaturen, zuwider. In England war die öffentliche Meinung einig über ihn und stellte ihm, da seine Kraft für Afrika nicht mehr in Betracht kam, nachdem er sich durch die Heirath mit Miß Dorothee Tenant an die Heimath gefesselt hatte, durch die Wahl zum M. P. ein glänzendes Vertrauenszeugniß aus. Sein erstes Auftreten im Parlamente trug ihm, der für die Ugandabahn sprach, einen glänzenden Sieg ein. Als er 1901 vom parlamentarischen Leben zurücktrat, verlor die Imperial Federation einen ihrer stärksten Vertreter. Und jetzt ist er zwar nicht, wie er wünschte, in Westminster beigesetzt worden, aber die berühmte Abtei war der Schauplatz einer prunkvollen Leichenfeier und mit der Königin Alexandra standen zwei gekrönte Herrscher an seiner Bahre.

In unvergänglicher Frische leuchtet die große That seines Lebens. Auch in Deutschland soll ihm die Ehre gesichert sein, die ihm gebührt. Ein himmelweiter Unterschied ist zwischen Stanley und seinen Nachfolgern und Nachahmern. „Auch Publius Scipio", sagt Mommsen, „hat im Auftrage des Senates Schlachten gewonnen und Länder erobert; er hat mit Hilfe seines militärischen Lorbers auch als Staatsmann in Rom eine hervorragende Stellung eingenommen. Aber es ist weit von da bis zu Caesar und Alexander."

Fritz Bley.



Bontoux & Söhne.

Eugen Bontoux ist vierundachtzig Jahre alt geworden. In Cannes hat er sich jetzt zur Ruhe gelegt, zur ersten Ruhe, die sich der unermüdliche, noch als Blinder rührige Greis gönnte. Tot aber war er schon längst. Mehr als zwei Jahrzehnte sind verstrichen, seit er zusammenbrach, seit die Hochfinanz ihn — nicht gerade ungern — fallen sah; und nie wieder war ihm gelungen, sich aufzurichten. Aus der Asche dieses einst so weithin leuchtenden Lebens wollte kein Fünkchen mehr aufflackern. Achtlos ist die neue Generation an dem Leichnam vorbeigeeilt; die Bewunderung, die sie dem hundertarmigen Götzenthum des Konsuls Eugen Gutmann zollt, läßt ihr keine Muße, des größeren Eugens zu gedenken. Dankbarkeit hat keinen Kurs. Eins unserer Institute wenigstens, die Nationalbank für Deutschland, hatte doch mancherlei Gründe, des Mannes sich zu erinnern, der einer ihrer Pathen war; trotzdem er gezwungen ward, als

Flüchtling fern von seiner wankelmüthigen Heimath zu leben, konnte er sich immerhin neben den übrigen Pathen sehen lassen, von denen keiner ihn an Fähigkeit erreicht hat. Doch die Person und das System galten längst als abgethan. Wir Tausendkünstler des zwanzigsten Jahrhunderts machen ganz andere Sachen. Der kleinste Dernburg stellt Bontoux in den Schatten. So brüstet sich unser Zeitalter der Bankenkolosse, der Riesensanirungen while you wait und der Welttrusts. Immer der selbe Dünkel, sich für originell zu halten. Ein Lächeln wehmüthiger Resignation mag die welken Lippen des Gestürzten umspielt haben, als ihm die Kunde von der „ungeahnten" Entwickelung des deutschen Bankwesens und der deutschen Industrie vorgelesen wurde, als er von den Fusionen und Kapitalshäufungen hörte, die, so sagt man uns, der Erdkreis in ehrfürchtigem Staunen erblickt. Das war ja Geist von seinem Geist; seine eigene Schule, die jetzt den Meister verleugnet. Die Alpine Montangesellschaft, die Bontoux mit fachmännischer Klugheit aus einer Anzahl kleiner Eisen- und Stahlwerke in den österreichischen Alpen zusammenschweißte, ist heute noch das klassische Muster einer vernünftigen Fusion industrieller Betriebe, die nur mit vereinten Kräften gedeihlich fortleben konnten. Als Ingenieur hatte er für den Beruf des Bankleiters gerade die Kenntnisse mitgebracht, die heute für einen Finanzmann unentbehrlicher scheinen als je und doch den meisten unserer berühmten Tageshelden noch immer fehlen. Schon dadurch war er den Nachfolgern überlegen, die jetzt behaglich in der direktorialen Würde, im Genuß vieler Aufsichtrathstellen sitzen und Bontoux von oben herab einen gefährlichen Jobber schelten. Aber auch die Kunststücke rein finanzieller Art, auf die sie so ungeheuer stolz sind, hat er lange vor ihnen und noch viel fixer als sie geleistet. Was bedeuten all die Kapitalsvermehrungen, mit denen unsere Großbanken jetzt prunken, wenn man sie dem märchenhaft raschen Wachsthum der Union Générale vergleicht! In den vier knappen Jahren ihres Daseins kam diese Schöpfung des Ingenieurs Bontoux von 13 auf 100 Millionen Francs Kapital. Dann brach sie krachend zusammen. Natürlich; so gehts fast immer, wenn ein hastiger Geist, um den Erfolg und die Freuden des Triumphators noch selbst zu erleben, die Entwickelung in wilden Stößen vorwärts zu drängen sucht.

Bontoux folgte der Stimme des Eigennutzes. Sollen wir deshalb gesittet Pfui sagen? Ohne Eigennutz würde im Bereich der materiellen Interessen überhaupt nichts geleistet werden. Eben erst haben wir ja erlebt, daß ein dritter Eugen, der auch bei der Gründung der Nationalbank Gevatter stand, noch zweiundzwanzig Jahre nach dem Sturz des großen Bontoux 420000 Mark einstrich, weil im „natürlichen, unabänderlichen Lauf der Dinge" die Berliner Bank von der Deutschen Bank verschluckt wurde. Der Gründer der Union Générale hat sich nur ein Bischen verrechnet, wie fast alle Pfadfinder der Finanz sich verrechnen, bis sie eines Morgens über das in ihrer Rechnung vorhandene Loch stolpern. Bontoux hatte einen schweren Fehler gemacht: er unterschätzte die damals noch weltumspannende Macht des Hauses Rothschild, dessen Grundmauern er stürzen wollte. Dieser Fehler brachte ihn zu Fall; doch wäre es der nicht gewesen, so hätte es ein anderer gethan. Denn Bontoux gehörte zu Denen, deren Bestimmung ist, mit ihren Leibern das Feld künftiger Entwickelung für neue Saaten zu düngen und den Fortschritt, den sie herbeiführen halfen, mit ihrer Existenz, ihrem Ruf und Leben zu bezahlen. Er wurde noch alt genug, um in all seinem

Unglück zu erleben, wie die Rothschilds allmählich von ihrem Thron heruntergleiten, wie selbst in Frankreich die Aktieninstitute über den Monolithen in der Rue Laffitte emporwuchsen, wie aus Deutschland nach dem Tode des Barons Willy der Name des einst so mächtigen frankfurter Geschlechtes ganz weggewischt wurde, wie sogar in England der Stern der Firma sacht verblaßte, als die großen Lichter aus der neuen Welt zu leuchten begannen, und wie der österreichische Zweig des Ghettostammes zu verdorren anfing. Auch höhere Genugthuung ward ihm. Seine eigenen Schöpfungen, denen nach der Geburt schon der Untergang zu drohen schien, sah er die Krisis mit ihren Wirbelstürmen siegreich überdauern und zu gesunden Wirthschaftkörpern anwachsen, die man gar nicht mehr zu entbehren vermochte. Ich habe nicht die tollkühne Absicht, meine Landsleute zu Sammlungen für ein Bontoux-Denkmal aufzufordern; die einzige deutsche Bank, an deren Gründung Eugen der Erste persönlich mitgewirkt hat, die Nationalbank, ist ja heute — freilich nicht durch seine Schuld — in eine Lage gekommen, die nicht gerade zum Flechten üppiger Lorberkränze reizt. Zweierlei aber muß der gerechte Richter dem Vielgeschmähten zubilligen. Bontoux hatte, trotz allen Rechenfehlern, die Möglichkeit und die Nothwendigkeit der Entwickelung richtig vorausgesehen: Das beweist die Geschichte seiner Hauptgründungen. Und er hat auf Leben und Tod für die Aktien seiner Union Générale gefochten, als Rothschild und Konsorten gegen ihn alle Kräfte mobil machten und seine Aktien contreminirten. Diese Art der Kriegführung wäre, falls man sich dabei ertappen ließe, nach heutigen Moralbegriffen bekanntlich ja unerlaubt. Als man nach der Schlacht die Walstatt absuchte, fand man im Lager Eugens die Stücke, die von den Gegnern im Laufe weniger Wochen zu Tausenden hinausgejagt worden waren. Bontoux hatte ihnen im Vaterhaus Unterkunft gewährt, so weit der Raum und die letzten Mittel es gestatteten Nicht alle Väter, die nach Bontoux Aktien zeugten, standen so treu zu ihren Kindern.

Glück und Ende des großen Bontoux fielen in eine Zeit, da der Geheime Justizrath Dr. Rießer der Welt noch nicht sein Bestes gegeben hatte. Wäre der armen Menschheit damals schon die Institution des Bankiertages beschert gewesen: nie hätte die Feindschaft zwischen der Union Générale und der Rothschildgruppe so heftige Formen anzunehmen vermocht; Bontoux wäre wohl gefallen, aber still. Man hätte von einem Naturgesetz gesprochen, dessen Allgewalt sich Niemand entziehen könne. Nach den Heldenthaten, mit denen die Schöpfung des beredten Herrn Rießer die Welt in diesen Maitagen überrascht hat, dürfen wir nun wenigstens aber hoffen, daß sie auch jenseits von den deutschen Grenzen Schule machen, auch ins Ausland den Geist kameradschaftlicher Solidarität tragen wird, dessen Regung wir jetzt in staunender Bewunderung sahen. Nur in der Philharmonie durfte der zweite deutsche Bankiertag sich versammeln; nomen et omen. Und mit welcher Meisterschaft waren die Redner ausgewählt! Nicht ein einziger Name, dessen Träger durch starke Individualität zur Gegnerschaft reizen konnte. Die Häupter der Haute Banque, die in der Presse täglich genannt werden, waren entweder abwesend oder öffneten den Mund nicht. Solches Opfer brachten sie auf dem Altar der gemeinsamen Sache; ist mehr Selbstüberwindung denkbar? Neid und Mißgunst sollte schweigen, keine Mittelmäßigkeit sich durch die Koryphäen erdrückt fühlen. Die Großbanken, die sich überhaupt vertreten ließen, hatten Sprecher entsandt, von denen kein schrilles Wörtchen, kein allzu

starker Hauch zu fürchten war; würdige Bankbeamte, Meister der Kunst, zu reden, ohne Etwas zu sagen. Mußte da nicht lieblichste Maieneintracht herrschen? Und die Vertreter der Staatshoheit unterstützten dieses vortreffliche Arrangement. Die Staatssekretäre des Inneren und des Schatzamtes, der Reichsbankpräsident: alle Drei waren leider verhindert, zu kommen; natürlich durch ungemein dringende Geschäfte. Nur der preußische Handelsminister war in persona erschienen; und die feierliche Langeweile, die seine Reden verbreiteten, konnte den Willen zu friedlicher Stimmung nur stärken. Es war ein wundervolles Geplätscher. Und als der Abgeordnete Träger beim Festmahl seinen zehntausendsten Damentoast vollbracht hatte, war dem schönen Werk ein schmerzloses Ende bereitet.

Vierundzwanzig Stunden vor dem Beginn dieses Kongresses, der einberufen war, um den ganzen deutschen Bankierstand, von den Mächtigsten der Behrenstraße bis hinunter zu den Kleinsten der Provinz, in einem tausendstimmigen Protest gegen die unzulängliche Revision des Börsengesetzes zu vereinen, sprach Herr von Mendelssohn-Bartholdy im preußischen Herrenhaus: „In einer Periode, wo man die Börse dringend brauchte, um die riesige Vermehrung der Staatsschuld zu decken, hat man sie durch die unglückliche Börsensteuer-Gesetzgebung gelähmt. Das fordert ernsthafte Kritik heraus. Ich bitte jedoch, die Börstensteuer nicht mit dem Börsengesetz zu verwechseln. Ich gebe zu, daß man da über die verschiedenen Bestimmungen verschiedener Ansicht sein kann. Man braucht das Gesetz keineswegs nach allen Richtungen hin zu verdammen." Sehr richtig. Das Börsengesetz hat der Hochfinanz reiche Früchte getragen und ihr Glück wird vollkommen sein, wenn jetzt noch die Börsensteuer verringert wird. Wollen die Kleinen ihr an dieses Ziel helfen, so wird sie sehr gern gegen die Substanz des Börsengesetzes, die ja in der Novelle erhalten bleibt, weiterprotestiren und insgeheim hoffen, daß die Konservativen und die Centrumsleute in ihrem Entschluß, jede ernsthafte Reform dieses Gesetzes zu verhindern, nicht etwa wankend werden. So wirds gemacht; und nicht nur im Reich der Banken.

Dis.



Koch oder Eberle?

Nein: länger trag' ich nicht die Qualen! Vierzehn Martertage sind genug. Keine Ruhe im Sonnenlicht; kaum noch Schlaf; und anonyme Briefe und Postkarten von aufrüttelnder Heftigkeit. Am achten Maitag fing es an. „Aha! Sie hatten auf Koch gesetzt, also mitgeschoben! Pfui Deibel! Nette Korruption!" Unverständlich; in den Papierkorb. Aber es kam bald dichter. „Wir Unterzeichneten hatten bisher geglaubt, Sie träten mannhaft gegen Mißstände auf; jetzt sehen wir klar". „Aussprechen, was ist: ja, so lange der Geldbeutel nicht darunter leidet!" „Waren Sie Schlaukopp mit im Geheimniß oder thun Sies für Schweigegeld?" Und so weiter. Immer der Vorwurf, daß hier nichts über den ungeheuren Schwindel der berliner Ringkämpfe gesagt worden sei.

Schwindel? Von der Ringerei hatte ich gehört, mußte Jeder hören; in den Zeitungen täglich lange Berichte und an allen Stammtischen, in allen Kaffeehäusern der Gesprächsstoff. Franko-britisches Bündniß, Asiatenkrieg, Hererokrieg, Bankenfusionen, Pommernprozeß, Jenny und Rita, Bülows Noth und Piussens reine Thorheit kamen dagegen nicht auf; sogar die Wilhelmstraßenintrigue gegen Trotha, die einen exellenten Hals brechen konnte, blieb fast unbemerkt. Was ist uns Trotha neben Eberle und Koch? Von ihnen nur sprach man; ihnen strömte die Menge zu. Der Kronprinz sei jeden Abend da; Reinhold Begas, Albert Niemann und andere Prominente. Als ich nach solchem Gerede arglos mal sagte, ich wolle abends hingehen, um das Spektakel mitzugenießen, wurde ich angestarrt wie ein aus Stallupönen in die Reichshauptstadt Verschlagener. Hingehen? Echter Provinzialeneinfall! Der Cirkus Busch ist bis zum Schlußtage ausverkauft; wenn ich fünfzig Mark dranwenden wolle, sei beim Händler vielleicht, nicht etwa sicher noch ein Plätzchen zu haben. Danke; für fünfzig Mark sind fünfzehn gute Bücher zu kaufen. Ich dachte nicht mehr an die Sache, kümmerte mich, mit einer bösen Lenzgrippe im Leib, auch nicht um das Endergebniß. Mildernder Umstand, der zur Entlastung aber nicht ausreicht. Karten und Briefe lehrten michs. Ein ungeheurer Schwindel: und in der „Zukunft" kein Wort; bestochen natürlich; zweifelhaft nur noch, ob durch Bargeld oder durch Wettbetheiligung. Was thut ein Baron in solchem Fall? In Offenbachs „Prinzessin von Trapezunt" wird die Frage gestellt. Das ist leicht; weniger, ihr rasch die richtige Antwort zu finden. Commençons par le commencement. Feststellung des Thatbestandes. Ich verschaffte mir die Ringkampfliteratur. Und nun war meine Ruhe erst recht hin.

Heinrich Eberle, ein badischer Schwabe, und Jakob Koch, ein Rheinländer aus Neuß, waren die Stars am Manegehimmel. Welcher Athlet würde in der Pale den Anderen so werfen, daß er mit beiden Schultern den Bodenteppich berührt? Das war die Frage. Abertausende antworteten: Eberle. Der Schwabe war Favorit. Ein schöner Mann (was man so schön nennt), dessen „tadelloses" Bein keusche Augen erfreut; die etwas fettige Fassade eines Riesen. Der mußte das Rennen machen. Herr Dr. Leipziger hat in seinem lustigen Wochenblatt „Der Roland von Berlin" erzählt: „Der Kronprinz gab seinem Interesse für Eberle offenen und deutlichen Ausdruck, und als der Ringer eine kleine Verletzung davontrug, erkundigte er sich theilnehmend nach dessen Befinden. Von der Hand authentischer Gräfinnen in die Arena geworfene Blumensträuße bargen ansehnliche Geldgeschenke. Christliche Kommerzienräthinnen nahmen die Rosen von ihrer Brust und weihten sie dem Kraftmenschen. Begeisterte Stammtische stifteten Riesenkränze mit poetischen Widmungen und bunten Bändern in den deutschen und badischen Landesfarben." Zweihunderttausend Mark sollen auf Eberle gewettet worden sein; in heller Zuversicht schleppten die Leute,

Reich und Arm, ihr Geld zu den Buchmachern. Tante Voß und Konsorten, die den Rennplatztotalisator, die Staatslotterien und Scherls Sparlottoplan stets als der Uebel schlimmste in Fieberhitze bekämpfen, fanden daran nichts auszusetzen; Busch inserirt, wie N. Israel, Busch giebt Freibillets und darf sich Geschäftsstörungen verbitten. Alles in schönster Ordnung. Bis zum dritten Mai, dem Tage des Endkampfes. Als die Ringer antraten — ich citire das Berliner Tageblatt —, „herrschte im ganzen Hause nach kurzer Begrüßung durch Applaus eine beinahe andächtige Stille". Der Cirkus wurde zur Kirche. Und nun geschah das Furchtbare: Rheinland siegte über Baden. Schon in der siebenundvierzigsten Minute — man denke! — lag Eberle. Jetzt gings los. Zwar „erhielten Sieger und Besiegter wagenradgroße Kränze und zwei kostbare silberne Becher, aber die Menschenmenge vor dem Cirkus begrüßte das Resultat mit dem echt berliner Ausdruck ‚Mumpitz!'" Ich citire noch immer das Berliner Tageblatt, das sich mit selbstlosem Eifer der nationalen Sache annahm, zuerst „das Verhalten Eberles befremdlich" fand und dann mit der großen, Grausen erregenden Enthüllung kam. Die ganze Geschichte sei abgekartet gewesen; Koch, der Impresario, habe Eberle durch Handschlag den Sieg im Schlußkampf zugesichert, am letzten Tag aber seine Absicht geändert und befohlen, daß der Schwabe fallen müsse. „Wie ein Blitz hatte sich die Nachricht von der neuen Vereinbarung in den Kreisen der Buchmacher verbreitet; jeder Betrag (ein niedlicher Druckfehler: im Tageblatt steht Betrug) wurde noch zu langen Odds auf Eberle angenommen." Keine Rücksicht mehr, fortan keine Schonung. Nur: „Uebrigens hat Direktor Busch von diesen Machenschaften nichts gewußt." Direktor Busch wird auch im nächsten Jahr inseriren und Freibillets geben. Das war der Anfang. Nun hagelte es Erklärungen. Alle habe ich, mit der Akribie, die der Gegenstand fordert, gelesen. Herr Busch: „Nach meiner sachverständigen Wahrnehmung und den von mir angestellten Ermittlungen wars kein Scheinkampf, sondern bitterer Ernst." Herr Eberle: „Koch hat mich ehrlich besiegt; die Verdächtigung, daß ich bestochen worden sei, weise ich als eine infame Verleumdung energisch zurück." Herr Koch: „Ich bin bereit, vor Gericht zu beschwören, daß zwischen mir und Eberle keinerlei Vereinbarung getroffen worden ist." Im Lokalanzeiger erzählte Einer, er habe nach dem Kampf ein Gespräch der Athleten gehört, das deutlich beweise, wie „seriös" sie gerungen hätten. Ein in London lebender Manegeheld benutzte die Gelegenheit zu billiger Reklame und bombardirte die Blätter mit Briefen, in denen er beide Konkurrenten für abgefeimte Gauner erklärte, die sich mit ihm gar nicht messen könnten. Der Rheinländer nahm den übern Kanal geworfenen Handschuh auf: zehntausend Mark, schrieb er, wolle er setzen, wenn der londoner Goliath sich ihm zum Kampf stelle; außerdem erbot er sich, einen Einsatz von fünftausend Mark zu wagen, wenn Eberle vor einem von der Redaktion des Berliner Tage-

blattes zu kürenden Richterkollegium noch einmal ringe. Ich sah Arthur Levysohn schon als Ringkampfpräsiden. Ein Jammer, daß aus Alledem — nicht durch des Neußers Verschulden — nichts geworden ist; sonst hätte ich vielleicht meinen Schlaf wiedergefunden. Aber es wurde nichts; wurde nur weiterenthüllt. „Eberle hat auf sich selbst gesetzt." Also glaubte er an seinen Sieg und war ohne Falsch? „Unsinn! Um Falle zu machen!" „Eberle hat Koch vor dem Endkampf einen meineidigen Schuft genannt!" Vor dem Kampf? Also konnte er ja, da er der Stärkere gewesen sein soll, den Meineidigen immer noch auf den Teppich strecken. „Unsinn! Er war doch in Kochs Dienst!" Sportgelehrte ergriffen das Wort. Berufene und Amateurs sagten ihr Sprüchlein. Manches Neue erfuhren wir; was ein „Nelson", was „Fiolescheieberei" ist. Nur auf die Hauptfrage kam keine Antwort. Und ich Unseliger sollte doch die Korrupten anprangern! Täglich wurde ich zehnmal zu dem wichtigen Werk aufgerufen; denn das Vaterland, die deutsche Volkheit sei in Gefahr.

Ich dachte ans Strafgesetz; § 263: „Wer in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvortheil zu verschaffen, das Vermögen eines Anderen dadurch beschädigt, daß er durch Vorspiegelung falscher oder durch Entstellung oder Unterdrückung wahrer Thatsachen einen Irrthum erregt oder unterhält, wird wegen Betruges mit Gefängniß bestraft." Wenn berliner Bürgern zweihunderttausend Mark abgeschwindelt worden sind, sollte das öffentliche Interesse zur Erhebung der Anklage zwingen. Behauptet wird, Koch und Eberle hätten die Wettlust auf die falsche Fährte gelenkt, mit Buchmachern konspirirt und die fette Beute dann getheilt. Das wäre ein umständlich vorbereiteter und durchgeführter Betrug. Warum ruft nicht Einer, der sich geschädigt fühlt, die Staatsanwaltschaft an? Warum nicht der Sportressortchef des Tageblattes, dem das Heil seiner Volksgenossen doch so nah am Herzen liegt? „Vor coram publico", wie der Holzschmock sagt, würde der Ruf nicht ohne Echo verhallen. Ich weiß nicht, wies bei den Römercircensen war, wenn die Grünen und die Blauen sich nicht einigen konnten; ob da Geld gewettet, Fiole geschoben und wegen stellionatus eingeschritten wurde. Nur der juvenalische Seufzer summt mir im Kopf: Duas res anxius optat, panem et circenses; und die tröstende Gewißheit, daß — alle Buchmacher der Schulgeschichte sagens — der Sieg der Christensittlichkeit den Unfug des Cirkusspieles mit Stumpf und Stiel ausgerodet habe. Einerlei. In Berlin giebt es bekanntlich Richter. Doch wo kein Kläger ist ...

Während ich also in Trübsal sann, kam Herr Jakob Koch. Leibhaftig. Dem Himmel sei Dank! Nun mußte Alles sich, Alles wenden.

Ein gar stattlicher Herr. Kein Bauch, überhaupt kein Fett; der Schnurrbart à la Haby hochgekämmt; die Kleidung bürgerlich elegant. Rheinisches



Platt. Die kühle Würde, der leutsälige Blick des berühmten Mannes, der weiß, daß es Gewinn ist, ihn kennen zu lernen. Er will Hilfe, erniedert sich aber nicht zu Bitte noch Dank. Keine Ahnung, was ich sonst wohl treibe. Auf allen Redaktionen hat man ihm gesagt, gegen Mosses Allgewalt sei nicht anzukämpfen; auch der Lokalanzeiger, dessen Tyrann gerade einen Annoncenkrieg gegen Rudolfs ältere Macht führt, will sich, trotzdem Augustus Scherl die rheinischen Landsleute gern protegirt, jetzt nicht neuen Nachbarhader aufbürden. Irgendwer hat dem starken Mann endlich gesagt, ich sei der Richtige. Sehr gerührt. Also? „Sie haben natürlich gelesen ...?“ Ich hatte natürlich. Ein wahres Glück; ohne meine Literaturstudien wäre ich äußerster Geringschätzung verfallen. Alles sei dummes und gemeines Gerede. Von Leuten, die falsch gesetzt und ihr Geld verloren haben, in die Presse gebracht; zuerst von einem Paar, dessen Namen er kenne. „Ich war nicht Impresario, sondern bei Busch engagirt; hier mein Kontrakt“. Er zeigt ihn. Stimmt. Zweihundert Mark für den Abend. „Eben so war Eberle bei Busch engagirt; ich hatte also nicht die mindeste Macht über ihn. Warum sollte er sich von mir werfen lassen? Der Kronprinz war anwesend; nicht für eine halbe Million hätte ich vor solchen Herren meinen Ruf aufs Spiel gesetzt. Eberle ist ein sehr guter Ringer, aber manchmal ängstlich. An diesem Abend war ers besonders; gar nicht heranzukriegen. Das ist oft seine Force. Er ist schwer, hält sich lange in der Vertheidigung und ermüdet den Gegner, der nicht weiß, wie er den Koloß auf den Boden („parterre“, sagt der Athlet) bringen soll. Na, — und neulich hat er eben schließlich noch einen kleinen Fehler gemacht. Das passirt Jedem von uns mal. Er war seines Sieges sicher und hat deshalb auf sich gesetzt. Die Kenner, von denen die Buchmacher ihre Tips kriegen, waren schon längst für mich. Warum auch nicht? Pons und Baucairois, zwei Ringer ersten Ranges, die mit mir, als ich noch Neuling war, nicht fertig werden konnten, haben Eberle leicht besiegt; in zwanzig Minuten hatte Pons ihn auf dem Teppich. Hackenschmidt, unser erster Mann, hat mich im vorigen Dezember nicht ein einziges Mal auf den Boden gebracht, den Eberle aber in München und Hamburg geworfen. In London habe ich mir die Weltmeisterschaft geholt und vorher hier auf dem Kontinent und drüben ein halbes Schock bekannter Ringer besiegt. Warum sollte ich denn diesmal fallen? Mit meinen 208 Pfund Gewicht springe ich 1,85 m hoch und $20^1/_2$ Fuß weit; und meine Lunge hats in sich. Aber was soll ich nun machen? Man nimmt mir meine Ehre. Ich bin ja bereit, mich mit Jedem, der will, vor den Richtern der Presse zu messen. Die Presse soll aber doch auch anständig sein. Ueberall weist man mich ab; die Redakteure fürchten das Tageblatt. Ein Prozeß dauert schrecklich lange. Sogar im Kaffeehaus bin ich schon angerempelt worden. Und, sehen Sie, wenn wir Kraftmenschen uns nicht vorsehen, giebts gleich eine schwere Körperverletzung. Ich kann doch nicht dafür, daß die Leute um ihr

Geld gekommen sind. Deshalb bin ich nun hier. Ich kann Alles verantworten, mich nur nicht so ausdrücken. Aber Sie sollen ja so Einer sein..."

Zweihundertacht Pfund, Weltmeisterschaft, fast schon in Hackenschmidts Glorie erhöht: und dennoch nun völlig hilflos gegen einen Kleinen der Schwarzkünstlerzunft. Ward höhere Macht je verliehen? Vor meinem Auge erstand das vierte Thier aus Daniels Babeltraum, das Thier mit den eisernen Zähnen, „das fraß um sich und zermalmte und das elfte von seinen Hörnern hatte Augen wie Menschenaugen und ein Maul, das redete große Dinge und war größer, denn die neben ihm waren, und stritt wider die Heiligen und behielt den Sieg über sie." Viel gefährlicher noch als der vierköpfige Parder. Ein Heiliger war der starke Mann da vor mir sicher nicht; und daß im Cirkus fürs Publikum gearbeitet wird, müßten eigentlich schon die Kindlein wissen. Wie sollte das Programm „den Abend füllen", wenn der verheißene Ringkampf, die great attraction, vielleicht in der fünften, der dritten Minute beendet ist, statt, wie erwartet wird, ein Halbstündchen zu dauern? Man hilft eben nach, läßt den Gegner zappeln, sagt ihm auch wohl voraus, daß er zwanzig Minuten Zeit haben wird, sich zu produziren, und bietet statt unerbittlichen Kampfes so lange Augenweide. Doch von da zum Betrug ists noch weit. Der beginnt erst, wenn das Resultat wissentlich gefälscht wird. Wars so bei Busch? Auch der Kraftmensch, der sich in meinem Stuhl streckt, kann den Gegenbeweis nicht führen. Und ich hatte Jakob Koch wie meinen Retter begrüßt!

Er hat die letzte Cigarette ausgeraucht und geht; mit huldvollem Gruß, offenbar aber ohne allzu große Hoffnung. Ich bin doch nicht sein Mann; kein Sachverständniß, kein Feuer, wies der große Gegenstand will. „Zu Pfingsten fahre ich in meine Heimath; für meine Ehre aber werde ich kämpfen, so lange..." Ich bemühe mich, philosophisch dem ungemeinen Erlebniß nachzusinnen. Wieder ein Beitrag zum Kapitel „Ehre" Wieder einer zum Kapitel des traître, der stets gesucht wird, wenn ein Volk sich in seinem Hoffen enttäuscht sieht. Das Bedürfniß lebt also nicht nur in Frankreich. Bazaine, Joubert, Alexejew, Koch. Immer das Selbe. Nach jeder Schlacht, auf jedem Rennplatz muß Schwindel im ernsten Spiel gewesen sein, wenn der Gegner gesiegt, ein Outsider den Preis geholt hat. Ueberhaupt ändert sich hienieden eigentlich nur das Kostüm der Dinge, der Menschen; und auch das kaum im Cirkus. Die Grünen und Blauen; unter Domitian kam noch Gold und Purpur dazu; ludi wichtiger als alle Politik; fast zweitausend Jahre nach Jesus die Namen der Ringer in Aller Mund... Feuilletonphilosophie. Was aber ist Wahrheit? Wer antwortet bündig auf die Schicksalsfrage, ob Jakob Koch mit dem Recht des Stärkeren Heinrich Eberle auf den Teppich gezwungen hat?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 4. Juni 1901.

Nikolaos.

Nikolai Alexandrowitsch sitzt in seinem petersburger Palast und besinnt, mit wunden Nerven, die Maitage seines Lebens. Dem Knaben, dem Jüngling brachte jeder Maimond die Kinderlust der Geburtstagsfeier. Den zweiundzwanzigjährigen Thronfolger schickte der Vater in die weite Welt; und am elften Mai 1891 wurde der Großfürst Nikolaus in Otsu, nah bei Kioto, von einem japanischen Polizeisoldaten am Kopfe verwundet. Warum? Er hatte Keinen gekränkt, keine Rachsucht herausgefordert. Was trieb den Mann, den Beamten, der den fremden Prinzen bewachen sollte, zu tückischem Mordversuch? Nikolaus fragt; und vernimmt, daß Japan, Adel und Plebs, die Moskowiter haßt. Seit sie, vom Amur her, an die Küste kamen und dem Hafenplatz, den sie der schwachen Mandschurendynastie abgetrotzt hatten, den stolzen Namen Wladiwostok, des Ostens Beherrscherin, gaben. Seit sie, im Lenz 1875, die Japaner zwangen, ihnen Sachalin, die alte Ainoinsel, zu überlassen. Seit sie gar, ungefähr um die selbe Zeit, lüstern nach Korea hinüberzublicken begannen. Rußland hatte vor zweihundert Jahren die Riegel gebrochen, hinter denen das Morgenland Nippon traumlos schlief, und, wider des Mikados Befehl, dem Inselreich einen Handelsverkehr aufgenöthigt, der den Feudalstaat sacht in die Wirbelstürme kapitalistischer Weltwirthschaft riß. Rußland plant einen Eisenstrang, der seine Waaren, seine Geschütze und Truppen bis ans Japanische Meer führen soll. Am Ussuri hatte vor dreißig Jahren, unter der Führung Nikolais Ignatiew, Rußlands Erobererzug ins Ostasiatenland angefangen;

und Nikolai Alexandrowitsch sollte jetzt den Bau der Ussuri-Bahn feierlich weihen. Wärs nicht eine gute Patriotenthat, diesen Prinzen zu töten, dem „Feind aus Norden" den Thronanwärter zu rauben? Der Bedrohte kommt mit einer leichten Wunde davon; wird drei Jahre später Herr aller Reussen und zieht 1896 an die Moskwa, um sich auf Mütterchens heiligem Boden als Monomachos zu krönen. Wieder ein Maitag; der vorletzte nach unserer Rechnung. Aus allen Theilen des Riesenreiches ist die Menge zusammengeströmt, um den neuen Zaren zu sehen, den jungen Erben der Hordenkhane und Palaeologen, der morgen sich seinem Volke vermählen will. Hunderttausend lagern unter freiem Himmel; in plumpen Bastschuhen, auf zerfetzten Fußlappen sind sie herbeigeeilt, um das große Symbol zu schauen, den geweihten Krönungbecher als Fetisch heimzutragen. Uebers Chodynkafeld schallen Choräle; Meßbuden, Musikbanden, Jahrmarktsvergnügungen locken ringsum und den Hirnen entflackert irre Begeisterung, die nur in islamitischer Vorstellungzone wachsen konnte. Endlich schlägt die Feierstunde. Die Ungeduld der übernächtigen, von Inbrunst und Wodka bis zum Taumel trunkenen Masse bricht in hitzigem Anprall die Schranke, stürmt wie in Fieberraserei vorwärts, — und steht nach wildem Lauf wie von jäher Lähmung gebannt, vom grausen Geheul aufgehalten. Dreitausend Menschen werden im Drang von den Volksgenossen überrannt, zertreten, erdrückt, zu blutenden, im Koth dampfenden Fleischklumpen zerstampft; vielleicht viertausend. Niemand erfährt die richtige Ziffer, Niemand je des Unheils wahre Ursache. Auch der Zar nicht. Doch an diesem Maimorgen lernt der weichmüthige Sohn des Eisenkopfes erkennen, vor welche Aufgabe er gestellt ward. Die Beamtenschaft, der Tshin, ein morscher, selbständigen Wirkens unfähiger Körper; und hundert Millionen kindischer, ohne Hemmungnerv hinvegetirender Menschen. Als er die letzte Thräne getrocknet hat, sucht sein dunkler Sinn ein Mittel, das Heilung verheißt. Arm und roh ist das Russenvolk; wer ihm die schwere Rüstung vom Nacken nähme, würde das Leid gewiß lindern. Die Milliarden, die der Wehrkraft geopfert werden, könnten die Scholle düngen; und aus keiner Kaserne brächte der Mushik dann neue Roheit auf die schwarze Erde heim. Lieblich klingt die Schalmei. Und an einem Maitag wird im Haag die Friedenskonferenz eröffnet. 1899; von einem Murawjew. Dessen Ahn hatte 1858 dem Chinesenkaiser den Amurbezirk abgezwungen. Jetzt war hellere Zeit. Keinen Krieg mehr; nicht neue Rüstung: der Weiße Zar will den Frieden. Im Osten zieht sichs wieder zusammen? Seid getrost: der Wink des Kreuzszepters verscheucht das schwarze Gewölk. Nikolaos, dessen Name den Sieg weist, ist der starke Bürge des

Friedens... Wieder ist Mai. Ein Krieg, wie ihn das Russenreich nie noch zu führen hatte, seit den Warägertagen nicht, hat Tausende schon gefällt, unermeßliche Werthe zerstört, den Schrecken, der von der Zarenmacht ausging, in Osten und Westen gemildert. Und der Sturmschritt des Sieges hat die gelben Männer schon bis an die Wälle von Port Arthur geführt.

Zwei Maitage sah Nikolaus nicht; und gerade ihr Anblick konnte den Aberglauben entwaffnen. Wer wach ihrer gedenkt, sieht hinter Nebeln den blanken Stahlglanz der Kaufalkette aufblitzen. Die Straße von Tschili trennt Port Arthur von der Hafenstadt Tschifu. Sie war, vor neun Jahren, der Schauplatz des Vorspiels zu dem Historiendrama, das wir jetzt erleben. Von Nagasaki her waren seit den letzten Apriltagen russische Kriegsschiffe gekommen. Panzer, leichte Kreuzer, Kanonenboote; schon warens mehr, als England selbst in diesen Gewässern hatte. Auf der Rhede von Tschifu machten sie klar zum Gefecht; Holzwerk, Teppiche, Möbel, Vorhänge, Alles, was einen Brand rasch verbreitet, wurde über Bord geschafft. Und wer an Deck die geschäftige Hast sah, mußte glauben, spätestens morgen solle ein Kampf auf Leben und Tod beginnen. Doch kein einziger Schuß fiel. Im Beach-Hotel wurde Alles hübsch still abgemacht. Da saßen, im drawing-room, russische, britische, deutsche Admirale neben Chinas und Japans Bevollmächtigten um den Tisch. Drei Wochen vorher hatte der kurze Krieg geendet, in dem Chinas Wehrlosigkeit, Japans wilde Jugendkraft enthüllt worden war. Rußland, Deutschland, Frankreich hatten sich verbündet, um die Auslieferung der im Friedensvertrag von Shimonoseki den Japanern versprochenen Kriegsbeute zu hindern. Wenn Japan auf der Halbinsel Liautung herrscht, ist Peking bedroht und Koreas Unabhängigkeit nur noch leerer Wahn. Das erklären die Vertreter der drei Großmächte in Tokio; und fordern, daß die Japaner aus Liautung abziehen und schnell besonders Port Arthur räumen. Die Männer von Nippon zaudern. Auf der Halbinsel ist das Blut ihrer Brüder geflossen; sie haben Port Arthur erstürmt: und sollen auf den werthvollsten Kampfpreis nun verzichten? Doch Rußland spaßt nicht; es blickt lüstern nach Korea, braucht einen eisfreien Hafen und hat, seinen Willen durchzusetzen, wirksame Mittel. Kriegsschiffe überzeugen schneller als Diplomatengerede. Deshalb ist das starke Geschwader vor Tschifu versammelt: ists nöthig, so sprechen die Batterien. Ueberall sieht man russische Uniformen; als herrschte am Golf von Tschili schon der Reussenzar. Am zehnten Mai 1895 fiel im Beach-Hotel die Entscheidung. Mit rothem Stift hatten die Russen auf der Landkarte den Bezirk eingezäunt, den Japan herausgeben müsse. „So will es mein Herr; und hat mir

befohlen, die Weigerung mit Waffengewalt zu strafen." Dieses Wort des russischen Geschwaderchefs treibt die kleinen Japaner von ihren Sitzen. War solche Willkür möglich? Ihr Schlitzauge umfliegt angstvoll die Tafelrunde. Spricht keine Stimme hier für die gerechte Sache des Siegers? Keine. Der britische Admiral hebt mit kühlem Lächeln die Schultern: dieser trade interessirt ihn nicht sehr und im Augenblick ist gegen die russische Uebermacht nichts anzufangen. Das weiß der Moskowiter; er wirft seinen Degen auf die Karte, daß der Tisch dröhnt, und fragt noch einmal: Ja oder Nein? Die Gelben behorchen einander mit raschem Blick. Gegen solchen Ueberfall ist ihr Land nicht gerüstet: sie müssen nachgeben. Sie werden Port Arthur räumen; aber erst, wenn China die zunächst fälligen dreißig Millionen Taels bezahlt hat. Doch Rußland hat Eile. Noch im Mai ist Herr Rothstein, der Direktor der petersburger Internationalen Bank, in Paris und schließt, in Wittes Auftrag, einen Anleihevertrag, der den Chinesen, unter russischer Bürgschaft, vierhundert Millionen Francs sichert. Da das stets von Bargeldnoth bedrückte Zarenreich nicht ohne listige Hintergedanken für einen Anderen Hundertmillionen erbettelt, wußte seit diesem Maitag die weiße und gelbe Welt, daß Rußland dem armen Himmelssohn bald einen — gewiß nicht allzu schmalen — Reichszipfel entreißen würde. Und die Japaner wußten seit dem zehnten Mai 1895, daß Liautung, daß namentlich Port Arthur das Ziel moskowitischen Sehnens war und daß sie mit den Zwirnsfäden des Völkerrechtes diesen zähen Drang niemals binden würden. Welches Recht wirkt, hatten sie erkannt, als der russische Kommandant seinen Degen auf den Tisch warf. Ein Hitzkopf und Draufgänger, der Pulver und Blei für sich reden läßt. Er hieß Makarow ... Ihm und seinem Admiralschiff, dem „Petropawlowsk", hat eine von den Japanern gelegte Mine nun den Untergang bereitet; fast auf den Tag neun Jahre nach dem Friedensschluß von Shimonoseki, um dessen Frucht Makarow Jungnippon geprellt hatte. Die Schmach von Tschifu ist gerächt. Rußlands Flotte ist einstweilen zur Ohnmacht verdammt, Rußlands Heer am Yalu und bei Kintschu geschlagen. Und die gelben Männlein stehen mit schwerem Geschütz dräuend vor Port Arthur.

Da herrscht nicht mehr der träge Sohn des Himmels; nicht gegen Gleichfarbige, wie im ersten Krieg um Liautung, haben die Japaner jetzt ihr Feldgeschütz zu richten. Die drei Großmächte, die China im Lenz des Jahres 1895 so selbstlos beschützt hatten, sahen nach und nach ein, daß Uneigennützigkeit in unserer argen Welt nicht viel höher als Dummheit gilt. Sie heischten Lohn. Im April 1896 unterzeichnen Lobanow und Li-Hung-Tschang in Petersburg einen Vertrag, der den Russen Port Arthur und die Kiautschu-Bucht

als Flottenstützpunkte überläßt. Die Russisch-Chinesische Bank wird gegründet. Rußland darf seinen Bahnstrang durch die Mandschurei legen und von dort in Garnisonen untergebrachten Truppen, Fußvolk und Reitern, bewachen lassen. Zwei Jahre nach Shimonoseki sitzen die Moskowiter fest in der Halbinsel, die sie Japan abgejagt haben; und der Erwerb hat sie kein Pulverkörnchen gekostet. Ein hübscher Erfolg, der dem Grafen Bülow beweisen müßte, daß man, auch ohne „vom Leder zu ziehen“, reiche Länder erobern kann. Als er 1897 aus Rom kam, schien ers zu wissen. In Schantung waren zwei deutsche Missionare ermordet worden. Kiautschu wurden von unserer Marine besetzt, der ganze Bezirk später dem Deutschen Reich verpachtet. Der selbe Bezirk, den Li zwei Jahre vorher den Russen zugesagt hatte. Nicht nur an der Newa wurde man unruhig. Strebt Deutschland nach der Vormacht am Gelben Meer? Will es den ostasiatischen Handel an sich reißen? Neun Tage schon nach dem Abschluß des Kiautschu-Vertrages hatte Rußland das Pächterrecht auf Port Arthur und Talienwan erworben und neue Eisenbahnprivilegien erhascht, die seinem breiten Schienenstrang an der Küste zwei wichtige Endpunkte sichern. Nun war kein Halten mehr. England nahm Weihaiwei, Frankreich die Kwangtschu-Bucht. Sogar Italien forderte einen Bissen, wurde von dem britischen Protektor aber im Stich gelassen. Japan bekam nichts; und man kann sich vorstellen, mit welchen Gefühlen das Volk des Sonnenaufgangs dem Ende der großen Aktion zusah, die in Tokio und Tschifu mit der Nothwendigkeit begründet worden war, das chinesische Reichsgebiet vor Zerstückelung zu bewahren. Jetzt hatte jeder selbstlose Schützer sein Stück.

Sachalin war längst, nun auch die Hoffnung auf die Südmandschurei den Japanern verloren. Sollte die Zarenmacht ihnen gar noch Korea rauben? Um die Insel aus chinesisch-russischer Vormundschaft zu lösen, hatten sie 1894 den Krieg geführt und den Kaiser von China zum Verzicht auf sein Lehnsherrnrecht gezwungen. Korea war unabhängig; und wurde heimlich vom Mikado regirt. Nicht heimlich genug; im Siegerstolz hatten die klugen Leute von Nippon das rechte Augenmaß für das jetzt schon Erreichbare verloren. Sie mordeten die widerspenstige Kaiserin, behandelten den verängsteten Kaiser als Staatsgefangenen. Diesen Fehler nützten die Reussenagenten schlau. Eines Tages erfuhren wir, der Kaiser von Korea sei den japanischen Wächtern entschlüpft und habe bei Rußlands Gesandten in Söul Obdach gefunden. Wieder ein Maitag; der vierzehnte des Jahres 1896: Rußland und Japan schließen einen — später von Lobanow und Yamagata unterzeichneten — Vertrag, der Koreas Unabhängigkeit abermals feierlich verbürgt, die Rechtsan

sprüche auf öffentliche Arbeiten abgrenzt und beide Kontrahenten verpflichtet, ihre Schutztruppe auf der Insel nicht über die Präsenzziffer von tausend Mann hinaus zu erhöhen. Solche Verträge waren für Rußland stets die societas leonina des Cassius Longinus: allen Vortheil dem erhabenen Gossudar, dem Anderen einen gestempelten Papierfetzen. Auch auf Korea hätten die Uebergriffe der petersburger Legaten schon früher zu offenem Kampf geführt, wenn der Eifer nicht durch den mandschurischen Pachtvertrag gekühlt worden wäre. Wer Port Arthur hat, kann auf Korea verzichten; so dachte man damals und ließ die Insel ruhig den Japanern. Die sind ja nicht ernsthaft zu fürchten. Die müssen kuschen, wenn der slavische Riese winkt. Makaken nannte man sie noch bis vor wenigen Wochen in Nikolais Reich; nach den in Ostasien heimischen gemeinen Schmalnasenaffen, die aussehen, als seien sie auf der Entwickelungstufe zwischen der Meerkatze und dem Pavian stehen geblieben. Die Putzigen mögen sich getrost auf Korea austoben... Der Boxerkrieg löste die Binde von allen Augen, die nicht blind sein wollten. Und ungefähr um die selbe Zeit regten sich in Petersburg, in Moskau und Wladiwostok neue Tendenzen. In der Mandschurei hatten Fabrikanten, Lieferanten, Spekulanten ungeheure Summen verdient und ertrogen; an dem Bahnbau, den Festungwerken, der aus dem Boden gezauberten Wunderstadt Dalny. Dieser Segen ging nun mählich zu Ende; und die Geschäftsleute und Schwindler schnüffelten nach neuer Geldmachergelegenheit. Wenn man die Bahn bis in den Hafen von Fusan führen könnte; mitten durch Korea! Die Insel soll Erz, Kohle und Kupfer in Fülle haben; Manche sagen gar, ihr Schoß berge Silber und Gold. Da wäre Etwas zu holen. Und warum nicht? Ja, wiederholten die in Liautung angesiedelten Russen, warum nicht? Eigentlich gehört Korea zur Mandschurei; wir hättens längst nehmen sollen. Port Arthur genügt nicht. Und wer will uns zwingen, am rechten Ufer des Yalu zu bleiben? Wie in aller Kolonialgeschichte so oft schon, verbündete Geldgier sich stolzem Nationalgefühl. Korea wurde wieder das Ziel russischer Expansion. Und jetzt folgt Streich auf Streich. Im Amurgebiet wird der Admiral Alexejew, der Geschäftsspekulationen nicht fremd geblieben sein soll, als Statthalter des Kaisers eingesetzt und sein erstes Diktatorwort sagt: „Wir bleiben, bis wir erreicht haben, was wir wollen." Die Yalu-Gesellschaft fängt, unter der Leitung des Herrn Günsburg, plötzlich an, auf Grund einer Jahre lang unbenutzten Konzession die koreanischen Wälder abzuholzen, und ruft, zum Schutz ihrer Arbeiter, Kosaken ins Land. Der New-York-Herald meldet, drei sibirische Regimenter seien nach der Yalugrenze ausgerückt. Soll das alte Spiel sich etwa erneuen? Die

Japaner sind nicht länger zu halten. Sie fühlen sich; wissen, was sie seitdem schmählichen Tag von Tschifu geleistet, getragen haben. Unter der Last der neuen Steuern hat sich in Tokio das Leben in zwei Jahren ums Fünffache vertheuert; und Niemand murrt. Das Geld war ja nöthig. Die Organisation des Landheeres mußte verbessert und nach einem vorsichtig erwogenen Plan eine Flotte gebaut worden, die den Japanern unter ihrem Himmel die Vorherrschaft zur See sichert. Vor dem Eingriff einer dritten Macht schützt das mit England geschlossene Bündniß. Diesmal soll der Feind aus Norden uns nicht niederzwingen. In der Mandschurei sitzt er nun einmal. Das ist schließlich Chinas Sache. Doch er will auch Korea und hält uns nur mit Ausflüchten hin, bis er eine Armee herbeigeschafft hat. Wir können nicht, dürfen nicht warten. Unser Rothstift umrändert jetzt den verbotenen Bezirk und wir werfen das Schwert auf den Rathstisch. Die Regirenden zaudern zwar, ihr Bedenken wird aber von der Volksleidenschaft überschrien; und ehe der Allerhöchste es noch zu wünschen wagt, spricht schweres Schiffsgeschütz in des Mikados Namen.

Auch Nikolai Alexandrowitsch wollte den Krieg nicht; nicht um den Preis höchsten Siegerruhmes. Noch am vierzehnten Januar sagte er zu dem versammelten diplomatischen Corps, er sei fest entschlossen, den Frieden am Gelben Meer zu erhalten; und sein Herz war bei dem Entschluß. Den ganzen vorigen Sommer und Herbst ließ er unbenutzt, hinderte, als in Tokio schon ein Treubund offen zur Kriegserklärung trieb, jede ernstliche Vorbereitung zum Kampf und ließ den Bau der neuen Panzerschiffe so langsam hintrödeln, daß an Bord des „Retwisan" und „Zarewitsch", als sie bei dem Nachtüberfall im Februar von den Torpedos der Japaner getroffen wurden, noch französische Werftarbeiter hämmerten, feilten und sägten. Nicht nach der Formel nur, als allmächtiger Vater des Reussenvolkes, ist er für den elenden Zustand verantwortlich, in dem dieser Krieg das Slavenland überfiel. Und er kann sich nicht mit der Behauptung entschulden, die Leidenschaft der Massen habe ihn, wie seinen Großvater einst, ins blutige Spiel gerissen. Abenteurer und gierige Marodeure haben ihn genarrt, dessen schwächlicher Sinn sich in irenischen Heilandswahn verstiegen hatte. Am eigenen Jünglingsleib hat er, in Otsu, den Russenhaß der verhöhnten Makaken gefühlt, auf dem Chodynkafeld, als er zum ersten Mal die Krone trug, sein Kindervolk erkennen gelernt. Und ließ blind sich dennoch den Abhang hinunterschleifen. Für dieses Einen Blindheit bluten Zehntausende. Denn er ist Herr über Leben und Tod, ist, so spricht die gesalbte Popenschaft, von Gottes Gnade zum höchsten Hirten erwählt.

❦

Das Opernhaus.

Sehr geehrter Herr Harden,

Gern entspreche ich Ihrem Ersuchen, mich über den in Berlin beabsichtigten Bau eines Opernhauses zu äußern; ich habe lange Jahre in dieser Stadt gelebt und nehme deshalb auch an ihrer weiteren Entwickelung regen Antheil.

Berlin, eine durchaus moderne Stadt, ist verhältnißmäßig arm an älteren interessanten Gebäuden. Architektonische Wanderungen, die in anderen, erheblich kleineren Städten stets von Neuem amusant und belehrend sein können — man denke an Würzburg oder Frankfurt am Main —, darf man in Berlin nicht zu oft wiederholen. Erst mit dem Großen Kurfürsten begann hier eine reichere Entwickelung; also zu einer Zeit, da andere Städte bereits eine glänzende Rüstung angelegt hatten. Die wenigen Gebäude, die in Betracht kommen können, lassen sich schnell aufzählen. Es sind der Hauptsache nach: das Schloß, das Museum von Schinkel und Stüler, das Zeughaus, das Opernhaus, die Hofbibliothek, das Prinzessinnenpalais, Schinkels Hauptwache, das Logengebäude in der Dorotheenstraße, das Brandenburger Thor und endlich Gontards Thürme auf dem Gendarmenmarkt. Das ist Alles: und nun vergleiche man diese wirklich recht bescheidene Zahl mit der Fülle des in Wien, London oder gar Paris Erhaltenen.

Die Vernichtung des alten Opernhauses hat deshalb eine viel einschneidendere Bedeutung als etwa die der Tuilerien durch die Commune. Und eine Sicherheit, daß das Neuentstehende auch nur annähernd einen Ersatz bieten werde, ist nach Maßgabe Dessen, was unter Wilhelm dem Zweiten bisher entstand, nicht gegeben.

Wie jede große Stadt mit ihrer mächtigen Anziehungskraft, besitzt Berlin unter seinen Architekten eine Reihe hervorragender Talente, die man in der deutschen Fachwelt und über diese hinaus kennt, die jedoch, mit wenigen Ausnahmen, bisher zu keiner der großen Bauunternehmungen herangezogen worden sind. Das ist im Interesse der architektonisch-künstlerischen Entwickelung der Stadt auf das Tiefste zu beklagen. Wie würde es wohl in Potsdam und Berlin aussehen, wenn die damaligen fürstlichen Bauherren nicht verstanden hätten, Künstler wie Schlüter, Eosander, Knobelsdorff, Gontard und später Langhans, Schinkel, Persius, Stüler, also die Ersten ihrer Zeit, für ihre Unternehmungen zu gewinnen!

Daß das jetzige Opernhaus modernen Ansprüchen nicht genügt, ist zweifellos; und deshalb wäre gegen die Errichtung eines neuen Gebäudes an sich nichts einzuwenden. Aber warum soll gerade dieser Platz gewählt, warum soll das Neue mit der Zerstörung des Alten erkauft werden? Der Beweis für diese Nothwendigkeit ist nicht erbracht und ich gestatte mir, auf den

vortrefflichen Artikel des Professors Wallé in der Deutschen Bauzeitung (Heft 26) und auf die Eingabe hinzuweisen, die von beiden baukünstlerischen Vereinen Berlins, dem Architektenverein und der Vereinigung Berliner Architekten, an den Hausminister von Wedel gerichtet wurde. Auch sie ist in der Deutschen Bauzeitung abgedruckt worden*). Erweist sich die darin ausgesprochene Befürchtung als berechtigt, wird das neue Opernhaus parallel oder schräg zu der Straße Unter den Linden gestellt, dann würde sich das bei der Errichtung des Kaiser Wilhelm-Denkmals und des Domes Geschehene wiederholen: wiederum wäre ein Platz gewählt, der den an ihn gestellten Anforderungen nicht zu genügen vermag.

Um das Kaiser Wilhelm-Denkmal in angemessener Entfernung vom Schloß zu errichten und ihm den an dieser Stelle unerläßlichen Hintergrund zu geben, war man genöthigt, den Spreearm zu verkleinern, in ein Loch zu verwandeln und das Denkmal selbst der Stadt gegenüber abzuschließen. Welch großartiges Architekturbild konnte geschaffen werden, wenn das gewaltige Schloß mit dem Portalbau von Eosander in unmittelbare Beziehung zum Wasserspiegel gebracht worden wäre! Und ähnlich liegen die Verhältnisse beim Dom, der mit seiner — der von Sankt Peter kaum nachstehenden — Kuppel auf Kosten des Flusses in die Spree hineingeschoben werden mußte. Diesem Theil von Berlin, so weit der Spreelauf vom Schloß abwärts in Betracht kommt, ist überhaupt übel mitgespielt worden; es sei gestattet, auch diese Verhältnisse hier zu berühren. Wären zu einer Zeit, wo es ohne größere Opfer noch möglich war, nach dem Vorgang anderer Städte längs der Spree Tiefstaden angelegt und hochliegende, breite Uferstraßen vorgesehen worden, so hätten diese am Schloß beginnenden und an den Museen und Monbijou vorbeiführenden Straßen zu den schönsten und werthvollsten der Stadt zählen können. Man denke an die Ufer der Seine auf dem Wege von Notre Dame bis herab zum Trocadero. Und die Seine ist auch kein bedeutender Strom. Sie erscheint nur größer, als sie ist, weil das Auge die Tiefstaden noch zum Flußbett rechnet und nur nach den Längen der Brücken urtheilt, welche die Hochuferstraßen verbinden.

Es wäre zu wünschen, daß sich die Presse an der Diskussion solcher mit der äußeren Entwickelung der Stadt unmittelbar zusammenhängenden wichtigen Fragen lebhafter betheiligen. Bei der Beschaffenheit unseres Publikums würden belehrende Darstellungen von kundiger Seite gewiß wirksam sein und manche Uebelthat könnte so vielleicht verhütet werden.

Dresden. Professor Dr. Paul Wallot.

*) Hat aber kein Gehör gefunden. „Auf Allerhöchsten Befehl“ wird Knobelsdorffs Bau, der eben durch unbrauchbare Treppchen ins Lächerliche entstellt ward, niedergerissen. Hoffentlich bleibt der Protest des Mannes, dessen starker Individualität wir das Reichstagshaus danken, auch im Lande der Unterthänigkeit nicht vereinzelt.

Sprache und Sittlichkeit.

Sprache und Sittlichkeit? Giebt es da wirklich eine Brücke von Beziehungen, einen sichtbaren Parallelismus in der Entwickelung? Wenn in der That, wie Jakob Grimm einmal behauptet, die Sprachen lebendigere Zeugnisse sind für die Völker, die sie sprechen, als Knochen, Waffen und Gräber, weil die Sprache der volle Athem der menschlichen Seele ist, so werden wir gewiß in irgend einer Gestalt in den Sprachen auch den Niederschlag sittlicher Anschauungen finden können.

Erst mit Hilfe der Sprache hat sich der Mensch zunächst in intellektueller Beziehung von niedrigen Stufen emporgearbeitet: erst da er einer Vorstellung einen Namen gab, konnte er sie als sicheres Eigenthum betrachten; an der Sprache entzündete sich der Gedanke immer von Neuem; durch die Sprache lernte der Mensch das Denken. Eben so verhielt es sich mit dem sittlichen Empfinden. Die einzelnen Etapen im Werdegang der Sprachen sind zugleich die Stationen, durch die sich das sittliche Gefühl emporgearbeitet hat. Die Begriffe des Sittlichen sind durchaus davon abhängig, daß sie einen Namen bekommen. „Durch das immer bereite Zeichen des Wortes", sagt Trendelenburg, „lernt der Mensch die Vorstellungen, die sonst flüchtig wären und in einander flössen, fixiren und unterscheiden." So können wir denn vom Niveau der Sprachentwickelung, wie von einem Pegel, die Höhe des sittlichen Empfindens ablesen. Wenn wir den Ethnologen glauben dürfen, giebt es Völker und Sprachen, die so unentwickelt sind, daß sie für Töten, Morden und Viehschlachten nur einen einzigen Ausdruck haben. Andere kennen kein Wort für „Dank". Erst allmählich entwickeln sich bei ihnen die polaren Gegensätze von „Gut" und „Böse"; aber erst eine viel spätere Zeit schafft zwischen diesen beiden Antithesen eine Reihe von Mittelgliedern und Nuancen. Auch bei dem Kind führt der Werdegang des sittlichen Empfindens den selben Weg. Wenn das Kind durch Lob oder Tadel der Eltern zuerst erkannt hat, was gut und was böse ist, wenn es weiß, wofür es gescholten und wofür es belohnt wird, so hat es die Grundbegriffe der Sittlichkeit erworben, deren Gesetzestafel es nachher mit differenzirenden Nuancen immer mehr ausfüllen kann. Deshalb ist es sehr wichtig, daß die Kinder in der Zeit, wo sie sich an der Sprache zu sittlichen Vorstellungen emporarbeiten, vor Doppelsprachigkeit gehütet werden. Die Sprache, in der wir erzogen werden, umgiebt uns, wie Lotze sagt, mit einer Sphäre nationalen Denkens, in der über die Auffassungweise von tausend Gegenständen und Verhältnissen schon endgiltig entschieden ist. Deshalb kämpft man mit Recht dagegen, daß in diesen Kindheitstadien in verschiedenen Sprachen unterrichtet wird. Denn die Wirkungen dieser Sprachen summiren sich nicht, sondern paralysiren sich. Schon Schleiermacher warnt in diesem Sinn: „Keine Duplizität!"

Die Ausfüllung der Begriffsreihe, an deren äußersten Enden anfänglich nur die polaren Gegensätze „Gut" und „Böse" stehen, mag wegen ihrer Wichtigkeit noch von einer besonderen Seite betrachtet werden. Die Gegensätze „Ehrgefühl" und „Ehrsucht" erhielten dann die Zwischenglieder „Ehrgeiz", „Ehrliebe" „Ehrtrieb", Ehrbedürfniß" und andere. Doch schon dadurch, daß sie vorhanden sind, üben diese Worte eine erzieherische Mission. Das hat W. Münch uns als Erster gelehrt. Denn wer die Sprache erlernt, sei es ein Kind, ein Fremder oder ein Ein-

heimischer, der tiefer in den Gedankenschatz eindringen will, ist durch diese Masse der Mittelglieder gezwungen, zu fragen, was diese Nuancen bedeuten; und so wird er aus der Sprache heraus sein sittliches Empfinden verfeinern. Mögen also viele Wörter anfangs nur halb verstanden, oft nur von suggestiven Einflüssen oder von Klangwirkungen getragen werden: schon ihre Existenz wirkt belehrend. Welche Bedeutung gerade Klangwirkungen für das sittliche Empfinden gewinnen können, mag man der folgenden Thatsache entnehmen. Ein dänischer Sprachforscher, Christoph Nyrop, hat beobachtet, daß zufällige Reime die Denkart und das Handeln ganzer Völker beeinflussen können. Im Dänischen giebt es ein gereimtes Sprichwort, das sagt: „Alles Alte ist gut"; dort reimen die Wörter, die „alt" und „gut" bedeuten. Das wurde zu einer mächtigen Waffe in den Händen konservativer dänischer Politiker. Die Franzosen aber formen gerade die entgegengesetzte Weisheit in einen Reim: Tout nouveau, tout beau. Das dänische Zauberwort sperrt allem Neuen die Thür, das französische öffnet sie angelweit. In Daudets Erzählung „Le secret de maître Cornille" sehen wir, wie die Bauern im Vertrauen auf das Wort Tout nouveau, tout beau die alten Windmühlen verlassen und ihr Getreide in die neuen Dampfmühlen tragen. Hier schafft also das Wort — richtiger: der Reim — in gewissen Köpfen ganze Weltanschauungen. Aber auch ohne korrespondirenden Reim wirkt ein Wort oft wie eine Großmacht, als politisches, soziales Schlagwort der Agitation. Denn wir gehen, wie Herder sagt, „im Gängelwagen der Sprache." Wir folgen oft Schlagwörtern, die wir kaum verstehen: aber auch dieses blinde Nachgeben hat oft gute Folgen. Denn es ist, wie einer unser gedankenreichsten Sprachforscher sagt, nicht gleichgiltig, ob in der Politik die Wörter Recht, Sittlichkeit, Achtung vor der Nationalität, Gewissensfreiheit, Verbrüderung der Völker Mode werden, mag es zunächst auch mit der Sache nicht immer zu ernstlich gemeint sein. „Denn dem Namen folgt nothwendig auch die Sache, wenn nämlich die Namen überhaupt zu Schlagwörtern werden können." Auf den verschiedensten Gebieten kann man beobachten, daß das anfangs hohle und unverstandene Schlagwort, schon ehe es verstanden wird, auf die Gemüther eine ungeheure Macht übt. Erst allmählich denken dann die Leute dem Schall nach und erkennen, wenn sie schon längst unter dem suggestiven Einfluß des Schlagwortes stehen, was es bedeutet. Eine Ahnung dieses Sachverhaltes spricht wohl schon aus Goethes Worten: „In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen, zu Allem, was wir sehen, Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde, Dasjenige mit Augen zu sehen, was wir beschreiben können."

Aber es gilt, rasch die Vorstellung zu zerstreuen, als hielten wir die Sprache für ein pädagogisches Instrument in der Hand der Menschen, für ein Anschauungsmittel beim Moralunterricht; als könnte man die Menschen auf dem Umweg über eine selbstgeschaffene sprachliche Terminologie erziehen. Das hieße, das Autonome, das willkürliche und selbständige Eigenleben in der Sprache ungebührlich in den Hintergrund drängen. Betrachten wir die Sprache ganz unabhängig von den vorhin erwähnten polaren Gegensätzen des „Guten" und „Bösen" und den später eingeführten Mittelgliedern. Wie stellt sie sich von Anfang an zu all den Tugenden und Lastern? Hier ziemt es, Geschichte der Sprache und Geschichte der Sittlichkeit streng zu scheiden. War das Gute vor dem Bösen

auf der Welt, so gab es natürlich zunächst Namen für das Gute und erst dann für das Böse. Tobte aber, um mit Posa zu reden, zuerst „des Uebels grauenvolles Heer“ durchs Weltall, so hatte auch in der Sprache das Böse die Priorität. Die erste Hypothese entspricht der Ueberlieferung vom Paradies, die zweite der wissenschaftlichen Anschauung, die alle Civilisation als Ergebniß langwieriger Entwickelung aus rohen und verwilderten Urzuständen betrachtet. Wilhelm Wundt hat einmal die Frage nach der Priorität der Bezeichnungen für das Gute oder Böse in der Sprache gestellt. Bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse der ältesten Vergangenheit kann es auf diese Frage natürlich keine Antwort geben: so beschränkte sich Wundt denn auf die Terminologie des Deutschen, und zwar in seiner gegenwärtigen Sprachform, und zog nur nebenbei das Lateinische zur Vergleichung herbei. Die deutsche Sprache bezeichnet Laster als Negationen von Tugenden und Tugenden als Negationen von Lastern: in die erste Klasse gehören Ausdrücke wie „Tugend“, „Untugend“, „Dankbarkeit“, „Undankbarkeit“, „Ehre“, „Ehrlosigkeit“. Das scheint der Grundtypus zu sein: aber nicht umgekehrt. Das Sittliche als Negation des Unsittlichen zu bezeichnen, konnte sich die Sprache nicht in gleicher Weise entschließen. Denn diese Gegensätze verhalten sich in der Sprache wie der beleuchtete Gegenstand zu seinem Schatten. Der Schatten ist das Nachbild des Gegenstandes, aber der Gegenstand nicht das Nachbild des Schattens. Dennoch giebt es eine Reihe von Fällen, wo die Tugend als Negation des Lasters bezeichnet erscheint: „Schuld“ — „Schuldlosigkeit“, „Sünde“ — „Sündlosigkeit“, „Bescholtenheit“ — „Unbescholtenheit“ u. s. w. Die absolute Mehrheit der Ausdrücke aber spricht im Deutschen (und im Lateinischen) für die Neigung, die Tugend positiv, das Laster negativ auszudrücken. Zählt man nach dem Lexikon die in Betracht kommenden Wörter zusammen, so ergiebt sich, daß im Deutschen 62 negative Wörter für Laster, aber nur 44 negative Ausdrücke für Tugenden zu finden sind. Das Verhältniß stellt sich also wie 2 : 3. Noch drastischer allerdings im Lateinischen, wo 61 negativen Lasterbezeichnungen mit dem privativen Präfix „in“ nur 23 negative Tugendnamen gegenüberstehen. Hier also waltet die Proportion 1 : 3 vor. Sicher besteht also die Neigung, Objekte unserer sittlichen Mißbilligung durch die Negation lobenswerther Eigenschaften zu bezeichnen, während die entgegengesetzte Tendenz, das Gute durch Negation des Schlechten zu benennen, viel seltener sichtbar ist.

Das wäre also ein Fall, wo gewissermaßen die Sprache selbst in einem bestimmten Sinn Partei für das Sittliche ergreift. Sie geht mit Vorliebe, wie die genannten Ziffern erweisen, vom Guten aus und nicht vom Schlechten, wenn sie sittliche Begriffe prägen will. Was sonst noch ins Feld geführt wurde, um diese Tendenz in den Sprachen zu beweisen, zerflattert allzu sehr in Einzelerscheinungen, um den Werth eines vollgiltigen Argumentes gewinnen zu können. Es wäre schön, wenn sich einwandfrei zeigen ließe, daß „Ehe“ und „ewig“ stammverwandt sind, daß sogar die Sprache also die Unlöslichkeit des ehelichen Bundes in dessen Namen zum Ausdruck bringen wollte. Hierher gehört auch die Thatsache, daß in verschiedenen Sprachen „recht“ im geometrischen Sinn und in ethischer Bedeutung identisch ist, daß also der kürzeste Weg zum Ziel, der „rechte Weg“, zugleich als der gilt, der eine gerade, helle, saubere Straße führt.

Mag in der Annahme, daß die Sprache für das Sittliche Partei ergreife,

vielleicht nur eine schüchterne kleine Wahrheit liegen: gewiß ist, daß die Sprache um des Sittlichen willen große Veränderungen und Wandlungen mit ihrem Wortgut vorgenommen hat. Aus rein äußerlichen, utilitarischen Begriffen hat sie durch Vertiefung und Idealisirung des Bedeutunginhaltes ethische Begriffe herausbekommen. Diese vergeistigende und veredelnde Tendenz können wir schon an dem Worte „Tugend“ beobachten; denn „Tugend“ kommt zunächst nur von „taugen“, „fromm“ von „frommen“, das so viel wie „nützen“ bedeutet, „edel“ ist ursprüglich nichts als „adelig“, „Demuth“ nichts als die Gesinnung eines „Dienenden“, „Pflicht“ ist nur Substantiv zu „Pflegen“, „gediegen“ Partizip zu „gedeihen“, „Arbeit“ war ursprünglich „Mühsal“, „Bedrängniß“. Dieses Wort weist auf eine Zeit hin, wo allgemeines Nichtsthun die Regel war, Arbeit als Last empfunden wurde; erst später muß sich daraus der Begriff für eine Thätigkeit entwickelt haben, die gern und ohne Widerwillen geübt wird.

Solcher Bedeutungwandel geht also parallel mit der Vertiefung des sittlichen Empfindens; oft aber entwickelt er sich auch als Zeuge lockerer moralischer Anschauungen. In den Zeiten politischen, sozialen, sittlichen Verfalles wandeln sich die Bedeutungen der Wörter zum Schrecken der Konservativen, der befugten Hüter der guten, alten Vergangenheit. „Jampridem“ jammert Sallust, „nos vera vocabula rerum amisimus: quia bona aliena largiri liberalitas, malarum rerum audacia fortitudo vocatur, eo res publica in extremo sita est“. Wirklich war es auch so: in der Zeit der alten römischen Republik, als die ererbten Tugenden der Vorfahren noch in vollem Glanz strahlten, war liberalitas die Opferwilligkeit, die für das Vaterland Alles hinzugeben bereit war. Im Lauf der Zeit aber ging diese Gesinnung und mit ihr auch der Begriff verloren und man könnte fast genau den Zeitpunkt bezeichnen, von dem an liberalitas „Verschwendung“ und „Großherzigkeit aus fremden Taschen“ zu bedeuten anfing. Noch einmal heißt es bei Sallust (im Munde des Licinius) in einer Mahnung, neu nomina rerum ad ignaviam mutantes otium pro servitio appelletis. In der alten Zeit war otium die Ruhe, die der machtvolle Staat sich durch die Unterwerfung seiner Nachbarn eroberte: in der Periode des Verfalles aber hieß „otium“ die Ruhe, die man überfroh genoß, wenn sie Einem der freche Nachbar gönnte. So mahnt denn Sallust, man möge nicht nach der Terminologie der Feigheit „Ruhe“ statt „Sklaverei“ sagen.

Stellt sich hier der Bedeutungwandel als Begleiterscheinung wirklich herabgekommener Verhältnisse ein, so erscheint er anderswo als Zeugniß viel harmloserer Demoralisation. Oft gehört ein besonders fein organisirtes sittliches Gefühl dazu, um in der Sprache diese Demoralisation zu erkennen. Wenn wir einem in Affekt gerathenen Redner mit geschärfter Aufmerksamkeit zuhören, werden wir bemerken, wie viele Wendungen, Metaphern und Redensarten er gebraucht, bei deren Benutzung er sich gar nichts denkt. Er sagt in einer Leichenrede skrupellos: „Ich sehe in jedem Auge Thränen des Mitleids glänzen“, obwohl davon gar nichts zu merken ist. Er berauscht sich an seinen eigenen Phrasen und läßt sich von ihnen immer weiter fortreißen. Aber wir brauchen gar nicht zum Redner emporzusteigen: unser ganzes gesellschaftliches Leben steckt voll von Phrasen, von Unwahrheiten. Namentlich die Halbgebildeten leben von Ausdrücken, die sie kaum annähernd verstehen. Um ihre Blößen zu verdecken, ge-

brauchen sie gern Fremdwörter, die für sie wahre Lückenbüßer sind, oder wählen allgemeine, unbestimmte Wörter, bei deren Anwendung sie nichts riskiren. Talleyrand hat schon von solcher Unsitte abgemahnt, als er sagte: „Jeder Bürger muß daran mitarbeiten, alle Wörter aus der französischen Sprache zu entfernen, die eine schwankende und unbestimmte Bedeutung haben und daher für die Unwissenheit so bequem sind." In dem Nachreden stereotyper, unverstandener Wendungen liegt entschieden etwas Unsittliches: man spricht Wörter, von denen man gar keine Anschauung hat. Die ganze ragende Persönlichkeit des Sokrates, sein steter Hinweis auf die Nothwendigkeit, sich von der vulgären Oberflächlichkeit loszuringen und zu Begriffen, hinter denen eine deutliche Anschauung lebt, emporzusteigen, gehört hierher. Sein Kampf gegen die Anschauungslosigkeit war eben so von sittlicher wie von erkenntnißtheoretischer Bedeutung.

Ein besonders reiches Fundgebiet für Unsittlichkeiten — wenn auch minimaler Natur — liefern uns die gesellschaftlichen Phrasen. Der Verkehr mit unseren Nebenmenschen, der mündliche wie der schriftliche, zwingt uns zu einer ganzen Reihe von Wendungen, zu Versicherungen, die zu leeren Formeln erstarrt sind. Wie Wenige von Denen, die wir mit „werther Herr" oder „hochgeehrte Frau" tituliren, halten wir in Wahrheit für werth und hochgeehrt! Und doch lebt auch in diesen taub und hohl gewordenen Phrasen eine gewisse erzieherische Mission. Von der Courtoisie auferlegte Wörter zwingen zu einer gewissen Höflichkeit im Handeln, zu einer gewissen Uebereinstimmung des gesprochenen Wortes und des begleitenden Thuns. Wenn ein Ungebildeter zusieht, wie ein geistig höher Organisirter einen unangenehmen Gast mit den verbindlichen Worten: „Es war mir ein Vergnügen" hinauskomplimentirt, so wird auch er sich diese Phrase angewöhnen und sie wird ihn abhalten, zu thun, was er vielleicht sonst — ohne die Phrase und das Vorbild, dem er sie verdankt — gethan hätte: nämlich davon, den unbequemen Gast hinauszuwerfen. Das „Wort" verpflichtet eben unwillkürlich zu gewissen Handlungen oder Unterlassungen.

Das gesellschaftliche Leben verleitet uns aber ferner zu gewissen kleinen Unsittlichkeiten, indem es uns von früh bis spät zu Uebertreibungen drängt. Wir grüßen „herzlichst" und versichern Herrn Toutlemonde unserer „unendlichen Liebe." Schon der alte Lichtenberg geißelte diese Verschwendung; er sagt: „Es ist zum Erstaunen, wie sehr das Wort ‚unendlich' gemißbrauchet wird. Alles ist unendlich schön." Unsere Mädchen und Frauen gefallen sich in den Hyperbeln „schrecklich gern", „riesig nett", „ungeheuer amusant". Das Wörtchen „sehr" weiß von diesem Verblassen ursprünglich kräftiger Bedeutung ein Geschichtlein zu erzählen: wer ahnt heute noch, daß es eigentlich, ursprünglich „schmerzlich" (versehren) bedeutete? Wir übertreiben besonders in Zahlwörtern; wenn wir sagen: „Ich habe es ihm tausendmal verboten", sprechen wir bewußt eine Unwahrheit aus. Eben so, wenn wir erzählen, daß Jemand „halbtot" vor Schrecken gewesen sei. Wir übertreiben aber auch nach der entgegengesetzten Seite, nämlich nach unten, wenn wir sagen, es sei nur „eine Handvoll Menschen" dagewesen, wenn wir um die Erlaubniß bitten, einer Rede „noch drei Worte" hinzufügen zu dürfen, wenn wir versichern, daß wir mit unserer Rede „im Augenblick" fertig sein werden. Niemals ist es uns ernst um all diese ganz gedankenlos ausgesprochenen Ziffern. Und wie wir bei „riesig nett" und „furchtbar

elegant" sogleich still die Hälfte abziehen, so fügen wir bei „eine Handvoll Menschen" mindestens das Hundertfache hinzu. Aber nicht nur die Zahlwörter diskreditiren wir, sondern auch eine ganze Anzahl von Adverbien. „Er kommt sicher", „er kommt gewiß" sagt unserer Zuversicht viel weniger als „er kommt". „Das hat er gestohlen" ist viel mehr als „Das hat er gewiß gestohlen." Die Sprache rächt sich: weil man die Formen der Betheuerung wie „sicher", „gewiß" so oft mißbräuchlich und verschwenderisch anwendet, sind sie zu leeren, inhaltlosen Formeln verblaßt, die eine Behauptung nur noch schwächen.

In diesen Fällen war also die Aussage gegen den Willen des Sprechenden abgeschwächt; die Regel aber ist, daß diese Abschwächung vom Sprechenden beabsichtigt und mit allen möglichen sprachlichen Mitteln durchgesetzt wird. Das Leben kennt eben tausend Dinge, die man nicht bei ihrem wahren Namen nennen will. Von Alters her heißt man dieses Bestreben, ein Unsagbares zu verhüllen, „Euphemismus". Griechen und Römer waren die Meister des Euphemismus. Der Grieche nannte die Rachegöttinnen, vor denen seine Phantasie am Meisten schauderte, „Eumeniden". Das heißt: die Wohlgesinnten. Die Römer hießen die unerbittlichen Schicksalsgöttinnen aus abergläubiger Scheu die „Schonerinnen", Parcae. Jedes Zeitalter hat andere Euphemismen. Die Griechen der alten Zeit waren in sexueller Beziehung ganz naiv, Cicero aber ziert sich schon wie ein Moderner. Hans Sachs, Fischart und Luther nehmen kein Blatt vor den Mund und nennen Alles ehrlich bei seinem vollen Namen. „Nichts verlindert und nichts verwitzelt, nichts verzierlicht und nichts verkritzelt." Aber die Sphäre der Euphemismen ist viel größer als die des Sexuellen: für den Namen des „Teufels", für das Wort „sterben", für den Begriff des „Wahnsinns" haben wir ganze Massen verschleiernder Ausdrücke. Wir lesen, daß ein Beamter „dimittirt" worden ist: hier wird der bittere Kern der Thatsache in ein versüßendes Fremdwort gekleidet. Dann wieder nennen wir einen „Piraten" beschönigend einen „Freibeuter"; hier also hat gerade das Fremdwort für uns einen häßlichen Beigeschmack. Uebrigens bietet das Wort „Pirat" einen kulturgeschichtlich interessanten Ausblick. Denn das griechische Wort πειρατής heißt nichts als: „der Wagemuthige". Dieses Wort zeugt also für eine Zeit, wo das Seeräubergeschäft noch nichts Ehrloses war, sondern nur als Beweis persönlicher Tapferkeit betrachtet wurde.

Freilich spielen die Bezeichnungen des Euphemismus in der Sprache eine klägliche Rolle: alles Verhüllens und Verdeckens Mühe ist umsonst. Die Phantasie läßt sich nicht täuschen. Wichtig für die Beziehungen von Sprache und Sittlichkeit sind besonders die Deckwörter für gewisse Delikte. Der Chevalier in „Minna von Barnhelm" schilt die deutsche Sprache, weil sie so wenig zum Ueberfirnissen häßlicher Dinge geeignet ist; sein „corriger la fortune" kann sie ihm freilich nicht nachmachen. Diese Art von Euphemismen aber ist für die moralische Erziehung des Volkes sehr bedenklich. Wenn wir heute sagen, eine Zeitung sei von irgend Einem „subventionirt" worden, und durch diese harmlos schillernde Wendung das böse Wort „bestechen" vermeiden wollen, so thun wir das Selbe, was der Chevalier bezweckt: wir beschönigen einen strafwürdigen Sachverhalt und üben gegen etwas Verwerfliches eine in ihren Folgen unabsehbare Nachsicht. Denn Worte sind, wie wir sahen, sittliche Potenzen und

ihr richtiger Gebrauch kann eben so wie ihr Mißbrauch von großer Bedeutung für die moralische Erziehung des Einzelnen und ganzer Völker sein. Gerade den Franzosen hat man diese Vorliebe für beschönigende Euphemismen immer wieder vorgeworfen und daraus summarische Anklagen gegen sie geschmiedet. Schon in „Wilhelm Meister“ sagt Aurelie: „Französisch ist recht die Sprache der Welt, werth, die allgemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur Alle unter einander recht belügen und betrügen können“; und Frau von Staël versteigt sich zu dem Ausspruch: „Es giebt in unserer Sprache sehr viele Redensarten, um Etwas zu sagen und gleichzeitig nicht zu sagen, um Hoffnung zu erregen, ohne ein Versprechen zu geben, selbst um zu versprechen, ohne sich zu binden.“ Ueber unsere deutsche Sprache könnte man sehr verschiedene Urtheile anführen. Während Heine behauptete, daß die Deutschen keinen Geschmack besitzen, weil sie keinen Euphemismus haben, sagt Auerbach: „Die deutsche Sprache ist ehrlich grob, sie will nichts von der sozialen Schönfärberei, sie hängt dem Laster kein interessantes Mäntelchen um; und Das ist gut!“ Treitschke aber ruft: „Geboren in den Kämpfen des Gewissens, war die Sprache Luthers allezeit die Sprache des freien Muthes und des wahrhaftigen Gemüthes geblieben; sie nannte die Sünde Sünde, das Nichts ein Nichts“. Nietzsche wettert gegen die „Tartufferie der Worte“. Besonders aber nimmt Herder die Euphemismen aufs Korn, wenn er sagt: „Durch einen allgemeinen Beschluß der Ehrbarkeit werden solche Benennungen für unzüchtig erklärt, aus der Sprache verworfen; nicht aber darum auch die Sachen für unzüchtig erklärt, nicht darum auch die Begierde weggeschafft, solche arglose Sachen um so lieber nennen und, da man sie nicht nennen darf, artig andeuten zu wollen. Das ist der Ursprung galanter Zweideutigkeiten. Zwei, drei Ausdrücke werden aus der Sprache des Auslandes weggeschafft, gebannt und dem Pöbel überlassen, zwanzig Umschreibungen aber, fünfzig verblümte Redensarten und hundert Zweideutigkeiten, wobei nur der freie Kopf Etwas merkt, dafür hingenommen; und Das heißt gesittete, züchtige Sprache des Jahrhunderts.“ Beachtung verdient in diesen Worten der Hinweis auf den ungeheuren Verbrauch an Sprachgut, den die Euphemismen bewirken. Der Euphemismus ist ein Sprachverwüster, der anrüchige oder vermeintlich anrüchige Ausdrücke immer wieder durch neue und harmlose zu ersetzen sucht. Aber auch diese harmlosen Wörter verfallen nach einiger Zeit wieder dem Fluch des Doppelsinnes, — und so frißt der Euphemismus immer mehr von dem kostbaren Sprachgut weg.

Darf man um dieser Erscheinung willen von einem pessimistischen Zug in der Sprache selbst sprechen? Jean Paul meinte wohl so Etwas, als er sagte: „Wie nehmen manche Wörter, an sich anfänglich unschuldig, ja süß, erst auf dem Lager der Zeit giftige Kräfte an wie Zucker, der dreißig Jahre in Magazinen gelegen!“ Aber in Wirklichkeit giebt es keinen Pessimismus in der Sprache: die unleugbare Thatsache, daß so viele anständige und harmlose Wörter mit der Zeit moralisch herunterkommen, ist nur der Reflex eines Optimismus, der die Sprechenden beherrscht. Wir wählen immer verhältnißmäßig bessere Bezeichnungen zur Benennung des Schlechten. Unser Zartgefühl, die Rücksicht auf das Zartgefühl unserer Mitmenschen steht uns höher als die Rücksicht auf die Sprache, die uns ja doch stets ein Fremdes ein Objekt, ein Werkzeug bleibt.

Prag. Dr. Eugen Holzner.

Hilde.

„Ja, gnädige Frau, wenn ich das Kind nicht hätte . . .“

Frau Beyer steht vor der Dame, die sie, trotz den glänzenden Zeugnissen, nicht engagiren wird. Hilde, die rothwangige Achtjährige, hält sich in banger Erwartung dicht neben der Brot suchenden Mutter. Das „Glück“ der anderen Frau jubelt vergnügt durch den Salon; des ganzen Hauses Verfassung hängt von seinem Wohlbefinden ab.

Ein fröhliches Kind erfaßt so wenig den Unterschied zwischen Arm und Reich wie ein Vögelchen, das sich singend auf einem Ast wiegt. So ahnt Hilde noch kaum, daß sie, verglichen mit der anderen Kleinen, auf die Schattenseite des Lebens gestellt ist. Manchmal nur kommts ihr vor, als sei das Leben wirklich nicht so lustig, wie es die anderen Schulkinder schildern, die mit Chokolade- und Schlagsahne-Festen prahlen, mit Geburtstagseinladungen locken und von neuen Kleidern berichten. Ach, daran lag der Hilde gar nichts! Ihr kleines Herz hat nur einen Abgott: die Mutter. Wenn Die lächelte, jubelte in der Brust des Kindes Etwas, daß süßer schmeckte als Chokolade und Schlagsahne; und wenn die Mutter seufzte, kam es Hilde immer vor, als gingen sie Beide in einem dunklen Wald, in dem nie die Sonne schien oder die Sterne leuchteten. Und das dunkle Waldgefühl preßte sich allzu oft um das rosige Geschöpfchen.

— —

„Holla, Pferdchen,“ jubelte der Paul aus dem ersten Stockwerk eine halbe Stunde später, während er die heimkehrende Hilde an den langen blonden Zöpfchen festhielt. „Holla, komm, Pferdchen!“ Ueber Stock und Stein geht die Jagd. Hilde denkt gar nicht an ihr Stübchen oben, in das die Mutter hinaufsteigt.

Frau Beyer hat bestimmt gehofft, heute eine Stellung zu finden. Ihre Zeugnisse sind die denkbar besten. Eine „gut empfohlene“ Stütze, hatte sie gemeint, als der Mann ihr starb, finde wohl leicht ihr Brot. Wie groß aber die Zahl der „gut empfohlenen“ Stützen ist, wußte sie damals noch nicht. Sie begriff es bald. „Ich werde Ihnen schreiben, notire mir ja, wie Sie sehen, Ihre Adresse. Also billiger gehen Sie nicht?“ „Gnädige Frau hörten ja . . . mein Kind . . .“ Trotz den notirten Adressen brachte der Briefträger bisher nie eine Aufforderung, zu erscheinen; zu viele „gut empfohlene“ Stützen sind für weniger Geld zu haben.

Frau Beyer hat den Muth nicht verloren. Nur, da Monat auf Monat vergeht, hört Hilde immer öfter das Wort: „Ja, wenn ich das Kind nicht hätte . . .“

Die Frau meint es nicht böse. Gewiß nicht. Sie denkt nur nie darüber nach, daß diese Worte der Kleinen eines Tages schmerzend ins Bewußtsein dringen müssen. Denn schließlich: eine Mutter nimmt viel auf sich für ihr Kind. Je bitterer der Kampf ums Brot sich gestaltet, desto inniger drückt sie vielleicht ihr Kleines ans Herz.

Rathlos tritt Frau Beyer ans Fenster und schaut in das Gewimmel auf der Straße. Da rannten sie durcheinander, die Menschen Ameisen. Ihr war, als streue oben vom Himmel der liebe Gott eine Hand voll Sand nach der anderen herab; ein Körnchen fiel auf den rechten Fleck und begann, zu leuchten; das

andere glitt eben so lautlos in Nacht und Dunkel. Sie und Hilde waren sicher auf die dunkle Seite gerieselt. Noch war die Noth nicht da; aber sie nahte, würde bald wohl langsam mit ausgebreiteten Armen die beiden Menschen an sich ziehen, Mutter und Kind.

Die Damen, ach die Damen ... Wie grollte sie den Gedankenlosen! Sollte das Kind nicht erst recht dazu drängen, die Mutter zu beschäftigen? Denken sie denn gar nicht nach, diese Besitzenden, die sich pflegen und bedienen lassen, deren Kinder von Allem umgeben werden, was sie vielleicht später zum Lebenskampf ungeeignet macht? Haben sie nicht das geringste Verständniß für Frauen, denen der Mann nicht eine gute Stube, Dienstboten und Badereisen zu liefern vermag? Die Damen! Nein, sie haben kein Herz! Geht es denn der Erzieherin, die das Stübchen mit ihr theilt, besser? Was helfen ihr die glänzenden Papiere? Wer gedenkt der zwanzig Jahre, in denen sie sich in fremder Kinder Herzen heimisch litt? Heißt es nicht einfach, freundlich gedankenlos: „Fräulein, ich suche eine jüngere Kraft?“ Ahnt denn keine der Damen, welcher Schlag das Wort für die kaum Vierzigjährige ist?

Auch die Stubengenossin kehrt jetzt heim. Nur ein Seufzer. Er ist die ganze Unterhaltung. Beide wissen, was er bedeutet: wieder ein Tag, an dem sie sich vergeblich vorgestellt haben. Beide sind körperlich müde von den vielen weiten Wegen und schauen nur still auf die Straße hinab.

Unter schallendem Gepolter stürmen jetzt Kutscher und Pferdchen Hilde heim. Mit einem Satz springt das Kind der Mutter an den Hals. Ein Blick genügt: des Kindes laute Heiterkeit verstummt. Das lachende, sonnige kleine Wesen ist verwandelt. So geht es jetzt fast täglich. Unter der Ahnung eines Unerklärlichen preßt sich das Herzchen zusammen. Es fühlt sich schuldig, ohne zu wissen, weshalb. „Ja, wenn ich das Kind nicht hätte!“ Hundertmal ist das Wort an Hildes Ohr wie ein Gleichgiltiges vorübergerauscht, ohne ihr Eindruck zu machen. Und jetzt, fast noch in dem Rausch kindlichster Lustigkeit, öffnet sich ihr der Abgrund, in dessen Tiefe sie bisher nie geschaut hat. Wie ein Blitz ist das Verständniß gekommen. Arme kleine Hilde!

Frau Beyer geht hin und her und bereitet das Abendessen. Fräulein Feld studirt ein heute noch ungelesenes Annoncenblatt. Hilde hält zwar die Puppe im Arm, aber die junge Seele ist in weiter Ferne. Wenn Gedanken Kraft hätten, sichtbar Licht oder Dunkelheit in einem Raum zu schaffen, so müßte in Frau Beyers Stübchen jetzt Nacht werden.

— —

„Ja, wenn ich nicht da wäre“: heute denkts das Kind zum ersten Male. Allerlei phantastische Pläne umspinnen sie. Kann ich nicht vielleicht nach Afrika oder Amerika? Laufen, immer weiter laufen! Aber nein: dann sehe ich Mütterchen nicht mehr. Das thäte so furchtbar weh. Lieber Gott, sag mal: wie mache ichs, daß ich weit weg bin, ganz weg? Ich darf doch nicht bleiben. Lieber Gott, Du kannst mir gewiß helfen! Ich bete alle Abende: ‚Mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm!‘ Thus, bitte, lieber Gott, ja, bitte? Und dann, lieber Gott, würde es gewiß sehr, sehr schön. Denn so viel ich weiß, kommt man nicht ganz in den Himmel, sondern Etwas von mir legen sie dann neben den Vater. Und da wachsen dann aus mir die schönen Rosen, lauter kleine,

kleine rothe Knöspchen, und Mutter wird mich besuchen und die Röschen begießen. Und die gute Stelle wird sie auch haben, weil ich doch blos immer dabei im Wege bin. Aber, bitte, lieber Gott, laß ja nicht Tulpen aus mir wachsen! Röschen sind viel schöner und riechen so fein."

Zum Abendessen ruft die Mutter. Die Kleine ist viel zu voll von ihren Plänen; sie hat keinen Hunger. Sie möchte so schrecklich gern mit der Mutter die Sache überlegen oder mit Fräulein Feld; aber sie traut sich nicht. Es ist wohl besser, die Mutter zu überraschen. Sie weiß ja auch noch gar nicht, wie sie es eigentlich anstellen muß, um fortzukommen; sie will von jetzt an immer nachgrübeln, — immer fort.

Arme kleine Hilde!

Nein, es ist nicht dunkel im Zimmer geworden. Gleichgiltig scheint die Abendsonne auf die Drei. Heute ist das Bild vor der Kleinen zum ersten Mal aufgetaucht, die Vorstellung, daß sie eigentlich zu verschwinden habe; heute ist der Funke in die Brust gefallen. Wird er erlöschen oder aufzüngeln? Wird Gedanke auf Gedanken folgen, bis ein Wasser oder ein Fenster lockt?

Arme kleine Hilde!

Unten auf dem Hof ruft der Spielkamerad: „Komm, wir fahren jetzt vierspännig! Der Fritz und die Gretel sind da."

Das Kind horcht hinaus, springt empor. Die Aermchen klammern sich so fest um die Mutter, als wollen sie sie nie mehr loslassen. Lachend schiebt die Frau die Zärtliche von sich. Sekunden lang fühlt sie nichts als die Freuden ihrer Mutterschaft. Die Kleine wiederum empfindet nur, wie gern sie bliebe; wie weit der Himmel eigentlich doch von diesem sonnig warmen Plätzchen entfernt und wie traurig es ist, daß sie gehen muß. Hilflos bricht sie in lautes Schluchzen aus. Die Mutter herzt und küßt sie und streichelt sie, wie schon lange nicht. Gerade aber diese Güte befestigt den Heldenmuth des Kindes.

Die Jungen rufen: „Hilde, hörst Du nicht, vierspännig?" Hilde läuft davon. Unten herrscht ausgelassener Jubel. Ein paar Sekunden: und die wilde Jagd trabt davon.

Heute ist der Funke in die kleine Brust gefallen. Leben, grausames Leben, gieb ihm keine Nahrung, laß ihn erlöschen, verglimmen! Töte die Müden, zerstampfe nicht das Menschenknöspchen, das Dich noch liebt, dessen glänzende Augen sich noch fragend auf Dich richten!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Langsam klettert das Kind eine Stunde später nach oben. Wieder umhuschen es die schweren Empfindungen: Wenn ich nicht da wäre? All die guten Stellen ... Heute haben sie einander kennen gelernt: Sorge und Kind. Der Schlaf will sich ihnen nicht zugesellen; die sonst so fröhlichen Augen fallen nicht zu.

„So groß ist die Erde, so weit und kein Plätzchen für mich! Lieber Gott und sie sagen doch, Du liebest alle Menschen, alle ... Aber laß es auch Röschen werden auf meinem Grab ... lieber Gott, ja, hörst Du? ... Und zeige mir den Weg, damit Mutter kein Kind mehr hat ... So lieb habe ich sie ... So sehr, sehr lieb ..."

Arme kleine Hilde!

Franziska Mann.

Die Kleinen.

Nicht nur gekrönte Häupter, wie weiland der Vater des Königs Alfons Postumus, sondern auch gewöhnliche Sterbliche pflegen im letzten Stadium der Schwindsucht den heißen Drang zu empfinden, durch eine erzwungene Kraftäußerung sich selbst und ihre Umgebung über die Gewißheit des nahen Endes hinwegzutäuschen. An diese Erfahrung erinnert uns jetzt der Kampf, den das Eisenhüttenwerk Thale gegen den Feinblechverband führt. Thale ist ein Schmerzenskind der Deutschen Genossenschaftbank; oder eigentlich der Kundschaft dieses Institutes, die einst die Aktien mit 60 Prozent Agio erwarb und nun schon drei Jahre lang keine Dividende erhält. Herr Weill, der eben an der Arbeit ist, in dem unseligen Palaste der Herren Schultz und Romeick sich und seiner Bank das Grab zu bereiten, wird auch in Thale nicht mehr lange mitzureden haben. Da scheint es ihm nun wohl nöthig, noch in zwölfter Stunde die Oeffentlichkeit mit sich zu beschäftigen. Nach mancherlei Umgestaltungen, Neubauten, Auflassungen, die ein Heidengeld verschlangen und einen größeren Mangel an planvoller Voraussicht verriethen, als zur gedeihlichen Führung eines Etablissements nöthig wäre, das täglich zehntausend Mark an Löhnen und Gehältern bezahlt, hat sich Thale endlich auf das Niveau technischer Vollkommenheit emporgearbeitet, das seiner Höhe überm Meeresspiegel entspricht. Nach solcher Vorbereitung war es reif für das Schicksal, in den Besitz eines Gewaltigen überzugehen, der den breitgeschlagenen Aktionären als deus ex machina erscheinen und sich mit der Rehabilitirung des Unternehmens als eines Dividendenzahlers neuen Lorber verdienen wird. Dieses neidenewerthe Los fällt der Dresdener Bank zu. Noch aber sind dem harzer Eisenhüttenwerk und der Deutschen Genossenschaftbank kurze Stunden des alten Gemeinschaftlebens gegönnt. Jetzt also oder nie. Die böse Welt soll erkennen, was sie an der Genossenschaftbank und an Herrn Weill verliert; zwar ists zu spät, um den Verlust noch zu verhüten, doch früh genug, um den Sterbenden durch den Anblick bewundernder Mienen den Tod zu versüßen. Unter dem neuen Regime wird Thale gar bald in die Zwangsjacke des Verbandes schlüpfen. Auch der „Phönix" mußte sich dem berliner Diktat fügen und war mehr als Thale. Dem Feinblechverband fehlt freilich die Autorität und die unbedingte Anerkennung, die der Stahlwerkverband genießt: ein Werk wie Thale hat aber gar nicht das Recht, ernsten Widerstand zu leisten, wenn von seinem Anschluß an den Verband auch nur zum Theil der Ruf des Concerns abhängt, der es durch Adoption ehren will. Der offene Widerstand, den der Generaldirektor des laarer Werkes den Potentaten des Stahlverbandes entgegensetzte, hatte wenigstens etwas Heldenhaftes. Das kann man von den Krämermethoden, die Thale anwendet, um den Feinblechverband aus dem Feld zu schlagen, beim besten Willen nicht behaupten. Ueber das Recht des Feinblechverbandes, den Offerten des thaler Werkes an die Kundschaft in alle Winkel nachzuschnüffeln und Lärm zu schlagen, weil Thale die Freiheit benutzt, um sich einzuschmuggeln, wo es nur kann: über dieses Recht mag man streiten. Da sich aber die thaler Herren selbst auf den Boden gestellt haben, der vom Feinblechverband in souverainer Anmaßung für den Kampf abgesteckt worden ist, dürfen sie sich nicht beklagen, wenn der Unparteiische an ihrer



Kampfart Manches zu tadeln findet. Es giebt Dinge, die man einer erfolgreichen Gesellschaft allenfalls noch verzeiht, von einer dividendenlosen aber sehr übel aufnimmt. Doch heutzutage ist der Wehruf über die Tyrannei der Verbände ein beliebtes Schlagwort und jeder Widerstand eines einzelnen Unternehmens gegen den nivellirenden Trust wird wie das Ringen des Burenvolkes um seine nationale Existenz angestaunt. Aus dieser Stimmung zieht auch Thale sein Vortheilchen; und die Hinterfrontmarschälle sehen dem Kampf, der zwischen Thale und dem Feinblechverband auf breitem Spaltenraum tobt, in dem Bewußtsein zu, daß die Welt gespannt dem blutigen Spiel folgt. Lange wird die Herrlichkeit ja nicht mehr dauern. Herr Weill, die Genossenschaftbank und Thale: alle Drei werden verschwinden, sobald die Fusion und die Syndizirung erreicht ist. Nicht einmal eine Inschrift wird dem Wanderer dann künden, daß hier, zwischen einem Bürstenladen und einem Möbelgeschäft, deutscher Muth und deutsche Mannhaftigkeit sich einst so großartig offenbarten.

In dem Interesse, das man der Kontroverse über das erwartete Ende der von der Deutschen fast schon verschluckten Berliner Bank entgegenbrachte, war die selbe Regung fühlbar, die dem Eisenhüttenwerk Thale die Sympathien der auf den Freisinn Eingeschworenen verschafft hat. Wenigstens wünscht der ästhetische Sinn für wirthschaftliche Symmetrie, solche Auffassung der Nachwelt zu überliefern. Im Jahr 1904 — wird es dann heißen —, als die Deutsche Bank ein recht unbedeutendes, längst recht gering geschätztes Institut aufsaugte, schalt man allgemein das damals noch relativ junge System der Bankenfusionirungen. Man erzählt sogar, am Tage der entscheidenden Versammlung sei eine aufgeregte Volksmenge in das Gebäude der zur Fusion verurtheilten Bank gedrungen und habe dort so bedrohliche Mienen gezeigt, daß erst nach Aufgebot einer größeren Polizeimacht die Geschäfte erledigt werden konnten. Ein Herr Landau, der durch seine fanatische Begeisterung für den Plan der Fusion den wildesten Zorn der Menge auf sich gelenkt hatte, sank, von mehreren Rebellenkugeln in die Brust getroffen, zu Boden und bezahlte seine unerschütterliche Ueberzeugung mit dem Leben. Während ich diese Zeilen schreibe, kenne ich noch nicht den Ausgang der Generalversammlung, in der die Aktionäre der Berliner Bank über ihr Schicksal entscheiden sollten. Ungefähr so, wie ichs hier andeutete, wird aber das Meeting wohl verlaufen sein, wenn die Agitation, die ihm voranging, auch nur halbwegs aufrichtig gemeint war. Wer aber vermöchte daran zu zweifeln? Hatte etwa sonst Jemand, hatte etwa gar die Dresdener Bank ein Interesse daran, die Transaktion zu vereiteln und die Deutsche Bank um ein fettes Geschäft, Herrn Eugen Landau um die redlich verdiente Märtyrerkrone zu bringen? Solche Gesinnung ist in der erhabenen Welt unserer Banken nicht zu finden. Die Großen thun in diesen schwierigen Zeiten der wachsenden Rivalitäten selbst ja alles Erdenkliche, um nach außen hin die Abstände verschwinden zu lassen. So hat die Deutsche Bank, der man vorwarf, daß sie ihr Kapital im Vergleich zu dem des Concerns Dresdener Schaaffhausen noch immer zu niedrig halte und dadurch dem Publikum Stoff zu allerlei Bedenken liefere, nun zu dem klugen Auskunftmittel gegriffen, an den Fensterscheiben ihrer Depositenkassen fortan nur noch Kapital und Reserven zusammen zu annonciren, wodurch eine Ziffer entsteht, die dem des Dresdenerconcerns ziemlich nahkommt. Und von dem Wunsch getrieben,

diese famose Neuerung, die sicher Gutmanns Beifall gefunden hat, ohne Verzug einzuführen, hat sie sich so beeilt, daß sie nicht einmal abwartete, bis durch die Genehmigung ihres Abkommens mit der Berliner Bank die Kapitalziffer um abermals zwanzig Millionen Mark erhöht wäre. Noch sind die Handwerker mit den Glasziffern beschäftigt, die sich aus der Summirung des alten Kapitals und der alten Reserven ergaben und die sofort wieder veraltet sein würden, wenn die letzte Transaktion Billigung fände. Ob dann neue Ziffern angeklebt würden? Der ganze Feldzug wurde übrigens mit wundervoller Aufrichtigkeit geführt; von allen Seiten. Die Deutsche Bank hat sich sogar herbeigelassen, ihre Offerte einer Nachprüfung zu unterziehen, obwohl sie weder juristisch noch moralisch (fataler Sprachgebrauch, diese Unterscheidung!) dazu gezwungen war; denn auch die Mehrheit der Aktien, nicht nur der provisorische Kontrakt war ihr gesichert. Es muß ein feierlicher Augenblick für Direktion und Aufsichtrath gewesen sein, als der Delegirte der Deutschen Bank von seiner Nachprüfung aufstand, um den Spruch zu fällen, der eben so gut wider wie für die Deutsche lauten konnte; denn die Gewissenhaftigkeit der Untersuchung wagt doch wohl kein dreister Zweifel anzutasten. Welches Glück, daß dem führenden Institute die Demüthigung erspart blieb, aus dem Munde seines eigenen Direktors eine Mahnung zu humanerem Verhalten empfangen zu müssen! Der Widerstand gegen die Transaktion (der, wie man im Notizbuch lesen wird, siegreich blieb) hat ergeben, daß der Glaube an die Allheilkraft der Bankenfusionen doch noch nicht alle Gemüther beherrscht. Wie man sich auch zu dem Prinzip stellen mag: löblich ist jedenfalls, daß auf keiner Seite versucht wurde, die Frage durch Erwägungen schnöder Gewinnsucht zu verdunkeln.

Alles, sagte schon Ricaut, hängt eben von der Art ab, wie man eine Sache den Souverain sehen läßt; und gerade auf diesem Gebiet sind die Herren der Deutschen Bank anerkannte Meister. Wenn in einigen Wochen die Aktionäre der Anatolischen Eisenbahn zur Generalversammlung vereint sind, um den Bericht über das abgelaufene und ein paar Worte über den Geschäftsgang im laufenden Jahr entgegenzunehmen, wird die alte Erfahrung erneut werden. Nicht gerade mit frohen Gefühlen hat diesmal die Deutsche Bank die Generalversammlung berufen. Trotz der kilometrischen Staatsgarantie bleibt ja die traurige Thatsache bestehen, daß die Bahn, deren Reingewinn schon 1902 geschmälert war, 1903 einen Rückgang der Betriebseinnahmen um 2 800 000 Francs erlebte, um einen Betrag also, der noch um eine halbe Million größer ist als der ganze Reingewinn des Jahres 1902. Und dieser Niedergang hat seitdem nicht aufgehört; in den ersten neunzehn Wochen des laufenden Jahres ist vielmehr ein weiterer Ausfall von einer halben Million zu verzeichnen. Der feierliche Empfang, der unserem Botschafter in Konstantinopel, dem einst berühmten Freiherrn von Marschall, neulich bereitet wurde, als er die erste fertige Theilstrecke der Bagdadbahn (von Konia, dem Endpunkt der Anatolischen, bis Karaftan) inspizirte, kann die Aktionäre nicht für so beträchtliche Mindereinnahmen entschädigen; und auch die drei neuen Dampfer, die auf den Howaldtswerken in Kiel für den Spezialdienst zwischen Haidar Pascha, der asiatischen Kopfstation, und dem gegenüberliegenden Konstantinopel gebaut werden, können keine Wendung zum Besseren bewirken, wenn nicht der Binnenverkehr auf der Bahn sich gründlich ändert. Trotz der Staatsgarantie, die übrigens auf schwankenden Zehnten beruht, hätte jede

andere Eisenbahnaktie solchen Rückgang, der nun schon anderthalb Jahre anhält, mit fühlbaren Kursverlusten gebüßt. Dieses Schicksal hat die Deutsche Bank zu verhindern gewußt; und die Aktionäre haben allen Grund, ihr für diese mitunter recht kostspielige Leistung, die sie obendrein ohne irgendwelches Ruhmgerede, ganz im Stillen vollbrachte, dankbar zu sein. Wer die Betriebsausweise der Bahn nicht verfolgt hat, wird angesichts der Stetigkeit des Kurses, der sich nur um wenige Prozent von der Parihöhe entfernt hält, seinen Augen nicht trauen, wenn er aus dem Geschäftsbericht plötzlich das Gesammtresultat erfährt. Trügen nicht alle Zeichen, so wird die Deutsche Bank noch eine ganze Weile Gelegenheit haben, ihre lautlose Schutzaktion fortzusetzen. Für Balkanwerthe und Aehnliches ist jetzt ja überhaupt wenig Interesse zu spüren. Der russische Koloß, der seinen Krieg mit Hilfe des fremden Kapitals führt, erdrückt in diesem Sommer des Mißvergnügens die Kleinen, die er sonst so gern zu sich kommen ließ. Serbiens Anleihegesuch ist abgelehnt worden und der Staat des Schwarzen Georg muß sein chronisches Defizit noch eine Strecke weiter schleppen, obwohl Peter die Königmacher versetzt und sogar mit dem Fürsten Ferdinand Händedrücke getauscht hat, um seine Friedensliebe zu zeigen. Ob die bulgarische Hauptstadt, die nun schon zum zweiten Mal (zuerst im Mai des vorigen Jahres) mit der ihr bewilligten Klassenlotterie hausiren geht, mehr Glück haben wird als Peters Ministerium? Die Lotterie ist vom Staat garantirt, ist die einzige in Bulgarien zugelassene und wird, nach berühmten Mustern, auch gegen ausländische Konkurrenz geschützt. Es wäre grausam, wenn sich die Nationalbank für Deutschland ein so lockendes Geschäft entgehen ließe; grausamer noch gegen die Stadt Sofia als gegen die Aktionäre der Bank. Aber die Zeit des Rassenkrieges und der Fusionen ist den Kleinen nun einmal nicht günstig; weder den kleinen Fürstenthümern noch den kleinen Eisenwerken und Banken. Dis.



Notizbuch.

Vor sechs Wochen erhielt ich einen Brief des Malers Eugen Schwarz, den ich nie gesehen, von dem ich nie gehört hatte und der mich nun, ehe er seinem Leben ein Ende machte, bat, gegen Mißstände aufzutreten, die ihn in den Tod getrieben hätten, und seinem letzten Rufe Widerhall zu schaffen. Hier zunächst, was er selbst schrieb: „An die Jury der Großen Berliner Kunstausstellung. Vor zehn Jahren habe ich mich von den berliner Kunstausstellungen, an denen ich mich im Landesausstellungpalast sowohl als auch im Künstlerverein betheiligt hatte, zu ernster, stiller Arbeit zurückgezogen. Ich war angewidert und verstimmt durch den brutalen Streit der einander gegenüberstehenden Kunstrichtungen. Doch es wurde für mich zur Lebensfrage, endlich wieder auf dem Plan zu erscheinen. Ich mußte Geld verdienen. Der Noth gehorchend und auf Drängen meiner Freunde sandte ich Ihnen für die diesjährige Kunstausstellung acht Arbeiten ein. Die Hauptsachen, ein großes Bildniß und ein dekoratives Stilleben, haben Sie mir zurückgewiesen. Da ich auch heute noch,

wie vor dreißig Jahren, auf die Verwerthung meiner künstlerischen Arbeit angewiesen bin, drängt Ihre Ablehnung mich in das unbekannte Land, von dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt. In meinem Atelier steht ein großes Bild, das Werk eines kürzlich verstorbenen, in Berlin angesehenen Malers, der Akademieprofessor und Senatsmitglied war. Das Bild, das einst die Große Berliner Kunstausstellung schmückte, ist von Hand zu Hand gegangen und heute für jeden Preis zu haben. Wenn Leistungen eines berliner Meisters erst laut gerühmt werden und kurze Zeit danach jeden Werth verlieren, dann wird es nicht unverschämt erscheinen, daß ich der Jury Irrung und Vergewaltigung zutraue. Ich hoffe, daß sich eine Kraft finden wird, die auch meinen Fall verwerthet, um die Kunstverhältnisse einer kommenden Zeit zu bessern. Berlin, am einundzwanzigsten April 1904. Eugen Schwarz." Diese Anklageschrift lag, mit einem ungemein herzlichen Begleitbrief, in einem dicht mit Blut bespritzten, an mich adressirten Umschlag. Die Marke war aufgeklebt, der Brief zur Absendung fertig; und ein Freund des Malers schrieb mir: „Das Herzblut meines treuen Freundes hat den Brief bespritzt (der von der Polizei geöffnet wurde, weil die Todesursache festgestellt werden mußte). Die Kunstbonzenschaft hat Schwarz auf dem Gewissen. Er war mein Landsmann — Süddeutscher —, hatte einst gute Preise bekommen und dadurch den Neid manches Eingeborenen geweckt und sein Herz war wohl nicht hart genug mit Erz gepanzert, um den märkischen Stürmen Stand halten zu können". Ein seltsam aus Grausen und Rührung gemischtes Gefühl hatte mich beim Lesen, beim Betrachten der Blutspur gepackt. Ein reifer, noch rüstiger Mann, ein frischer Fünfziger, der freien Willens den Tod wählt, weil er sich ungerecht behandelt glaubt, und der in der letzten Lebensstunde einen ihm Fremden zum Rächer bestellt. Solches Vermächtniß lastet auf dem Gewissen. Die Pflicht wäre leicht erfüllt, wenn man sagen dürfte: Hier ward einem starken Talent, einer übers Normalmaß hinausstrebenden Persönlichkeit das Licht geraubt. Ich darfs nicht sagen. Nach Allem, was ich, auch von wohlwollenden Beurtheilern, gehört habe, war Schwarz kein ungewöhnliches Talent. Als Mensch und als Künstler ehrlich und tüchtig; doch nur von mittlerem Wuchs. Alle Kraft, allen Fleiß wandte er an seine auch räumlich anspruchlosen Bilder; aber der Himmelsfunke fehlte. Dann durfte er auch nicht klagen, denkt Mancher; dann haben Sie, Herr Harden, auch keinen Grund, nicht einmal das Recht, für ihn einzutreten. Oder möchten Sie am Lehrter Bahnhof noch mehr mittelmäßige Bilder sehen? Weil ich diese Frage ahnte, habe ich gewartet. Bin in die Große Berliner Kunstausstellung gegangen. Zwei Wahrnehmungen drängten sich auf: Platz genug ist noch da, Platz für ein Malerregiment; und ganze Wände sind mit armsäligster Mittelmäßigkeit behängt, zum beträchtlichen Theil mit Bildern, die sicherlich schlechter als Schwarzens sind. Warum war für den Armen kein Plätzchen? Warum durfte er nicht, der doch seit dreißig Jahren zur Gilde gehört, auf dem Markt zeigen, was er zeigen wollte? Auf dem Markt: nur dieses Wort paßt. Wenn unsere Ausstellungen nur das Sehenswerthe vorführten — wie viele der in jedem Jahr gemalten Bilder, gemeißelten Statuen sind denn sehenswerth? —, wäre über den Fall Schwarz kein Wort zu sagen. Gewogen und zu leicht befunden. Bei der tiefsinnigen Weisheit, daß auch Juroren Menschen sind, irrende, von Privatgefühlen und Privatinteressen bestimmbare Menschen, brauchte man sich nicht lange aufzuhalten. Ich glaube nicht, daß die Berliner dem zugewanderten Konkurrenten Eins versetzen wollten, glaube überhaupt nicht, daß oft bewußter Wille das Recht beugt. Die Ju-

roren haben für die Entscheidung über jede eingesandte „Nummer“ ein paar Minuten. Jetzt stehen sie vor Schwarzens Arbeiten. „Nichts Besonderes.“ „Vielleicht nimmt man das Kleinste.“ Wäre nur ein Freund, ein Versippter, ein Klüngelgenosse dabei, der für Schwarz ein Wörtchen fallen ließe, dann würde die Aufnahme des Hauptbildes rasch durchgesetzt. Niemand ist schroff dagegen; nur eben auch Niemand energisch dafür. Das Wort wird nicht gesprochen, das Bild abgelehnt. „Weg damit! Die nächste Nummer!“ Doch fast an jeder Nummer hängt ein Stückchen Menschenschicksal, Menschenleben. Der Künstler hat sich ein Jahr lang geplagt, hat von dem Besteller, vielleicht dem einzigen, den er in zwölf Monaten einzufangen vermochte, die Erlaubniß erbeten, dieses Bild, weil ers für sein bestes hält, gerade dieses auf die Ausstellung schicken zu dürfen. Na, wird er nachher gefragt, wie hängt denn unser Bild? Verlegenes Schweigen. Abgelehnt. Das spricht sich herum. Trotzdem sie so viel Schund angenommen haben, ist der Hinz abgewiesen worden! Von auserwählten Sachverständigen. Mancher Besteller sieht erst im Katalog nach, ob der ihm empfohlene Maler oder Meißler auch auf der letzten Messe vertreten war, und weigert sich, zu einem abgewiesenen Künstler zu gehen. Die Ausstellungen sind Märkte; sie schaffen die wichtigste geschäftliche Verbindung zwischen Künstler und Publikum. Nicht Gunst noch Ungunst darf da herrschen; auch nicht Zufallslaune. Und wie weit vor solcher Entscheidung die Macht der Cliquengunst und zufälliger Laune reicht: im Lauf der letzten Jahre hat manche Enthüllung uns darüber belehrt. Dem — früh gestorbenen — Bildhauer Robert Toberentz wurde, als er schon acht Jahre lang einem der vier berliner Meisterateliers vorstand, von der Jury eine Arbeit abgelehnt; er war also zwar längst des höchsten Lehramtes im preußischen Staat würdig, konnte aber, nach der Jurorenansicht, nicht beurtheilen, welche Arbeit er dem Publikum vorführen dürfe. Noch lustiger — oder trauriger — war der Fall Klein. Herr Professor Max Klein, ein anerkannter Künstler, dem namentlich sehr seine Portraitbüsten gelungen sind, war 1889 und 1890 Juror und durfte in dieser Eigenschaft ausstellen, was ihm beliebte; denn die von Jurymitgliedern eingesandten Werke sind ja Tabu. 1891 muß er mit dem Jurorenamt plötzlich wohl auch die Urtheilskraft verloren haben: man lehnte ihm eine eingeschickte Arbeit ab. Das konnte nur geschehen, weil ein Versehen die Ungiltigkeit seiner Wiederwahl zum Juror herbeigeführt hatte. 1892 war er wieder Juror und von jeder Censur frei. 1893 wurde ihm ein Reitermodell abgelehnt, das vorher in zwei Konkurrenzen den Ersten Preis erhalten hatte; in der dritten Konkurrenz sollte er sich mit Herrn Hundrieser messen, — und Herr Hundrieser war 1893 Bildhauer-Juror. Ein Bild wurde einstimmig abgelehnt, dann, auf Fürsprache, als Dekorationstück von der selben Jury einstimmig angenommen: und die Ausstellung dieses Bildes brachte dem Maler neun Aufträge ein. Frau Parlaghy ist gewiß keine große Künstlerin, ist, wenn sie wirklich gesagt hat, was ein pariser Interviewer sie über ihre friedrichsruher Erfolge und über Lenbach (der sie nicht ausstehen konnte) sagen ließ, höchstens als Märchenerzählerin und Tamtamschlägerin groß; daß vor elf Jahren aber ihr Moltkebild abgelehnt wurde, war, bei der Fülle des zugelassenen reizlosen Kitsches, eine grasse Ungerechtigkeit. Leicht ließen sich solche Beispiele häufen. Und härter als die hier erwähnten, immerhin namhaften Künstler trifft die Ablehnung die Obskuren, denen die Ausstellung die einzige Möglichkeit bietet, ihr Kunsthandwerk mit bescheidenem Gewinn weiterzutreiben; viel härter. Sie haben das Geld fürs Atelier, für Modell und Material vielleicht geborgt

vielleicht vom Mund abgespart, haben ein Jahr lang gearbeitet und müssen nun auf das Bischen Ehre verzichten, das Hunderten nicht stärkerer Zunftgenossen gewährt wird. Nach jeder Jurorenentscheidung hagelts Beschwerden. Vor elf Jahren tötete sich Adolf von Meckel, weil seine Arbeiten so schlecht aufgestellt waren, daß sie nicht zur Geltung kommen konnten. Jetzt hat Eugen Schwarz sich erschossen, weil die Arbeiten, die ihn werthvoll dünkten, abgelehnt wurden. Solls so weiter gehen? Dürfen die Schlächter, die Schneider und Handschuhmacher dem Konkurrenten, der ihnen nicht paßt, den Markt sperren? Nehmt von jedem Einsender fortan höchstens zwei Werke, eins höchstens auf, wenns Euch an Raum fehlt; aber raubt, da Ihr doch nur Märkte veranstaltet, unserem Auge einen Wust von Mittelmäßigkeit doch niemals erspart, dem tüchtigen Arbeiter nicht die Möglichkeit, sein Produkt der Menge zeigen zu können. Wenn aus Ungarn eingeschleppter Quark in Moabit jetzt Riesenwände bedecken darf, war für den armen Deutschen wohl auch noch ein Marktplätzchen zu finden.

* * *

Aus dem Tagebuch Roberts Bosse werden in den „Grenzboten“ jetzt Blätter veröffentlicht, über die, wenn sie gesammelt sind, vielleicht Manches zu sagen sein wird. Nicht allzu viel wohl über den Schreiber. Den kannten wir. Ein braver, frommer Mann; nicht von den geistig Reichen. Doch über das Reich, in dem dieser Mann das Justizamt leiten durfte; über den Preußenstaat, der diesen Mann Jahre lang als Kultusminister walten ließ. So wird heutzutage regirt; ein Bosse wurde gestern zum Staatssekretär im Reichsjustizamt, wird morgen zum preußischen Kultusminister ernannt; als ob diese Aemter für Subalternseelen geschaffen wären. In seiner Art ist der Mann rührend. Noch in immerhin hoher Staatsstellung freut er sich, daß er für eine Zeitschrift Bücher rezensiren darf. Warum? Weil er die zur Rezension gelieferten Exemplare behalten und so seine Bibliothek mehren kann. Das regirt uns; und man muß schon froh sein, wenn so ein Regirender überhaupt Bücher liest. Interessant sind die Tagebuchblätter aus dem Jahr 1878, dem Jahr des Sozialistengesetzes. Otto Stolberg-Wernigerode vertrat den Kanzler und Ministerpräsidenten; und Bosse, Vortragender Rath im Staatsministerium, sah zu ihm auf wie einst, zwölf Jahre vorher, als Kammerdirektor, zum Grafen Stolberg-Roßla. Nicht ohne Kritik — daran fehlts Subalternen nie —, doch mit dem Gefühl unendlichen, unüberbrückbaren Abstandes. „Graf Stolberg ist schon seit mehreren Tagen in Wernigerode. In Folge Dessen habe ich so gut wie nichts zu thun.“ „Graf Stolberg hat mir beim Vortrag eine Cigarre angeboten.“ Der Mann, der diese wichtige Thatsache ins Tagebuch schrieb, ist später Kultusminister geworden: N'appuyons pas ... Einer nur thront ihm noch um Welten höher als sein hoher Chef: Bismarck. Allerliebst zu lesen, wie er Dessen Verhältniß zu den Ministern schildert. „Alles hängt an Bismarck. Er hat die Minister vollständig an der Leine. Die Rücksicht auf ihn beherrscht Alles. Kein Minister (sagt Geheimrath L.) getraue sich Etwas, wenn er nicht im Voraus wisse, daß Bismarck zustimme.“ Ganz wie heute; nur der Name — nur der Name? — des Allmächtigen wäre zu ändern. Uebrigens hat der redliche Bosse mehr Sinn für Bismarcks Größe als mancher Geistreiche. „Wie weit, wie unglaublich weit überragt er alle Anderen! Er giebt sich (im Reichstag), wie er ist. In der Natürlichkeit und Wahrheit seines Wesens und Auftretens liegt seine bezaubernde, überwältigende, unwiderstehliche Ueberlegenheit. Mögen seine Kollegen und auch die ihm näher stehenden Beamten über ihn klagen, schelten und klug

schwatzen: er ist ein unvergleichlich origineller, großer und mächtiger Mann, ein gewaltiger Recke unter Pygmäen. Er kommt mir immer vor wie ein rechter Künstler von Gottes Gnaden." Ein kindliches Gemüth hat da geahnt, was der Verstand der Verständigen oft nicht sah: daß Bismarck zwar die Rangklasse mit jedem Bülow gemein hatte, mit seinem musischen Wesen aber in den Bereich der Shakespeare, Goethe, Beethoven gehört, — nicht neben sie, sicher, doch in ihre Sphäre. Aber der Zustand ist nett: er „hat die Minister an der Leine" (Unsereiner würde für solches Bild in Moabit belohnt), doch sie schelten und klagen über ihn. Das sachlich Wichtigste ist der Bericht über den Ministerrath vom zwanzigsten Oktober 1878. „Bismarck erzählte, er habe die vorige Nacht bis acht Uhr morgens nicht einen Augenblick geschlafen; erst morgens habe er ein Wenig Schlaf gefunden und sei bis halb Eins liegen geblieben. Als er dann geklingelt habe, sei ihm ein eben angekommenes Telegramm des Kronprinzen (der nach Nobilings Attentat den alten Kaiser vertrat) gebracht worden, das ihn um ein Uhr zum Vortrag befahl. So habe er sich Hals über Kopf fertig machen müssen und sei um sein Frühstück gekommen. Er schellte, ließ sich Butterbrot und Bier kommen und stand später während der Berathung dann und wann auf, um in seiner ungenirten, sicheren Art zu essen und zu trinken. Seine Formen und seine Sprechweise sind nichts weniger als rauh, vielmehr sanft, verbindlich und dabei von bestrickender Ungezwungenheit und Natürlichkeit. Zunächst brachte er die Ausführung des Sozialistengesetzes zur Sprache. Annahme im Bundesrath, dann sofort Vorlage an den Kronprinzen, schleunigste Publikation... Als richterliche Mitglieder (der Beschwerdekommission) seien ihm die Mitglieder des Obertribunals von Grävenitz, Clauswitz, Hahn und Delius als politisch vollkommen zuverlässig bezeichnet worden. Der Justizminister schlug noch den Obertribunalsrath von Holleben vor und benutzte den Anlaß, um — wie mir schien, wenig taktvoll und geschickt — die preußischen Richter überhaupt als politisch zuverlässig herauszustreichen. Fürst Bismarck meinte, wenn die preußischen Juristen Alle so wären wie der Staatsanwalt Tessendorf, dann wären sie in der Rekursinstanz zu brauchen; aber die preußischen Staatsanwälte fühlten sich meist nicht als Regirungbeamte, sondern als souveraine Richter. Den badischen Oberstaatsanwalt Kiefer bezeichnete er als abschreckendes Beispiel. An badische Richter könne man also für die Kommission gar nicht denken... Alles, was der Fürst sagte, bewies die vollkommene Beherrschung aller nur denkbaren Standpunkte und dabei eine innerliche Freiheit und eine Klarheit des Urtheilens und des Wollens, wie ich sie nie habe von einem Menschen zum Ausdruck bringen hören. Dabei zeigte er nicht einen Anflug von Gereiztheit bei erfolgendem Widerspruch oder auch nur von Eigensinn. Mild, mit vornehmer Eleganz plaidirte er für seine Anschauung, gab auch hier und da nach, erreichte aber im Wesentlichen Alles, was er wollte... Auf den Justizminister Leonhardt und seine etwas polternden Zwischenbemerkungen achtete Niemand." Natürlich; da dieser ins Liberale schillernde Hannoveraner nichts Besseres zu sagen wußte als: Die preußischen Richter, Durchlaucht, sind sämmtlich politisch zuverlässig. Ganz Anderes mußte er sagen. Mußte fordern, daß bei der Auswahl für das wichtige Amt nicht „Zuverlässigkeit" entscheide, sondern Tüchtigkeit, unabhängiger Sinn für die Majestät des Rechtes. Daß man endlich mit der Feudalvorstellung breche, der Richter sei ein biegsamer Miethling jeder regirenden Gewalt und müsse sich in politischen Prozessen ihrem Wink ducken. Solchem Justizminister hätte Bismarck vielleicht geantwortet: „Sehr gut, lieber

Kollege; aber wir sind im Kriege gegen eine Macht, die nicht fünf Minuten zögern würde, de nous saigner à blanc, wenn sie nur könnte. Und ich glaube, die Geschäfte vereinfachen sich, wenn ich ohne landesübliche Heuchelei ausspreche, was auch hinter Phrasengardinen überall gemacht wird. Recht ist nun mal, was den Herrschenden nützt, strafbares Unrecht, was den Staat, die soziale Maschinerie in Unordnung bringt. Und wenn wir des Richters nicht mehr sicher sind, können wir noch heute die Sachen packen." Geachtet aber hätte er den Mann, dem die Ueberzeugung mehr war als die Pfründe; und es war ein nationales Unglück, daß er so selten, fast nie solche Kollegen fand; daß er die Minister an der Leine hatte. Einen Sozialdemokraten, der hier liest, wie ihm die Richter ausgesucht, die der Regirungpolitik nicht fügsamen von der Kandidatenliste gestrichen wurden, muß zornige Empörung packen; und man darf ihm nicht die kühle Objektivität zumuthen, die seufzend einräumen würde, daß Bismarck nur offener, muthiger war als die anderen Excellenzen, vor und nach ihm. Die Auguren hätten ihn auch verstanden, wenn er gesagt hätte, natürlich müsse strengste Gerechtigkeit walten. Doch zu Heuchlerpraktiken erniederte er sich nicht. Daß der Staat die legal erworbenen Machtmittel gegen seine Feinde rücksichtlos anwendet, schien ihm selbstverständlich und ein hoher Richter, der über das zur Staatsvertheidigung Nothwendige anders dächte als der Kanzler, unbrauchbar zum wichtigem Dienst. Kein starker Staatsmann hat je anders gedacht; nur sprechen die meisten anders. Der gute Bosse merkt gar nicht, daß er seinen Heros hier in einem nicht allzu günstigen Licht zeigt. Nach der ersten Sitzung, der er ihn präsidiren sah, schreibt aber selbst er: „Bismarcks vielbeklagte Menschenverachtung ist zu verstehen, wenn seine Kollegen, die höchsten Beamten des Staates, ihm gegenüber sich nicht mehr und nicht besser geltend zu machen wissen, als es bei der Mehrzahl heute der Fall war." Der gute Bosse, der für eine Cigarre des Chefs, für ein Konzertbillet des Unterstaatssekretärs so dankbar war und 1878 Französisch und Englisch lernen wollte, hat sich, als er, zu eigenem Erstaunen, Kultusminister geworden war, unter Ministerpräsidenten, die nicht Bismarck hießen, freilich auch nicht „geltend zu machen" vermocht.

* * *

Aus dem Elsaß wird mir geschrieben:

„Daß zu höfischen Festvorstellungen unsere Soldaten herangezogen werden, wissen wir nachgerade nicht nur von der Saalburg-Feier, nicht nur aus gelegentlichen Aeußerungen der über zu kurze Ausbildungzeit jammernden Compagniechefs. Wir haben hier ein neues Beispiel erlebt. Zwischen dem Schluß der festereichen Mittelmeerreise und der ‚Einweihung' der neuen, Wiesbaden mit Mainz verbindenden Eisenbahnbrücke, die man Kaiserbrücke ‚getauft' hat — auch Brücken werden heutzutage ja getauft —, war im kaiserlichen Reiseprogramm ein Besuch der Hohkönigsburg bei Schlettstadt vorgemerkt. Mit gemischten Gefühlen sehen die guten Elsässer, wie dort, zum guten Theil auf ihre eigenen Kosten, die stattlichen Ruinen den zweifelhaften Restaurirungplänen eines Hofarchitekten weichen. Wie auf der Saalburg die Requisiten des Alterthumes, so mußten auf der Hohkönigsburg die des sechzehnten oder siebenzehnten Jahrhunderts zur Verherrlichung des hohen Besuches herhalten. Aus Karthaunen, Feldschlangen oder Falconets sollte dem Kaiser der Gruß entgegendonnern. Let all the battlements their ordnance fire! Kanoniere des zehnten Fußartillerieregimentes waren aus der Hauptstadt der Reichslande dazu kommandirt worden, brave Niedersachsen, die mit modernen Schnellfeuerstücken zwar und mit

Patronen, nicht aber mit alten Vorderladern und mit losem Pulver umzugehen verstehen. Durch eine Pulverexplosion erlitten drei Soldaten erhebliche Brandwunden; der dem Kaiser entbotene Donnergruß war mit der Gesundheit dreier deutschen Menschen, wie mancher Mann fand, vielleicht ein Bischen theuer bezahlt."

* * *

Noch Einiges über Militärfeste. Der Frankfurter Zeitung wurde geschrieben, in Metz sei am zehnten Mai vormittags vom Bahnhof bis zum Dom Stunden lang der ganze Straßenverkehr unterbrochen gewesen, weil die Truppen mit aufgepflanzter Bayonnette „Spalier übten". Auf dem Festplatz bei der mainzer Rheinbrücke wurde einmal sogar vor dem Auge des Kommandirenden Generals „Spalier geübt." Wurde solche Uebung auch früher, wo die dreijährige Dienstzeit doch mehr Muße für Nebensachen ließ, für nöthig gehalten? Alte Offiziere versichern, in ihrem Dienstleben sei kein Präzedenzfall zu finden. Besonders nett muß es in Metz gewesen sein. In der Kölnischen Volkszeitung las ich: „Da der Platz beim Kaiser Wilhelm-Denkmal ganz mit den Buden der Maimesse besetzt ist — bis zur Ankunft des Kaiserpaares müssen sie in einem Tag und zwei Nächten mit Hilfe von Pionieren und Feuerwehr abgebrochen sein —, wurden die Straßen der Stadt, die so schon eng genug sind, zur Aufstellung des Armeecorps benutzt. An eine vorherige öffentliche Bekanntmachung der Uebungen und Straßensperrungen hatte man anscheinend nicht gedacht; so entstand denn in allen Stadttheilen eine gewaltige mehrstündige Verkehrsstockung in einer Ausdehnung, Dauer und Härte, die man in Metz, wo man doch in dieser Hinsicht wahrhaftig nicht verwöhnt wird, noch niemals auch nur annähernd erfahren hat. Wahre Wagenburgen mußten Stunden lang in den Straßen stehen; die Straßenbahn stellte ihren Betrieb ein; Postsachen konnten weder nach dem Bahnhof hinaus noch in die Stadt hinein befördert werden; Reisende mußten auf den gewählten Zug oder überhaupt auf die Abreise verzichten. Arbeiter, Fuhrleute, Bürger, Beamte: Alles schimpfte. Am Tage vorher sprach ein höherer Offizier vom Generalstabe bei hiesigen Redaktionen vor und stellte an sie das Ansinnen, von der morgigen großen militärischen Bewegung nichts in ihrem Blatt zu erwähnen". Nieblich, nicht wahr? Nur im Reich deutscher Nation möglich. Und warum diese „große militärische Bewegung"? Weil das Armeecorps vor dem von der Mittelmeerfahrt heimkehrenden Kaiser paradiren sollte. Nie, wurde gesagt und geschrieben, sei unter Häselers Kommando die Bürgerschaft in ähnlicher Weise belästigt worden. Und leidet unter den umständlichen Vorbereitungen solches unkriegerischen Schauwesens nicht am Ende auch der Dienst, dessen Pensum ja nur für einen Theil der Truppen noch in vollen, in kurzen zwei Jahren bewältigt werden muß? Auch aus Straßburg kam seltsame Botschaft. Am Tage der Himmelsfahrt war dort Kaiserparade. Nach der Garnisondienstvorschrift darf für Sonn- und Feiertage nur unerläßlicher Dienst angesetzt werden. Für unerläßlich hielt man bisher den Appell, den Dienst der Ordonanzen und Wachkommandos; jetzt, wie es scheint, auch die Kaiserparaden, die Mannschaft und Offiziere vom Morgengrau bis zum Mittag mehr als jeder andere Dienst anstrengen. Gehts so weiter, dann muß man Gesundheitschutzgesetze fürs Militär fordern. Und die Soldaten sollen obendrein doch zu frommen Christen erzogen werden, wenn sies nicht vorher schon waren. Ueber die Wege, die an dieses Ziel führen sollen, belehrt uns ein vom General von Viebahn herausgegebener „Bibellesezettel, Beilage der Vierteljahrsschrift Schwert und Schild". Da ist zu lesen: „Der Herr hat sich zu den Fürbitten für Heer und Flotte im Laufe der letzten Jahre in

gnadenreicher Weise bekannt. Er hat eine wachsende Zahl wahrhaft bekehrter Offiziere und Unteroffiziere geschenkt. Er hat an mehreren Stellen gesegnete Vereinigungen gläubiger Soldaten und Matrosen gegeben, die sich um das Wort Gottes versammeln". Dann wird vom Trinken und Rauchen geredet. „Es wird bei Gläubigen, angesichts des durch den Alkohol herbeigeführten Ruins, nicht auf Widerspruch stoßen, daß ein wahrer Christ kaum jemals Branntwein, Liqueur u. s. w. nehmen kann dem Herrn, Jesu zur Ehre und zur Freude... Jeder Christ hat Freiheit, zu rauchen, wenn ers ‚zur Ehre Gottes' thut (1. Korinther 10, 31). Bewahre Deine Freiheit, zu rauchen, Wein und Bier zu trinken; aber sieh nicht mitleidig auf einen treuen Bruder herab, der diesen Dingen entsagt hat. In unseren Tagen, wo man sogar erleben kann, daß Frauen und Mädchen, die gläubig sein wollen, sich Cigaretten anzünden, thut es gewiß noth, Zucht und Liebe zu verbinden. Eins steht hier klar vor Gottes Wort: Du sollst nie Deine Freiheit ausüben, wenn Du dadurch anderen Gläubigen Anstoß oder Aergerniß bereitest." Und die Leute, denen solche Traktätchen, sicher mit wunderbarstem Erfolg, in den Tornister gesteckt werden, müssen am Tage der Ascensio Domini in Rotten paradiren...

* * *

Aus Venedig schreibt mir ein Deutscher, die während der Anwesenheit des Kaisers in der Kanalstadt entstandene Stimmung sei hier neulich richtig dargestellt, nur ein nicht unwesentliches Moment vergessen worden. Der Kaiser wurde erwartet. Das Volk freute sich auf das Spektakel festlichen Empfanges. Die Stadtbehörden wollten den gekrönten Gast bei der Landung begrüßen. Der Kaiser aber fuhr von Bord direkt, ohne Gefolge, auf seiner Dampfbarkasse bis zum Palast der Gräfin Morosini. Die Menge, die lange geharrt hatte, sah sich um den Lohn des Wartens, die Augenweide, gebracht und fing zu murren an. Und als der deutsche Monarch während seines Aufenthaltes dann fast nur mit der Gräfin verkehrte und ihr ganz ungewöhnliche Ehre erwies, wuchs die Wuth, zu den Fenstern des Palazzo Morosini wurden rohe Schimpfworte hinaufgebrüllt, die schöne Contessa durfte sich nicht sehen lassen und es kam zu Straßenputschen, gegen die das Militär mobil gemacht wurde. Auf „Empfänge" sollten die Leute des Kaisers sich doch nachgerade verstehen.

* * *

Viel Geschrei über einen von Konservativen und Nationalliberalen ins preußische Abgeordnetenhaus gebrachten Antrag, der die Regirung auffordert, „einen Gesetzentwurf betreffend die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen vorzulegen." Viel Geschrei, weil in dem Antrag die konfessionell abgegrenzte Volksschule empfohlen wird. Von Nationalliberalen! Unerhört; als ob der voll und ganz, der unentwegt Liberale nicht verpflichtet sei, für die Simultanschule, als einen beinahe letzten Hort wahrer Freiheit, zu sterben! Aber so sind diese Nationalliberalen; immer zum Verrath der großen, heiligen Sache bereit. Die große Sache hat zwei Seiten. Die pädagogische: will man die Kinder zu Christen drillen, dann ists sicherlich besser, wenn der Lehrer — jeder; auch einer, der Deutsch oder Geschichte lehrt — nur zu Schülern spricht, die den selben Glauben bekennen wie er. Ein Protestant, der katholischen Volksschulkindern die deutsche Geschichte deuten soll, muß verletzen oder schlau laviren und kann nie mit seiner ganzen Persönlichkeit auf die jungen Herzen wirken. Die politische Seite: die Großkapitalisten, deren Interessen die nationalliberale Partei zu vertreten hat, ängsten sich arg vor der Gottlosigkeit, die ihre Arbeiter leicht zu erhöhtem sozialen Anspruch verleitet, und möchten deshalb die nächste Generation

gern in frommer Zucht aufgepäppelt sehen. Deshalb Schulkompromiß mit den Konservativen. Im Grunde ein Triumph für die Sozialdemokratie, die, ohne in den Landtag zugelassen zu sein, durch ihr agitatorisches Wirken die alte Kulturkämpferpartei gezwungen hat, die so ziemlich letzte ratio existendi aufzugeben. Möglich, daß die Nationalliberalen noch umfallen, wenns zur Berathung des Gesetzentwurfes kommt; weil sie den verhaßten Katholiken die konfessionelle Schule nicht gönnen und, unter dem Feuer der Freisinnsbatterien, den Kompromißmuth verlieren. Möglich. Doch müssen sie dann artig schweigen, wenn — wie bestimmt anzunehmen ist — das Volksschulgesetz von einer klerikal-konservativen Mehrheit gemacht wird. Der Versuch, wieder ein Entrüstungstürmchen übers Land brausen zu lassen, würde nach der neusten Leistung ausgelacht; und die Regirung, die sich von einem Bennigsen allenfalls ins Bockshorn jagen ließe, würde vor den Fried- und Hackenberg gewiß nicht kapituliren. Selbst sie hat allmählich erkannt, daß die nationalliberale Partei die Geschäfte der Großindustrie und des Großhandels zu besorgen hat, nicht der paar Professoren und Pastoren, die mehr oder minder klug für sie schwatzen. Viel Geschrei und wenig Wolle. Der Rede werth wäre die Sache erst, wenn nicht für die lauwarmen, nach alter Erfahrung schlecht bekömmlichen Kindertränkchen der Simultanschule, sondern für die völlige Trennung von Staat und Kirche gestritten würde.

* * *

Dieser Streit soll nächstens in Frankreich entbrennen; wäre schon jetzt entbrannt, wenn die Firma Combes-Jaurès nicht von vorsichtigen Geschäftsmännern geleitet würde. Herr Loubet hat den Besuch des Italerkönigs erwidert. Die sorgsam erhaltene Fiktion, die den des Kirchenstaates beraubten Papst in Gefangenschaft hinschmachten läßt, erlaubt nicht, daß der Repräsentant eines katholischen Landes den Gefängnißwärter besucht. Ein protestantischer Kaiser darf nach Rom kommen und, selbst wenn er im Quirinal wohnt, guter Aufnahme im Vatikan sicher sein: er ist — nach seinem Bekenntniß, nicht immer nach seinem Handeln — Gegner des Papstthumes, braucht sich der Tradition nicht zu fügen und ist doppelt willkommen, wenn er, als Ketzer, huldigend dem Stuhl P tri naht. Ein katholisches Staatsoberhaupt aber soll die nicht mehr päpstliche Stadt meiden. Pius hat also gegen Loubets Besuch protestirt. Das mußte er; sonst hätten die Herrscher von Oesterreich, Spanien, Portugal flink den Zug bestiegen, um zum lieben Herrn Viktor Emanuel nach Rom zu fahren. Das hätte namentlich der alte Kaiser Franz Joseph längst gern gethan, wenn er nicht wüßte, wie übel der Papst solche Reise aufnimmt. Nun ist Pius, der französische Pilger nicht in ihrer Sprache begrüßen, nicht einmal Römerlatein reden kann, kein Kirchenlicht; und sein junger, völlig unerfahrener Staatssekretär scheint von dem Diplomatenschlag, an den wir in Deutschland seufzend gewöhnt worden sind. Die Beiden waren klug genug, nicht klug zu sein. Verschickten eine Cirkularnote und ließen in dem für Frankreich bestimmten Exemplar einen Satz aus; den Satz: trotz dem Affront bleibe der Nuntius in Paris, weil gewichtige Gründe gegen die Abberufung sprächen. Diese Variante, meinte das harmlose Paar, werde nicht ruchbar werden; heutzutage, im Gewimmel der Reporter und Spürhündchen. Sie ward bald erschnüffelt. Und nun fanden die Franzosen sich furchtbar beleidigt. Eigentlich ohne zureichenden Grund; denn die Auslassung des Satzes war von zaghafter Thorheit empfohlen, die sicher nicht kränken, sondern die Radikalgefühle der pariser Schreckensmänner schonen wollte. Auf die diplomatische Verbindung mit Paris wollte

die Kurie nicht verzichten, recht deutlich aber den anderen katholischen Staatschefs sagen: Macht Ihrs wie Loubet, dann brechen wir ohne Säumen den amtlichen Verkehr mit Euch ab. Einerlei. Die Neojakobiner tobten, Frankreichs Botschafter wurde aus Rom abberufen und ein simpler Sekretär mit der Vertretung der Republik betraut. Mehr will die Sozietät Combes-Jaurès einstweilen nicht thun. Erst im Januar 1905 solls gegen das Konkordat gehen und die Kirche vom Staat getrennt werden. Das läßt sich schon eher hören als der Simultanschulschwatz; und eine starke Kirche, darin stimmen Stoecker und Gayraud überein, kann sich Freiheit von aller Staatsgemeinschaft nur wünschen. Horcht man aber schärfer hin, so merkt man, daß es doch wieder nur das alte Gezeter wider die Pfaffen ist, das sich immer einstellt, wenn eine Klasse Lichtfreundlichkeit heucheln, wärmendes Licht aber nicht gewähren will. Das Volk soll auch in Frankreich nicht entchristlicht, nicht in ein Bewußtsein erzogen werden, dem die gefährliche Kluft zwischen Lehre und Leben sich endlich schließt; Herr Combes und seine Leute wollen nur die Macht der Priester brechen, damit fortan Männer ihres Fleisches, Advokaten, Bankiers, Zeitungschreiber und Fraktianzutreiber, mit Vortheil über die Menge herrschen. Ein erwägenswerther Kulturunterschied: in Frankreich verbünden die Spitzen der Bourgeoisie sich den Sozialisten, um mit dem Geräusch des Pfaffenhammers den Ruf nach sozialer Gerechtigkeit zu übertönen; in Deutschland bemüht sich die selbe, von dem selben Rothen Gespenst geängstete Schicht, im Bund mit dem hier noch mächtigeren Landadel dem „Volk die Religion zu erhalten".

* * *

Dis hat sich grundlose Sorgen gemacht. Die Deutsche Bank braucht die Glasziffern an den Fensterscheiben ihrer Depositenkassen nicht ändern zu lassen. Herr Eugen Landau, preußischer Rittmeister und spanischer Generalkonsul, trägt wirklich eine Märtyrerkrone, ist auch wirklich verwundet worden. Keine Kugel zwar traf ihn; doch des Geschickes Mächte raubten ihm 420 000 Mark, die er schon sicher zu haben glaubte. Glauben durfte; daß die von ihm vermittelte Fusion der Berliner mit der Deutschen Bank gelingen würde, schien gewiß. Bis zur zehnten Morgenstunde des letzten Maitages. Generalversammlung der Berliner Bank. Der Aufsichtrathspräsident verliest ein Sendschreiben, worin die Deutsche Bank kund und zu wissen thut, falls dem Gedanken der Fusion widersprochen werde, sei ihre Offerte als nicht mehr vorhanden zu betrachten. Sensation. Denn Widerspruch war bestimmt zu erwarten. Er regt sich; das Angebot der Deutschen ist zurückgenommen; die Versammlung, nach mancherlei kritischem und unkritischem Gerede, beschlußunfähig; die Sache erledigt. Jakobs Sohn Eugen sieht mit trübem Wehmuthsblick seine theuren Felle fortschwimmen und muß nun mit einem neuen raid ins Gelobte Land der Provisionen seine Rittmeisterschaft erweisen. Die Berliner Bank bleibt, all in ihrer selbständigen Größe, der Hauptstadt, der Nation erhalten. Und schmunzelnd spricht neben der Hedwigskirche ein anderer Eugen: „Port Arthur Gwinner hat unseren Leuten diesmal also nicht widerstanden."

* *

In Deutschland ists, Juvenal zum Tort, schwer geworden, eine Satire zu schreiben; der keckste Wagemuth erreicht nicht die Alltagswirklichkeit. Habt Ihr gelesen, welchen Stab Herr von Trotha nach Südwestafrika mitnimmt? Drei Generalstabsoffiziere; zwei Adjutanten; zwei Intendanturräthe und einen Oberkriegsgerichtsrath; sechs Offiziere fürs Pferdedepot; zwei Majore und einen Oberlieutenant fürs Etapenkommando; dann giebts noch: Artilleriedepot, Signalabtheilung, Bekleidung-

depot, Proviantamt, Kolonnenabtheilung; im Ganzen wurden fünfunddreißig Offiziere als zum Stab gehörig aufgezählt. Diesen Apparat findet man für einen Krieg gegen die Hereros nöthig; für einen Krieg, der seit Monaten von einem nach der Norm ausgestatteten Oberkommando geleitet wird. Vor zehn Jahren noch hätte man die Meldung für ein Märchen gehalten. Jetzt? Nirgends ein Wörtchen; als wärs ganz in der Ordnung. Nur in der Armee selbst blickt mancher Nüchterne, der wirklichen Krieg mitgemacht hat, rathlos gen Himmel; und das Ausland, das Aehnliches nie sah, spottet über solche wunderliche Vorbereitung zu einer Aufgabe, deren Bewältigung einer Militärgroßmacht nicht allzu schwer sein sollte. Daß der Truppentransport noch immer langsam, in kleinen Mengen, erledigt wird, ist leider nicht mehr neu; auch nicht, daß Herr von Trotha, ehe er noch das Mindeste zu leisten vermochte, als Nationalheld gefeiert, mit Militärmusik, Jubel, Ansprachen und Kanonensalut bewirthet werden konnte. Man ist doch nicht ohne Profit in Waldersees Schule gegangen. Neu aber, unglaublich neu ist dieser afrikanische Stab.

* * *

„Die vaterländischen Romane Wilibalds Alexis konnten in jedem guten deutschen Bürgerhause zugleich künstlerische und patriotische Freude erregen. Die Undankbarkeit der Hohenzollern sollte der Dichter gründlich kennen lernen, den unschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preußischen Königen allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm der Erste ganz frei geblieben sind; so viel man weiß, hat der Dichter des Rolands von Berlin und der Hosen des Herrn von Bredow von seinem kunstsinnigen König nie ein anderes Zeichen der Theilnahme empfangen als jenen ungerechten Brief, der ihm die liberalen Harmlosigkeiten seiner Vossischen Zeitung strafend vorhielt". So sprach Treitschke im Jahr 1894 zu seinem Volk. Ehe sein Wort bekannt wurde, hatte, im selben Jahr, der Deutsche Kaiser den Komponisten Leoncavallo, einen in Italien geborenen Juden, aufgefordert, aus dem Rolandroman unseres Alexis eine Oper zu machen. Der Auftrag schien unbegreiflicher Stimmung entstammt. Wir haben kräftige deutsche Talente: Strauß, Pfitzner, Humperdinck, Weingartner, Schillings, manchen Anderen vielleicht noch; und ein italischer Effekthascher wird vom Repräsentanten der Volkheit aufgefordert, einen urmärkischen Stoff als Nachdichter und Komponist zu gestalten. Sind die Zeiten wiedergekehrt, wo deutsche Fürsten sich von reichlich bezahlten Schaumschlägern aus Welschland ihre Kunstleckereien bereiten ließen? „Ehrt Eure deutschen Meister, dann bannt Ihr gute Geister!" Ist Wagners Meistersingermahnung verhallt? Herr Leoncavallo hat mit der derben Cirkusmusik des „Bajazzo" einen lange nachhallenden Modeerfolg gehabt; die Musik seiner „Medici" klang nicht nur, sondern roch sogar abscheulich; zwei andere Opern konnten selbst durch die pfiffigste Reklamekunst römischer Talentpächter nicht in die Mode gebracht werden. Also ein Mann, der einmal, mit völlig unkünstlerischen Mitteln, auf den Brettern gesiegt hat. Den kein ernster Musiker schätzt. Der nicht Deutsch spricht, deutsches Leben, deutsche Geschichte nicht kennt, das tiefste Wesen in der robusten Kunst Wilibalds Alexis also gar nicht zu fühlen und noch weniger natürlich zum Tönen zu bringen vermag. Ein Mann, der wenige Jahre nach Wagners mühsäliger Lebensarbeit in Deutschland höchstens als Eintagsamuseur im Winkel geduldet werden dürfte. Der gierig nach jeder Erfolgsmöglichkeit hascht; gestern, Zaza", eins der schmierigsten Hetärenstücke, komponirte, morgen der Tingeltangeltänzerin Tortajada eine Zugoper auf den bräunlichen Leib schreiben wird. Dem wird eins von den Reichskleinodien mär-

kischer Dichtung vom Thron her zur Verarbeitung geliefert; ein winziges, doch ein echtes. Jetzt ist er fertig. Bringt die erbetene Gabe nach Berlin. Wird, als einziger Civilist, vom Kaiser zum Stiftungfest des Lehrbataillons nach Potsdam geladen und in der Hofkutsche vom Bahnhof abgeholt. Frühstückt am Tisch des Kaisers, der zweimal mit ihm plaudert, ihn stets als „Meister“ anredet — wie lange wurden die Wagnerianer wegen dieser Anrede verspottet! — und ihm sagt: „Sie sind der erste lebende Komponist der italienischen Schule; wenn Sie sechs Jahre an dem Werke gearbeitet haben, muß es etwas Vollendetes geworden sein. Sie haben es mir gewidmet? Zu viel Ehre für mich! Ich bin stolz darauf, meinen Namen mit solchem Werk verknüpft zu sehen. Sie werden in Berlin der Löwe des Tage sein. Ich komme zu den letzten Proben, um Sie zu bewundern. Und Sie, lieber Hülsen, müssen sich bei der Inszenirung die allergrößte Mühe geben, damit der Meister vollkommen zufrieden ist.“ Den so Ausgezeichneten umdrängen Prinzen, Diplomaten, Geistliche, hohe Offiziere; sein Namenszug, ein Wort von seiner Hand wird wie ein Huldbeweis demüthig erbeten. Ein paar Stunden danach steht Alles in der Zeitung; Wort vor Wort hats Herr Leoncavallo den Reportern diktirt. Er hat seine Weltreklame. Für eine Arbeit, die noch Keiner kennt, auch der Kaiser nicht, der schon stolz darauf ist, mit ihr seinen Namen verbunden zu sehen. Für eine Arbeit, von der, nach allen früheren Leistungen des Verfassers, anzunehmen ist, daß sie ins Hochland ernster Kunst nicht mit einem Gipfelchen hineinragen wird; und die dem Preußengeist der verarbeiteten Dichtung so fern bleiben muß wie irgend ein Eberlein dem Genius Goethes. Dem welschen Reklameglöckner, der nicht einmal die Fülle der Erfolge für sich hat, dem in seiner Heimath selbst der feinere Puccini vielfach vorgezogen wird, werden im Kaiserhaus Ehren erwiesen wie nie einem deutschen Künstler. Was er, der im Hofopernhaus schon zweimal durchgefallen ist, bringt, wird ohne Prüfung angenommen, mit der größten Sorgfalt, unter dem Auge des Monarchen, eingeübt und mit allem erdenklichen Pomp ausgestattet. Und Niemand wundert sich. Nirgends wird, mit der gebotenen Höflichkeit, aber auch mit der hier noch nöthigeren Entschiedenheit, gegen solche weithin sichtbare Zurücksetzung deutscher Künstler, dem Unwürdigsten vom Volksvertreter so überreichlich geschenkte Gunst protestirt. Was die Briten wohl sagen würden, wenn ihrem Eduard der Einfall käme, Walter Scott einem welschen Dutzendmusikanten zur Verarbeitung auszuliefern und den schwarzen Herrn wie den Heiland der Tonwelt zu feiern? Und England ist doch nicht der Erbsitz klingender Kunst. Wir schweigen und beugen uns. Charleys Tante im Neuen Palais; Ohnet ein großer Dichter; dem Panbriten und Deutschenfeind Kipling einen enthusiastischen Gruß übers Weltmeer; Leoncavallo der Schöpfer künstlerisch vollendeter Werke, der Meister schlechtweg. Gottfried Keller aber, Raabe, der Märker Fontane existiren nicht; dem toten Böcklin keine Ehrenbezeugung; dem lebenden Klinger nur Spott; seine Landschaft ist „zu grün“, sein Beethoven komisch; Hauptmann nicht würdig des Schillerpreises; Leibl, Liebermann, Uhde in den Rinnstein gewiesen; Pfitzner, Schillings und die Anderen müssen Jahre lang, hungernd oft, harren, bis sich ein Spältchen der Hofopernpforte ihnen aufthut, müssen knirschend hören, wie man im Ausland tuschelt, so schlecht stehe es jetzt um die deutsche Musik, daß der Deutsche Kaiser einen Italiener verschreiben müsse, um eine altberlinische Dichtung auf die Opernbühne zu bringen. Unsere öffentliche Meinung ist private Feigheit. Wir schweigen loyal. Die Kulturgeschichte wird einst vielleicht redseliger sein.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 11. Juni 1904.

Die Pommernpresse.

In der Generalversammlung der Berliner Bank hat der Bankier Adolf Jarislowsky behauptet, die Presse habe die Berliner Bank mit Schmähartikeln verfolgt, deren Zweck war, „Inserate zu erpressen", und hat den Direktoren zugerufen: „Schmeißen Sie diese Leute heraus, wenn sie zu Ihnen kommen, und machen Sie sie unschädlich! Alle Banken sollten gegen dieses Erpresservolk ein Kartell schließen". Herr Jarislowsky meinte, er werde wegen seiner Rede „in den nächsten Tagen von den Zeitungen heftig angegriffen werden", sich aber mit dem Bewußtsein trösten, daß er „als Erster den Muth hatte, gegen diese Leute aufzutreten". Er war ein schlechter Prophet. In all den berliner Zeitungen, die ich täglich lesen muß, ist er nicht angegriffen, sind die von ihm gegen die Presse gesprochenen Sätze gar nicht gedruckt worden. Daß sie gesprochen wurden, erfuhr ich erst aus dem Manuskript von Dis, der Herrn Jarislowsky tadeln und höhnen zu müssen glaubt. Das ist sein Recht. Ich aber finde, daß dieser Bankier Dank verdient; lauten Dank nicht nur von Aktionären, Direktoren und Aufsichtrath, denen er auch über die Lebensmöglichkeit kleiner Bankgeschäfte, wie mir scheint, Verständiges sagte, — nein: noch mehr von allen sauberen Schreibern. In seiner Sphäre ist er wirklich der Erste, der den Muth hatte, ins Wespennest zu greifen. Schade nur, daß er nicht fester griff, nicht die Namen der Erpresser auslieferte. Ich glaube nicht, daß er an obskure Blättchen dachte; die könnten selbst eine Mittelbank nicht ernstlich „schädigen". Hier ist ja erzählt worden, manchem Redakteur

des Handelstheils großer berliner Blätter sei vom Verleger die Pflicht zugewiesen, Inserate herbeizuschaffen, von denen der Acquisitor dann Prozente bezieht. Hier ist, nach dem Gerichtsverhandlungstenogramm, vor einem Jahr festgestellt worden, daß Herr Julius Salomon, Chefredakteur des Berliner Börsencouriers, von der Pommerschen Hypotheken-Aktien-Bank tausend Mark erbeten und erhalten hat: und im neusten Literaturkalender, im letzten Telephonbuch prangt dieser bestochene Richter noch immer mit seinem Cheftitel. Daß in den Geheimbüchern der Pommernbank viel mehr Prostituirte der Presse standen, als bisher bekannt ward, ist erweislich wahr; und die Pommern machten keine Ausnahme von der Regel. Auf meine Frage, ob sie wirklich von Schreibern und Zeitungen finanziell bedrängt würden, haben berliner Bankdirektoren mir geantwortet, die Sache sei unendlich viel schlimmer, als ich sie mir vorstelle, doch sie dürften leider nicht darüber reden. Ein Kleiner hat jetzt geredet. Pauschalverdächtigung, ruft man und rümpft die Lippe. Mit so elender Ausflucht entkommt man uns nicht. Wenn die berliner Aerzte Schwindler, die Getreidehändler Diebe genannt werden, wehren sie sich und fordern, erzwingen den Beweis der Wahrheit. Berliner Redakteure sind von einem unbescholtenen Mann öffentlich geschimpft, der qualifizirten Erpressung geziehen worden: und ihre ganze Abwehr besteht darin, daß sie den Schimpf, die Beschuldigung weise verschweigen.

Herr Jarislowsky hielt seine tapfere Rede am letzten Maitag. Achtundvierzig Stunden danach wurde im Kleinen Schwurgerichtssaal der altmoabiter Rechtsfabrik über die fünfundzwanzigtausend Mark verhandelt, die der Berliner Presse-Klub vor sechs Jahren von den Direktoren der Pommernbank erbeten und erhalten hat. Als die Liquidation des Klubs gemeldet wurde, fragte ich, vor drei Monaten, ob das Geld nun endlich an die Nachfolger der Direktoren Schultz und Romeick zurückgezahlt worden sei. Im vorigen Sommer war in stolzen Notizen erklärt worden, die Rückzahlung sei beschlossen und die Reorganisatoren der Pommernbank würden das Kapitälchen in kürzester Frist wiedersehen. Zwischen diesen Notizen und meiner höflichen Frage lagen sieben Monate; eine Antwort erhielt ich nicht. Erst in Moabit wurde sie, am zweiten Juni, gegeben. Das Geld ist nicht zurückgezahlt worden; nach sechs Jahren noch immer nicht. Darob staunten nachgerade nun auch die Richter. Herr Landgerichtsrath Pauckſch, der gescheite Referent der Strafkammer, fragte den zum Zeugniß berufenen früheren Schatzmeister des Presse-Klubs: „Was wird nun aus der Rückzahlung werden? Es ist schon wieder ein Jahr darüber vergangen. Glauben Sie denn, daß aus der Liquidation

Etwas von den fünfundzwanzigtausend Mark zur Rückzahlung kommen wird?" Antwort: „Man denkt, das Geld zurückzahlen zu können. Ein großer Theil der Herren hatte sich verpflichtet, d. zu Beiträge zu geben, bevor die Sache kam; aber ich kann mir kein Urtheil darüber erlauben, ob an den Liquidation-Ausschuß Zeichnungen gekommen sind." Wörtlich. Und Herr Geheimrath Budde, Verweser der überlebenden Pommernbankreste, sagte aus: „Wir haben gegenüber dem Verein Berliner Presse anerkannt, daß wir ein Recht zur Zurückforderung nicht haben, daß eine Verpflichtung zur Rückzahlung nach dem Schuldschein und den Urkunden nicht bestand. Das haben wir anerkennen müssen. Der Verein Berliner Presse hat aber eine Sammlung veranstaltet, um die Summe ohne Zinsen zurückzuzahlen". Frage des Vorsitzenden: „Glauben Sie, Herr Zeuge, daß sie zurückgezahlt wird?" Keine Antwort. Auch über das Ergebniß dieses Gerichtstages habe ich in den berliner Zeitungen, die ich lese, kein Wort gefunden. Im vorigen Sommer wurde öffentlich eingeräumt, die Bettelgeschichte sei eine Schande, die schnell aus der Welt geschafft werden müsse. Seitdem ist sie gewachsen, in ihrer Blöße noch einmal durch den Schwurgerichtssaal geschritten: und kein Tadelswörtchen streift jetzt die Schänder der Standesehre. In der Vossischen Zeitung, die noch ehrbarer als andere Meinungmacherinnen thut, wurde während der ersten Junidekade wieder einmal die Unsittlichkeit des Totalisators beseufzt und Junkern und Staatsbeamten eingeschärft, sie sollten, „um bösen Schein zu meiden", den Aktiengesellschaften fern bleiben. Nicht eine Silbe über die in Moabit erwiesene, nicht eine über die von Jarislowsky behauptete Schmach der berliner Presse. Tiefes Schweigen ringsum. Ich muß die Darstellung des Thatbestandes also wiederholen.

Vor sechs, sieben Jahren wurde in der Presse und im preußischen Landtag die Staatsregirung aufgefordert, die Pfandbriefe der Hypothekenbanken für mündelsicher zu erklären. Der Wunsch, dessen Erfüllung den Bodenkreditbanken das Leben beträchtlich erleichtert hätte, stieß auf Widerstand. Die Taxe dieser Banken, hieß es, sei oft viel zu hoch und die Grenze der Beleihungfähigkeit werde in vielen Fällen überschritten. Auch Miquel war — vielleicht nur, weil er die Staatsanleihen vor noch gefährlicherer Konkurrenz schützen wollte — ein Gegner des Planes und soll den jungen berliner Privatdozenten, der in der streitigen Sache das Wort ergriff, mit Katasterdaten unterstützt haben. Dieser Dozent, Dr. Paul Voigt, dem der Theoretiker Schmoller und der Praktiker Miquel den Weg gezeigt hatte, bewies in einer guten Brochure, daß besonders in den neueren Stadttheilen und Vororten Berlins ungeheuerliche Uebertaxirungen und Ueberbeleihungen vorgekommen waren,

und entschleierte mit fest zupackender Hand schon damals die faulen Stellen unseres Hypothekenwesens, die nach dem Zusammenbruch der Spielhagenbanken und nach dem Pommernkrach jedem Blick sichtbar wurden. Der Plan, die Grenze der Mündelsicherheit zu verrücken, mußte einstweilen wenigstens aufgegeben werden. Die Aufsichtbehörde schien der Schrift Voigts aber keinen Glauben zu schenken. Herr von Hammerstein-Loxten, der Minister für Landwirthschaft, und der zuständige Dezernent erklärten, wie der Bericht der Budgetkommission des Landtages meldet, „die Pfandbriefe aller Hypothekenbanken für gleichmäßig sicher, während mindestens bei einer dieser Banken doch die allertraurigsten Verhältnisse herrschten". Das Reichsgesetz vom dreizehnten Juli 1899 bestellte den Hypothekenbanken Treuhänder, die alle wichtigen Urkunden und Werthpapiere zu prüfen und mitzuverschließen haben, dafür sorgen sollen, daß die vorgeschriebene Deckung stets vorhanden ist, und untersuchen können — nicht: müssen —, ob der festgesetzte dem wirklichen Werth entspricht. Auch diese Beamten warnten nicht vor der nahen Gefahr. Aus der Liste der berliner Treuhänder wies Herr Eugen Richter nach, „daß man hier neue Sinekuren für die Vortragenden Räthe aus den Ministerien einrichten zu können geglaubt hat". Er fragte, „ob die Herren mit ihrer Stellung im Ministerium dabei nicht unter Umständen in Konflikt kommen müßten"; und der konservative Herr von Arnim nannte dieses Doppelverhältniß in „hohem Grade unerwünscht und dem Ansehen der Staatsbehörde schädlich." Wir erfuhren dann noch, daß die Treuhänder von den Banken, deren Thun sie als unbefangene Kontroleure beaufsichtigen sollen, „gewöhnlich in sehr honoriger Weise besoldet werden". Einerlei; die Vortragenden Treuhänder warnten nicht, fanden nichts auszusetzen, hätten am Ende gar für die Mündelsicherheit gestimmt.

Herr Schultz, der damals noch junge Direktor der Pommernbank, war oft „zu Besprechungen" ins Landwirthschaftministerium gekommen, hatte, als Sandens gelehrigster Schüler, aber auch noch höher hinauf führende Treppen erklettert. Zu seinen Gönnern gehörte der Freiherr von Mirbach, Oberhofmeister und Kabinetschef der Kaiserin, Excellenz, Kammerherr, Generalmajor à la suite der Armee, Ritter hoher Orden. Da dieser interessante Herr — man muß es bedauern und kanns nicht begreifen — nicht als Zeuge nach Moabit geladen wurde, werden wir wahrscheinlich niemals erfahren, welche Summen er für seinen Kirchenbaufonds und andere Christenzwecke aus der Pommernkasse empfangen hat; über den Verbleib einer Million sagt Herr Schultz hartnäckig nur, sie sei „wohlthätigen Zwecken" zugewandt worden. Doch wir wissen, daß auf Mirbachs drängende Empfehlung das Kleine Journal,

dessen geheimer Inspirator und Mitarbeiter der Freiherr war und dessen Besitzer für die Prachtausgabe der oberhofmeisterlichen Reisebeschreibung sorgte, gegen Papierscheine von den Pommern fünfzigtausend Mark erhielt und daß ein paar Tage danach, abermals auf Mirbachs Empfehlung, das von Schultz geleitete Institut durch Verleihung des Titels „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin“ geehrt wurde. Dieser Titel war neu, nie noch verliehen worden und seine Geltung blieb auf die Zeit beschränkt, wo Herr Schultz, der, gegen den Wunsch der Kaufmannschaftvorstände, nach ungewöhnlich kurzer Direktorialthätigkeit zum Königlich Preußischen Kommerzienrath ernannt worden war, auf der Zinne der Pommernburg thronen würde. Lange währte diese Herrlichkeit nicht: im Oktober 1900 wurde der Hoftitel verliehen und im Mai 1901 saß Schultz schon in Untersuchunghaft. Doch sieben, acht Monate lang lasen wir in allen Publikationen der Pommern: „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin; Staatsaufsicht durch die Königlich Preußische Regirung.“ Wer durfte da noch dreist an der Solidität des Unternehmens zweifeln? Der Köder hat denn auch viele Kunden herangelockt; hier, dachten sie, sind wir so sicher wie in Abrahams Schoß. Dann kam der Krach, das Treber-System der Verschachtelungen wurde sichtbar: und mancher Geköderte glich nun wirklich dem Lazarus, den Vater Abraham in seinem Schoß gehegt hatte. Und die Staatsaufsicht? Minister, Dezernent, Treuhänder: Keiner hatte Etwas gemerkt; auch nach der Spielhagenkatastrophe noch eine ganze Weile nicht. Trotzdem ihrer Kritik, wenn sie drauf bestanden, kein Winkel gesperrt werden konnte. Trotzdem die Bank längst, mit den von Voigt gelieferten Waffen, öffentlich angegriffen und, zum Beispiel, über ihre Beleihung des Waarenhauses Tietz Schlimmes gemunkelt worden war. Die Aufsichtbehörde sah nichts, hörte nichts, pries die Sicherheit der Pfandbriefe, hatte kein Bedenken gegen den privilegirenden Titel. Dem durch Unfähigkeit oder Fahrlässigkeit eines Staatsbeamten Geschädigten giebt das preußische Gesetz keinen Regreßanspruch. Oft hats Paul de Lagarde laut beseufzt. Daß auch in Preußen aber Manches möglich ist, lehrt der Rückblick auf den Glanz und das Elend der Pommernbank.

Doch auch bei anderen Banken, viel größeren sogar, gehts ja ohne Staatsaufsicht. Zur Kritik und Kontrole ist die Presse berufen. Die hat pfiffige Leute, erfahrene Sachkenner, die in jedes Kehrichteckchen hineinleuchten, jeden Bilanzschleier beschnüffeln und zu früh lieber als zu spät Lärm schlagen. Deren Wachsamkeit darf man mehr als der arglosen Bureaukratie vertrauen... Darf man? Während der Pommernkrisis blieben sie merkwürdig stumm.

Voigts Schrift fand bei ihnen, denen sie schon als Sensationstoff willkommen sein mußte, nur matten Widerhall. Die Herren Joachim Gehlsen und Georg Bernhard griffen die Pommersche Hypotheken-Aktien-Bank und deren illegitime Tochter, die Immobilien-Verkehrsbank, schroff an, blieben aber clamantes in deserto. Die Redakteure der großen Zeitungen wollten über dieses Thema nicht reden. Hätten sies gethan, statt alles gegen die Mißbräuche des Bodenkreditverkehrs Vorgebrachte totzuschweigen, dann wäre Herr Schultz, trotz höchster Protektion, nicht Kommerzienrath, sein Institut nicht Hofbank, der Hypothekenkrach nicht zur volkswirthschaftlichen Katastrophe geworden. Warum sie schwiegen? Ich weiß es nicht; weiß ja auch nicht, warum die zur Aufsicht verpflichtete Behörde nicht sah. Wir müssen uns an Indizien halten. Das Geheimbuch der Herren Schultz und Romeick, das vielleicht manches Räthsel lösen könnte, ist leider nicht aufgeblättert worden. Merkwürdig. Strafbar ist nach dem Börsengesetz freilich nur, wer Journalisten für Mittheilungen bezahlt, „durch die auf den Börsenpreis gewirkt werden soll". Diese Norm deckt den Pommernfall nicht. Würde aber, Herr Oberstaatsanwalt, kein öffentliches Interesse gewahrt, wenn durch beeidete Aussagen festgestellt werden könnte, welche Gewalten den Zusammenbruch der Schachtelbanken so lange aufzuhalten vermochten, daß der Krach unseren Nationalwohlstand mit gedoppelter Wucht treffen mußte? Welche Sünden im protestantischen Preußen vergeben werden, wenn das Geld im Kasten der Kirchenbauer und Holzpapierpfaffen klingt? Welchen „Organen der öffentlichen Meinung" die Funktion von bestochenen Wichten vorgeschrieben wird? Muß wohl nicht; sonst hätten wir während der Prozedur, die jetzt drei Jahre überdauert hat, mehr Preßinterna vernommen. Bekannt wurden nur: die Sanirung des Kleinen Journals; drei Fälle, in denen Kritiker der Handelsvorgänge von den Pommern Geld annahmen; und die Bettelschande des Berliner Presse Klubs.

Nach offizieller Angabe war der Zweck dieses Klubs: „im Anschluß an den Verein Berliner Presse dessen Mitgliedern einen Mittelpunkt für den geselligen Verkehr zu bieten." Herr Romeick — Herr Schultz strebte wohl höher hinauf — war Außerordentliches Mitglied des Vereins Berliner Presse. In dieser Eigenschaft hatte er kein einziges Recht, aber die Pflicht, sich in Geldsachen niemals lumpen zu lassen. Die hat er redlich gewiß auch erfüllt. So redlich, daß die Schreiberzunft sich vertrauensvoll an ihn wandte, als sie ihren Klub einrichtete. Zuerst, sagte er am zweiten Juni in Moabit, wurden mir fünfzehntausend Mark abverlangt; die gab ich gern. Dann sollte ich noch zehntausend Mark für einen Fahrstuhl geben; darüber mußte ich erst

mit dem Kollegen Schultz sprechen. Die Aussagen der an der Verhandlung Betheiligten weichen in fast allen Einzelheiten von einander ab. Wollten die Pommern das Geld schenken, die Emissäre des Pressevereins es nur als Darlehen nehmen oder bestand gerade Romeick darauf, daß von einem Geschenk nicht die Rede sein dürfe? Nur Helios vermags zu sagen, der alles Irdische bescheint. Alles uns Wichtige ist heute aber thatsächlich festgestellt. Die fünfundzwanzigtausend Mark sind gegeben worden; in einer Form, die dem Verein Berliner Presse ermöglicht hat, den Geheimrath Budde zu der Anerkennung zu zwingen, daß er die Rückzahlung nicht verlangen kann. Die Quittung lautete auf die Namen Schultz und Romeick. Die Spender sollten vom Klubvorstand ein Dankschreiben erhalten, dessen Inhalt in der Bettelaudienz besprochen wurde; es sollte „den Charakter des Darlehens besonders hervorheben." Diesen Brief schrieb Herr Sudermann, der dem Klub präsidirte, verlas ihn in einer Plenarsitzung des Vorstandes, der begeistert zustimmte und Herrn Romeick in Hochrufen feierte, und schickte ihn ab. Dieses „warmherzige Dankschreiben" liegt in dem von der Staatsanwaltschaft eingezogenen Privataktenbündel der Pommern, in dem auch andere interessante Briefe zu finden sind. Warum verlas es der Staatsanwalt nicht? Weil Herr Sudermann dem getreuen Nothhelfer eine Bürgerkrone flocht? Die Tonart würde uns lehren, was von dem „Charakter des Darlehens" zu halten ist. So gut ers vermochte, hat Herr Romeick für Klarheit gesorgt. Gerade nach Gehlsens Angriffen, sprach er, war uns die intime Beziehung zur Presse erwünscht; und: „Die Herren konnten doch nicht glauben, die große Summe werde um ihrer schönen Augen willen gezahlt". Daß er — oder der schlauere Schultz — die äußere Form des Darlehens wählte, ist leicht begreiflich. Ein Geschenk konnten die Preßleute einstecken und nach ein paar Monaten dann in sittsamer Empörung gegen die Pommernbank wettern, deren Leiter sich doch nicht am Ende gar eingebildet hatten, ihre zuständigen Richter seien durch ein Trinkgeld zu kirren. Die Leihquittung blieb immerhin ein nützliches Schreckmittel. Aus eigener Kraft konnte der Klub, der auch vor seinem Tod nie eine Stunde lebensfähig war, das Geld nicht zurückzahlen. Hat nun das Schreckmittel gewirkt oder lähmte Dankbarkeit den Arm der Richter? In die große berliner Presse drang von allen Fehderufen gegen die Pommern kaum ein Hauch. Propter hoc? Der Kausalzusammenhang zwischen Geschenk und Schonung ist nicht zu erweisen. Jedenfalls: post hoc. Als Herr Bernhard, der jetzt den „Plutus" herausgiebt, die Schachtelsystematiker angriff, suchten Preßklubgenossen ihn zu überzeugen, daß es ungerecht und unartig sei, so wohlthätige Männer zu zausen. Dann kam

die Verhaftung. Nun wurde Alles nachgeholt, aus Kübeln Schmutzspülicht auf die Häupter der wehrlosen Angeklagten gegossen. Nur ihr Geld erhielten sie nicht; das Kapital nicht und noch weniger Zinsen. Zu ihrem Glück hatten sie die Schuld längst sacht auf das Konto der Immobilien-Verkehrsbank abgeschoben, die der Preßzunft noch dringender bedurfte als die Mama aus Pommern. Den wehklagenden Nachfolgern Schultzens und Romeicks bot im vorigen Hochsommer der Verlagsdirektor Felix Lehmann, Vorstandsmitglied des Presseklubs und Manager Sudermanns des Großen, einen Akkord an: dreitausend statt fünfundzwanzigtausend Mark. Nicht viel, aber Etwas; fast ein Achtelchen. Das Anerbieten wurde abgelehnt und im Berliner Tageblatt „ein schwerer Verstoß gegen das berechtigte Standesgefühl und gegen die Grundsätze des Ehrbewußtseins" genannt. Wie Orgelton klangs von Engelslippe. Und nun? Am zweiten Juni 1904 fragte der Vorsitzende den Zeugen Budde: „Glauben Sie, daß die Summe zurückgezahlt wird?" Und bekam keine Antwort. Von Standesgefühl und Ehrbewußtsein ists aber still geworden.

Herr Romeick aber, den die Zeitungphraseologie nach seinem Sturz rasch zum „cynischen", „absolut untergeordneten, doch in hohem Grade gemeingefährlichen Menschen" gemacht hatte, wurde im Juli 1903 aus dem Verein Berliner Presse gestoßen; mit Schimpf und Schande: unter Berufung auf den Paragraphen der Vereinssatzung, der den einer ehrlosen Handlung schuldig Befundenen mit dem Ausschluß bedroht. Diese Nachricht brachte ihm ein Eingeschriebener Brief achtundvierzig Stunden nach der Strafkammerentscheidung, die ihm, nach zweijähriger Untersuchung und fünfzigtägiger Hauptverhandlung, als einer Strafthat nicht mehr dringend Verdächtigem, die Freiheit wiedergab. Nicht der Gerichtshof: nur die Presse fand ihn einer ehrlosen Handlung schuldig; und er hatte für sie doch so viel gethan und durfte mit ruhigem Gewissen behaupten, daß er vom Kopf bis zur Zehe noch der Selbe war wie an dem Tage, da er das „warmherzige Dankschreiben" aus der Dichterhand des Herrn Sudermann empfing. Wenn er jetzt nun freigesprochen oder wegen eines harmlosen Bilanzschleiertänzchens verurtheilt wird?

Dann, hoffe ich, werden wir lesen, daß die berliner Presse, Gott sei Dank, nicht nur die Handlungen verwirft, die der Strafrichter ahndet; daß sie streng auf Ehre und Anstand hält und moralische Forderungen pünktlich honorirt, noch pünktlicher als Wechsel und Darlehensaccepte; daß es zwar auch in ihrem Bereich, wie in jedem, „schlechte Elemente" gebe, die berliner Presse als Gesammtheit aber thurmhoch über der Sumpfsittlichkeit eines Romeick stehe und auch den schnöden Anwürfen eines Jarislowsky unerreichbar sei.

❦

Archaische Kulturen.*)

Die Verfassungstufe der Alterthumsvölker weist sehr feste und bestimmte Merkmale auf. Königthum und Staatsverwaltung haben ihr einen sicheren Stempel aufgeprägt. Weit reicher und mannichfaltiger, deshalb aber auch unbestimmter ist das Bild, das ihre wirthschaftlichen Verhältnisse gewähren. Der Ausgangspunkt scheint in den meisten Fällen höherer Entwickelung der Zustand reiner Ackerbauwirthschaft zu sein. Das alte Reich in Egypten zeigt dies Gesicht und die chinesische Ueberlieferung läßt es ebenfalls vermuthen. Unter dieser Höhe sind die Staatsbildungen der mittelasiatischen Mongolen nicht nur zu Anfang, sondern noch auf lange Strecken ihres Weges zurückgeblieben. Sie beruhten auf schweifender Hirtenwirthschaft, wie sie denn auch lange nicht zu Seßhaftigkeit und festem Gebiet vorgedrungen sind, — was man sehr irrthümlicher Weise manchmal zu einer der unerläßlichen Voraussetzungen des Staatsbegriffes erhoben hat. Doch haben sich unter der starken Obhut der neuen Staatsgewalt, vielleicht auch schon zuvor im Schatten hoher Tempel und unter dem Schutze mächtiger Priesterschaften, Märkte und Gewerbeplätze, Ansammlungen von Handwerkern und Kaufleuten, Keime bürgerlicher Stadtwirthschaft geregt, die unter günstigen Voraussetzungen, in Egypten, China, besonders früh in Babylonien, sich rasch entwickelten und der Volkswirthschaft ein neues, viel lockereres, viel bürgerlicheres, manchmal selbst wohl schon kapitalistisches Ansehen gaben, jedenfalls der Geld- gegen die Naturalwirthschaft zum Emporkommen und zur Ausbreitung verhalfen. Hier wurde also vorweggenommen, was die in Staat und Gesellschaft zu höheren Stufen emporgestiegenen Völker in der Regel erst in ihrem Mittelalter erreicht haben. Babylonien hat nicht allein für einen weiten Völkerkreis die Münze erfunden, sondern ein scharf geprägtes Handelsrecht, eine hoch entwickelte Geldwirthschaft ausgebildet; China hat eine ungeheure Städtekultur erzeugt; die altamerikanischen Völker haben weit gedehnte Stadtruinen hinterlassen. Diese Unregelmäßigkeit darf nicht an der Richtigkeit der Stufentheilung überhaupt irrmachen. Denn erstens ist die Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten das weitaus stärkste Erzeugniß des gesellschaft-seelischen Verhaltens der handelnden Menschheit und kann und soll deshalb die ausschlaggebenden Merkmale der Stufentheilung liefern. Zweitens aber kann nicht Wunder nehmen, daß bei Völkern, deren staatlich-gesellschaftliche Entwickelung für manches Jahrhundert — oder gar, wie bei Egyptern und Chinesen für Jahrtausende — im gleichen Zustande verharrt, doch nicht auch alles sonstige Leben die gleiche Stetigkeit erweist.

Ueber diese Dinge zu reden, ist heute kaum erst in den allgemeinsten

*) S. „Zukunft" vom 9. April 1904.

Umrissen möglich. Und noch gewagter wäre es, eine Summe geistesgeschichtlicher Merkmale aufstellen zu wollen. Dennoch ist an zwei Stellen anzusetzen möglich, vielleicht vor Allem deshalb, weil sich an ihnen der innerste Zusammenhang alles handelnden und alles geistigen Lebens erweist, auf den die geschichtliche Betrachtung immer von Neuem hinführt. Gewaltige Bauten sind fast überall die Begleit-, in Wahrheit doch wohl die Folgeerscheinungen der starken Königsherrschaft der Alterthumsstaaten. Sie strebt danach, sich sinnlich greifbaren, prachtvollen Ausdruck zu verschaffen. Sie thürmt Grabmäler, Tempel, Königsburgen und, mehr als Das, sie folgt dabei gewissen Regeln des künstlerischen Formens, die über Tausende von Meilen und Jahren fort diesen Werken ein ähnliches Gepräge geben. Die mittelamerikanischen Tempelpyramiden und die egyptischen, die chinesischen und wieder die egyptischen Denkmal-Alleen, die babylonische und die altmexikanische Bildnerei: sie alle zeigen unzweifelhafte Aehnlichkeit der Kunstweise, die, den Göttern sei Dank, auch durch die hirnverbranntesten Gelehrtenvermuthungen nicht auf gegenseitige Beeinflussung zurückgeführt werden können. Es müßte möglich sein, was hier nur im Rohesten angedeutet ist, durch tausend Einzelzüge zu belegen.

Viel tiefer in den Geist dieses Zeitalters führt eine Betrachtung seiner Glaubensformen. Die innere Verwandtschaft zwischen dem Verhalten der Menschen zu den von ihnen auf den Thron erhobenen Göttern und dem anderen zu ihren irdischen Herrschern tritt hier so deutlich wie nirgends sonst in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes hervor. Der selbe Zug starrer Größe, steiler Einsamkeit, der die übermächtigen Könige dieses Weltalters kennzeichnet, ist auch seinen Göttergestalten aufgeprägt. Entscheidend allein ist die Richtung auf die Einzigkeit, die zur Einzelherrschaft hier, dort zum Glauben an einen Gott führt. Es ist doch erstaunlich, wie das bunte Göttergewimmel der Urzeit nun zusammenschwindet und fast überall in den Alterthumsreichen einer vorherrschenden oder gar einzigen Gottheit Platz macht. Von vorbildlicher Folgerichtigkeit ist in diesem Betracht die egyptische Glaubensgeschichte. Sie hebt an mit einer Schaar von oberen Gottheiten und einer noch größeren niederer, ganz besonders vom Volke verehrter, die durchaus der von der Urzeit ererbten Mannichfaltigkeit entspricht. Aber die Gestalt des Sonnengottes überstrahlt mehr und mehr alle anderen in ihrer Einheitlichkeit und Einzigkeit, lange verhüllt durch die Fülle der Dienste und der Gestalten, unter denen sie verehrt wird, zuletzt doch siegreich durchbrechend. Dieser Sieg wird ihr bereitet durch lange zusammenwirkende Vorarbeit der Priesterschaften, zuletzt aber, bezeichnender Weise, durch das gewaltthätige Eingreifen eines großen Königs. Nachher hat es an heftigen Rückschlägen freilich nicht gefehlt.

Und wunderbar: so viel Förderung dieses Einigungwerk auch durch

staatliche Einflüsse erfahren haben mag, nicht selten wurde es durch sie auch gehindert. Die Vielheit der Sonnengötter in Egypten ist sicherlich zum größten Theil durch die staatliche Zerspaltenheit des alten, noch vor dem Großkönigthum der Pharaonen liegenden Zustandes zu erklären, der in den Gauen und dem Gaufürstenthum sich ja lange noch in halber Selbständigkeit erhielt. Aber da die Ueberwindung dieser Zersplitterung eben Ziel und Aufgabe der Königsherrschaft war, so lag es nah, daß es auch die von ihren Vorgängern herrührende gleichsam staatliche Vielgötterei überwand.

Egypten aber ist nur ein Fall von vielen. Die Richtungsgleichheit, in der sich der Glaube die Alterthumsvölker entwickelt hat, ist erstaunlich. Nicht nur der Durchbruch des Ein-Gottes-Gedankens, der natürlich niemals die geringeren Dienste verdrängt, wohl aber sie überstrahlt, mehr noch auch die Form dieses Gedankens ist von denkwürdiger Uebereinstimmung in den entlegensten Fällen. Fast immer ist es die Sonne, die unter den zu Gottheiten erhobenen und verehrten Naturkräften obenan steht —: für unsere Erkenntniß zugleich die beste, wahrste Entscheidung. Osiris, Horus, Ra, Amon sind allesammt Sonnengötter und zuletzt zeitweise zu einer begrifflichen Einheit verschmolzen. In Babylonien bestehen schon in vorsemitischer Zeit mehrere Sonnendienste; der Baal von Nippur, der Zeus der Babylonier, überragt sie alle, seine Verehrung scheint dem größten Theil von Vorderasien gemeinsam gewesen zu sein: sie überwiegt in Syrien, Phönizien, Karthago, in Palästina, wo auch der kleine Gau-Gott des jüdischen Zwergstaates, der einst zu so viel höherer Stufe aufrücken sollte, dieser Reihe angehört. Der höchste, der Lichtgott, der ältesten Iranier und Perser, ist der Sonnengott. Nur bei den ältesten Indern theilt Surya, der Sonnengott, seine Uebermacht mit einem Himmels- und einem irdischen Feuergott. Den Himmel, ja das All umfassend, tritt der höchste Gott der ältesten Chinesen auf: immerhin ist die Sonne die erste unter seinen Verkörperungen. In Japan aber steht wieder eine Sonnengottheit, hier als Weib gedacht, an einsamer Spitze der Göttergestalten. Und in Alt-Amerika überwiegt der Sonnendienst vollends: der Kukulkan der Maya, der Huitzilopochtli der Azteken, der Inti des älteren Inka-Reiches vertreten ihn.

Die Aehnlichkeit ist besonders schlagend da, wo sich die unmittelbare Einwirkung der neuen Staatsform auf den Glauben zeigt. In Egypten hatten freilich schon ganze Reihen von Priestergeschlechtern daran gearbeitet, die örtlichen Verschiedenheiten der Sonnengottsagen auszugleichen; sie hatten, um die einzelnen Gaue zu befriedigen, eine heilige Erdkunde des Osiris-Lebens ausgearbeitet, seinen Leichnam hatten sie für von je her zerstückelt erklärt, um nur möglichst viele Tempel mit Ueberresten des göttlichen Leibes ausstatten zu können. Aber erst der Pharao Amenhotep IV. machte um das Jahr 1450 den kühnen Versuch, durch einen Gewaltstreich den Ein-Gottes-Gedanken rein dar

zustellen, gegen den erbitterten Widerstand der Amon-Priesterschaft vor allen einen einzigen Sonnengott statt mehrerer Gestalten zur Anerkennung zu bringen. Im Ueberschwang seiner Begeisterung nahm er selbst den Namen des neugeschaffenen Gottes an und nannte sich Chuen-aten, Abglanz der Sonnenscheibe.

Und wieder um das Jahr 1450, nur nach Beginn unserer Zeitrechnung und auf der entgegengesetzten Seite des Erdballes, trat ein Großkönig auf, der eben so den Begriff des Sonnengottes reinigen und ein'gen, der ihn von dem menschlichen Bestandtheil des bisherigen Zustandes befreien, ihn von der Stelle eines Ahnengottes des eigenen Herrschergeschlechtes zu dem höheren Platz des wirklich höchsten Gottes erheben wollte, — und eben so im Gegensatz zu starker Priesterüberlieferung. Er war der Vorgänger des Inka Yupanki und auch er legte seinen alten Namen ab, auch er nannte sich nach dem neuen Gotte Huirapocha.

An mannichfachen Unterstufen und einzelnen Abweichungen fehlt es nicht im Mindesten. Besonders denkwürdig ist der Unterschied zwischen den sinnlich greifbaren Sonnen- und Himmelsgöttern und jenen anderen, der Wirklichkeit ferneren, abgezogeneren, geistigeren Gottheiten, die dem reinen Ein-Gottes-Gedanken näher rücken. Nur ist dabei wohl zu merken, daß diese — von unseren Vorstellungen her gesehen — höhere Gottesform nicht immer eine Errungenschaft dieser Stufe ist, sondern oft schon das Erbe früherer Zeiten, wie sich denn in der Götterwelt polynesischer und afrikanischer Naturvölker dieser Begriff eines höchsten Gottes unmittelbar über einem breiten und rohen Göttergewimmel noch sehr einfacher Art findet. An zwei Stellen aber ist freilich — und zwar durchaus mit den geistigen (besser: staatlichen) Anschauungen dieser Stufe — eine Vorstellung von einem höchsten Gott ausgebildet worden, die allmählich vom Ein-Gottes- zum All-Ein Gottesgedanken geführt hat, zur Annahme eines einzigen, das Dasein aller anderen Götter ausschließenden Gottes.

Auch für diese unzweifelhaft großartigere, weil ausschließlichere Form des Gottesgedankens sind Staatswesen und Königsherrschaft des Zeitalters maßgebend gewesen. Auch der jüdische Gott ist so wenig wie alle anderen Baale Vorderasiens denkbar ohne die innere Verwandtschaft mit dem Selbstherrscherthum dieser Stufe. Und auch die unvergleichlich viel weiter gehende Entwickelung gerade dieses Gottesbegriffes hat zu einem Theil offenbar staatliche Ursachen. Gewiß: nur ein mit tiefbohrender Glaubens- und Vorstellungskraft ausgestatteter Stamm, wie der jüdisch-israelitische, konnte diesen Gedanken so außerordentlich steigern; aber was zunächst als Hinderniß erscheint für diese Entwickelung, die Zwerghaftigkeit dieses, an babylonisch-assyrischen Verhältnissen gemessen, nur kleinen Reiches: Das ist vermuthlich eine Förderung geworden. Denn eben, weil das Land so klein war, brauchte

hier nicht ein hoher Aufwand geistiger Kraft verbraucht zu werden, um, wie in Egypten, erst Dutzende von Gau-Göttergestalten zu einer Einheit zusammenzuschweißen. Wiederum aber mag die Kleinheit der Unterthanenschaft, die dieser Gott besaß, dazu beigetragen haben, daß er bei aller Steigerung nie die menschlich-persönliche Greifbarkeit verlor, auf die man als sein auszeichnendes, ihn von allen höchsten Göttern scheidendes Merkmal sicher mit Recht hingewiesen hat. Gerade diese Mischung von leiblich-persönlicher Menschlichkeit, wie sie sonst nur kleine Urzeitgötter hatten, mit einer Allmacht und Ausschließlichkeit, die nicht einmal die stärksten unter allen anderen Ein-Göttern der Alterthumstufe erreichten, mag dem Judengott und der an sich ungeänderten Form des christlich-jüdischen Gottesgedankens zum Sieg über alle anderen Glaubensbekenntnisse, zur Herrschaft über den Erdball verholfen haben.

In hohem Maße abhängig von der jüdisch-christlichen Gottesvorstellung ist die arabisch-mohammedanische von Anfang an gewesen. Sie ist in keinem Sinn ursprünglich. Auch an ihr aber ist der innige Zusammenhang von Gesellschaft- und Glaubens-Entwickelung nachzuweisen, nur freilich im umgekehrten Sinn. Die Araber der Zeit vor Mohammed waren in eine Anzahl von kleinen und kleinsten Staatsgebilden zerspalten: die brausende Stärke der neuen Glaubensbewegung aber übte eine so ungeheure einigende Wirkung aus, daß nun all die Hunderte von wilden Gießbächen der Geschlechterverbände zu einem Strom zusammenrannen, der breit und stark genug war, halbe Erdtheile zu überschwemmen und doch für lange Jahrzehnte nichts von der reißenden Wildheit jener kleinen Gebirgswasser zu verlieren. Solche fördernde Wirkung von Glaubenseinrichtungen auf die Entstehung von Alterthumsstaaten steht nicht allein da: insbesondere bei den Nahua- und Maya-Völkern liegt dieser Zusammenhang trotz mangelhafter Ueberlieferung klar zu Tage. Aber sicherlich hat die Wucht des All-Ein-Gott-Gedankens die Macht dieses Einflusses außerordentlich vermehrt: hier mag die irdische einmal der himmlischen Einzelherrschaft nachgebildet worden sein. Ja, selbst den höchsten Ehrgeiz, den Gedanken der Weltherrschaft, den die Araber so stark und bewußt wie zuvor nur die Perser genährt haben, sie haben ihn aus ihrem Glauben geschöpft. Denn ihnen galt als Pflicht des Glaubens, Alle zu bekämpfen, die auf Erden nicht den wahren Gott und seine Verkünder ehren.

— — — — — — — — — — — — — — —

Unternimmt man, was in mehreren Fällen mit aller Sicherheit, in anderen nur als Wagniß geschehen kann, über der Stufe des Alterthumes noch eine höhere mittelalterlicher Gesellschaft- und Geistesbildung nachzuweisen, so handelt es sich zuerst um die Aufstellung fester Eigenmerkmale dieser Stufe. Auch sie sind zunächst der gesellschaftlichen Entwickelung zu entnehmen, und zwar hier nicht ihrer Oberfläche, der Geschichte der Staatsform, sondern den

tiefer liegenden Wandlungen der Klassengeschichte. Auf der Alterthumsstufe ist nächst der Entstehung von Großstaat und hohem Königthum das auffälligste Kennzeichen das Aufkommen eines Adels, eines aus dem mediatisirten Gaufürstenthum hervorgehenden Hochadels oder eines niederen Dienstadels. Dessen Fortentwickelung rückt auf der mittelalterlichen Stufe in den Vordergrund: alles Mittelalter ist Adelszeit. Manchmal schwillt diese Bewegung so übermächtig an, daß die Staatsform selbst dadurch verändert, daß eine wirkliche Adels- an die Stelle der Einzelherrschaft des Königthumes gesetzt wird. Aber diese Fälle sind selten: meist bleibt wenigstens der Form nach die bezeichnende Verfassungart des Alterthumes, das Königthum, bestehen, aber es verliert an Stärke und Unbedingtheit seines Einflusses, eben zu Gunsten des Adels. Bei den starken Schwankungen, denen diese Machtverhältnisse unterworfen zu sein pflegen, bei der Häufigkeit der Rückschläge oder Rückschlagsversuche von der Seite des Königthumes her kann aber die Entscheidung darüber, ob der Zustand eines Volkes als mittelalterlich anzusehen sei, nicht von diesen Rückwirkungen der Klassengeschichte auf den Staat abhängig gemacht werden. Entscheidend ist vielmehr das Vorhandensein eines zahlreichen, gesellschaftlich, wirthschaftlich, meist auch geistig starken Adels. In den häufigsten Fällen treten hoher und niederer Adel gemeinsam in dieser Stärke auf: ausschlaggebend aber ist der niedere, nicht überreiche oder übermächtige, aber zahlreiche Adel.

An sich ist selbstverständlich, daß auch hier breite Uebergangsstreifen und nicht scharf gezogene Grenzen die Zeiträume trennen; aber eine besonders irreführende Mischstufe ist besonders kenntlich zu machen. Sie entsteht dadurch, daß die Entwickelung gewissermaßen einen Rückfall in Urzeitverhältnisse erlebt. Es ist, als ob die Hochfluth der Alterthumsverfassung sich senkte und die viel ungleichförmigeren, viel zerspalteneren Gestaltungen der Urzeit wieder hervorträten. Großstaat und Königsherrschaft des Alterthumes hatten die überaus zahlreicheren und überaus zwerghafteren Gebilde der Urzeit überwunden und in der Einheit ihrer neuen Ordnung verschwinden oder doch untertauchen lassen. Insbesondere das Gau- und Klein-Fürstenthum der Urzeit war so unterworfen, oft freilich nur zu mittlerer, halb beamten-, halb fürstenmäßiger Abhängigkeit herabgedrückt worden. Erlitt nun das Königthum wesentliche Kräfteverluste, so war nichts natürlicher, als daß die alten, nicht vollständig beseitigten Gewalten sich wieder erholten. Nicht immer brauchen es gerade die selben Geschlechter zu sein, die diese Träger sind; gar nicht selten werden selbst die alten Gebietseinheiten der Ausgangspunkt für solche Neubildung. Vorgänge dieser Art, von denen man nicht weiß, ob man sie als Rückbiegungen zur Urzeit oder als halbe Vorstöße ins Mittelalter ansehen soll, können dann ein noch reicheres Bild darbieten, wenn es nicht nur der Hochadel ist, der mit ihnen sich höher, zu staatähnlicher Unabhängigkeit auf-

recht, sondern in seinem Gefolge etwa auch ein niederer, zu ihm in ähnlichem Dienstverhältniß stehender Adel sich weiter entfaltet. Sie täuschen so in mannichfachen Graden ein Mittelalter vor oder leiten es geradezu ein; nur kommt es nicht zur vollen Entfaltung der neuen Gesellschaftform, weil die wiedererstarkten Mächte des Alterthumsstaates und der unbedingten Königsherrschaft ihr bald ein Ende bereiten.

Der Zweifel, ob es sich um Rückfälle in Urzeiten oder um Vorstöße ins Mittelalter handelt, darf nicht in die Irre führen. In ihnen kommt nur eine innere Wahlverwandtschaft beider Stufen zum Ausdruck. Wenn der furchtbare Zwang einmal wich, den die Königsherrschaft der Alterthumsstufe dem Eigenwillen und dem Selbstbestimmungrechte der kleineren Genossenschaften, namentlich aller Geschlechterverbände, und der zwar stark bevorrechteten, aber nicht bis zu eigentlicher Königshöhe gelangten Einzelnen, also der Gaufürsten und Kleinkönige angethan hatte, so war nur natürlich, daß sie oder ihnen gleiche oder ähnliche gesellschaftliche Gewalten sich regten. Und wie den alten Fürsten der neue Hochadel entsprach, so hat der neue niedere Adel oft allein in den Völkern die so denkwürdig aus Freiheit- und Genossenschaft-Trieben gemischten Gedanken des alten Geschlechterstaates wieder erneuert. Das gilt vom voll ausgereiften Mittelalter eben so wie von den Zwitterbildungen eines angebahnten, aber nicht vollzogenen Ueberganges zu dieser höheren Stufe.

Solches vorgetäuschte Mittelalter zeigt die altegyptische Geschichte in mehreren Fällen. Schon der Verfall des alten Reiches, etwa von 2700 ab, scheint sich in der Form eines Wiederemporkommens der Theilfürsten vollzogen zu haben. Das Königthum des mittleren Reiches, des elften Herrscherhauses, mußte sich erst mühsam, vermuthlich selbst aus gaufürstlichen Anfängen emporarbeiten und die Aufgabe der Großstaatsbildung von Neuem vollziehen. Und wieder ein halbes Jahrtausend später, als auch das mittlere Reich zu sterben kommt, sind es wieder örtliche und Gebietsherren, die das Haupt erheben und den Zerfall des Gesammtstaates herbeiführen oder doch ihn sich zu Nutzen machen. Auch das neue Reich mußte die Gründung eines Alterthumsstaates auf sich nehmen, wenn ihm die Fremdherrschaft der Hyksos nicht zuvorgekommen ist. Trotz all diesen Zwischenfällen ist Egypten nie dauernd zu mittelalterlichen Verhältnissen emporgestiegen. Und die chinesische Geschichte, die an die egyptische in so vielen Stücken erinnert, scheint ihr hierin in Bezug auf die staatlich-gesellschaftliche Entwickelung ähnlich zu sein. Von mehr als einem der Rückschläge, die auch hier das sonst so starke Königthum erlitt, ist hinlänglich sicher überliefert, daß sie die Form eines Aufkommens von örtlichen oder ganze Bezirke umfassender Sondergewalten annahmen. Im sechsten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung ist vollends ein Zustand ver-

wirklicht, der nicht nur das Reich in viele Fürstenthümer des Hochadels zerfallen, sondern diesen selbst wieder mit seinen Lehnsträgern, also mit dem niederen Adel im Kampfe begriffen zeigt. Trotzdem ist es auch hier nicht zu dauernder Festsetzung mittelalterlichen Wesens gekommen.

Bei einem Volk der mongolischen Rasse ist aber der ausgeprägteste Fall mittelalterlicher Entwickelung zu finden, den die außereuropäische Geschichte überhaupt aufzuweisen hat. So stark der Aufschwung gewesen war, mit dem der Königsstaat des japanischen Alterthumes die Geschlechterspaltung der Urzeit überwunden hatte: verhältnißmäßig früh ist es wieder abwärts gegangen. Man kann ihm kaum mehr als zweieinhalb Jahrhunderte ungestörter Herrschaft zumessen. Das durch ein Hausmeiergeschlecht um seine Macht gebrachte Königthum verliert von 932 an allen Einfluß, den auch die in ihrem Amt nunmehr erblich werdenden und geradezu an Königsstelle tretenden Fujiwara nicht festzuhalten vermögen. Ein auf seinem großen Grundbesitz mit Immunitäten ausgestatteter Hochadel kommt auf und ihm folgt später eine neue Adelswelle, die der Schwertträger, ein Ritter- und Ministerialenstand. Gegen Ende des unbestritten mittelalterlichen Zeitraumes der japanischen Geschichte, im sechzehnten Jahrhundert, blüht ein in mannichfachem Stufenbau gegliederter Adel vom bäuerlichen Landedelmann aufwärts bis zu den großen Daimios, den Fürsten, denen ganze Bezirke unterthan sind. Und alle Erscheinungen, die solches reich entfaltete Adelsleben zu begleiten pflegen, treffen zu: wachsender Bauerndruck, gesteigerte Frohndienste, erhöhte Abgaben der Hörigen, unablässige Fehden, eine dem Lehen sehr ähnliche Besitzabhängigkeit und so weiter.

Weniger scharf als in Japan hebt sich in Indien der mittelalterliche vom Alterthumszustand ab. Die sehr ungewisse Ueberlieferung läßt Vieles im Dunkel. Noch da die Arier in Indien eindringen, scheinen in ihrer Verfassung Urzeitverhältnisse überwogen zu haben. Ein schwaches, noch erst keimhaftes Königthum, starke Geschlechterverbände bezeugen es. Dann aber scheint während der langen Eroberungarbeit, die das Stromgebiet des Ganges den arischen Eindringlingen eröffnete und das Jahrtausend zwischen 1500 und 500 eingenommen haben mag, das Königthum erstarkt zu sein. Aber geraume Zeit bevor das Werk vollendet war, muß sich der Zustand vorbereitet haben, den das dicht vor 500 entstandene Gesetzbuch des Manu erkennen läßt. Und er ist ein ganz mittelalterlicher: ein zahlreicher, waffenlustiger, beweglicher Adel, eine lange Reihe auch von mittleren und kleinen Fürstenthümern besteht und nur die außerordentliche Macht des neuen Priesterstandes der Brahmanen verdunkelt etwas den Glanz dieses lauten und reichen Adelslebens. Vielleicht haben in diesem Zeitalter und im nächsten, das von 500 vor bis 1000 nach Beginn unserer Zeitrechnung reicht, starkes Königthum und kleine Fürsten-

thümer manchmal neben einander bestanden; aber die Königsherrschaft hat selbst dort und dann, wo sie in voller Blüthe stand, so unter König Asoka, an dem Adels-Unterbau, über dem sie sich erhob, nichts geändert. Und neben den größeren Reichen bestand auch damals eine große Fülle von kleineren Staatsgebilden, in denen eine mittelalterliche Adelsherrschaft unter einem Fürstenthum galt, das selbst der Form nach kaum nennenswerthe Rechte hatte; so in dem kleinen Land am Südhang des Himalaya, in dem Buddha um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung geboren wurde. Die Stufenmischung geht hier so weit, daß man fast den Eindruck hat, als hätten sich in zurückgebliebenen Rand- und Bergländern des indischen Bereiches noch Reste von Urzeit- und Geschlechter-Verfassung erhalten.

Aehnlich unsicher umrissen ist das Bild, das die arabische Entwickelung in einer gewissen Höhe ihres Wachsthumes bietet. Das Khalifat von Bagdad, das Hauptstück der neu semitischen Staatsbildung, ist zwar auch zeitweise in Theile zerspalten und so in die Hände eines zu fürstlicher Gewalt emporgestiegenen Adels gerathen und es fehlt nicht an sonstigen Anzeichen der Mittelalterlichkeit, von der als dauernd erreichter Stufe aber trotzdem nicht gesprochen werden darf. Anders in Spanien, das sich so bald unabhängig gemacht hat. Die Verfassungform, die die neu gegründeten Gebilde annehmen, ist zwar nach dem Muster des Mutterlandes durchaus die des Alterthumskönigthumes. Aber schon bei der Eroberung muß der Adel zahlreich und mächtig gewesen sein: viele westgothische Edelleute, die den Islam annahmen, konnten in die Reihen des arabischen Adels eintreten, ohne Stellung- und Standesverlust zu erleiden. Und wiederum haben arabische Edle nicht selten die Stelle und den Besitz gothischer Landherren eingenommen und die Bauern in ähnlicher Hörigkeit gehalten wie Jene. Später ist das Khalifat wieder stärker geworden, zuletzt aber zerfiel es in Splitterstaaten, die einem zu lehenartiger halber Selbständigkeit gelangenden Hochadel anheimfielen, während an der Spitze die Krone obenein noch durch ein starkes Hausmeierthum geschwächt war. Das entscheidende Merkmal der Stufe verleugnet sich aber nie: das Vorhandensein eines zahlreichen niederen Adels, der, rittertichen Waffen- und Geistesspielen ergeben, mehr, als man heute annimmt, für seine germanisch-romanischen Standesgenossen Muster und Vorbild gewesen sein mag.

Fragt man nach den wirthschaftgeschichtlichen Ergänzungen dieser Stufenbildung, so wird in der indischen und japanischen Geschichte die Begleiterscheinung langsamen Aufwachsens städtisch bürgerlichen Wesens und also auch berufmäßig abgesonderten Handels und Gewerbes nicht zu leugnen sein. Entsinnt man sich aber, daß die gewaltigen Alterthumsstaaten fast aller Erdtheile dieses Wachsthum dann, wenn sie nur lange genug dauerten, auch hervorgebracht haben, so wird man darauf nicht den entscheidenden Ton legen dürfen. Die klassengeschichtlichen Kennzeichen überwiegen durchaus.

Läßt man vergleichende Blicke in die Bezirke des geistigen Lebens schweifen, so mag das Schaffen der Künste, der Redenden wie der Bildenden, auch hier als grenzbildend nachzuweisen sein. Vielleicht dürfen als Merkmale wirklich oder annähernd mittelalterlicher Wegstrecken für die Dichtung die eigentliche Ausbildung des Heldensanges, die Entstehung des Liedes, in Fällen seltener Reife auch die des Schauspieles, für die Baukunst eine erregtere, leidenschaftlichere, seelisch und sinnlich bewegtere Weise, als sie die Starrheit des Alterthumes und seiner großen Königsbauten kannte, angenommen werden. An einer Stelle bietet sich aber auch für diese Stufe die Hilfe sicherer geistesgeschichtlicher Grenzmarken an: im Reich des Glaubens. Es giebt eine Form gläubiger Erregung, die den Mittelaltern der Weltgeschichte eigenthümlich ist.

Ob nicht schon die Entwickelung polynesischer Glaubensvorstellungen als eine Keim- und Vorform dieser Mittelalter-Gläubigkeit aufzufassen ist, sei dahin gestellt. Den klassengeschichtlichen Thatsachen würde es entsprechen; denn es scheint, als sei in den von Natur zur Kleinheit bestimmten Inselreichen der Samoaner, der Tonganer und einiger anderen Völker des Stillen Meeres auf eine Zeit stärkeren Königthumes eine andere weitverzweigten und gegliederten Adelswesens gefolgt. Auch die gesteigerte Ausbildung der Redenden Künste, der unendlich umfangreichen Heldensänge der Maori, des Tanzliedes und die Spuren selbst von Schauspielkunst auf Tahiti würden dieser Annahme entsprechen. Wunderbar schwimmen in den Glaubenssagen der Insulaner die farbig-einfältige Märchenwelt der Urzeitgötter, die stärkere Bildung von höheren Göttern und eine neue Mystik in einander, die man als mittelalterlich zu empfinden große Neigung spürt. Nicht selten knüpfen sich diese verschiedenen Vorstellungweisen an die selben Götternamen; aber wie viele andere Erfahrungen der Glaubensgeschichte lehren nicht, daran keinen Anstoß zu nehmen? Der selbe Taaroa, von dem es auf Raiatla heißt, er sei, in eine eiförmige Muschel gehüllt, in der Luft umhergefahren, wird doch auch als der Unerschaffene, der vor der Zeit der Nacht her Lebende, als All, als Himmel selbst verehrt. Und die starken Priesterschaften Hawaiis, der Tonganer, der Neuseeländer haben überwirkliche Glaubensgedanken ausgesponnen, die sich mit den hier wurzelnden Vorstellungen von Allbeseelung der Natur seltsam mischen. Zu märchenhafter Schönheit mischen sich da schon die Erzeugnisse grübelnder Ahnung mit dem der bildhaften Vorstellungskraft der alten Zeiten. Die Maori lassen alles Sein mit der Nacht beginnen. Nachdem sie undenklich lange Zeit geherrscht hat, erwacht das Sehnen, dann das Fühlen. Auf den ersten Athemzug des Lebens folgt die Geburt des Gedankens, des Geistes. Dann wird die Begierde geboren, die sich auf das heilige Geheimniß, auf das große Räthsel des Lebens richtet. Nach ihr entstehen aus der Zeugungskraft des Leibes die Lust am Dasein, die freudvolle Wollust. Zuletzt fluthet Atua im Raum:

das Weltall; und indem es sich in Mann und Weib scheidet, entstehen Himmel und Erde. Atua aber bedeutet von je her Geist, Seele, Schatten, Gespenst, Gott und vergötterter Mensch.

Die chinesisch-mittelalterlichen Glaubensvorstellungen sind weit höher gediehen, aber entsprechend dem nüchternen, überaus verstandesmäßigen Geist der Mongolen hatten sie auch in der Zeit ihrer höchsten Blüthe, die durchaus mit der Zeit der entwickeltsten gesellschaftgeschichtlichen Mittelalterlichkeit zusammenfällt, weit mehr den Grundzug wissenschaftlich-begrifflicher als gläubig-ahnender Weltanschauung; dabei fehlte ihnen nicht all das ungewiß Dämmernde, Phantastische, das recht eigentlich Merkmal und Wesen mittelalterlicher Gläubigkeit ausmacht. Lao-tse, der halb von Sagen umschleierte Gründer dieser ganz wissenschaftlichen Mystik des sechsten Jahrhunderts, lehrte das Tao, von dem er sagt: es war unbestimmt und vollkommen vorhanden vor Himmel und Erde; ruhig war es und nicht greifbar, allein und unwandelbar, Alles erfüllend und unerschöpflich, die Mutter aller Dinge; ich weiß seinen Namen nicht und ich nenne es das Tao; groß fließt es immerdar; es entfernt sich und kehrt zurück; darum ist das Tao groß. Diese Mischung erkennender und ahnender Beschauung der Welt hat lange Zeit hindurch die feineren Köpfe, die stilleren Geister beherrscht. Aber sie ist später in Zeichendeuterei und Scheidekunst untergegangen und hat, bezeichnend für die etwas banale Nüchternheit der Mongolen, nicht Stand gehalten gegen die seichte Nützlichkeit- und Sittenlehre des Kung-fu-tse, der etwas später, gegen Ende des sechsten Jahrhunderts, den stolzen Persönlichkeit-Folgerungen, die der Taoismus, wie noch jeder All-Gottes-Glaube, aus seinem Weltahnen gezogen hatte, eben so gegenübertrat wie der Nächstenliebe des nach China übergreifenden Buddhismus und Beiden das Juste-Milieu seiner Philistermoral entgegenhielt. Vielleicht ist dieser Abstieg der einzigen tiefen Lehre von Welt und Sein, die je von Mongolenköpfen erdacht worden ist, Sinnbild und Zeichen dafür, daß China sich auch gesellschaftlich nicht auf Mittelalterhöhe halten konnte. Die Japaner aber, deren Geistigkeit sich zu der chinesischen verhielt wie die der Römer zur griechischen, haben überhaupt keinen solchen Aufschwung ihres Glaubens aufzubringen vermocht.

Die größte Schöpferkraft haben auch an diesen Dingen die Arier bewiesen, vor allen anderen die Inder, von denen überhaupt zu sagen ist, daß bei ihnen, trotz Jesus und Mohammed, der tiefste Bronn gläubigen Ahnens gesprudelt hat, von dem die Weltgeschichte weiß. Nur bedeutet nicht eigentlich der Buddhismus, sondern die Lehre der Brahmanen den Gipfel ihrer Entwickelung. Wem es um eine Rechtfertigung allen Priesterthumes auf Erden zu thun ist: er findet sie hier so stark wie nirgends sonst. Die selbst unter den Glaubensformen der Alterthumsstufe nicht eben hoch stehenden Götter-

vorstellungen der ältesten Inder haben sich erst vertieft, seit nicht mehr jeder Hausvater sein eigener Geistlicher war, sondern Priesterschaften walteten, die durch verwickelte Dienste und Bräuche die Alleinherrschaft im Bereich der heiligen Dinge an sich gezogen hatten. Und was sie schufen, war wirklich das vertiefteste Denken über Gott und Welt, der umfassendste All-Gottes Glaube, der je in Menschenhirnen geboren wurde. Das Brahman, Weltseele und All zugleich, ist ohne Anfang, ohne Ende, zunächst seiner selbst nicht bewußt, unpersönlich. Erst als in ihm der Drang zum Thätigsein erwachte, wurde es zum persönlichen Allvollbringer und schuf als solcher die Welt. Alle Götter, alle Menschen, alle Thiere bis zum Wurm herab sind Ausflüsse dieses Allwesens.

Gewiß: dieser All-Gottes Gedanke duldete neben sich, unter sich, wie in mildem Verzeihen, die bunte Götterwelt der Väter, wie heute etwa All-Gottes-Verehrer das Dasein des christlichen persönlichen Gottes zugestehen wollen Aber die Abmessungen eben dieser christlichen Gottesvorstellung, die doch die Welt erobert hat, schrumpfen zusammen neben denen des Brahman. Sie hat unendlich viel mehr vermenschlichende Gedanken, Familienvater-, Weltschulmeistergedanken zur Voraussetzung. Der christlichen Gottesvorstellung als solcher fehlt ferner, was viel mehr noch sagt, ganz die Tiefe und Unbegreiflichkeit der ins All verschwimmenden Gottanschauung der Brahmanen. So menschlich schön die Gedankenkreise des Neuen Testamentes sind, so rein und väterlich die Stellung ist, die diesem liebenden Gott zugewiesen ist: sie erscheint ins Traulich-Kleine zusammengezogen neben dem unendlichen All-Einen der Inder. Er ist nicht zu klein für all die Vorstellungen unserer erfahrenden Wissenschaft von der Unermeßlichkeit unseres Sonnen-Stern-Bereiches und von der Kleinheit wieder dieses Bereiches im Vergleich zu den niederschmetternden Fernen der dem bewaffneten Auge noch erreichbaren Sternwelten. Der jüdisch-christliche Gott dagegen trägt viele Spuren des sehr begrenzten Umkreises, in dem sein Bild entstand. Und mag man ihn noch so hoch steigern: er erscheint doch immer nur dem Schöpfer-Gott gleichgestellt, den die Brahmanen als eine Verirdischung, Vermenschlichung, Vergröberung ihres höchsten Wesens empfanden.

Aber noch eine Vertiefung erfuhr der Glaube bei den alten Indern, die von kaum absehbaren Nachwirkungen sein sollte. Sie fanden den Leid-Gedanken und prägten ihn ihrer Gottesanschauung ein. Sie fanden den leidenden Gott, den leidenden Menschen. Sie fanden den Gedanken der Erlösung, des Erlösungbedürfnisses. Eben indem das Allwesen sich verkörperlicht, zum Allschöpfer, zu Göttern, zu Menschen, zur sichtbaren Welt wird, beginnt es seinen ursprünglich seligen Zustand zu verlassen, thätig — Das heißt: unselig — zu werden. Und das eherne Gesetz der Ursachenverkettung aller Dinge, auch dieses fanden die indischen Glaubensweisen so viele Jahr-

hunderte vor griechischen Weltweisen; läßt jedes Thun immer neues Thun gebären. Den Einzelnen aber peinigt diese nie aufhörende Rastlosigkeit des Geschehens in Gestalt der Seelenwanderung, die ihn fort und fort, von Tode zu Tode, von Wiederkunft zu Wiederkunft in immer neue Wesen treibt.

Offenbar hat an der Wiege dieses Gedankens die Ruheseligkeit des Ostens, des fast tropischen Südens gestanden. Aber er selbst ist im Grunde das Leidenschaftlichste, Seelenbewegteste, was Menschendichten je ersonnen hat. So lange ich sann über den Grund, warum das Christenthum die Erde bezwungen hat, mir ist nie ein anderer Grund gekommen als der: daß es von so viel Leid erzählt, Leiden des Gottes, Leiden der Menschen. Leid aber nimmt nicht etwa darum die Seelen der Menschen nachhaltig gefangen, weil es an sich Lust bereitet, die Wollust des Schmerzes, sondern, weil es am Tiefsten in die Seele greift, weil es am Meisten bewegt. Denn so unlöschbar ist der Durst des Menschen nach Veränderung, nach Erneuerung, nach Erleben, daß er da, wo er selbst nicht mehr thätig sein kann, doch wenigstens am Stärksten geschüttelt, erschüttert, bewegt sein will. Bewegt im eigentlichsten, sinnlichsten Verstande des Wortes. Leid ist die mächtigste, tiefste, ergreifendste — deshalb, nebenbei gesagt, auch in den äußeren, leiblichen Anzeichen schönste — Gefühlserregung, die wir überhaupt erleben können. Wie ungeheuer, daß in Indien Glaube und Leid zum ersten Mal sich vermählten! Es waren die beiden stärksten Mächte auf Erden, die sich da verbanden.

An Steigerungen, Auswüchsen fehlte es nicht: Askese, Einsiedler- und mönchisches Wesen, Höllenstrafen, sie sind hier und damals ersonnen worden. Sie paarten sich mit dem starrsten Klassenhochmuth, den je eine Glaubensform zu weihen gewagt hat. Auch diese Entdeckungen im dunklen Land der Seele aber sollten noch folgenreich genug werden.

Der Buddhismus wuchs aus dem Brahmanenthum hervor. Aber er kann als Glaube nicht als dessen Aufhöhung angesehen werden, denn er war gottleer, gottlos. Er verzichtete selbst, von den letzten Ursachen alles Wirklichen und Ueberwirklichen zu sprechen. Er war in gewissem Sinn unmystischer, unmittelalterlicher als das Brahmanenthum. Seine Sittlichkeitlehre freilich schritt von der brahminischen fort auf dem Wege nach dem einen Pol menschlicher Verhaltensweise hin so folgerichtig bis zum Ziel, wie es nie vorher geschehen war: er hat die Nächstenliebe, die Hingebung an alle Menschen, auch die niedrigsten, zuerst und so unbedingt gefordert, daß er hierin nicht wieder übertroffen werden konnte, auch vom Christenthum nicht.

Aber über Indien hinaus, über die Welt hin haben diese Entdeckungen gläubigen Ahnens gewirkt. Die Zusammenhänge indischer und christlicher Glaubensüberlieferung werden heute von der peinlichsten, vorsichtigsten Einzelforschung in hundert kleinen Zügen nachgewiesen. Aber vielleicht kommt

einmal der Tag, wo anerkannt wird, daß die allerwesentlichsten Bestandtheile des christlichen Glaubensbesitzes auf Indien zurückgeführt werden können. Ob der Gedanke der unbegrenzten Nächstenliebe ganz auf jüdischem Boden entstehen konnte, mag, aller Hingebung der jüdischen Sittlichkeit zum Trotz, eher fraglich erscheinen. Daß aber die Vorstellung eines leidenden Gottes, die in der Ueberlieferung von Jesus' Tode so unbeschreiblich mächtig wurde, von Grund aus unjüdisch war, scheint mir sicher. Noch Paulus war ganz so lebensdurstig wie das Judenthum überhaupt; der Parousiegedanke, der Reichsgedanke, ist noch bei ihm kein Himmel-, sondern ein Erdreichsgedanke, unmittelbar herkommend von dem ganz irdisch-staatlichen Traum der Juden von zukünftiger Weltherrschaft, mit dem sie sich schon seit einem halben Jahrtausend für ihren verlorenen wirklichen Staat schadlos gehalten hatten. Noch Paulus kennt nicht die Höllenstrafen, sondern nur das Erlöschen der Ungerechten nach dem Tode; Jesus selbst war, bei aller Abgekehrtheit von der Welt der Macht, der gewollten Schönheit der Kunst und des Herrenstolzes der Wissenschaft, nicht weltfeindlich. Askesen und Höllenstrafen mögen über Egypten ihren Weg in das späte Christenthum gefunden haben. In Wahrheit also ist dieser Weltglaube nicht allein ein Erzeugniß jüdisch-semitischen, sondern auch indisch-arischen Geistes.

Auch Semiten haben Mystik und Mittelalter in ihrer Glaubensentwickelung erlebt Aber die schiitische Bewegung, die im Mohammedanerthum den Gipfel erklomm, ist persisch-arischer Einwirkung stark verdächtig. Und die tiefen Glaubensgedanken, die spanische Araber, spanische Juden gefaßt haben, können an Wucht und Geheimniß doch nicht mit dem Grübeln indischer Glaubensformer verglichen werden.

Der tiefste, ernsthafteste Antisemitismus unserer Tage, der antichristliche, wird so, tragikomisch genug, vollkommen widerlegt: Alles, was die begeisterten Vertheidiger germanischen Geistes gegen das Christenthum am Meisten einnimmt, seine Leidseligkeit, seine hingegebene Schwäche, ist nicht semitischen, ist vielmehr arischen Ursprunges. Und doch ist eben diese Erkenntniß für eine unparteiische Betrachtung der Weltgeschichte eher ein neuer Ruhm der Arier: den leidenschaftlichsten Gedanken, den Menschenvorstellung erträumt, an dem Menschenherzen je gelitten haben: auch er ist ihr Eigen! Sie haben in allen Dingen, in Macht und Schönheit und so auch im Fühlen, das Letzte, das Aeußerste gefunden, gedacht, verwirklicht. Sie sind in Wahrheit die Herren dieses Gestirns Erde.

Schmargendorf. Professor Kurt Breysig.



Anzeigen.

Neue Forschungen über den Marquis de Sade und seine Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Sexualphilosophie De Sades auf Grund des neuentdeckten Originalmanuskriptes seines Hauptwerkes „Die hundertzwanzig Tage von Sodom". Mit mehreren bisher unveröffentlichten Briefen und Fragmenten. Berlin 1904, Max Harrwitz. 10 Mark.

Seit dem Erscheinen meines ersten, in dieser Zeitschrift angezeigten Werkes über den Marquis de Sade ist die Forschung über diese merkwürdige Persönlichkeit durch die inzwischen erschienenen Schriften und Abhandlungen angesehener französischer Schriftsteller gefördert worden, unter denen namentlich Dr. Cabanes, Paul Ginisty, Victorien Sardou zu nennen sind. Ihre wie meine eigenen fortgesetzten Untersuchungen ergaben ein wesentlich anderes Bild des „divin Marquis" und seines berüchtigten „oeuvre", als es in meinem ersten Buch gezeichnet war. Denn das jetzt von mir entdeckte, über hundert Jahre verschollen gewesene Hauptwerk des Marquis de Sade, die schon von Rétif de la Bretonne erwähnten „120 journées de Sodome ou l'École du Libertinage" läßt uns den Verfasser in ganz neuem und überraschendem Licht erscheinen, nämlich als ersten wissenschaftlichen Systematiker der Psychopathia sexualis, als Vorläufer Krafft-Ebings, da De Sade als bewußte Tendenz dieses erstaunlichen Romanes die wissenschaftliche Erforschung aller sexuellen Verirrungen verkündet und, so weit es ihm damals möglich war, auch konsequent durchführt. Das ist das Hauptergebniß meiner „Neuen Forschungen". Voran geht eine ausführliche Kritik der neusten archivalischen Forschungen über die französische Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, ohne die ja die Persönlichkeit De Sades unverständlich wäre. Dieser sozialpsychologischen Erklärung habe ich aber noch eine eingehende Studie über die Persönlichkeit des Marquis hinzugefügt, wie sie auf Grund der neuen Thatsachen sich darstellt. Die Schrift ist, als ein Beitrag zur Geschichte der Medizin, dem berliner Ordinarius dieses Faches, Herrn Professor Dr. Pagel, gewidmet.

Dr. Eugen Dühren.

*

Sturm und Stille. G. A. Brodmann, Erfurt 1904.

Gedichte und Skizzen, die brausenden Sturm, Frühlingssturm und Pausen andächtiger Stille in einem jungen Menschenleben zum Ausdruck bringen. Bilder, Gestalten und Stimmungen. Tolle Sonnensehnsucht klingt in leise klagende Resignation aus. Dazwischen Lumpenlieder von Trotz und Frechheit; zünftige Dichterei wird verulkt. Brünstige Liebe stammelt in Ekstasen. Die Skizzen sind ruhig, von einheitlicherem Gepräge. Silhouetten; Frauenprofile. Die Lyrik herrscht vor und giebt dem Buch die Physiognomie. Jugend; moderne Jugend, ohne Zusatz von Gelbveiglein und Vergißmeinnicht. Nur eine Probe:

Der Frühlingsdichter.
Da lieg' ich nun schon wieder
Auf dem verdammten Kanapee
Und dichte Frühlingslieder,
Und weil ich mich im Schnee
Erkältet, sauf' ich Flieder,
Den schönsten Frühlingsthee.

Das ist die alte Leier
Der Versemacherduselei:
Kein Hund wirft einen Dreier
In meinen Hut; vorbei
Schleicht jeder Biedermeier —
Nun, mir ists einerlei.

Der Teufel soll mich holen,
Mich wilden Lyra Leiermann!
Mich selbst möcht' ich versohlen,
Denk' ich manchmal daran,
Daß man sich selbst verkohlen
Und Andre plagen kann!

Oldenburg. Leon Holly.

Pulse des Lebens. Von Helene Swoboda. Piersons Verlag, Dresden.

Der Gedichtband der Frau Swoboda, geborenen Freiin von Thüngen, wird viele Freunde lyrischer Kunst erfreuen. Die Ursprünglichkeit und quellende Frische des Inhaltes rechtfertigt den Titel. Nur ein paar Verse als Probe:

Nachsommer.

Den Ton des Jubels dämpfen
Will Mutter Erde nicht,
Sie will noch einmal kämpfen
Um Farbe, Duft und Licht.
Am Hügel summt der Schäfer,
Halb wach im Sonnenglanz:
„Nun flieg, Marienkäfer,
Zum letzten Hochzeitstanz!"
Es plaudert leis die Quelle,
Leis fällt ein Blatt vom Baum,
Der Tod steht auf der Schwelle
So leis ... Man hört ihn kaum.

München. Maria Janitschek.

Revisor Morgelhahn. Humoristisch-politischer Roman aus dem ehemaligen Kurhessen. Von Wilhelm Bennecke. Otto Janke in Berlin.

Es gab eine Zeit, da die Blicke aller Deutschen in allen dreiunddreißig Bundesländern nach dem noch einzig bestehenden Kurfürstenthum und dessen damals viel genannter Hauptstadt gerichtet waren. Nicht gar Viele leben noch, die sich daran erinnern können; aber — ich nehme die junge Generation aus — die meisten Reichsdeutschen haben doch wohl von den merkwürdigen politischen Ereignissen gelesen oder reden gehört, die sich dort zur Zeit des kurhessischen Verfassungsstreites abspielten und die bei dem Münzel an die Welt bewegenden Begebenheiten ganz Deutschland Jahre lang in gespannter Erwartung erhielten. Viele der dabei zu Tage tretenden absonderlichen Erscheinungen dienten denn

auch zu den beliebtesten Späßen und Karikaturen der Witzblätter und sie hätten wohl den Stoff zu mehr als einem satirischen Roman abgegeben, wenn sich die rechte Feder dafür gefunden hätte. Der dazu berufene Poet wurde uns aber nicht geschenkt und so schien diese Fundgrube für politische Satire dankbarster Art für immer verschüttet zu sein. Um so froher war meine Ueberraschung, als mir Benneckes Buch in die Hände kam, das, wie mir scheint, alle Eigenschaften eines komischen Romans in sich vereinigt. Fast auf jeder Seite dieser schalkhaften Geschichte tritt uns eine unwiderstehliche Komik entgegen, die von dem gequälten Humor manchen modernen Zeitbildes sich wohlthuend unterscheidet.

München. Martin Greif.

*

Die Aera Manteuffel. Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen. Unter Mitwirkung des Staatssekretärs a. D. Max von Puttkamer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Meine Federzeichnungen beanspruchen durchaus nicht, ein ganz erschöpfendes geschichtliches Charakterbild Manteuffels zu geben. Das konnten sie auch nicht, denn sie behandeln nur eine Epoche aus dem Leben des bedeutenden Mannes, in der die Hauptseite seines Berufes, die militärische, neben anderen fast verschwindet. Nach der Anlage der Arbeit, die sich ja auch ausdrücklich „Die Aera Manteuffel" nennt und die erste Statthalterschaft in Elsaß-Lothringen behandelt, mußte die militärische Seite unbeachtet bleiben; und ich wäre auch nicht kompetent zum Urtheil darüber gewesen. Es ist verständlich, vielleicht sogar natürlich, daß eine Darstellung, die Manteuffel in seinem Gesammtwirken, nicht nur in seinem politischen, diplomatischen und administrativen, sondern auch vor Allem in seinem militärischen schildern und kritisiren wollte, zu viel schärferen Urtheilen kommen könnte. Da ich von einem ganz anderen Standpunkt ausging und den Marschall in ganz anderem Milieu sah, als, zum Beispiel, General von Stosch in seinen Memoiren es that, muß ich auch ein anderes Endurtheil fällen. Trotzdem werden beide Urtheile ihre Berechtigung und Gerechtigkeit in sich haben... Manteuffel, mit seiner komplizirten Geistigkeit, in eine Zeit besonderer politischer Komplikationen, in eine geschichtliche Uebergangszeit gestellt, erscheint oft in Aktion und Rede schwankend. Das ergab sich aber nicht etwa nur aus seinem Wesen, das man für gewisse Unsicherheiten in der Verwaltungzeit der ersten Statthalterschaft allein verantwortlich machen wollte, sondern vor Allem eben aus der erwähnten Wechselwirkung von Komplizirtheiten der geschichtlichen Bedingungen mit Manteuffels geistigem Wesen. Diese Blätter streben nach einer objektiven und gerechten Werthung des Marschalls und zeichnen ihn in seinen staatsmännischen Aspirationen, Tugenden und Fehlern; vielleicht dienen sie auch dazu, einige falsche Linien, die in das Bild dieser interessanten historischen Gestalt durch andere zeitgenössische Urtheile gekommen sind, zu berichtigen. Möchte die „Aera Manteuffel" als erster Beitrag zur politischen Entwickelungsgeschichte des Reichslandes einen kleinen Platz in den Büchern deutscher Historiographie finden!

Baden-Baden. Alberta von Puttkamer.



Berliner Bank.

Eine Woche ist verstrichen, seit die Generalversammlung, die den Plan einer Fusion der Berliner mit der Deutschen Bank scheitern sah, aus dem Munde des Aufsichtrathspräsidenten, des Kommerzienrathes Lucas, die reine Wahrheit über die finanziellen Wechselbeziehungen des Direktors Chrambach zu dem von ihm selbst geleiteten Institut erfuhr. Mehr als eine Woche; und noch immer zeichnet Herr Chrambach die Firma der Berliner Bank. Warum auch nicht? Schuldet er doch der Bank, deren disponible Mittel ihm zur Verwaltung anvertraut sind, „nur" ein Sümmchen, das sich „in fünf Ziffern ausdrücken" läßt: und die Bürgschaften, die er seiner Bank gegenüber für faule Geschäfte fauler Freunde auf sich genommen hat, übersteigen die niedrigste aller sechsstelligen Ziffern nur um die Kleinigkeit von 200 000 Mark. Das hat Herr Lucas ausdrücklich festgestellt, um Angriffe abzuwehren, denen Herr Chrambach ausgesetzt war, weil er seiner Bank Geld schulde. Diese Abwehr beweist, daß bei einem Aktienkapital von 42 Millionen der Betrag von 599 999 Mark noch immer nicht das Maximum Dessen überschreitet, womit ein deutscher Bankdirektor die Gesellschaftkasse für seine persönlichen Zwecke in Anspruch nehmen darf. Im Gesetz steht davon zwar nichts; aber es wäre nicht der erste Fall einer Vergeßlichkeit des Gesetzgebers, der bei der Bearbeitung des Aktienrechtes ja mit mancher Abweichung von den kaufmännischen Gepflogenheiten rechnen mußte. Nach einem Gewohnheitrecht, von dem nur der Oeffentlichkeit keine Kenntniß ward, wäre also auch hier, wie schon oft, innerhalb der Verwaltung ein Bedürfniß befriedigt worden, das sich im Lauf der Zeit als unabweisbar herausgestellt hatte. Was dem einen Direktor erlaubt ist, muß natürlich auch dem anderen gestattet sein. Wenn Herr Chrambach ein Siebenzigstel des Aktienkapitals seiner Bank für eigene Rechnung aufs Spiel setzen darf, dann darf auch jeder seiner Kollegen über den selben Betrag verfügen. Woraus sich dann zunächst die theoretische Gewißheit ergiebt, daß eine Bank neunundsechzig Direktoren vertragen kann, ohne die vollständige Aufzehrung ihres Kapitals fürchten zu müssen. In der Praxis wird es freilich stets bei einer kleineren Anzahl bleiben; wenn die Bank sich entschließen sollte, sich einer mächtigeren Rivalin anzugliedern, muß doch Geld für die Provision des Vermittlers da sein. Diese Provision betrug im Fall der Berliner Bank nur ein Prozent des Kapitals (420 000 Mark von 42 Millionen); doch nicht jeder Vermittler ist so bescheiden wie Herr Landau, der erstens sagen kann, daß ers eigentlich gar nicht nöthig hat, und der seinen Lohn zweitens in dem erhebenden Bewußtsein gefunden hätte, daß ihm eine historische That gelungen sei. Von der Summe, die Herr Chrambach der Berliner Bank schuldet, ist der kleinere, fünfstellige Theil, der auf seinem persönlichen Konto steht, nach der beruhigenden Versicherung des Herrn Lucas durch „kurshabende" Effekten gedeckt. Noch größer als die Ungewißheit, die der Ausdruck „fünfstellige Ziffer" hervorruft — denn fünfstellig ist Alles zwischen 10 000 und 99 999 —, ist die durch das auch sprachlich allerliebste Wort „kurshabend" bewirkte. „Kurshabend" ist schließlich Alles, was an irgend einer Börse der Welt zum Handel zugelassen ist; darum braucht es noch lange nicht verkäuflich zu sein. Schon der berliner Kurszettel, der doch nur einen winzigen Theil aller kurshabenden

Papiere nennt, zählt recht viele Effekten auf, die nur schwer einen Käufer finden. Zur Aufzählung all der Papiere aber, die an fremden Börsen Kurs haben, ohne von Käufern auch nur eines Blickes gewürdigt zu werden, reicht vielleicht selbst die famose Fünfstellenziffer nicht, die Herr Kommerzienrath Lucas dem neidischen Auge der Mitwelt noch immer verbirgt. In welche Kategorie kurshabender Effekten gehören nun die, mit denen Herr Direktor Chrambach für seine Schuld haftet? Der verkäuflichen oder der unverkäuflichen? Die Schweigsamkeit des Evangelisten Lucas läßt das Bedenken aufsteigen, daß die fünfstellige Ziffer hart an die Maximalhöhe grenzt und daß die zur Deckung benutzten Papiere mindestens in den Bereich der schwer verkäuflichen gehören. Und da trotzdem Herr Chrambach noch immer für die Berliner Bank zeichnet, so muß man auch hier wiederum die Existenz eines überlieferten Gewohnheitrechtes voraussetzen, das den Direktoren der Aktienbanken solche Freiheit in der Wahl der Deckung einräumt, wenn sie ihr Siebenzigstel vom Kapital der Bank mit Beschlag belegen. Nur um der guten Sache willen möchte ich übrigens, gratis und franko, der Berliner Bank eine Idee zur Verfügung stellen, ein Mittel, sich spielend — was ihr gewiß zusagt — neue Betriebsmittel zu verschaffen. Sie veranstalte eine Preiskonkurrenz mit entsprechenden Einsätzen; die Gewinne fallen Denen zu, deren Schätzung a) der wirklichen Schuldziffee Chrambachs, b) der wahren Natur der für diese Schuld gebotenen Deckung am Nächsten kommt. Die Gewinnbeträge könnte ja die Summe liefern, die Herr Landau nicht als Provision erhalten hat; und da dieser Eingeweihte vielleicht die Haupttreffer machen würde, wäre durch das Walten ausgleichender Gerechtigkeit Allen geholfen.

Doch die Frage, bis zu welcher Höhe ein Direktor bei seiner eigenen Bank Schulden kontrahiren darf, ist noch lange nicht die interessanteste, die diese wunderliche Generalversammlung entstehen ließ. Viel wichtiger noch wäre, zu erfahren, wie es gegen alles Erwarten dazu kam, daß die Fusion im letzten Augenblick aufgegeben wurde. Glauben naive Seelen etwa wirklich, die öffentliche Meinung, der Unwille über die Methode einer allzu weit greifenden Konzentration habe die Deutsche Bank von ihrem Plan abzubringen vermocht? Ich habe der Versammlung beigewohnt, muß die Fertigkeit einzelner Redner anerkennen und namentlich zugeben, daß sie von ihrem eigenen Werth die denkbar beste Privatmeinung zeigten; vom Wirken öffentlicher Meinung war aber nichts zu merken. Der Einzige, dessen Rede nach dieser Richtung wies, war ein graubärtiger Herr, der sich, ganz stilgemäß, als den Rentier Schmidt aus Kösen entpuppte — wer denkt da nicht an das Personenverzeichniß einer Lokalposse? — und mit der sonoren Stimme eines Kernmenschen seine rückhaltlose Offenheit, seine Gradheit und Schlichtheit betonte. Sein Herz sei voll, also müsse der Mund übergehen; so stehts ja bei Lucas (dem anderen) 6,45. Doch diese Fassade eines mahnenden Gewissens bereitete mir eine fürchterliche Enttäuschung. Nach all den Angriffen, begann Herr Schmidt, die hier wegen des Abkommens mit der Deutschen Bank auf unsere Verwaltung gemacht worden sind, muß ich als ehrlicher Mensch doch erklären, daß ich die Sache vierzehn Tage lang durchstudirt habe und zu der Ueberzeugung gelangt bin, in unserem eigensten Interesse sei die Annahme der Offerte zu empfehlen. Das war der Anfang. Und der Schluß? „Glauben Sie mir: nicht der geringste Grund ist vorhanden, weshalb wir unsere Selbständig-

keit aufgeben, weshalb plötzlich die Berliner Bank aus der Welt geschafft werden sollte, um in der Deutschen Bank unterzugehen." Das war nicht etwa ein lapsus linguae. Natürlich entstand stürmische Heiterkeit, als Herr Schmidt, der sich des Widerspruches zwischen Anfang und Ende seiner Rede gar nicht bewußt geworden war, sich nach diesem Appell wieder setzte. Aus ihm aber sprach, trotz allem Gelächter, die vielgerühmte öffentliche Meinung, der man die Kraft zutraute, die Wege der Deutschen Bank zu kreuzen. Diese öffentliche Meinung hätte sich mit der Fusion genau so abgefunden wie mit dem Entschluß, sie nicht zu vollziehen. Und Herr Schmidt aus Kösen hatte vielleicht mehr Aktien und ältere als die Herren, die so ungemein eifrig fürs öffentliche Interesse ins Zeug gingen. Der Führer der Opposition, Herr Jarislowsky, dessen ostpreußisches Sprachkolorit mir übrigens in einem seltsamen Gegensatze zu seiner liebevollen Sorge um das Wohl der bodenständigen berliner Kleinkundschaft zu stehen schien, ereiferte sich so hitzig, daß es schwer war, zu glauben, ihm seis wirklich nur um die Sache zu thun. Um zu beweisen, daß jetzt, da die Großbanken den Trustweg gehen, erst recht die Zeit für kleinere Institute gekommen sei und daß man in kritischen Tagen erlittene Verluste nur offen zu bekennen brauche, um alsbald wieder des Aufschwungsegens theilhaft zu werden, führte er sein eigenes Bankgeschäft ins Feld. Wozu? Fühlte Herr Jarislowsky das Bedürfniß, von den, wie er sagte, ausgezeichneten Jahren, die er 1902 und 1903 hatte, Kenntniß zu geben, so war die Adresse, an die er sich wenden mußte, die Kommission für die Veranlagung zu den direkten Steuern; Hinter dem Gießhaus oder Präsidentenstraße, jedenfalls nicht weit von der Börse. Da ist die einzige Stätte, wo die Oeffentlichkeit an dem „schönen Verdienst" des Herrn Jarislowsky interessirt ist; die Generalversammlungen von Aktienbanken könnte er mit Mittheilungen solcher Art füglich verschonen. Als er mit dieser Selbsteinschätzung fertig war, zog er „gegen die Presse" vom Leder, die, schrie er, der Berliner Bank in Schmähartikeln zugesetzt und sie dadurch geschädigt habe, nur „um Inserate zu erpressen." „Schmeißen Sie diese Redakteure raus, wenn sie zu ihnen kommen, und machen Sie sie unschädlich; alle Banken von Berlin sollten gegen dieses Erpresservolk ein Kartell schließen. Ich weiß, ich werde in den nächsten Tagen von den Zeitungen heftig angegriffen werden. Das genirt mich aber nicht. Ich bin eben der Erste, der den Muth gehabt hat, gegen diese Leute aufzutreten." Pardon, Herr Jarislowsky; der Erste sind Sie nicht. Das Treiben der Gelegenheitblättchen, die von Finanzinseraten leben, ist in der „Zukunft" oft genug nach Gebühr gebrandmarkt worden. Gerade von dieser Seite aber blieb die Berliner Bank ganz verschont; und wenn sie sich diese Schonung erkauft hätte, wäre sie, im Verhältniß zu ihren übrigen Aufwendungen, noch immer billig weggekommen. Von der Berliner Bank und denen ihrer Direktoren, die das Institut heillos kompromittirt haben, wurde nur in Blättern gesprochen, die der Vorwurf der Erpressung wahrhaftig nicht treffen kann. Weiß Herr Jarislowsky es anders, so mag er recht deutlich reden und Namen nennen. Auch hat nicht persönliche Feindschaft diese Angriffe bewirkt; sie waren von der Pflicht geboten, das Handeln und Unterlassen einer öffentlichen Gesellschaft zu kritisiren.

Warum aber ist aus dem Plan der Fusion nichts geworden? Herr Eugen Landau saß im Versammlungsaal; er sah recht nervös aus. Der ist geladen,



sagte die Nachbarschaft. Da er als Wissender kam und nicht erst zu hören brauchte, daß aus seinem Projekt nichts werde, wollte er offenbar nur anwesend sein, um sich zum Wort zu melden, sobald sein Name genannt werde. Er hatte wohl das Bedürfniß, sich nach all den lauten Neckereien und leisen Mißgunstzeichen, die ihm, weil er die fette Provision des Vermittlers einheimsen sollte, gespendet worden waren, Luft zu machen. Herr Jarislowsky that ihm aber nicht den Gefallen, von ihm zu sprechen: und so mußte Landau stumm der Blamage zuschauen; er durfte knirschen, nicht reden. Denn ohne angegriffen zu sein, konnte er, wenn er nicht ganz komisch erscheinen wollte, nicht ums Wort bitten. Trösten Sie sich, Herr Generalkonsul; das Volk sagt: Man kann nie wissen, wozu es gut ist. Ihre Rede hätte Ihre Situation vielleicht noch verschlimmert. Daß eine so heikle Lage, wie die Generalversammlung der Berliner Bank sie schuf, selbst weltmännischen Naturen gefährlich werden kann, wenn sie sich persönlich betroffen fühlen, hat der gewandte Kommerzienrath Lucas am eigenen Leib erfahren. In dem Streben, sich wegen der rückhaltlosen Offenheit zu rechtfertigen, mit der er den Leitern der Deutschen Bank den Status der Berliner Bank enthüllt hat, leistete er den folgenden Satz: „Meine Herren, ich glaube, es ist ein gutes Zeichen, wenn Jemand sich vor einem Anderen bis aufs Hemd ausziehen und auch noch das Hemd abstreifen kann; und noch mehr als das Hemd." Wer wollte den Wackeren denn das Fell abziehen? Uebrigens muß ich, da es sich um einen Königlich Preußischen Kommerzienrath handelt, feststellen, daß Herr Lucas tief erröthete, als er sich plötzlich ohne Ausweg in seinem Gleichniß gefangen sah.

Noch aber haben wir auf die Hauptfrage keine Antwort. Und wir dürsten nach Erkenntniß. Wird sie uns für immer versagt bleiben? Das hängt zum Theil wohl davon ab, wie lange die Herren Lucas und Chrambach noch an der Spitze der Bank bleiben werden, der sie zu so trauriger Berühmtheit verhalfen. Inzwischen hat die Deutsche Bank die Richtigkeit meiner Auffassung bestätigt, daß die Uebernahme der Berliner Bank nur der Vorwand für die Kapitalserhöhung war, nicht deren eigentlicher Grund. Die 20 Millionen Junger Aktien kommen und die Glasziffern auf den Fensterscheiben der Depositenkassen — es thut mir weh, Herr Harden, Ihnen widersprechen zu müssen — werden wieder geändert. Mit den neuen Millionen werden die Herren Steinthal und Gwinner, darauf können die Herren Jarislowsky und Eugen Gutmann, diese Herzensfreunde der Deutschen Bank, sich verlassen, mindestens so gute, am Ende gar noch bessere Geschäfte machen, als das mit der Berliner Bank geplante eins war. Denn die in der Generalversammlung in allen Tonarten variirte Behauptung, just eine kleine Bank sei für Berlin ein Bedürfniß, weil sie sich um den kleinen Mann kümmert, der die Bank noch mehr verdienen lasse als der Große, — dieses ganze Gerede ist keinen Nickel werth. Nein, theure Herren von der Opposition: weil der Kunde klein ist, braucht nicht auch die Bank klein zu sein. Die Zukunft gehört — auch beim kleinen Mann — den großen Banken. Und die Deutsche Bank besorgt in ihren Depositenkassen, wie selbst bei kurzem Verweilen in diesen Bienenkörben Jeder merken muß, auch das Einzelgeschäft so musterhaft, daß die kleinen Leute, um zu ihrem Recht zu kommen, nicht zu warten brauchen, bis Herr Jarislowsky sie, zu ihrem Heil, mit seiner — vorläufig und wohl noch lange nur in seiner Phantasie — erstarkten Berliner Bank beglückt. Dis.

Notizbuch.

Herr Professor Max Weber, der vierzigjährige Ordinarius der heidelberger Ruperto-Karolina, hat gegen die braven Männer, die eine Wahlrechtsänderung, einen Staatsstreich und ähnliche Kleinigkeiten empfehlen, einen Artikel veröffentlicht, aus dem ein paar Sätze wenigstens dem Deutschen länger im Gedächtniß nachhallen sollten als das Eintagsgerede der Holzpapiernen. „Im engeren Kreis sagte Fürst Bismarck Manches, was für seine Staatspraxis nicht maßgebend war; so, zum Beispiel, daß die Monarchie eigentlich eine recht ‚lästige‘ Staatsform sei; denn ‚dieser Mann‘ (der alte Kaiser) ‚koste‘ ihn ‚täglich zwei Stunden‘. (Deshalb sei auch gleichgiltig, ob Bismarck in irgend einer Stimmung einmal von der Möglichkeit gesprochen habe, ‚auf die Einzelstaaten zurückzugreifen und den Bund wieder aufzulösen‘.) Um einen Verfassungskonflikt herbeizuführen und dann, auf die Bayonnette des stehenden Heeres gestützt, eine Weile ‚fortzuwursteln‘: dazu bedarf es wahrlich keines großen Staatsmannes, nicht einmal eines (im heutigen Sinn) ‚starken Mannes‘. Dazu genügt ein gewissenloser Dummkopf oder ein politischer Abenteurer an der Spitze der Reichsverwaltung. Aber aus diesem Konflikt wieder herauszuhelfen, ohne daß nicht nur unsere Weltstellung, unsere Einheit und Unabhängigkeit vom Ausland, sondern auch die Rechtssicherheit all unserer Institutionen in die Brüche gingen: dazu bedürfte es nach der Eigenart unseres Staatswesens und unserer Lage eines Staatsmannes, der eine ganz andere Taille hätte als Alles, was heute in Deutschland irgendwo an ‚kommenden Männern‘ herumläuft. Selbst die Verminderung unseres Heeres wäre eine geringere Gefahr als ein solches Experiment, unternommen von dem Epigonengeschlechte, das uns regirt ... Der Spieß könnte auch einmal umgedreht werden. Seit bald fünfzehn Jahren leben wir unter einem Regime, das einen so stark persönlich-monarchischen Charakter trägt, wie es selten irgendwo der Fall war. Würden wir nun fragen, was denn eigentlich dieses Regime geleistet hat, selbst auf dem Gebiet, wo angeblich das monarchische Regiment seine spezifische Leistungfähigkeit zeigen soll, dem der äußeren Politik: so würde der Vergleich mit den demokratisch verwalteten Großstaaten ein für uns sicher nicht schmeichelhafter sein. Der beispiellose Rückgang des deutschen Prestige ist kein unverschuldeter; und es sind ganz andere Instanzen als etwa die deutschen Parlamente, die ihn verschuldet haben. Genug davon. Die breiten Schichten des deutschen Bürgerthumes sind, aus guten Gründen, Anhänger der Monarchie als Institution; und so viel an uns liegt, werden wir es bleiben, auch wenn, wie wirs erleben mußten, die Monarchie in ihrem konkreten Träger einmal den Erwartungen nicht entspricht, die wir auf sie zu setzen berechtigt waren. Aber wir müssen uns entschieden ausbitten, daß man für die parlamentarischen Institutionen gefälligst das Selbe gelten läßt. Denn bei der Fortsetzung solcher Debatten würde die Monarchie nicht besser fahren als der Parlamentarismus.“ Daß ein Ordentlicher Professor solche Wahrheit mit seinem Namen vertritt, ist erfreulich: für Den besonders, der noch nicht vergessen hat, welche wachsweiche Banalitäten ein mit Recht berühmterer Professor, Herr Schmoller, im Herrenhaus jüngst von sich gab. Weniger erfreulich ist, daß wir solche harte Wahrheit so selten, am Wenigsten, daß wir sie jetzt erst hören. Wie oft haben wir seufzend gefragt, wo denn in Deutschland die Männer vom Schlag der Göttinger Sieben noch zu finden seien. Jetzt ists fast schon zu spät; sind solche Sätze eigent-

lich nur noch Denen ein tröstendes Labsal, die seit fünfzehn Jahren durch Verfolgung und Schimpf, durch den Vorwurf, sie „negirten nur", sich nicht abschrecken ließen, auszusprechen, was ist, zu zeigen, von wo der Reichsgemeinschaft Gefahr drohen könnte.

* * *

Nicht von den Parlamenten; so gering man ihre Leistung auch einschätzen mag. Was hindern sie denn? Sie knickern ein Bischen, namentlich in Kolonialangelegenheiten, die in großem Kaufmannsstil, ohne ängstliche Spesenscheu, betrieben oder ganz aufgegeben werden müssen. Doch auch diese Kalkulatorenpolitik würde leicht überwunden, wenn die Regirenden festen Willen und die Fähigkeit zeigten, die Geschäfte gut zu besorgen. Den Parlamenten ist nur vorzuwerfen, daß sie dem gouvernementalen Uebel nicht zäh genug widerstreben. Daß sie, nach einigem Zögern, Alles bewilligen. Nie wurden ungeheure Forderungen für Heer und Flotte so leicht durchgesetzt wie in der nachbismärckischen Zeit. Trotzdem eine raschere Vermehrung unseres Kriegsflottenbestandes nur bewirken könnte, daß auch die anderen Großstaaten mehr Geld für ihre Marine ausgeben, das Verhältniß der Kräfte also unverändert bliebe, und trotzdem man einer zu ernster, voraussehender Behandlung internationaler Lebensfragen unfähigen Regirung nicht die Möglichkeit bieten dürfte, mit einer noch theureren, noch wuchtigeren Waffe herumzufuchteln, ist zu befürchten, daß der Reichstag im Winter sich zum Bau neuer Kriegsschiffe beschwatzen läßt. Trotzdem ein Kind einsehen müßte, daß heutzutage, in einer Zeit, die vor der nahen Pflicht zur Elektrifizirung der Eisenbahnen steht, die Anlage theurer, in jedem Jahr mindestens drei Monate lang unbrauchbarer Kanäle unzeitgemäß ist und unrentabel bleiben muß, ist zu befürchten, daß auch der Kanalplan durch den Landtag geschmuggelt wird, wenn nicht etwa die Handelsverträge den Agrariern allzu sehr mißfallen oder im letzten Augenblick eine neue, modernere und rentablere Möglichkeit des Massengütertransportes auftaucht. Die Parlamente bewilligen viel zu viel; und die Regirungen haben gar keinen Grund, sich andere zu wünschen. Keinen stichhaltigen auch, durch eine Aenderung des Wahlrechtes die Sozialdemokratie um ihre Reichstagssitze zu bringen. Welche Fürchterlichkeiten begeht denn diese Partei heute noch? Sie giebt dem Leben der Aermsten, von der Wiege bis zur Bahre in farbloses Einerlei Gebannten einen Inhalt, Glauben und Hoffnung; sie verhindert, in einer Epoche nie vorher gesehener Klassengegensätze und Besitzesverschiedenheit, Straßenputsche und ernstere Aufstandsversuche die sonst unvermeidlich gewesen wären; denn sie lehrt, daß nur die der kapitalistischen Entwickelung immanente Logik das Heil herbeiführen kann, nicht der noch so sorgsam vorbereitete Versuch einer Massenerhebung; und sie schärft den im Besitzrecht Wohnenden den Sinn für soziale Verpflichtung. Das ist nicht wenig. Und sie könnte, mit ihren schlecht überklebten Rissen, in dem Krisenzustand ihres von allen Fiebern demokratischen und demagogischen Wehs geschüttelten Leibes, im Staatsleben überhaupt kaum Unheil stiften, wenn sie eine im Vertrauen des Volkes fest verankerte Regirung vor sich hätte. Würde sie heute aus dem Reichstag gejagt — daß ihr in Fährniß und Dürftigkeit ein höheres Glück nicht beschieden sein könnte, braucht nicht zum hundertsten Mal bewiesen zu werden —, dann müßte morgen eine bürgerliche Fraktion, gern oder ungern, die Pflicht auf sich nehmen, dem Minimum an Wahrheit und Kritik, das jetzt in den Parlamenten geleistet wird, ans Licht zu helfen. Das Herrenhausgerede, über das seit vier Wochen schon allzu viel Tinte geflossen ist, war auch gar nicht so ernst gemeint. Der Freiherr von Manteuffel-Crossen würde, wenn er endlich Minister des Innern

wäre, sich sanft, wie seine Vorgänger, in die Zeit schicken und die Reichsverfassung sicher nicht umstülpen; und der kluge, nur allzu schlaue Graf Mirbach wäre am Tag des ersehnten Staatsstreiches — oder wie ers sonst nennen will — schließlich vielleicht auf der Auerhahnjagd. Warum mußtet Ihr das Spektakel auch just in den Herbst verlegen? Zweck der Redeübung war nur, den Kanzler, von dem man auch oben nichts Rechtes mehr hält, als einen Schwachmatikus hinzustellen, der die Monarchie nicht mit starker Hand vor Verunglimpfung schütze. Daß ihm der Tadel, der seine der Landwirthschaft unfreundliche Politik trifft, ganz oben nur nützt, wissen die Herren, denen in der Hofsphäre wichtige Vettern leben; deshalb zupfen sie immer wieder an dem blutrothen Strippchen und preisen den Segen, den ein neues Ausnahmegesetz übers Reich bringen würde. Sie wissen aber auch, daß kein heute „Maßgebender" zu einem irgendwie schwierigen Experimente die Nerven hätte, und spielen nur mit dem Feuer, das ja in absehbarer Zeit doch nicht hell aufflackern wird. Zu solchem Getändel, dem die ernsteste Staatsfrage, das politische Recht des deutschen Millionenheeres, nur ein agitatorisches Mittel ist, gehört freilich ein robustes Gewissen. Langer Rede ists aber nicht werth. Höchstens, daß Herr von Wedel, der Hausminister, ein unmittelbar abhängiger Hofbeamter, wagen darf, öffentlich gegen das Wahlgesetz, also einen wesentlichen Theil der Reichsverfassung, zu reden. Und daß Graf Bülow sich bereit erklärte, dieses vielbeschwatzte Gesetz zu ändern, wenn eine Mehrheit ihn dazu dränge. Einen falscheren Standpunkt kann ein Reichskanzler und Ministerpräsident nicht wählen; wo es sich um Lebensfragen handelt, darf man in solcher Stellung nicht gemächlich, wie ein Segler auf guten Wind, auf Mehrheiten warten, sondern man muß sie sich schaffen oder, wenn mans nicht vermag, vom Platz weichen. Entweder können wir mit der Verfassung weiterleben und staatlich gedeihen: dann sind die Rezepte der Manteuffel & Co. schroff abzuweisen. Oder die Aenderung der Reichsgrundlagen scheint nöthig: dann darf der Versuch, die Volksstimmung dafür zu gewinnen, nicht gescheut werden. Auch Herr Professor Schmoller — der den kräftigeren Junkern ungemein Schmeichelhaftes sagte und, nach zierlich gedrechselten Komplimenten, fast flehentlich, doch erfolglos bat, seine Wahrhaftigkeit nicht anzuzweifeln —, auch er biegt dieser Wahl allzu geschmeidig aus. Die von Karl Marx mit der „Leidenschaft blinden Hasses" großgesäugte Sozialdemokratie ist auch ihm eine ungeheure Gefahr; „hier stehe ich ganz auf dem selben Boden wie die Herren rechts". Aber er hofft, daß die Marxisten sich den Gedanken des Klassenkampfes abgewöhnen und den Werth der Friedensordnung erkennen werden, in der ihnen zu leben gegönnt ist; um so schneller, je mehr an sozialreformatorischer Arbeit geleistet wird. Darauf kann er lange warten. Das dürfte er gar nicht hoffen. Denn nur in leidenschaftlichem Klassenkampf können die Arbeiter Nennenswerthes für sich erfechten. Gewiß wird die Sozialdemokratie sich noch sichtbarer wandeln, sobald die alten Führer ausgestorben sind; doch die Erben, die neuen Realpolitiker, die nicht mehr an Marxens Allheilmittel der kapitalistischen Entwickelung glauben, werden der Staatsgewalt unbequemer sein und für die Massen mehr fordern als die jetzt mählich aussterbende Orthodoxie. Herr Schmoller hat viel höher und weiter reichende Kenntnisse, hat, als Wirthschafthistoriker, vielmehr Vergleichsmöglichkeiten als „die Herren rechts"; nur sind sie als Politiker stärker. Sie haben manchmal wenigstens den Muth, Ja oder Nein zu sagen. Herr Schmoller ist der Mann ewiger Klauseln und Konjunktive. Da er in der Sozialdemokratie eine Riesengefahr sieht, wäre er nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, zum Kampf gegen sie

zu rufen. Und da er „Gott dankt, daß wir keine parlamentarische Regirung haben, sondern die Minister Vertreter Seiner Majestät sind" könnte er ihm auch gleich noch dafür danken, daß nur diese Vertreter Seiner Majestät fürs Deutsche Reich zu sorgen haben. Er hat natürlich manches gescheite Wort gesprochen, meist aber die Hörer auf Gemeinplätze geführt und leider erkennen gelehrt, um wie viel stärker er war, als er vor dreißig Jahren die große Fehde über die Sozialdemokratie gegen Treitschke ausfocht... Das Neuste in dem Dreitagewerk war Bülows Elegie. Schon im Reichstag hatte er, ein paar Tage vorher, einen weichen Wehmuthston gewählt, der Eisrinden von den Herzen hinwegschmelzen sollte. Ja, wir sind verhaßt, sind heruntergekommen und so ziemlich allein; gerade deshalb aber müssen wir unser gutes Schwert schärfen. Im Herrenhaus begrub er sich wieder einmal. Sein Nachfolger werde gewiß nicht so zärtlich für die Landwirthschaft erglühen. „Warten Sie nur ab, meine Herren Agrarier: Sie werden sich noch nach meinen Fleischtöpfen zurücksehnen". Das alte Mittel. Immer lauert im Hintergrund ein grausig liberaler Kanzler, der wie Reineke ein schwaches Gänslein, die Agrarier abwürgen und nach dem Rhythmus der Tante Voß regiren wird. Und immer wieder die Andeutung, dann werde für die berühmten „Interessen der Gesammtheit" nicht mehr mit so gewissenhafter Treue gesorgt werden wie in der Wonneperiode, die Sankt Bernhard den Deutschen gab. Daß in einer Debatte, deren Ziel sein sollte, der Monarchie festere Schutzwälle zu schaffen, vom höchsten Reichsbeamten die Möglichkeit einer minder gewissenhaften Regirung eingeräumt und als wirksames Schreckmittel benutzt wird: Das, würde Falstaffs großmäuligerer Diener Nym sagen, ist der Humor davon.

* * *

Schlimmer als der Redner ist der Schreiber Bülow; doch ungefährlicher, wenn sichs nicht gerade um diplomatische Noten handelt. Im Herrenhaus Altpreuße vom Scheitel zur Sohle; zeigt das feste Händchen und ist beinahe stramm. Sonst modisch frisirter Kulturmensch mit Artistenneigungen. Wollte natürlich dabei sein, als Herrn Detlev von Liliencron gratulirt wurde, und sendet ihm „Dank für die vielen Gaben seiner schneidigen Muse". Ohne Spaß: „die „schneidige Muse" steht in der Depesche des Kanzlers. In Glückwünschen der Kameraden Reiflingen oder Versewitz hätte der Ausdruck weniger Staunen erregt. Das war der erste Streich. Ungefähr um die selbe Zeit schreibt er über Beethoven, den er — hattet Ihrs nicht geahnt? — im schönsten Zeitungstil „den großen Meister Ludwig" nennt: „Die Eigenart vieler beethovenschen Schöpfungen schließt neben ihrem ewig menschlichen Gehalt einen tief nationalen Zug ein; und jeder Deutsche, auch wenn er nie eine Taste angerührt, wird im Tempel unseres nationalen Ruhmes Beethoven mit williger Verehrung begrüßen". Kann man über den „großen Meister Ludwig" mehr sagen? Ists nicht das hier Gesagte, was ihn haarscharf charakterisirt und differenzirt? Ja, Excellenz, eine Rede ist, nach Vischers Wort, keine Schreibe; zu Ihrem Heil. Wenn Sie öfter schrieben, wärs auch um den Ruhm Ihrer Dialektik bald gethan. So spottbillig dürfen wir Schreiber es doch nicht geben. Doch ich plaidire für mildernde Umstände; denn: cosi fan tutte. In einem zur Veröffentlichung bestimmten Brief des Herrn von Eynern, der im Abgeordnetenhaus als guter Redner gilt, fand ich unter anderen Wippchen den Satz: „Mit Genugthuung erfuhr man, daß die mächtige konservative Partei bereit war, den alten Kartellgenossen die Hand zu geben, um den Siegeslauf der Ultramontanen zu hemmen, der unser staatliches und politisches Leben mit totem Gestrüpp überwuchert und anfängt, auch die Stellung Deutschlands zu den großen

europäischen Mächten zu beeinflussen und zu isoliren." Eine Minute erst einmal Athem holen. Wie wars nun also? Zwei Hände hemmen einen Siegeslauf; der Siegeslauf überwuchert mit totem Gestrüpp und beeinflußt; und Deutschlands Stellung zu den Großmächten wird isolirt. So reden sie alle Tage; ein falsches aber von Schielaugen gesehenes Bild wird hingenommen; wer will der Hast des Redners ein Versehen ankreiden? Erst wenn die politicians zu schreiben anfangen, lernt man die Zeitungmacher schätzen. Was der höchste Reichsbeamte zu Liliencron und über Beethoven sprach, hätte schließlich auch unser Alfred Holzbock, der Stolz des Lokalanzeigers, geleistet.

* * *

Die Aufnahme der folgenden Erklärung wurde dringend erbeten:

„Rund zehn Jahre nach Beginn meiner Zusammenarbeit mit Johannes Schlaf wurde die literarische Welt durch die ‚Enthüllung' überrascht, daß alles Wesentliche in unserem Buch ‚Neue Gleise' von Schlaf allein herrühre und daß ausschließlich er der ‚Initiator der neuen deutschen Dramas' sei. Ich wählte die Ausdrücke ‚überrascht' und ‚Enthüllung', weil wir bis dahin, Jeder für den Anderen, energisch den gleichen Antheil betont hatten. Als Autor des ‚enthüllenden' Artikels stand gezeichnet? Schlaf. Was war dieses sonderbaren Räthsels Lösung? Ich suchte Schlaf zu schonen und vermied daher auf diese Frage die Antwort. Ich begnügte mich, Schlaf durch Schlaf selbst zu widerlegen, indem ich detaillirt nachwies, wie seine plötzliche Behauptung, die durch etwas Beweisähnliches nicht verunstaltet war, in direktem Widerspruch zu früheren Bekundungen von ihm stand, die ich Schwarz auf Weiß besaß; und der Zwischenfall war damit erledigt. Schlaf, der nichts erwidern konnte, schwieg. Das heißt: öffentlich. Privatim ‚verbat' er mir durch einen Rechtsanwalt ‚die Veröffentlichung seiner Briefe' und behielt sich ‚weitere Schritte' vor wegen angeblich in meiner Abwehr enthaltener ‚Beleidigungen'. Diese ‚weiteren Schritte' erfolgten nicht. Statt ihrer — abermals nach Jahren — kam eine neue Attaque auf mich, und zwar diesmal nicht blos mit einem Artikel, sondern gleich mit mehreren, in verschiedenen Zeitschriften; und den geräuschvollen Schluß bildete eine Brochure. Schlafs Behauptung war jetzt nach zugespitzter und lautete in ihrem Letzten so, als hätte ich außer meinem Namen auf dem Titelblatt überhaupt Nennenswerthes zu unserem ‚Gemeinsamen' eigentlich nicht beigetragen. Eine Beweisführung war von Schlaf wieder nicht versucht worden, eben so wenig eine Erklärung, warum er wieder so lange geschwiegen hatte. Als Ersatz dafür war der Ton von einer Heftigkeit, die mich zwang, jene Lösung, die ich ihm und mir anfangs hatte ersparen wollen, endlich in die Oeffentlichkeit zu geben: Schlaf ist seit Jahr und Tag geisteskrank. Er leidet an Fixen Ideen — Größen- und Verfolgungwahn — und ist schon im Jahr 1893 von dem ersten Arzt, der ihn behandelte, Professor Siemerling, nach mehrwöchiger Beobachtung in der Irrenabtheilung der berliner Charitee für unheilbar erklärt worden. Eine Diagnose, die seitdem von anderen Aerzten bestätigt wurde. Das für mich Bedauerlichste an seinem Zustand ist, daß Schlaf sich einbildet, ich hätte ihm seine Krankheit anhypnotisirt. Er glaubt sich durch ‚Mental-Suggestion' ‚telepatisch' von mir ‚verfolgt' und läßt in seinen Briefen durchblicken, ich hätte mich dieses satanischen Mittels nur bedient, um mich von seiner überragenden Bedeutung zu befreien. Schlafs Anspruch, durch den er eine Weile in Kreisen, die über seinen Zustand

nicht genügend informirt waren, eine gewisse Sensation erzielte, ist also nur die literarische Form seines Wahns. Dieses behauptete ich nicht etwa nur, sondern belegte es. Man vergleiche meine Schrift ‚Johannes Schlaf, ein nothgedrungenes Kapitel‘; Berlin, Johann Sassenbach 1902; jetzt R. Piper & Co., München, Königinstraße 59. Auf meine erste, spielende Abwehr, die fast scherzend war, wie man ein Kind zu beruhigen sucht, hatte Schlaf mir durch einen Rechtsanwalt gedroht. Auf diese zweite, ernste Abwehr, die, wenn sie nicht auf Wahrheit beruht hätte, einfach ungeheuerlich gewesen wäre, ist Schlaf bis heute stumm geblieben.

Die durch nichts gestützte Behauptung Schlafs, die unter dem unmittelbaren Eindruck meiner Brochure damals Niemand zu kolportiren wagte, ist jetzt durch einen Dritten — Herrn S. Lublinski in seinem Buch ‚Die Bilanz der Moderne‘ — weitergegeben worden, als hätte ich mein ‚Nothgedrungenes Kapitel‘, in dem Schlafs Behauptung durch einen lückenlosen Indizienbeweis widerlegt steht, gar nicht geschrieben. Ich figurire in dieser ‚Bilanz‘ zwar ehrenvoll als der geistig bedeutsamste Posten meiner ganzen Zeitgenossenschaft, da Herr Lublinski mich den ‚Vater des neuen Stils und damit der modernen Literatur‘ nennt, aber dieses Stückchen Zucker, so süß es sein mag, genügt mir nicht, um dafür Das in Kauf zu nehmen, was ich in meiner angeführten Schrift, Seite 35, den ‚Vorwurf der geradezu erbärmlichsten literarischen Hochstapelei‘ genannt habe. Gegen Schlaf konnte ich nicht anders vorgehen, da man gegen einen geistig Gestörten nicht Prozesse führt; Herr Lublinski wird sich auf Grund des Paragraphen 186 St G B zu verantworten haben. Es würde sich für die Herren Kritiker seines Buches empfehlen, die Verleumdung nicht weiter zu verbreiten, da ich gegebenen Falls gegen jeden Anderen den selben Weg einschlagen müßte.

Wilmersdorf. Arno Holz.“

* * *

Herr Lißner, Inhaber der Firma C. H. Röhll, schreibt mir:

„Ich muß anerkennen, verehrter Herr Harden, daß Sie in Ihrem Artikel ‚Alfons Röhll‘ die gesammte Situation unserer Firma richtig aufgefaßt haben. Gerade deshalb möchte ich, mit Ihrer Erlaubniß, einzelnes von Ihnen Angedeutete noch schärfer unterstreichen. In einer berliner Zeitung wurde der entflohene Rechtsanwalt und Notar Merlecker als das beklagenswertheste Opfer der Katastrophe bezeichnet, von unserer Firma gesagt, sie werde wohl ohne allzu fühlbaren Schaden die Krisis überwinden, und, ein paar Tage später, behauptet, wir seien nicht von jeder Schuld freizusprechen. Ich habe Herrn Merlecker hier nicht anzuklagen, darf auch, ohne Beweis, nicht Böswilligkeit voraussetzen und muß deshalb annehmen, daß der Herr, der diese Urtheile gefällt hat, die Verhältnisse, über die er vom Richterstuhl sprach, nicht kannte. Unsere Schuld oder Mitschuld soll darin bestehen, daß wir Herrn Alfons Röhll zwar privatim verpflichteten, nicht die Firma zu zeichnen, ihm aber solche Zeichnung nicht dadurch unmöglich machten, daß wir ihm die Eintragung ins Handelsregister verweigerten. Darüber möchte ich ein paar Worte sagen. Der alte Herr Gustav Röhll war als Mensch und Kaufmann der vornehmste Charakter, dem ich in meinem Lebben je begegnet bin. Er hat persönlich meine — seines viel jüngeren Schwagers — Erziehung geleitet, was ich zu leisten und an Sympathien zu gewinnen vermochte, danke ich seiner Lehre und ich werde stets in aufrichtiger Verehrung zu diesem Vorbild aufblicken. Nach seinem Wunsch sollte, wenn er sich zurückziehen müsse oder wolle,

sein einziger Sohn Alfons mit mir zusammen das Geschäft übernehmen. Er liebte diesen Sohn zärtlich; und Alfons zeigte, wie Sie ja auch angedeutet haben, so viele glänzende Eigenschaften, daß diese Liebe doppelt begreiflich erschien. Nicht einmal mit dem leisesten Vorwurf möchte ich meinen unglücklichen Neffen belasten: nur Thatsachen führe ich an. Alfons wollte nicht in das Geschäft eintreten; zu meinen Gunsten, sagte er, verzichte er auf seinen Antheil, — und schien gar nicht zu fühlen, wie tief dieser Entschluß seinen Vater schmerzen müsse. Am ersten Januar 1892 übergab der alte Herr mir und dem von mir unter seiner Zustimmung gewählten Sozius, Herrn Zennig, das Geschäft. Er behielt, zu unserer Freude, sein Privatkontor, an das er seit fünfzig Jahren gewöhnt war, und hat dort bis in die letzte Lebenszeit viele Stunden verbracht. Wir waren glücklich, ihn als Schutzgeist in der Nähe zu haben, und stolz, wenn wir ihm, der auch nach seinem Rücktritt die Entwickelung des Geschäftes mit regstem Interesse verfolgte, einen Fortschritt melden, eine Frucht unseres Fleißes zeigen konnten. Als wir Beide vier Jahre, so gut wirs vermochten, gearbeitet hatten, wollte Alfons eintreten. Mein erstes Gefühl, als er mir diese Absicht mittheilte, war: der alte Herr wird sich freuen. Mein zweites: Alfons ist leichtsinnig und paßt als Persönlichkeit, nach der ganzen Art seiner Lebensführung, nicht in unser Haus, nicht zum Geschmack unserer mir genau bekannten Kundschaft. Mein Sozius, nicht von der Verantwortlichkeit des nah Verwandten bedrückt, gab sich ganz der selbstlosen Freude über eine Wendung hin, die unseren verehrten Senior beglücken werde. Und wärs selbst anders gewesen: was sollten wir thun? Alfons hatte dem alten Herrn seinen Wunsch schon ins Vaterohr geflüstert und wir hätten wie Undankbare dagestanden, wenn der Plan an unserem Widerstand gescheitert wäre. Wir stimmten also zu; und werden die Stunde nie vergessen, in der Gustav Röhll uns sagte: „Ich danke Euch." Er war überglücklich; sein Erbe, der Träger seines Namens blieb also doch in der Firma. Und diesem Erben sollten wir nun den größten Schimpf anthun, der im kaufmännischen Leben zu erdenken ist, ihm sollten wir, vor des Vaters Auge, unser Mißtrauen dadurch zeigen, daß wir ihn nicht als Theilhaber ins Handelsregister eintragen ließen? Das war unmöglich. Wir hätten wir gewagt, dem alten Herrn, der auch uns ein Vater war, dieses Schauspiel zu bieten. Er, der immer sparsam gelebt und nur für seine Kinder erworben hat, hätte lieber sein ganzes Vermögen geopfert als geduldet, daß auf dem Namen, den sein Sohn trägt, auch nur der kleinste Fleck blieb. Und schließlich hielt ich meinen Neffen zwar für leichtsinnig, konnte aber nicht voraussehen, daß er sich so weit verlieren würde, wie ers leider gethan hat. Keiner hats vorausgesehen. Alle kannten ihn als einen gutmüthigen, liebenswürdigen und ungewöhnlich begabten Menschen von sehr sensiblem Wesen und freilich etwas leichtfertigem Optimismus. Noch heute, trotz allem uns angethanen Leid, würde ich ihn eher für psychisch abnorm als eines Verbrechens fähig halten. Er hatte, wie so Viele, den Reichthum des alten Herrn überschätzt, glaubte, sein Erbtheil würde ihm, nach der Abzahlung aller Schulden, noch ein beträchtliches Vermögen lassen, und war entschlossen, wenn dieses befriedigende Arrangement erreicht war, seine ganze Lebensführung zu ändern. Vorher konnte er sich, wie er glaubte, aus der Verstrickung nicht lösen. Die Last seiner Schulden erdrückte ihn, die Nothwendigkeit, nur für den nächsten Tag wenigstens Ruhe und neue Mittel zu haben, raubte ihm den Rest seiner inneren Klarheit, den sicheren Blick für Recht und Unrecht. Die Leute, die ihm borgten, wußten seine Schwachheit geschickt auszunutzen. ‚Auf Ihren Namen',

sagten sie, ‚bekommen Sie kein Geld mehr; wenn Sie die Firma zeichnen dürften: dann freilich könnten Sie noch einen ganzen Haufen haben.‘ Alfons war zum Widerstand wohl schon zu schwach. Er dachte auch: Ich erbe eines Tages ja doch genug, um Alles bequem gutmachen zu können. Und brach das uns durch Unterschrift bestätigte Wort. Ich glaube, objektiv und gerecht zu sein, wenn ich sage: Nicht wir sind schuldig; auch nicht mitschuldig Die Prozesse werden beweisen, daß wir fleißig gearbeitet und für das uns übergebene Geschäft gethan haben, was irgend in unseren Kräften stand. Als wir Alfons Röhll in die Firma aufnahmen und als Theilhaber ins Handelsregister eintragen ließen, folgten wir der Stimme des Gewissens, das uns befahl, einem verehrten Mann Kränkung zu ersparen. Anders zu handeln, hätte uns unsittlich gedünkt. Und über Ungemach und Verkennung tröstet uns das Bewußtsein hinweg, durch unser Verhalten erreicht zu haben, daß Gustav Röhll aus dem Leben ging, ohne zu ahnen, daß seinem Geschäft, an dem er mit allen Fasern hing, von seinem Sohn eine Lebensgefahr drohen könne.

In größter Hochachtung

Ihr ergebener

Eugen Lißner“.

* * *

In der Täglichen Rundschau wurde versucht, den Inhalt der über den Stab des Herrn von Trotha hier vor acht Tagen veröffentlichten Notiz als falsch zu erweisen. Dem Verfasser, hieß es da, fehlt jede Sachkenntniß. Was rechnet er denn zum „Stab“? Hinter der Front einer fast fünftausend Mann starken Truppe sind auf solchem Kriegsschauplatz natürlich ungemein schwere Aufgaben zu bewältigen. Selbst wenn ein paar Offiziere mitgenommen sind, die man nicht unbedingt braucht, ists kein Fehler. Nach den großen Verlusten des Offiziercorps hat die Regirung eben eingesehen, daß „reichlich Offiziere“ hinausgeschickt werden müssen; sie hat „schneller als die ‚Zukunft‘ aus den Ereignissen gelernt“. Wirklich? Seit langen Monaten, früher als an einer anderen sichtbaren Stelle ist hier verlangt worden, man solle so schnell wie möglich mehr Soldaten und Offiziere nach Südwestafrika schicken; viel mehr. Die von meinem Gegner gepriesene Regirung hat recht lange gezögert, allzu lange, und hat endlich gethan, was hier verlangt worden war; gewiß nicht, weils hier verlangt worden war. Ihre raschere Einsicht sollte man also nicht rühmen. Der Vorwurf, mir fehle Sachkenntniß, trifft mich nicht; denn nie habe ich mich für einen in Militärfragen Sachverständigen ausgegeben. Was ich schrieb, war das Ergebniß der Gespräche, die ich mit hohen deutschen Offizieren über das behandelte Thema hatte; ihrer, nicht meiner Sachkenntniß traute ich. Traue ich noch. Nicht vom Offiziercorps der Truppe, sondern vom Stab war die Rede, von der Militärbureaukratie; und zum Stab „rechnete“ ich die fünfunddreißig Offiziere, die in der offiziellen Meldung als zum Stab gehörig aufgezählt wurden. Daß dieser Stab in der deutschen Heeresgeschichte mindestens den Reiz der Neuheit hat, haben ergraute Truppenführer mir seitdem in Briefen bestätigt. Auch Herr von Wissmann hatte, als er vor fünfzehn Jahren nach Ostafrika ging, um den Araberaufstand niederzuzwingen, eine schwere Aufgabe vor sich und nahm doch nur einundzwanzig Offiziere und im Offiziersrang stehende Beamte mit hinaus. Mit ihnen und vierzig deutschen Unteroffizieren — dreißig andere und zehn Offiziere führte ihm später noch Major Liebert zu — schuf er sich aus Zulu, Sudanesen und Somalileuten eine Kolonialtruppe, die Buschiris

Macht brach und dem Lande die Ruhe zurückgab. Wer sich dieses Kampfes und der Feldzüge gegen die Matabeleleute und die Buren erinnert und bedenkt, daß doch auch Oberst Leutwein, als Oberstkommandirender, über einen Stab verfügt, Der wird mein Staunen über den gegen die Hereras für nöthig befundenen Apparat vielleicht nicht als Todsünde rügen. Was getadelt wurde, grenzt an das Gebiet der militärischen Schauspiele, von denen man jetzt leider so oft reden muß. Nächstens wieder reden wird. Oder läßt die zweijährige Dienstzeit Raum für das Aufgebat van 3200 deutschen Saldaten, die beim Gordan Bennett-Rennen als Wachposten verwendet wrdrn? Bei einem Privatsport der Automobilfahrer? Mit dem einen Renntag allein ists ja nicht gethan: die Soldaten müssen vorher instruirt werden und nachher ruhen Und nicht eine Minute sollte man jetzt ohne Zwang dem Dienst noch entziehen.

* * *

Da wir gerade von Südwestafrika sprachen: wie wars eigentlich mit der Warnung, die nach Trothas Ernennung aus Windhuk einlief? Herr Dannhauer, Hauptmann a. D. und Gesandter der Graßmacht Scherl im Hauptquartier unserer westafrikanischen Krieger, telegraphirte damals, Oberst Leutwein werde, sabald Trotha in Swakopmund lande, nach Deutschland zurückkehren; dann aber würden alle bisher treu gebliebenen Stämme abfallen und zu den schlimmsten Mordthaten bereit sein. Das sei die Ueberzeugung unserer ältesten Afrikaner. „Die Situation ist alsa sehr ernst" Diese Meldung mußte überraschen; im „Vorwärts" wurde gefragt, wie sie wohl in den Lokalanzeiger gelongt sei, dessen Leiter einen so sensationell wirkenden Bericht sicher nicht veröffentlicht hätten, ohne in der Wilhelmstraße die Genehmigung zu erbitten. Unsinn, wurde in der Narddeutschen Allgemeinen Zeitung affiziös geantwortet; die Herren der Wilhelmstraße haben die Meldung, die sie für grundfalsch halten, nicht früher kennen gelernt als andere Leser des Lakalanzeigers. Diese Angabe war mindestens objektiv unwahr. Denn der Bericht war vorher in der Wilhelmstraße gelesen warden; Herr Dannhauer hat in Windhuk sogar gesagt, er habe dafür gesorgt, daß seine Depesche zuerst „im Amt" gelesen werde. Und sie wurde nicht etwa von einem Geheimrath gelesen, sondern vom Kanzler selbst; bevar sie gedruckt wurde. Von dem Kanzler, der vierundzwanzig Stunden vorher im Reichstag Trathas Ernennung für nöthig erklärt hatte und nun die Veröffentlichung eines Berichtes erlaubte, dessen Zweck nur sein kannte, Trathas Entsendung zu hindern; eines Berichtes, der die Ausführung des vam Kaiser gefaßten Entschlusses „eine eminente Gefahr für ganz Deutsch-Südwestafrika" nannte. Daß affiziöse Angaben manchmal falsch sind, falsch sein müssen, ist nur den Naiosten neu; kluge Leute sargen aber dafür, daß die Unwahrheit ihrer Angaben nicht öffentlich festgestellt werden kann. Und auf die politischen Zustände, in denen wir leben, fällt ein unfreundlich grelles Licht, wenn wir, nach der schroffen Ableugnung, erfahren, daß der Reichskanzler sich einer Zeitung — der einzigen, die, wie uns erzählt ward, der Kaiser täglich, nicht nur in zugerichteter Form, sondern in ihrer urwüchsigen Schönheit sieht — bedient, um einen kaiserlichen Entschluß, den er im Kranrath nicht zu hindern vermochte, durch das Telegramm eines Berichterstatters zu bekämpfen, den er öffentlich noch am selben Tage barsch für falsch unterrichtet erklären läßt. Oder wars nicht so? Gab es ein anderes Matio? Wir wallen haffen, daß im Reichstag recht bald ein Neugieriger fragt, warum Graf Bülow dem Lokalanzeiger die Veröffentlichung des Anti-Tratha gestattet hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 18. Juni 1904.

Mirbach.

Mittwoch, am achten Tage des Junomonats, wurde mir viermal die selbe Botschaft durchs Telephon zugerufen; von vier Aemtern aus fast in den selben Worten. „Sie habens endlich erreicht. Die Mirbach-Sache ist heute in Moabit zur Sprache gekommen. Große Sensation. Budde hat ausgepackt. Die Abendblätter werden Ihnen Freude machen.“ Oft waren mir, wenn ich an diese Geschichte dachte, Logaus Verse durch den Kopf gegangen: „Nenne mir den weiten Mantel, drunter Alles sich versteckt; Liebe thuts, die alle Mängel gerne hüllt und fleißig deckt.“ Diesmal war der Mantel also doch nicht weit genug gewesen. Seit anderthalb Jahren behaupte ich, in der Lebensgeschichte der Pommerschen Hypotheken-Aktien-Bank habe der Freiherr von Mirbach eine wichtige Rolle gespielt. In keiner einzigen Zeitung wurde die Behauptung weiterverbreitet. Im Juli 1903 sagte ich: „Das höfische Weihezeichen hat den Direktoren der Pommernbank — die Spatzen pfeifen es von den Dächern — der Freiherr von Mirbach verschafft ... Als der Direktor Schultz vom Staatsanwalt gefragt wurde, für welche ‚wohlthätigen Zwecke‘ er denn die spurlos verschwundene Million ausgegeben habe, verweigerte er hartnäckig die Aussage. Einen großen, vielleicht den allergrößten Theil hat sicher der freiherrliche Kirchenpatron bekommen, der in seiner Arglosigkeit den urchristlich frommen Hypothekenbankdirektor lieben lernte und in dem Hochgefühl, eine schöne Menschenseele gefunden zu haben, ‚an maßgebender Stelle‘ befürwortete, dem Pommerninstitut für die

Dauer der schultzischen Aera den privilegirenden Titel einer Hofbank der Kaiserin und zugleich das nicht minder wichtige Recht zu verleihen, sich der ‚Staatsaufsicht durch die königlich preußische Regirung‘ rühmen zu dürfen. Auch wurde, gegen den Wunsch der Kaufmannschaftvorstände, Herr Schultz zum Kommerzienrath ernannt. Das geschah in Preußen, kurz vor dem Pommernkrach. Und ein paar Tage nach der Verleihung des Hofbanktitels ließen die Herren Schultz und Romeick fünfzigtausend Reichsmark in die Kasse des Kleinen Journals fließen, das damals das Organ des Freiherrn von Mirbach war und ohne neue Zuschüsse nicht zu halten gewesen wäre. Ich behaupte — und der halbe Thiergarten weiß —, daß der Besitzer des Kleinen Journals, Herr Dr. Leipziger, der witzige Coupletreimer und Verfasser der ‚Ballhausanna‘, von dem Oberhofmeister und Kabinetschef Freiherrn von Mirbach, Excellenz, der Gunst des Pommernbankdirektors empfohlen worden ist.“ Das war deutlich; wurde aber wiederum in keine bourgeoise Zeitung aufgenommen. Vielleicht, weil die Redakteure fürchteten, sich der Verbreitung nicht leicht als wahr erweislicher Thatsachen schuldig zu machen; vielleicht, weil sie — die „Zukunft“ darf in den meisten Blättern ja nicht genannt werden — den Ursprungsort der Behauptung nicht angeben wollten. (Auf die Erfüllung dieser Pflicht hätte ich gern verzichtet; denn ich will nicht citirt noch gar gelobt werden, sondern wirken.) Ohne dieses thörichte Totschweigesystem wäre die Sache in der vorjährigen Hauptverhandlung wider Schultz und Genossen ans Licht gekommen. Auch seitdem hatte ich sie mehr als einmal erwähnt; zuletzt am vierzehnten Mai 1904. Abermals tiefes Schweigen. War es so unwichtig, zu wissen, wer kurz vor dem Krach der Bank den Nimbus des Hoftitels verschafft hat? Festzustellen, ob dieser Titel der Dank für eine Spende von etlichen Hunderttausenden war? Sicher; sonst hätte die ehrenwerthe Presse der Reichshauptstadt nicht geschwiegen. Dennoch hatte ein Gerechter nun das Geheimniß enthüllt.

Herr Justus Budde, Geheimer Staatsrath a. D., der die auf den Trümmern des Pommerninstitutes errichtete Berliner Hypothekenbank leitet und dem Aufsichtrath der Immobilien-Verkehrsbank vorsitzt, erzählte als beeideter Zeuge dem Gerichtshof, aus der Provinz seien ihm „Briefe von geschädigten Pfandbriefbesitzern zugegangen, die darin behaupten, das Geld der Pommernbank sei für Wohlthätigkeitzwecke verschleudert worden, um den Herren Angeklagten Titel und Ehren dadurch zu erwerben. Das ist nach meinen Ermittlungen richtig“. Alles vermag also doch die Presse noch nicht. Nur aus der „Zukunft“ können die geschädigten Provinzialen erfahren haben, was sie dem Erben Schultzens vorstöhnten. Der erzählte nun weiter, der größte

Theil dieses „verschleuderten“ Geldes sei an den Freiherrn von Mirbach, Oberhofmeister Ihrer Majestät, gelangt; zuerst 150 000, dann 102 000, noch etwas später 50 000 Mark. Die vierte Rate — von 350 000 — sei in der Zeit vom elften bis zum sechzehnten Oktober 1900 auf das Konto des Freiherrn — „Konto K“ — eingezahlt worden. „Freiherr von Mirbach hatte bei der Bank noch ein anderes, persönliches Konto, auf dem er Geschäfte machte, auch in Wohlthätigkeitsachen, mit Geldbeträgen, die hier gar keine Rolle spielen.“ Im Ganzen hätte der Oberhofmeister danach 652 000 Mark erhalten. Als Zeugen benannte Herr Budde sechs Bankbeamte, deren Aufenthaltsort er angab. Gerichtshof und Staatsanwaltschaft stellten ihm keine einzige Frage, luden auch die von ihm benannten Thatzeugen nicht zur Aussage. Die Angeklagten wollten einstweilen keine „Erklärung abgeben“. Am nächsten Tag ließen sie durch Sello, ihren Hauptvertheidiger, erklären, der Oberhofmeister habe auf den Check von 350 000 Mark nur 25 000 Mark abgehoben; „über die Verwendung des Restes wird nach wie vor von den Angeklagten das Prinzip der Diskretion gewahrt.“ Der Angeklagte Schultz fügte noch hinzu: „Ich genieße nach wie vor das volle Vertrauen des Freiherrn von Mirbach, habe mich dieses Vertrauens stets würdig gezeigt und glaube, Anspruch darauf zu haben.“ Herr Budde nahm von seiner Aussage nichts zurück. Wieder wurde diesem Justus keine einzige Frage gestellt; weder vom Gerichtshof noch von dem Anwalt des Staates auch nur der schüchternste Versuch gemacht, den Widerspruch der Aussagen zu beseitigen. Für uns, sagte der Vorsitzende, ist der Punkt erledigt. Für die Vertheidigung auch, rief Sello rasch. Die Episode erinnerte mich an eine Stelle aus dem Prozeßbericht, die ich schon am vierzehnten Mai anführte, heute aber wiederholen muß. „Angeklagter Schultz: Unsere Bank war zur Hofbank ernannt worden. Vorsitzender: Wann war Das? Schultz: Im Oktober 1900. Vorsitzender: Können Sie uns auch die Gründe sagen? Schultz (nach einigem Besinnen): Nein. Angeklagter Romeick: Die Gründe sind uns nicht bekannt. Vorsitzender: Nun, dann verlassen wir diesen Punkt“. Gegenstand des Verfahrens, das seit drei Jahren schwebt und bisher ungefähr achtzig Sitzungtage einer Strafkammer gefüllt hat, ist die Frage, ob die Direktoren der Pommernbank des Betruges, der Untreue, der Bilanzverschleierung schuldig sind. Daß diese Vergehen durch den alle Zweifel beschwichtigenden Hofbanktitel erleichtert worden wären, braucht nicht bewiesen zu werden. Die Frage, wie, durch welche Mittel und durch wessen Vermittlung dieser Titel erworben wurde, wird in Moabit für unerheblich gehalten. Weil dem Gerichtshof die Zeit zu solcher Erörterung fehlt? Er hat Zeit, Stunden lang,

Tage lang Angeklagte und Sachverständige über einzelne Grundstücktaxen reden zu lassen, bei denen es oft schließlich auf subjektive Schätzung, auf die Voraussicht möglicher Konjunkturen ankommt und die Werthungdifferenz nicht immer hunderttausend Mark beträgt. Jetzt tritt ein glaubwürdiger, in die Interna der Pommernbank eingeweihter Mann auf und sagt, unter Berufung auf sechs lebende, erreichbare Zeugen: Die Angeklagten haben das Vermögen der Bank und der Pfandbriefbesitzer um 652 000 Mark geschädigt, die sie verschleuderten, um sich Titel und Ehren zu verschaffen. Und Niemand fragt, ob diese Behauptung erweislich wahr ist. Die Richter könnten, wenn man Auskunft erbäte, antworten: Die Angeklagten haben von vorn herein erklärt, der fragliche Betrag sei für Wohlthätigkeitzwecke ausgegeben worden; ist darin das Vergehen der Untreue zu finden, so haben sie die strafrechtlichen Folgen zu tragen; wie viel von der Summe für diesen oder jenen Zweck verwendet wurde: Das ist für die rechtliche Beurtheilung der Sache gleichgiltig; und in diesem prozessualen Sinn ist für uns, da wir nicht Politik zu treiben, nicht zu prüfen haben, ob im Staat Preußen Etwas faul ist, der Punkt erledigt. Das wäre unanfechtbar, wenn Herr Budde nicht behauptet und „glaubhaft gemacht" hätte, daß die sechshunderttausend Mark für den Erwerb von Titeln ausgegeben worden seien, die eine unsolide oder betrügerische Geschäftsführung erleichtern sollten, konnten und erleichtert haben. Und da diese Angabe, wenn sie als wahr erwiesen würde, für Urtheil und Strafmaß wesentlich wäre, durfte sie in der Beweisaufnahme nicht, als unerheblich, mißachtet werden.

Herr Budde hat sie beschworen und, nach einigem Zögern, auch die nach der Entdeckung gethanen Schritte geschildert. Er ging zu dem Minister für Landwirthschaft, dem Chef der Aufsichtbehörde, der die Hypothekenbanken unterstellt sind, trug ihm den Thatbestand vor und fragte, ob es möglich sei, den Freiherrn von Mirbach zur Rückerstattung des Geldes aufzufordern. Herr von Podbielski, der ein ungemein tüchtiger Geschäftsmann ist, zog Erkundigungen ein und antwortete dann: Nichts zu machen; das Geld ist längst ausgegeben. Die Prüfung der Gesetzbücher überzeugte Herrn Budde, daß ein Recht auf Rückerstattung nicht zu begründen sei, und er verzichtete deshalb darauf, „dieses Ansinnen an den Freiherrn von Mirbach zu stellen". Das geschah „vor einem Jahr". Warum sprach Herr Budde in der vorjährigen Hauptverhandlung kein Sterbenswörtchen über die Sache? Er hatte auch damals geschworen, nichts zu verschweigen. Wußte er noch nichts davon? Undenkbar. Nach dem Krach, während der Reorganisation sollte der neue Leiter der Bank nicht gefragt, nicht aus den ihm offenen Büchern festgestellt haben, wo die 652000

Mark geblieben seien, über deren Verwendung sechs Beamte Auskunft geben konnten? Das wird kein Bankdirektor für glaublich halten. Und wenn ers wirklich erst später, als der Prozeß schon vertagt war, erfuhr: warum sagte ers nicht jetzt wenigstens, in der zweiten Hauptverhandlung, bei seiner ersten Vernehmung? Warum mußten fünfundzwanzig Sitzungtage verstreichen, ehe er in einem Nachtrag zu seiner Aussage enthüllte, was ihm doch selbst wesentlich schien und was er unter der Eidespflicht nicht eine Stunde verschweigen durfte? Nicht jedem Zeugen wäre solche Zurückhaltung ungerügt hingegangen; und begreiflich ist, daß der Geheime Staatsrath vor dem Zugeständniß zauderte, er kenne den Sachverhalt schon seit einem Jahr. Doch wir müssen uns freuen, daß Justus der Justitia überhaupt den Schleier gelüftet hat. Was er sagte, ist sicher wahr und die „Erklärung“ der Angeklagten dagegen ohne Gewicht. Die brauchen weder Eide zu leisten noch ihrem wichtigsten Recht, dem auf falsche Angaben, zu entsagen. Deren Privattaktik, erworbenes Vertrauen nicht durch Indiskretion zu verscherzen, kann uns nicht beirren. Ob der Oberhofmeister nur Vermittler war, nur für die einem Anderen erwiesene Gefälligkeit den Namen hergab: auf sein Konto wurde das Geld gebucht und er hats empfangen. Sonst hätte Herr von Podbielski dem Direktor Budde geantwortet: Sie sind schlecht unterrichtet; Mirbach hat aus der Bankkasse nichts, von Schultz und Romeick im Ganzen nur fünfundzwanzigtausend Mark erhalten. Seine Antwort lautete aber: Die Hunderttausende, die Mirbach von Schultz empfangen hat, sind ausgegeben, also nicht wieder zubekommen.

Seit dem neunten Juni wird der Oberhofmeister in bourgeoisen Zeitungen angefleht, doch gütigst „vor der Oeffentlichkeit eine Erklärung abzugeben“. Dabei werden ihm Lobhudeleien kredenzt, die er selbst wohl kaum erwartet hatte. Er sei natürlich getäuscht worden. Einem Hofbeamten fehle die Möglichkeit, zu prüfen, ob eine Bank solid oder unsolid sei. Er hätte das Geld sicher nicht angenommen, wenn er geahnt hätte, daß Schultz und Romeick nicht reinen Herzens dem Gemeinwohl dienen, sondern für sich Etwas erreichen wollten. Und so weiter. Zum Speien. Man legt ihm förmlich in den Mund, er solle Schultz preisgeben. Dazu scheint er, als frommer Christ, mindestens vor Schluß der Hauptverhandlung keine Lust zu haben. Alles Wesentliche wird von den Greinern verschwiegen oder entstellt. Der Freiherr ist nicht getäuscht worden; er mußte wissen, daß die Bank morsch war, und hat gewußt, daß die Direktoren für ihr Geld — nein: für das Geld ihrer Aktionäre — Etwas haben wollten: denn er hats ihnen ja, gewiß nicht ungebeten, verschafft. Was soll er nun noch erklären? Ob mit dem Pommern-

geld Kirchen gebaut oder Prominenzen gestützt worden sind? Jacke wie Hose; daß ers nicht als Trinkgeld in die Tasche gesteckt hat, bezweifelt kein Mensch. Das Winseln nach einer Erklärung stammt nur aus dem feigen Wunsch, der Pflicht zu rückhaltlosem Urtheil über die heikle Sache enthoben zu sein.

Der Thatbestand ist auch ohne neue Erklärung klar. Der Freiherr von Mirbach hatte bei der Pommernbank ein persönliches Konto. Merkwürdig. Warum nicht bei einer Depositenbank, nicht bei der des Reiches? Er wollte ja nicht Hypotheken- noch Immobiliengeschäfte machen. Er hatte ein zweites Konto, das nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Buchstaben K geführt wurde. Warum? Geschäftsgeheimniß. Auf dieses Konto K sind — nicht als erster Betrag — zwischen dem elften und dem sechzehnten Oktober 1900 von der Direktion der Pommernbank 350000 Mark eingezahlt worden. Am achten November hat Mirbach 25000 Mark, am achtundzwanzigsten Dezember 327358 Mark — „die Restsumme mit Zinsen", sagt Budde — abgehoben und quittirt; daß er im Ganzen 652000 Mark erhalten hat, ist durch den Dialog Podbielski-Budde erwiesen. Ich bitte, auf die Daten zu achten. Im Oktober 1900 wird der Hauptbetrag eingezahlt, im November und Dezember 1900 vom Oberhofmeister der Kaiserin abgehoben. Zwischen Ein- und Auszahlung liegt der Tag, der die Ernennung zur „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin" brachte. (Die technisch merkwürdige Seite der Sache ist noch nicht gezeigt worden: auch die Frau des Kaisers macht ja keine Hypothekengeschäfte; warum wurde also nicht eine Depositenbank für solche Auszeichnung gewählt?) Der Titel wird an die Direktorialthätigkeit des Herrn Schultz geknüpft; mit ihm würde auch das Weihezeichen verschwinden. Jeder Unbefangene kann sich nach solchen Indizien den Verlauf der Sache ungefähr vorstellen. Schultz sagt: Wenn wir uns mit dem nie verliehenen Titel der Hofbank putzen dürften, würden wir für die Zwecke Eurer Excellenz gern eine halbe Million oder mehr hergeben. Der Putz wird versprochen, das Geld eingezahlt; dann wird der Titel verliehen und das Geld ausgezahlt. Es wäre nicht der erste Fall gewesen. Die Herren Sanden und Schmidt, Direktoren der Spielhagenbanken, haben dem Oberhofmeister der Kaiserin beträchtliche Summen für Kirchenbauten gegeben; Herr Sanden wurde Kommerzienrath und sollte, als er verhaftet ward, just einen neuen Orden bekommen; Herr Schmidt konnte sich Hofbankier der Kaiserin nennen. Der Erwähnung werth ist noch, daß im selben Oktober 1900 das Kleine Journal vom Direktor Schultz 50000 Mark erhielt. Vorjähriges Zeugniß des Herrn Dr. Leon Leipziger: „Die Zusage der Leiter der Pommernbank ist zur Glanzzeit des Institutes

erfolgt, wenige Tage, nachdem es zur Hofbank der Kaiserin ernannt worden war". Schultz hatte zuerst abgelehnt; er sagte zu, als der Oberhofmeister, dem er sich gerade in diesen Tagen zu Dank verpflichtet fühlte, ihm das subsidium charitativum ans treue Pommernherz gelegt hatte. Auch diese fünfzig Bräunlinge sind eigentlich aufs Konto K zu buchen. Macht zusammen 702 000 Mark. Habe ich übertrieben, als ich im vorigen Juli sagte, der allergrößte Theil der spurlos verschwundenen Million werde gewiß im Bereich des freiherrlichen Kirchenpatrones versickert sein? Im November 1900 erschien dann ein Reklameheft der neuen Hofbank, dessen Titelblatt das Königswappen von Preußen zeigte und das flink namentlich an die Vorstände evangelischer Kirchengemeinden verschickt wurde. Diese Protzerei wurde in der Frankfurter Zeitung getadelt, der Tadel offiziös aber als unberechtigt zurückgewiesen und „die moralische Unantastbarkeit des Institutes" vor Alldeutschlands lauschendem Ohr festgestellt. November 1900. Fünf Monate danach gab es keine Hofbank mehr. Das Wappenheft war Makulatur geworden. Die Pfandbriefbesitzer in Preußen und Umgegend klagten über schmerzhafte Verluste. Schultz saß in Untersuchunghaft. Zwei Jahre lang. Dann wurde er plötzlich enthaftet, nach einer Weile wieder verhaftet und nur gegen hohe Kaution auf freiem Fuß gelassen. Daß er im ganzen Umfang der Anklage freigesprochen wird, glaubt er wahrscheinlich selbst nicht mehr. Doch per varios casus, per tot discrimina rerum ist die höchste Gunst Seiner Excellenz ihm erhalten geblieben. Er, den die Königliche Staatsanwaltschaft, „die objektivste Behörde der Welt", seit drei Jahren mit schwerem Geschütz verfolgt, durfte sagen: „Ich genieße nach wie vor das volle Vertrauen des Freiherrn von Mirbach und glaube, Anspruch auf dieses Vertrauen zu haben." Und der Oberhofmeister Ihrer Majestät wies diesen Rechtsanspruch mit keiner Silbe zurück.

Was wäre an Alledem nun noch zu erklären? Höchstens, daß die Aufsichtbehörde nicht sah; trotz den Warnungen Voigts, der Frankfurter Zeitung, der Herren Gehlsen und Bernhard. Doch woher sollte Herrn von Hammerstein-Loxten, dem Minister für Landwirthschaft, ein böser Verdacht gegen Institute kommen, an deren Spitze die frommen, von der Hofgunst bestrahlten Herren Sanden und Schultz standen? Als es bei den Spielhagenleuten und den Pommern schon jämmerlich aussah, sprach er im Landtag: „Gegen die Sicherheit der Hypothekenpfandbriefe können begründete Bedenken nicht erhoben werden." Königswappen, Hofbanktitel, Bürgschaft der Ministerialinstanz: das liebe Vaterland durfte ruhig sein. Und Schultz ließ sich die Propaganda was kosten. Breslauer Diskontobank für die Einführung der neuen

Pfandbriefe: 500 000 Mark; Mirbach + Kleines Journal: 700 000 Mark; Verein Berliner Kaufleute: 10 000 Mark; Berliner Presse-Klub: 25 000 Mark. Zusammen: 1 235 000 Mark. Das sind aus zwei Jahrgängen ein paar Posten, die wir zufällig kennen. Inserate, Schweigegelder, Journalistenprämien sind nicht dabei. Selbst eine aus festerem Holz gezimmerte Bank könnte unter solcher Belastung brechen. Und die berühmte Oeffentlichkeit soll nach Erklärungen lechzen! Wäre der Thatbestand aus Paris gemeldet worden, dann hätte die Majestät der öffentlich Meinenden das verdammende Urtheil längst gefällt. Ich wüßte auch wirklich nicht, worauf man noch warten sollte.

Herr von Mirbach hielt sich einst für einen von der Presse leidenschaftlich gehaßten Mann. Des Satans Tücke, schrieb er — nach Empfang des Pommerngeldes —, streite mit Macht und List wider ihn. „Daß ich mir in meinem Amt und in meinem Wirken Mühe gebe, unserem Herrn und Heiland zu dienen, daran nimmt die Welt ein Aergerniß. Aber gegen alle Mächte des Hasses und der Lüge bleibt es bei dem Lutherwort: Und wenn die Welt voll Teufel wär', es soll uns doch gelingen!" Jetzt muß er den Irrthum erkannt haben; Haß hätte ihn in dieser Woche schlimm zerzaust. Doch welcher liberale Mann könnte einen Oberhofmeister hassen, der gegen Stoecker gesprochen, gegen Antisemiten Prozesse geführt, unzähligen Israeliten Besuche gemacht und den sozialdemokratisch organisirten Arbeitern seine Bauplätze gesperrt hat? Solcher Excellenz werden mindestens mildernde Umstände zugebilligt. Mirbach meint es so gut, lesen wir; er ist nur weltfremd und hält Jeden für reinen Sinnes. „Sein frommer Eifer war größer als seine Menschenkenntniß", schluchzt Tante Voß. Er hat an die Reinheit der Pommernseele geglaubt. Der niederträchtige Schultz hat den Arglosen hinters Licht geführt. Den forquitter Mirbach, den Agrarier, würde die Börsenpresse anders behandeln.

Ich weiß nicht, ob Herr Schultz ein schlechter Mensch ist, auch nicht, ob er gegen ein Strafgesetz gesündigt hat, und habe nicht die Gewohnheit, Angeschuldigte zu schelten, als seien sie der Schuld schon überführt. Aber ich weiß, daß der Oberhofmeister gehandelt hat, wie er, als Christ und als Beamter, nicht handeln durfte; nicht nur im Pommernfall. Weiß, daß er nicht länger im Amt bleiben dürfte. Und bin sicher, daß Luther ihn nicht loben würde.

Herr von Mirbach ist durchaus nicht der Weltfremdling, als der er jetzt der Huld empfohlen wird; gar nicht einfältiges Kindergemüth. Sonst hätte er für sein Amt auch nicht getaugt. Die Hofleute halten ihn für einen Schlaukopf und fürchten seine Feindschaft. Und seine eigenen Angelegenheiten hat er mit ungewöhnlicher Gewandtheit verwaltet. Als er bei den Gardefüsilieren

stand, gings noch ziemlich knapp bei ihm zu. Jetzt soll er zwischen Pfingstberg und Marmorpalais so viel Grundbesitz haben, daß die Offiziere ihn scherzend den König von Potsdam nennen. Ein guter Haushalter und Praktikus. Den Status der Pommern hätte er leicht zu erforschen vermocht; ihn genau kennen zu lernen, wäre doppelt seine Pflicht gewesen, nachdem an den von ihm protegirten Herren Sanden und Schmidt manche Kirchenkasse ihr Geld verloren hatte. Er hats nicht gethan oder gehofft, mit höfischer Hilfe werde die Bank allen Fährnissen trotzen. Schultz ist keine komplizirte Natur; wer dem Mann ins Auge sieht, ihn ein Weilchen nur reden hört, muß wissen, daß kein von frommer Inbrunst erfüllter Urchrist vor ihm steht. Auch war rasch zu erfahren, wie der Mann hier und, als Junggeselle, an der Riviera gelebt, wie er durch Milliardärtrinkgelder die verwöhntesten Kellnerherzen entzückt hat. Ein Herr, der die Ehre hat, die Geschäfte der Frau des Kaisers führen zu dürfen, ist verpflichtet, sich die Leute scharf anzusehen, die er der Gunst seiner Herrin und, mit dem Lockzeichen solcher Gunst, dem Vertrauen deutscher Kapitalisten und Kirchengemeinden empfiehlt. Ists nicht grotesk zugleich und beschämend, daß Sanden, als er verhaftet wurde, gerade für einen Orden vorgeschlagen und daß der Hofbanktitel an Schultzens hehre Person geknüpft war? Doch es kommt schlimmer. Keine Bank, auch die reichste nicht, kann Summen verschenken, wie Schultz sie dem Oberhofmeister gab; selbst die Deutsche Bank könnte es nicht. Wenn sies einmal, vielleicht im Türkenland, thut: Justus Budde hat auch hier der Katze die Schelle umgehängt. „Ich bin in Konstantinopel gewesen und kenne die Zustände", sprach er vor Gericht; „man nennt es Bakschisch und weiß, wozu mans giebt." Herr von Mirbach mußte sich sagen, daß den Aktionären der „Pommerschen", die nie eine Großbank war, nicht 700 000, nicht 300 000, auch nicht die 50 000 Mark fürs Kleine Journal so einfach entzogen werden durften: und nahm sie dennoch; wie es scheint, ohne auch nur zu fragen, ob der Aufsichtrath davon wisse und ein regulärer Beschluß gefaßt worden sei. Er ist kein Knabe und mußte wissen, daß Schultz, wenn er das Bedürfniß und das Recht hatte, Hunderttausende aus der Bankkasse zu nehmen, ringsum Leid genug lindern konnte, ohne erst lange auf Einen zu warten, von dem ein Aequivalent zu hoffen war. Der Geruch des Geldes mußte Herrn von Mirbach, der auch preußischer Generalmajor ist, abschrecken. Ein militärisches Ehrengericht würde ihn wahrscheinlich sanft, Martinus Luther ganz sicher streng tadeln. Der ließ seine fünfundneunzig Zornthesen ins Land gehen, weil Papst Leo der Zehnte im Deutschen Reich gegen Ablaßzettel für den Neubau der Peterskirche Geld zu sammeln befahl.

Der Freiherr meint es gut; gewiß. Das Moralische versteht sich immer von selbst. Er glaubt, dem Heiland zu dienen. Ob der Herr Jesus sich solchen Mühens und Mächelns freut, mögen Theologen entscheiden; am Ende wäre er lieber hienieden obdachlos als in einer von Sanden, Schmidt, Schultz und Konsorten erbauten Kirche angebetet. Das fürchtet der Oberhofmeister nicht; ihm heiligt die Gabe den Geber. Kleine und große Flecke bedeckt er mit dem Mantel konstantinischer Christenliebe; wie die Kutten und Nonnenmäntel im „Renner" Hugos von Trimberg manec untaetelin zudeckten. Und nicht nur mit den im Bekenntniß ihm Nächsten verfährt er so. Protestanten und Katholiken, Atheisten und (namentlich) Juden sind von ihm sehr oft und sehr eindringlich um milde Spenden gebeten worden. Einst wähnte man, ein Kirchenbau sei nur dann ein dem Glauben nützliches, Gott wohlgefälliges Werk, wenn jeder Stein von inniger Frommheit gestiftet, jedes winzigste Zierstück von froher Inbrunst dargebracht sei, und hätte sich geschämt, einem Katholiken ein Scherflein für ein lutherisches Haus abzubetteln. Veraltete Ansicht. Wer nachrechnen könnte, was Katholiken, Juden, Gottlose zu den berliner Kirchenbauten der letzten Lustren beigesteuert haben, würde staunend vor der Ziffernhöhe stehen. Das ist das Werk des Freiherrn von Mirbach. Schon vor vierzehn Jahren brachte mir ein israelitischer Industrieller den folgenden Brief:

Euer Hochwohlgeboren

beehre ich mich davon Mittheilung zu machen, daß ein Komitee unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin zum Bau einer Kaiser Wilhelm Gedächtniß-Kirche zusammengetreten ist. Es werden daher voraussichtlich im ganzen Lande in allen Kreisen, oft wohl auch unter nicht Evangelischen, sich Viele finden, welche diesen Plan gern unterstützen. Es sollen indessen dazu keine Kollekten veranstaltet werden, um nicht die bereits bestehenden zu stören. Wir erhoffen auch ohne Kollekte von Allen, welche Liebe und Interesse für die Sache haben, freiwillige Spenden. Besonders bitten wir die mit irdischen Gütern reicher Gesegneten, durch eine einmalige große Gabe die Ausführung eines schönen Monumentalbaues zu ermöglichen. Euer Hochwohlgeboren erlaube ich mir nun ganz ergebenst zu ersuchen, diese Sache gütigst unterstützen zu wollen. Mit vorzüglicher Hochachtung Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Freiherr von Mirbach,

Oberhofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin.

Der Mann war in heller Wuth. „Was soll ich nun machen? Der Brief ist an mich adressirt, mit Tinte geschrieben, vom Oberhofmeister persönlich unterzeichnet. Und — sehen Sie? — oben links in der Ecke Krone und Wappen mit der Umschrift ‚Kabinet Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin.' Der Kaiserin kann ich doch keinen Korb geben. Daß ich Jude bin, wissen die Leute; deshalb der Appell an die ‚nicht Evangelischen'. Und unter dem beigelegten Aufruf stehen Namen! Unser Munckel, denken Sie, der Fortschrittsmunckel, den wohl noch Keiner für einen Gottesmann hielt; und Hainauer, der schlecht

getaufte Großspekulant, der wegen wüsten Jobberns der Dreinhauer hieß. Die sind gewiß auch so herangekriegt worden wie ich jetzt. Man will sich doch nicht mit Gewalt mißliebig machen!" So war es damals und so ists noch heute.

Nur ist inzwischen ein System draus geworden; das längst auch schon profanen Zwecken nutzbar gemacht wird. Mir scheint höchst unpassend, scheint fast eine Pression, daß auf Briefbogen, die den Wappenstempel der Kaiserin tragen, fremde Menschen, gar Heterodoxe, um Gaben für eine Protestantenkirche gebeten werden. Viel Unwahrscheinlicheres ward uns aber Ereigniß. Kein Geld zum Ankauf eines Altmeisterbildes? Kommerzienrath Hinz oder Geheimrath Cohn wird, wenn man nur kräftig die maßgebenden Wünsche betont, das Nöthige ausspucken. Der Pompkirche fehlt noch elektrisches Licht? Wenn Siemens in der letzten Zeit zu viel in Anspruch genommen ist, sollen Die um Rathenau oder Loewe ihrem jüdischen Herzen einen Stoß geben. Wer hat den abscheulichen Röhrenroland im Thiergarten bezahlt? Berliner Großkaufleute. Die Puppen für den großen Stern? Die Straßenbahngesellschaft, der dafür eine lästige Vorschrift gestrichen wurde. Anderthalb Millionen fürs Friedrichsmuseum und nicht viel weniger für die Orientgesellschaft? Herr James Simon, der Titel und Orden verschmäht, in seinem Haus aber den Kaiser als Gast sah und eine Photographie mit allergnädigster Unterschrift erhielt. Tausend Beispiele wären anzuführen; doch nicht für jedes ist der Beweis so leicht zu liefern. Was den „mit irdischen Gütern reicher Gesegneten" heutzutage zugemuthet wird, würde man ahnen, wenn etwa die Kommerzienräthe Arnhold und Friedländer zu beeidetem Zeugniß gezwungen wären. Oft folgen die Auserwählten knirschend und stöhnend dem Ruf, kreischen oft wüthend auf: Könnte ich nur, wie ich wollte! Den Meisten freilich ist ein Kronenorden, ein Titel, ein Dankschreiben aus dem Kabinet sogar reichlicher Ersatz. Und in zehn von fünfzehn Fällen hat Mirbach sein Kammerherrnhändchen im Spiel. Er ist unermüdlich im Dienst des höchsten Herrn und der Allerhöchsten Herrin und scheut im Bewußtsein so hohen Wirkens auch die Ausnutzung menschlicher Schwächen nicht. Man muß die Eitelkeit kanalisiren, um Zufuhrstraßen für die heiligsten Güter zu schaffen. Wer ängstlich erst dem Ursprung des gespendeten Geldes und den Motiven des Gebers nachspüren wollte, käme nicht weit. Mirbach ist weit gekommen. Bis zu Sanden und Schmidt, Schultz und Romeick. Er blieb sich, blieb dem von ihm erdachten System getreu. Da er des guten Zweckes sich stets bewußt ist, darf er die Mittel auch aus Pfützen aufheben. Nie naht ihm der Gedanke, einem Gott und einem König dürfe nur die Gabe wohlgefällig sein, die, unerbeten, unerfleht am Willigsten, vom überschwingenden Gefühl reiner Herzen dargebracht wird.

... Ist, liebe Herren, nun wirklich noch Etwas zu erklären?

Das Wesen des Judenthumes.

Was ich hier niederschreibe, ist das Ergebniß eines Jahrzehnte langen Studiums, Prüfens und Ringens. Ich bin mir bewußt, daß es manches fromme Gemüth verletzen, den Zorn der Eiferer und den Tadel der klugen Leute des laisser faire, laisser aller gegen mich herausfordern wird. Aber ich meine, der Arzt, der die einmal nothwendig gewordene Operation mit entschlossener Hand vornimmt, leistet dem Kranken einen größeren Dienst als die allzu Aengstlichen und Beschränkten, die durch Quaksalbereien das Siechthum des Patienten zwecklos verlängern. Daß aber in diesem Fall eine Operation nöthig, das schon Jahrtausende währende Ankämpfen des Judenthumes gegen niemals zu überwindende Mächte aussichtlos, daß es ein nur durch Unwissenheit und Leichtsinn entschuldbares Verbrechen ist, dieses unglückliche Volk in seinem Wahn zu bestärken und bis ins Unendliche in einem Zustand zu erhalten, in dem es weder leben noch sterben kann: davon hoffe ich Alle zu überzeugen, die nicht nach Gemüthsstimmungen, sei es religiöser oder weltlicher Natur, sondern nach klaren, einleuchtenden Vernunftgründen urtheilen. Damit ich diesen Zweck erreiche, will ich zunächst die Verhältnisse, aus denen ich hervorgegangen bin, darstellen und zeigen, welchen Voraussetzungen meine Gedanken entstammen, in welcher Art ich die Begriffe mir denke, wie das Weltbild in meinem Geist sich spiegelt. Dann will ich vor dem Leser meinen Gedankengang Zug für Zug entstehen lassen. Nur auf diesem Wege können Mißverständnisse und Irrthümer beseitigt, grundsätzliche Meinungverschiedenheiten geklärt, nur so kann endlich dem allgemein empfundenen und beklagten Uebel abgeholfen werden: dem Uebel, daß vorurtheillose Menschen so oft beim besten Willen nicht sich verständigen können, weil sie wohl sprachlich, aber nicht seelisch einander verstehen.

Ich bin in einem galizischen Ghetto geboren worden und aufgewachsen. Meine Eltern, die streng orthodoxe Juden waren, erblickten das Wohl und Heil ihrer Kinder einzig in dem Studium der Bibel und des Talmuds und hielten alles andere Wissen für verdammenswerth. So verbrachte ich meine Jugend denn im Cheder und Bethamidrasch, also in Schulen, wo alles weltliche Wissen vernachlässigt und nur das Studium der Bibel und des Talmuds gepflegt wird. Erst als herangereifter Jüngling wurde ich durch die Bekanntschaft mit der modernen hebräischen Literatur auf die außerhalb des Ghettos liegende Welt hingewiesen. Ich lernte durch hebräische Uebersetzungen manche modernen Philosophen und Klassiker kennen und ein unwiderstehlicher Drang nach moderner Bildung ergriff mich. In meinem achtzehnten Lebensjahre verließ ich die Heimath und zog in die Fremde hinaus, um meinem Bildungdrang freien Lauf zu lassen. Nachdem ich mir einige Vorbildung angeeignet hatte, bezog ich die Universität, um Philosophie zu studiren. Ich beschäftigte mich mit besonderer Vorliebe mit dem platonischen Sokrates, mit Aristoteles, Cartesius, Spinoza, Kant und Schopenhauer. Von ihnen ausgehend, in vielen Punkten aber über sie hinweggehend, habe ich mir meine Weltanschauung zurechtgelegt.

Man kann die Welt von drei Gesichtspunkten aus erfassen: vom ethischen, ästhetischen und logischen. Die Ethik fragt nach dem „Wozu“ und antwortet, je nach der Entwickelungstufe, mit „nützlich“, „gut“ und „heilig“. Die Aesthetik

fragt nach dem „Wie" und antwortet mit „angenehm", „schön" und „erhaben". Die Logik fragt nach dem „Was" und antwortet mit „richtig" und „wahr".

Da „gut", „schön" und „wahr" als bloße Anschauungweisen für uns nur einen relativen Werth haben können, so bleibt als die einzig maßgebende Norm für unser Thun und Denken das Gesetz der Willensidentität, wonach Niemand das Selbe zur selben Zeit wollen und nicht wollen kann. So können wir gegen eine Handlungweise, die uns mißfällt, mit Vernunftgründen nichts einwenden, sofern sie mit klarem Willen geschieht. Erst wenn Jemand uns den Willen kundgiebt, daß er nach rechts gehen und Gutes thun will, und dennoch nach links geht und schlecht handelt, können wir ihn durch Vernunftgründe vom Wege abbringen, indem wir auf den Gegensatz zwischen seinem Wollen und seinem Handeln hinweisen. In diesem Fall haben wir aber nur eine dem Thäter komplizirt erscheinende Handlung in einer einfacheren Gestalt gezeigt und ihm dadurch die Vergleichung zwischen der Handlung und dem Gewollten erleichtert. Etwa wie wir den Anfänger, der zweimal Zwei Fünf sein läßt, dadurch von seinem Irrthum überzeugen, daß wir ihm die beiden Zahlengruppen in der einfachsten Form zeigen, die ihn in ihnen vier Einheiten erkennen läßt, und daß wir ihm klarmachen, wie thöricht es wäre, den selben Einheiten, denen er durch einen Willensakt die Zahl Vier beigelegt hatte, nun die Zahl Fünf beizulegen. Ein solches Verfahren nennt man analytisch.

Nach diesem Gesetz der Willensidentität ist die Frage, welchen Einfluß wir der Ethik, Aesthetik und Logik auf unser Leben gewähren sollen, gleichbedeutend mit der Frage, in welchem Verhältniß unser Wille oder, was ja das Selbe ist, unsere Natur zu diesen drei Anschauungweisen steht. Wer diese Frage beantworten will, darf nicht nur einzelne Erscheinungen und Willensäußerungen, sondern muß den gesammten Verlauf der Menschengeschichte betrachten. Und da zeigt sich, daß diese drei Anschauungweisen wesentliche, unausrobbare Funktionen des Intellektes sind und daß deshalb die Menschheit in allen Zeiten und Kulturstufen stets von dem instinktiven Streben beseelt war, auf einer aus diesen drei Anschauungweisen resultirenden Linie, die man Civilisation nennt, fortzuschreiten, gleich dem erkrankten Organismus aber von fieberhaften Zuckungen und Erschütterungen ergriffen wurde, so oft sie von dieser Linie wich. Das Verhältniß dieser Anschauungweisen im menschlichen Leben erscheint dem einer Familie ähnlich, in dem der Vater die Logik, die Mutter die Ethik und die Kinder die Aesthetik repräsentiren. Die Neigungen und Interessen dieser drei Familienglieder sind im Grunde verschieden und gehen auch häufig weit auseinander. Soll aber das Zusammenleben gedeihlich sein, so müssen sie ihre Neigungen und Wünsche verstehen und achten lernen. Der Vater muß den Kindern das Spielzeug gewähren und die Herzensbedürfnisse der Frau befriedigen, wenn er auch für Beides weder Sinn noch Neigung spürt. Die anderen Glieder müssen diese Rücksichten als Rücksichten zu achten verstehen, mit gleichen Rücksichten vergelten und endlich, da sie selbst sich zu leiten unfähig sind, die Leitung dem Hausherrn überlassen. Die Logik, die mit der möglichsten Rücksichtnahme die Ethik und die Aesthetik leitet, nenne ich Vernunft.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus dem Chaos von Zweifeln, Fragen, Beobachtungen, Plänen, Ent-

würfen drängen sich jedem — auch dem flüchtigsten, sorglosesten — Betrachter zwei Gedanken auf: Wie konnten die Juden sich so lange erhalten? Und woher stammt der Haß, mit dem fast alle Nationen dieses Volk verfolgen?

So lange ich im Ghetto unter dem Einfluß des Talmuds lebte, fiel mir die Antwort nicht schwer. Gott hatte die Juden zum ewigen Volk auserwählt und dem Haß und den Verfolgungen der Völker preisgegeben, um sie zu prüfen, zu läutern und der künftigen Weltherrschaft würdig zu machen. Seit ich, durch die in das Ghetto eingedrungenen Strahlen einer fremden Kultur geblendet, das Vertrauen zur talmudischen Weltanschauung verloren hatte, konnte mich diese Antwort nicht mehr befriedigen. Ich mußte nun eine natürliche, in dem Wesen der Dinge begründete Lösung meines Problemes finden. Und ich war überzeugt, daß ich diese Antwort nur bei den Aufgeklärten, bei den von moderner Bildung und Erkenntniß erleuchteten Männern da drüben finden konnte. Und so zog ich hinaus zu den Männern des Landes, von dem die Strahlen der Aufklärung mir gekommen waren, und trat vor sie hin und sprach: Saget an, Ihr erleuchteten Geister, die Ihr den Himmel entgöttert, den Planeten neue Bahnen zugewiesen, Raum und Zeit überwunden und der Natur nie geahnte Geheimnisse entrissen habt, — saget an, nach welchen Gesetzen diese vor achtzehn Jahrhunderten nach allen Windrichtungen zersprengten, von Land zu Land, von Volk zu Volk gehetzten Judenhaufen gegen die Alles auflösende Macht der Zeit in ihrer nationalen Kraft unversehrt sich zu erhalten vermocht haben, während alle anderen Völker, den Blumen des Feldes gleich, blühen, welken und vergehen? Und als ich so gesprochen hatte, zuckten meine Gewährsmänner die Achseln und sagten: Unsere Kenntniß des Judenthumes ist gering und flach und reicht nicht hin, um Deine Wißbegierde zu befriedigen. Aber wende Dich doch an die hochweisen Lehrer und Führer des modernen Judenthumes, die ja so viel über die Geschichte ihres Volkes gesagt haben; sie werden Dir wohl Auskunft geben können.

Und ich that, wie mir gerathen wurde; und siehe: bei den Lehrern des modernen Judenthumes wurde mir die gewünschte Antwort. Gott hatte einst den Juden eine der erhabensten Ideen offenbart: die Idee des Monotheismus. Um diese Idee zum Gemeingut der Menschheit zu machen, hat er die Juden unter die Nationen als Lehrer und Ermahner zerstreut; und nicht eher wird er sie aus dieser Zerstreuung erlösen, bis sie ihre Mission erfüllt haben werden. Bis dahin aber wird es ihnen ergehen, wie es stets allen Propheten und edlen Männern ergangen ist, die dem Pöbel irgend eine Wahrheit beibringen wollten: sie werden gesteinigt und gekreuzigt. So sprachen die modernen Lehrer und Führer Israels. Und ich fand ihre Rede klug und schön und glaubte mich befriedigt. Als ich aber in mein Kämmerlein ging und mir diese Rede näher betrachtete, sie ihres phrasenhaften Schmuckes entkleidete und den Kern herausschälte, da grinste mich das altbekannte Sprüchlein an, mit dem man uns da drüben im Ghetto seit so vielen Generationen eingelullt hatte: Gott hatte die Juden zum ewigen Volk auserwählt, — und so weiter. Und diese Ghettomenschen konnten wenigstens ihr Sprüchlein mit voller Ueberzeugung herunterleiern. Für sie war die ganze Erscheinungwelt nur ein Komplex von wunderbaren Gottesfügungen. Die Menschheit hatte für sie keinen anderen Daseinszweck als den einen: den Läuterungprozeß des jüdischen Volkes zu fördern. Die modernen Juden aber,



die in Schule und Leben Natur und Menschen kennen gelernt haben, sie durften nicht sagen, daß Gott auf eine wunderbare Weise ein Volk zu einem bestimmten Zweck sich ausgewählt habe, daß die Kulturvölker, unter denen sie leben, deren Ideen sie achten und bewundern gelernt haben und deren Kulturleistungen sie nicht mehr entbehren können, daß diese Völker Barbaren seien, die erst von den Juden Heil und Erleuchtung erhalten müßten. Sie durften vollends nicht den Judenhaß als die Folge eines sittlichen und kulturellen Tiefstandes der Völker erklären.

Enttäuscht gab ich nun jeden weiteren Versuch, auf diesem Wege eine Lösung meines Problemes zu finden, auf und machte mich daran, diese Lösung auf eigene Faust zu suchen. Ich ließ alle Phasen der jüdischen Geschichte an meinem Geist vorüberziehen.

„Und ich werde Dich zu einem großen Volk machen und Dich segnen und durch Dich werden gesegnet werden alle Völker der Erde." Mit diesen kühnen Erwartungen läßt die Bibel den ersten Juden in die Ferne ziehen. Wie ganz anders aber sollten sich die Dinge in der Wirklichkeit gestalten! Schon bei seinem ersten Auftreten sehen wir ihn in Konflikte mit seiner Umgebung verwickelt. Und diese Konflikte steigern sich mit der Zunahme seines Geschlechtes und erreichen in Egypten den Höhepunkt. „Und es graute den Egyptern vor den Kindern Israels." Endlich war es den Israeliten gelungen, ein Heim sich zu gründen. Aber innere Zwistigkeiten und äußere Feinde rüttelten unablässig an den Grundlagen ihres Staates, bis er endlich zusammenbrach. Seitdem bildet die jüdische Geschichte eine ununterbrochene Kette von Verfolgungen. Griechen, Römer, die islamischen und christlichen Völker des Mittelalters und der Neuzeit: sie alle wetteifern mit einander, die kühne Verheißung, mit der der Stammvater des Judenvolkes in die Welt gezogen war, zu Schanden zu machen.

Bei dieser Betrachtung drängte sich mir ein Gedanke auf, den ich, so sehr auch das durch Erziehung und Vererbung mir überkommene Gefühl dagegen sich sträubte, nicht abzuweisen vermochte. Wenn ein Unternehmen nach langem Gedeihen ins Stocken gerathen ist, so mag man das Recht haben, über die Ungunst der Zeit und der Umstände zu klagen und auf eine bessere Zukunft zu hoffen. Wenn aber das Unternehmen von Anfang an als unglücklich sich erwiesen hat und im Lauf der Zeit immer ungünstiger sich gestaltet: mit welchem Recht will man da über Zeit und Umstände klagen und auf eine bessere Zukunft hoffen? Es ist eben ein verfehltes Unternehmen, für das es nur einen einzigen Ausweg giebt: die Liquidation oder den Konkurs.

So sah ich vor eine ganz neue Frage mich gestellt, in deren richtiger Beantwortung die Lösung des Problemes, von dem ich ausgegangen war, liegen mußte. Welche Grundidee hat das Judenthum? Daß diese Idee verfehlt war, hatte ich durch Induktion festgestellt. Woran aber das Verfehlte dieser Idee lag und wodurch sie trotzdem bis jetzt sich zu erhalten vermochte: um Das zu erklären, mußte ich das Wesen dieser Idee oder das Wesen des Judenthumes überhaupt ermitteln.

Drei Quellen boten sich mir: die Bibel, die talmudisch-rabbinische Literatur und das praktische Leben der modernen Juden. Als eine vierte Quelle hätte mir die assyrisch-babylonische Keilschriften-Literatur dienen können. Und sie wäre die werthvollste, weil sie die Urgeschichte der Juden aufzuhellen und die von

späteren Einflüssen ungetrübten Wesenszüge dieses Volkes zu zeigen vermocht hätte. Doch bei genauerer Prüfung fand ich die Ergebnisse dieser Literatur für die Geschichte des Judenthumes zu gering und diese geringen Ergebnisse auf zu schwachen Füßen stehend, als daß ich sie für meinen Zweck hätte gebrauchen können. Die übrigen Quellen gaben zwar die gesuchten Züge nicht ohne Trübung wieder, aber sie lagen doch in dem Bereich meines Erfahrung- und Prüfungsvermögens; und ich glaube, durch eine hier anzudeutende Methode das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden zu können.

Hat Jemand, sagte ich mir, durch die Einwirkung der Verhältnisse Eigenschaften angenommen, die seinem Wesen fremd oder entgegengesetzt sind, so wird er offenbar diese Eigenschaften einbüßen, wenn er unter neue Verhältnisse gerathen ist, die von den früheren verschieden oder ihnen entgegengesetzt sind. Behält er aber irgend welche Eigenschaften unter den mannichfachsten Umständen, so sind diese Eigenschaften offenbar wesentlich oder — da schließlich alles Wesentliche in irgend einer Zeit geworden sein muß — der Niederschlag von Verhältnissen, die intensiver und länger gewirkt haben müssen als die uns bekannten Verhältnisse. Nun suchte ich beim Judenthum die Züge auf, die die ganze biblische und talmudisch-rabbinische Literatur durchlaufen und noch jetzt bei den Juden zu finden sind. Diese dem Judenthum unzweifelhaft wesentlichen Züge führte ich auf eine Einheit zurück und erhielt das folgende Resultat: Die Grundidee oder das Wesen des Judenthumes besteht in dem Streben, die Alleinherrschaft der Ethik zu begründen und die Logik und die Aesthetik, sofern sie nicht ethischen Zwecken dienen, rücksichtlos zu bekämpfen.

Nach dem Beispiel der orientalischen Familie haben die Juden ihren Gott als einen weisen, guten, frommen Patriarchen gebildet, der mit liebevoller Hingebung, aber unumschränkt, über die Seinen schaltet und waltet und mit unnachsichtlicher Eifersucht auf seiner Selbstherrschaft besteht. Er ist ein Held, unbesiegbar im Kampfe und unerbittlich, wo es gilt, die Seinen zu rächen. Und wie nach außen, so versteht er auch nach innen die Sache der Seinen zu leiten. Er kennt keinen anderen Zweck als den, seine Kinder zu braven, frommen und tüchtigen Bürgern heranzuziehen. Diesem Ziel führt er sie mit sicherer Hand entgegen, auf geradem Weg, über alle Sinnesverlockungen und Verstandesgrübeleien hin. Nie fragt er, ob Etwas schön oder wahr ist, sondern nur, ob es nützlich, gut und heilig ist. Was diesem Zweck nicht entspricht, ist verwerflich, mag es noch so schön und wahr sein.

„Ehre Vater und Mutter, damit Du lange lebest in dem Lande, das Dein Gott Dir giebt." „Das Leben und den Tod habe ich Dir vorgelegt, den Segen und den Fluch, Du sollst das Leben erwählen". „Heilig sollt Ihr sein, denn heilig bin ich, der Herr, Euer Gott".

Diese die ganze Stufenleiter der Ethik durchlaufenden Grundsätze beherrschen die gesammte Literatur des Judenthumes und treten in den markantesten Zügen noch heute im Leben dieses Volkes hervor. Und wahrlich: wer Sinn und Verständniß für sittliches Wollen und sittliche Größe hat, muß mit staunender Ehrfurcht zu der sittlichen Höhe hinaufblicken, die das Judenthum im Verlauf seiner Geschichte erklommen hat. Was keinem anderen Volke auch nur annähernd gelungen ist und kaum je einem gelingen wird: bei der höchsten Bewerthung des

Einzelnen das möglichst beste und glücklichste Gemeinwohl zu gründen: Das hat das Judenthum bis zu einem gewissen Grade dadurch erreicht, daß es seinem himmlischen Vater zu Liebe Gut und Leben stets dem Gemeinwohl zu opfern bereit war. Aber freilich nur bis zu einem gewissen Grade. Denn trotz der beispiellosen Energie, die die Juden aufboten, um ihr Ziel zu erreichen, mußten sie doch bei der Einseitigkeit ihres Strebens auf Grenzen stoßen, an denen alles menschliche Wollen zerschellt. Da nur die Ethik herrschen sollte, hatten die Juden den Kampf gegen die von der Natur den Menschen eingeprägten ästhetischen und logischen Anschauungweisen aufzunehmen. Und im Kampf gegen die Natur mußten sie unterliegen.

Der in der Bibel immer von neuem auftauchende Abfall der Juden von ihrem Gott und die fast von allen Propheten mit leidenschaftlicher Erbitterung gerügten Frevelthaten dieses Volkes waren im Grunde nichts Anderes als das elementare Hervorbrechen der unterdrückten ästhetischen und logischen Bedürfnisse. Man war es müde, zu einem stets nach Zwecken fragenden, den sinnlichen Genüssen feindlich gegenüberstehenden heiligen und unnahbaren Gott hinaufzublicken. Immer von Neuem brach das unabweisbare Verlangen nach Göttern hervor, die nach gemeiner Menschenart lebten und leben ließen, die das Fleisch nicht verachteten und den Schönheitsinn ihrer Anbeter befriedigten. So sehen wir während des ganzen biblischen Zeitalters die beiden Gegner in gigantischem Ringen gegenüberstehen. Plump der eine, aber von unversiegbarer und unzerstörbarer Kraft; minder stark der andere, aber schlau und behend mit unerschöpflicher Energie dem Anprall des Gegners ausweichend oder, wo es nicht mehr möglich ist, vor ihm sich duckend, um ihn dann rücklings anzufallen. So standen Ethik und Aesthetik einander gegenüber.

In den ersten Anfängen der jüdischen Geschichte bewegte sich der Kampf gegen die Aesthetik noch in engen Grenzen. Man begnügte sich mit der Bekämpfung des dem Natursinn des Menschen entsprungenen Götzendienstes. Als aber das Fleisch sich ungeberdig zeigte und die ihm gesetzten Schranken immer wieder durchbrach, nahm der Kampf an Heftigkeit und Ausdehnung zu und artete endlich in eine alle Grenzen des Möglichen überschreitende Raserei aus. Man suchte die Quelle zu verstopfen, aus der die unbesiegbare Neigung zum Götzendienst floß. Da man ihr nicht beizukommen vermochte, suchte man ihren Einfluß durch Entfernung und Absonderung zu unterbinden. Alles, was nicht ethischen Zwecken diente: die Menschen ringsum, das pulsirende Leben, die ganze Natur wurde für unrein erklärt; sie zu berühren, zu genießen, war erst gestattet, wenn es unumgänglich nöthig wurde, und auch dann nur unter zahllosen Beschränkungen. Den ungeheuerlichen Zustand, in dem das Judenthum vor dem Zusammenbruch seines Staates lebte, zeichnet grell das bittere Spottwort: Sie wollen den Sonnenball reinigen!

Mit dem selben Fanatismus, aber, da der Gegner keinen so schroffen Widerstand entgegensetzte, in etwas milderer Form, wurde der Kampf gegen die Logik geführt. Wenn Jehova sich Israel zum Lieblingsohn auserkoren hatte, so mußte bei diesem winzigen Volk der Wahn sich herausbilden, daß alle Nationen, wie nach damaliger Anschauung die Planeten um die Erde, um Israel sich drehen. Ob sie zu Macht und Sieg gelangen oder der Schmach und dem

Untergange preisgegeben würden: das Alles hing von dem Interesse Israels ab und von dem jeweiligen Verhältniß, in dem es gerade zu seinem Gott stand. Denn Jehova war nicht nur ein guter, sondern auch ein strenger Vater, der unnachsichtlich über seinem Liebling, wenn er gefrevelt hatte, die Zuchtruthe schwang. Er führte Nationen als Geißel herbei und verlieh ihnen Macht, den widerspenstigen Liebling zu züchtigen, bis er reumüthig zu seinem Vater zurückkehrte. Diese Auffassung konnte sich bei den Juden so lange ungestört erhalten, wie sie noch mit einigen nomadisirenden Räuberbanden ihrer Umgebung sich herumzuschlagen hatten. Da luden sie ihren Jehova, nachdem sie ihn in gute Laune gebracht hatten, auf einen Wagen und zogen mit ihm. unter Pauken und Trompetenschall, frisch und fröhlich gegen den Feind. Und wenn sie dann siegreich zurückgekehrt waren, stimmten sie ein Loblied auf die Heldenthaten Jehovas an, der sich wieder als den mächtigsten unter den Göttern gezeigt hatte. War aber der Krieg mit ihrer Schmach und Niederlage beendet, so war eben Jehova wegen ihrer Sünden erzürnt und hatte sie züchtigen lassen. Sie brauchten sich also nur ihrem Gott wieder zu versöhnen: dann konnten sie an ihren Bedrückern blutige Rache nehmen.

Aber diese idyllische Zeit sollte nicht lange währen. Am Kreuzpunkte der die ganze alte Welt darstellenden drei Welttheile liegend, konnte Palästina für die Dauer dem Geschick nicht entgehen, in das Gewühl der um die Weltherrschaft ringenden Nationen hineingezogen zu werden. Eroberer kamen und gingen, zerstampften die Gefilde Israels, machten seine Bewohner tributpflichtig oder schleppten sie in die Gefangenschaft. Nun war die Fiktion von dem unbesiegbaren Jehova nicht mehr so leicht zu erhalten; denn die Thatsachen bewiesen unzweideutig, daß Rah, Bel, Aschur, und wie sonst die Götter der jeweiligen Großmächte hießen, mächtiger waren als der Gott Israels. Und während jedes andere Volk in diesem Fall stets aus den Thatsachen die Konsequenzen zu ziehen gewußt und zu dem Gott sich bekehrt hat, dem der Sieg zugefallen war, blieb für Israel Jehova nach wie vor Leiter und Lenker der Schlachten, die zwischen den Großen der Erde geschlagen wurden. Er ließ die Völker steigen und sinken, — um Israels willen.

Aber der gemeine Mann vermochte die Rathschläge Jehovas nicht zu ergründen. Das konnten nur einige Auserwählte, denen Jehova von Zeit zu Zeit seine Absichten zu offenbaren pflegte. Die wußten ganz genau, warum die Assyrer die Egypter, die Babylonier die Assyrer, die Perser die Babylonier schlugen. Das Alles war für und durch Israel geschehen. Und sie wußten auch, wie die Juden sich zu verhalten hatten, um der drohenden Gefahr zu entgehen und den heranziehenden Feind in die Flucht zu schlagen. Sie brauchten nur vertrauensvoll an ihren Jehova sich zu wenden, ihn reuevoll um Vergebung für ihre Sünden zu bitten und ihm fortan treu und gehorsam zu dienen: und Alles wandte sich plötzlich zum Guten. Doch Israel war von je her ein treuloses, undankbares und verlogenes Volk. So viele Beweise seiner Allmacht Jehova ihm auch schon gegeben und mit so vielen Wohlthaten er es überhäuft hatte: stets war dieses Volk geneigt, Jehova zu verrathen, seine Gebote zu verachten und mit fremden Göttern zu buhlen. Und wenn sie sich demüthig ihrem Gott nahten und ihm Reue und Gehorsam gelobten, trugen sie Heuchelei im Herzen

und Lug auf den Lippen. Niemals hörten sie auf, heimlich Götzen zu dienen, von den Geboten ihres Gottes abzuweichen. Als Warnungen und Drohungen nicht halfen, rief Jehova Völker herbei, um Israel zu züchtigen und zu demüthigen. Und als auch Das nichts half, kannte Jehova kein Erbarmen mehr. Er ließ Israels Männer und Frauen und Säuglinge niedermetzeln und die Ueberlebenden in die Gefangenschaft schleppen. Aber als der Zorn verraucht war, erbarmte sich Gott seines Lieblings und führte ihn zurück in sein Land.

Nun war Israel von seinem Trotz und Leichtsinn geheilt. Es hatte erfahren, wie unnachsichtig und erbarmunglos streng Jehova sein konnte, wenn er zürnte. Und man nahm sich vor, ihn nie mehr zu erzürnen. Spurlos verschwand bald der Götzendienst aus dem jüdischen Leben. Man warf sich mit einem unermüdlichen, kein Opfer scheuenden Eifer auf das Studium der Heiligen Schriften, um die Gebote Jehovas zu erforschen und getreulich erfüllen zu können,

Aber ein tragisches Geschick waltete über Israel. Man mochte noch so peinlich die Gesetze Jehovas beobachten, noch so sehr den Leib kasteien und in Sack und Asche Buße thun: nie wollte es gelingen, das Verhältniß zu Jehova so innig wie in den Tagen der Vorzeit wiederherzustellen. Jehova schien seine Kinder immer mehr zu vernachlässigen. Er ließ sie unter dem Joch der Heiden seufzen, schmachten und zusammenbrechen. Und als das Maß der Leiden voll, der Druck der Griechen und Römer unerträglich geworden war, begann man, an Jehova irr zu werden. Hiobnaturen traten auf und schleuderten Jehova verzweifelte Anklagen ins Gesicht. Treulos und ungerecht bist Du, riefen sie ihm zu. Wir haben für Dich Alles gethan, was in unseren Kräften lag, wir haben Dir gedient mit Habe und Gut, mit Herz und Seele. Wir haben unser Bestes hingeopfert, um Deinen Namen zu heiligen. Du aber hast Deine Getreuen verkauft, verrathen, hast sie den mordgierigen Heiden erbarmunglos preisgegeben. Und Andere riefen ihm mit bitterem Spott zu: Wache auf, o Herr! Warum schläfst Du? Hörst Du nicht, wie die Heiden toben und höhnen? Wo ist denn der Gott, dem Ihr vertrauet habet, Euer allmächtiger, unbesiegbarer Jehova? Doch solche Verzweiflungausbrüche glichen im Grunde einer Selbstzerfleischung. Jehova war tief in das Herz der Juden hineingewachsen: er war ihr Odem, ihr Leben. Und wenn sie sich von ihm losreißen wollten, mußten sie verbluten, verenden.

So waren die Führer der Juden in der Lage eines Menschen, der, um zu spekuliren, dem Vermögen seiner Mündel anfangs kleinere Summe entwendet, in der guten Absicht, ihr Vermögen zu vergrößern; da aber seine Unternehmungen mißglücken, nimmt er, in verzweifelnder Waghalsigkeit, immer größere Summen, bis er sich und seine Mündel ins Verderben gebracht hat. Mit einer harmlosen, bei den obwaltenden Verhältnissen wohl nützlichen Lüge hatte man angefangen, als man den Juden einredete, der allmächtige Jehova habe sie zu seinem Liebling und Schützling auserkoren. Und um den Bankerot der ersten Lüge aufzuhalten, mußte man zu immer größeren Lügen greifen. Als es endlich keinen Ausweg mehr gab, wagte man einen Schritt, der für das Judenthum die Ursache Jahrtausende langer qualvoller Leiden werden sollte. Um der lästigen, jedwedes Lügengespinnst schonunglos zerstörenden Kritik der Wirklichkeit zu entgehen, verwies man die Leute auf einen in der ferneren Zukunft zu erwartenden Messias, auf

einen Jüngsten Tag, wo Jehova Generalabrechnung halten und Israel zu Glanz und Herrlichkeit gelangen lassen und seinen Widersachern Schmach und Pein zufügen würde.

Aber auch hierbei blieb man nicht stehen. Man stellte dem einzelnen Juden für seine Leiden hienieden Genugthuung und Belohnung in Aussicht und gab ihm die Hoffnung ins Grab mit, am Jüngsten Tag geweckt zu werden, um an der Herrlichkeit seines Volkes leibhaftig theilzunehmen. Und da es nicht Jedermanns Sache ist, auf so allgemeine, in weiter Ferne liegende Versprechen hin sein Lebensglück zu opfern, wurde auch noch eine zeitlich näher liegende und die individuellen Ansprüche mehr befriedigende Belohnung in Aussicht gestellt. Jehova schrieb genau die Thaten und Leiden jedes Juden auf. Und Jehova war ein guter und genauer Zahler, — im Jenseits, nach dem Tode. Unter solchen verzweifelten Anstrengungen, die Alleinherrschaft der Ethik auf Kosten der Logik und Aesthetik zu erhalten, krachte das jüdische Staatsgebäude in allen Fugen und brach unter Titus schließlich zusammen.

Es ist das Gesetz aller organischen Gebilde, daß sie den benachbarten Gebilden sich anpassen, mit ihnen sich verbinden und nach Verlöschen ihrer Funktionkraft in andere, kräftigere Gebilde sich auflösen. Im gewöhnlichen Leben spricht man da von Entwickelung und Tod; der Grieche aber sagt: Alles fließt. Entzieht sich ein Gebilde aus irgend welchen Gründen diesem Fluß, so geräth es in einen Zustand, den man Fäulniß nennt, und diese Fäulniß greift auch auf die benachbarten Gebilde über und bewirkt bei ihnen eine Erscheinung, die man Krankheit nennt. Dieses Gesetz des Werdens und Vergehens gilt allgemein. Pflanze, Thier, Mensch und Staat: sie blühen, entwickeln sich und gehen, wenn ihre Zeit gekommen ist, in andere Gebilde auf. Und nicht nur die Gebilde der Erscheinungwelt, sondern auch alle Ideengebilde, mögen es Meinungen einzelner Menschen sein oder Wahrheiten, die die ganze Menschheit als ewig giltig anerkannt hat: alle müssen, wenn ihre Blüthe und Entwickelungzeit um ist, verschwinden und neuen Meinungen und anderen „ewigen Wahrheiten“ Platz machen. So sehen wir im Verlauf der Menschheitgeschichte Völker auftauchen, die in mächtigem, unaufhaltsamen Siegeslauf die Welt durchschreiten und am Ende in andere Völker untertauchen und mit ihren Göttern, Heroen, Ideen und Wahrheiten verschwinden. Tot sind die Egypter, tot die Assyrer, die Babylonier, Perser, Griechen, Römer; tot ist Alles, was sie verehrt und erdacht haben. Und nie wird es gelingen, die dem Moder entrissenen Mumien und Schriftzeichen dieser Völker für uns wieder lebendig zu machen.

Nur den Juden war es vorbehalten, sich gegen dieses Gesetz des Werdens und Vergehens aufzulehnen und zu ihrem und ihrer Mitmenschen Unglück ihren Auflösungprozeß Jahrtausende lang aufzuhalten.

Aus dem eigenen Land vertrieben, macht- und schutzlos nach allen Windrichtungen versprengt, hätte jedes andere Volk den unabänderlichen Verhältnissen sich gefügt und von den Völkern, unter die es gerathen war, sich aufsaugen lassen. Nicht so die Juden. Für sie gab es keine unabänderlichen Verhältnisse, kein allgemein giltiges Kausalgesetz. Für sie mußte alles Geschehen einen Zweck haben, mußte der Ausfluß einer sittlichen Ordnung sein. Und das höchste Prinzip der Sittlichkeit war Jehova. Jehova hatte sie zum ewigen Volke auserkoren;

durch seine Propheten hatte er ihnen verkündet, daß Himmel und Erde eher vergehen, als daß sie je aufhören würden, ein Volk zu sein. Und Jehovas Wort mußte in aller Ewigkeit wahr bleiben. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, konnte der Zusammenbruch ihres Staates nur eine Episode sein. Nicht durch die Uebermacht der Römer waren sie besiegt worden, sondern Jehova hatte sie wegen ihrer Sünden für eine Weile aus ihrem Lande vertrieben. Und es lag nah, daß man nun nicht mehr mit den Römern, sondern mit Jehova sich abzufinden hatte. Man brauchte ihn nur durch strenge Befolgung seiner Gebote günstig zu stimmen: und er war bereit, seinen Messias zu senden und seinen Liebling zu erlösen.

Aber die Naturgesetze gleichen dem Fluthen des Meeres und die Menschen gleichen den Kindern, die zur Zeit der Ebbe am Meeresstrand ihre Burgen und Schlösser bauen. Mit Genugthuung blicken sie auf das mühevoll errichtete Werk, wie es, auf festem Grund ruhend, stolz in die Höhe emporragt, und wähnen in ihrer Unerfahrenheit, daß ihre Gebilde für alle Ewigkeit unerschüttert bleiben werden. Doch ehe man sichs versieht, tritt die Fluth an diese Gebilde heran und nagt mit unerschöpflicher Zähigkeit an ihren Grundlagen, bis sie endlich wie ein Kartenhaus zusammenstürzen.

Von einem solchen Geschick hätte auch die Wahnvorstellung von einer allem Geschehen immanenten Zweckmäßigkeit, deren Endziel das Heil Israels war, ereilt werden müssen. Sie wäre bei der Berührung mit der Wirklichkeit zusammengestürzt und hätte das jüdische Volk, das sich von dieser Vorstellung nicht befreien konnte, mit sich in den Abgrund gerissen, wenn nicht die Pharisäer — oder, wie sie später genannt wurden, die Talmudisten — gekommen wären und den Dingen eine neue Wendung gegeben hätten. Man mag die Leistung dieser Männer vom Standpunkte der Kultur und Humanität noch so sehr bedauern und verurtheilen: Bewunderung verdient ihr genialer Blick und die beispiellose Energie, mit der sie ihr Werk in Angriff genommen und vollbracht haben.

Bis zur völligen Auflösung seines Reiches hatte das Judenthum stets an dem Widerspruch gekrankt, daß es Jehova zwar als den Lenker seines Geschickes ansah und dennoch, um selbst sein Schicksal zu gestalten, wie andere Völker gegen den Feind in den Krieg zog. In den Anfängen der jüdischen Geschichte, wo man sich Jehova als einen Feldherrn dachte, der seinem Volk in den Krieg voranzog, kam dieser Widerspruch noch nicht so sehr zum Bewußtsein. Seit der ethische Grundgedanke des Judenthumes aber stärker hervortrat und Jehova zum einzigen, unumschränkten Lenker alles Geschehens gemacht hatte, wurde der Widerspruch immer stärker fühlbar. So sehen wir zuletzt Propheten mit der ernsten Forderung auftreten, im Kriegsfall auf jede Selbsthilfe, die nach ihrer Auffassung ein Mißtrauen gegen die Allmacht Jehovas bedeutete, zu verzichten und vertrauensvoll ihr Geschick in die Hand Gottes zu legen. Und da sie zur Unterstützung dieser Forderung auf zahlreiche Thatsachen in der biblischen Geschichte hinzuweisen vermochten, wo Jehova ohne Schwertstreich gewaltige Heere niedergeworfen hatte, fand ihre Forderung, so unsinnig sie auch klingen mochte, immer mehr Beifall.

So lange die Juden noch in ihrem Land waren, konnten sie aber der Versuchung nicht entgehen, da, wo Jehova ihrer Sünden wegen von ihnen sich

abgewandt und sie dem Feind preisgegeben hatte, ihr Heil selbst zu versuchen. Erst nach dem furchtbaren Ende des letzten Aufstandes unter Hadrian wurde die Selbsthilfe für immer aufgegeben und die Partei des Gottvertrauens die allein herrschende. Und diese Partei waren die Talmudisten. Vor mannichfache Aufgaben sahen sie sich gestellt. Die an dem palästinensischen Boden haftenden und an dem Dualismus zwischen Gottvertrauen und Selbsthilfe krankenden Einrichtungen und historischen Ueberlieferungen der Bibel paßten nicht mehr für ein Volk, das verfolgt, verachtet ist und in der Fremde sich umhertreiben und gegen alle Angriffe einzig durch Beugen, Ducken und zeitweiliges Untertauchen sich vertheidigen soll. Und so machten die Talmudisten aus dem in der Bibel mit strotzender Jugendkraft, mit Panzer und Schwert gegen den Feind ziehenden Jehova einen frommen, hypochondrischen Greis, der nachts von seinem Lager aufsteht und jammert, daß er seine Kinder aus ihrem Lande vertrieben habe, der morgens nach der Weise der frommen Juden die Gebetriemen anlegt und seine Gebete verrichtet, der für die Verpflegung der Seinen sorgt und über das Benehmen eines Jeden genau Buch führt und nach verrichteter Tagesarbeit zur Erholung sich mit Heirathvermittlungen befaßt. Und wie Jehova, erging es allen biblischen Helden. Aus dem in Raub und Kriegszügen ergrauten David wurde ein Mann, der Tag und Nacht in seiner Klause gehockt und über talmudischen Problemen gebrütet hatte.

Dasselbe Schicksal hatten die biblischen Feste. Das ursprüngliche Aehrenfest war schon in einer früheren Periode in ein Passah- und Erlösungfest umgewandelt worden. Nun wurde auch aus dem Feste der Erstlinge ein Offenbarungsfest, aus dem Posaunenfest ein Tag des Gerichtes. Der Esthertag, dieses echte Golusfest zur Erinnerung an die durch Fasten und Gebete bewirkte Errettung der Juden, wurde als das größte aller Feste gefeiert, während die Erinnerung an die in der jüdischen Geschichte beispiellos dastehenden Heldenthaten der Makkabäer zu dem klang- und sanglosen Fest eines wunderbaren Oellämpchens herabsank. Alle Einrichtungen und Erinnerungen, die man nicht in diese Golusschablone hineinpressen konnte, wie der Opferdienst und die levitischen und priesterlichen Funktionen und Aemter, wurden einfach abgeschafft oder — wie man vorgab — bis zur Ankunft des Messias aufgeschoben.

Aber damit war nur der von der Vergangenheit überkommene Ballast beseitigt oder durch zeitgemäße Modifikationen brauchbar gemacht. Die Hauptaufgabe war nun, die in zersprengten Haufen und unter den verschiedensten Völkern lebenden Juden so auszurüsten, daß sie von den Wirthvölkern nicht aufgesogen werden können.

In der richtigen Voraussicht, daß die Juden unter so abnormen Lebensbedingungen einer sehr trüben Zukunft entgegengehen müßten, waren die Talmudisten vor Allem darauf bedacht, den Werth der diesseitigen Lebensgüter auf das niedrigste Maß herabzudrücken. Das Leben hi nieden war nur ein Vorhof für das jenseitige Leben und alles Thun und Leiden in dieser Welt hatte nur dann Werth und Bedeutung, wenn es für das jenseitige Heil fördernd war. Fördernd für das jenseitige Heil waren nicht Reichthum, Macht und Lebensgenuß, sondern ein frommer, bußfertiger Lebenswandel, Wohlthätigkeit und das Studium der Heiligen Schrift. Und weil das jenseitige Leben einen absoluten, das diesseitige



aber nur einen relativen Werth hatte, konnte man da, wo die Nothwendigkeit einer Wahl an den Einzelnen herantrat, keinen Augenblick zögern, das Diesseits für das Jenseits hinzugeben.

War nun jedem Versuch, die Juden auf gewaltsamem Wege von ihrem Gott abtrünnig zu machen, vorgebeugt, so wurde noch durch eine möglichst vollständige Isolirung dafür gesorgt, daß nicht der Nachahmung- und Anpassungtrieb freiwillig bewirke, was der Zwang nicht vermochte. Das biblische Speiseverbot, die Untersagung der Vermischung mit fremden Völkern wurde so streng verschärft, daß jede nicht rein geschäftliche Berührung mit Andersgläubigen unmöglich war. Alles, was den Gojim heilig war, ihre Gebräuche und Sitten, die Erzeugnisse ihres Geistes und ihrer Hände, wurde für unrein und verdammenswerth erklärt. Man gab schließlich die Parole aus, der Jude müsse stets anders handeln und denken als die Gojim.

Um die Juden unter diesen abnormen Lebensbedingungen geistig und physisch zu erhalten, wurde ihnen das Studium des Talmuds, des aus den verschiedensten griechisch-römischen und persischen Wissens- und Erkenntnißgebieten zusammengerafften Schatzes, den man von dem Geiste des Golus zersetzen und auffaugen ließ und durch eine vor keiner Willkürlichkeit zurückscheuenden Interpretation durch die engen, unwegsamen Kanäle der biblischen Weltanschauung gepreßt hatte, zur wichtigsten Lebensaufgabe gemacht. Dann wurden sie, die unter den schwierigsten und traurigsten Verhältnissen zu leben hatten, mit einer Menge guter, vernünftiger Lebensregeln versehen. Von der Ansicht ausgehend, daß ein reines, tugendhaftes Familienleben die Grundbedingung der Lebenskraft und Lebensfähigkeit sei, haben die Talmudisten den Vorschriften über die Eheschließung, das Zusammenleben der Eheleute und die Kindererziehung die größte Sorgfalt gewidmet. Nicht Geld und Schönheit, sondern Tüchtigkeit und Tugend sollten bei dem Eingehen einer Ehe entscheidend sein. Der Mann mußte das Weib höher als sich achten; das Benehmen der Eheleute gegen einander sollte ernst und schamhaft sein; doch durfte das freundliche Entgegenkommen, das den Aufenthalt Gottes im Hause ermöglicht, nicht fehlen. Besonders streng wurde das Laster bekämpft. Das achtzehnte Lebensjahr war der letzte Termin für den Junggesellen. Wer bis dahin nicht geheiratet hatte, verfiel dem Fluch Gottes. Die Selbstbefleckung war ein ungeheurer Frevel und selbst ein unsittlicher Gedanke schon ein Verbrechen. Verboten war, eine fremde Frau anzusehen oder mit ihr allein im Zimmer zu verweilen. Und wie das Familienleben, wurde auch das Gesellschaftleben durch einen reinen, gesunden und guten Ton gekräftigt, gehoben und geklärt. Stolz und Uebermuth waren einer Gotteslästerung gleich. Die Lüge wurde als das abscheulichste Laster bekämpft. Freundliches und liebevolles Betragen gegen Jedermann wurde dringend empfohlen. Gastfreundschaft gehörte zu den schönsten Tugenden und Mildthätigkeit war die Weltstütze. Wer nicht schamhaft, barmherzig und dankbar war, durfte sich nicht zum jüdischen Stamm zählen.

Auch für die Erhaltung der Gesundheit wurde gesorgt. Wer nicht täglich ein Bad nehmen konnte, mußte es wenigstens jeden Freitag thun. Freiwilliges Fasten, der Verzicht auf den Genuß des Fleisches und des Weines ist eine Sünde. Nur dürfen auch nicht die Grenzen der Mäßigkeit und Bescheidenheit überschritten

werden. Der Erinnerung an die Zerstörung Jerusalems muß durch manche Entbehrungen im Essen und Trinken, in der Kleidung und häuslichen Einrichtung Ausdruck gegeben werden. Sang und Tanz und Zechgelage, die zu den rituellen Festlichkeiten nicht gehören, sind untersagt. Hazardspieler sind ihrer Glaubwürdigkeit verlustig und dürfen zu keiner Zeugenaussage zugelassen werden.

Das ist die Entwickelungsgeschichte der Idee des Judenthumes. Diese Idee, die Alleinherrschaft der Ethik zu stabiliren und Aesthetik und Logik, sofern sie nicht für ethische Zwecke zu brauchen waren, rückhaltlos zu bekämpfen, hat alle staatlichen und nationalen Fesseln gesprengt, die Juden von der Natur gelöst und sie dann mit einer Kruste umgeben, die sie von außen gegen jeden Reiz unempfindlich machte und von innen mit so viel Lebenskraft ausstattete, wie nöthig war, um sie in ihrem lethargischen Zustand bis zu der Zeit zu erhalten, da ihr Ideal Wirklichkeit werden kannte. Das war der Entwickelungsgang des Judenthumes bis zum Abschluß des Talmuds. Seit dieser Zeit hat das Judenthum sich nicht mehr entwickelt. Wenn ich vom Judenthum spreche, meine ich nicht die modernen Juden, die mit dem Talmud bewußt oder unbewußt gebrochen und von der jede Entwickelung hemmenden Kruste sich befreit haben, sondern die großen osteuropäischen Judenmassen, die noch streng unter der Herrschaft des Talmuds leben. Menschen, die wie Schatten durch das Leben huschen, die nichts für das Land, in dem sie leben, empfinden, die ihre Wirthvölker als unreine Geschöpfe verachten, die Sprache, Sitten und Gebräuche und Alles, was diesen Völkern heilig ist, verabscheuen. Menschen, die das Leben als Warteraum betrachten und stets darauf harren, wann sie der Messias nach dem Gelobten Lande oder der Tod in die Gefilde der Seligen bringen wird. Diese Menschen, deren Augen verlernt haben, Freude an den Schönheiten der Natur und Kunst zu empfinden, die keinen Sinn für eine harmonische, wohlgeordnete und systematische Gedankenentwickelung haben, die bei allem Empfinden, Denken und Handeln stets nur nach Zwecken fragen, wenn es auch nicht immer gemeine Nützlichkeitzwecke sind, sondern sehr oft gute, edle und heilige Zwecke. Diese Menschen leben aber vegetiren noch genau so, wie sie vor etwa anderthalb Jahrtausenden gelebt haben. Sie sind nicht um eines Fußes Breite vorwärts gekommen.

— —

Vor beinahe achtzehnhundert Jahren war eine kleine Schaar jüdischer Männer in die Welt hinausgezogen. Sie waren arm an Geist, Geld und Ansehen. Und was sie mit sich führten, war einzig eine Idee: die jüdische Idee von der Alleinherrschaft der Ethik, gelöst von allen staatlichen und gesellschaftlichen Banden, gelöst von dem jüdischen Ceremonialgesetz, in dem diese Idee, um sich nicht zu verflüchtigen, eingeengt gelebt hatte, dafür aber in einen mystischen, jeden natürlichen und vernünftigen Keim erstickenden Dunst gehüllt. Mit dieser Idee zog die kleine Schaar hinaus, um das gewaltige, mächtige Römerreich über den Haufen zu werfen und Alles, was eine Jahrtausende alte Kultur erdacht und geschaffen, zu vernichten. Anfangs unbeachtet und verspottet, wurden sie endlich, als die Gefährlichkeit ihres tollkühnen Unternehmens bemerkt wurde, mit Feuer und Schwert verfolgt. Aber ihre Idee spottete aller Gewaltmaßregeln. Immer stärker wurde ihr Ansehen, ihr Anhang, ihre Macht, und ehe ein Jahrtausend vergangen war, hatten sie die mächtigsten Reiche besiegt, deren Götter und Denker



und Künstler in den Staub gezerrt, hatten sie den Riesenleib der indogermanischen Völker gebändigt, gezähmt und seine ungeschlachten Glieder in ein jede freie und natürliche Bewegung und Entwickelung hemmendes Gewand gezwängt.

Doch was bei dem jüdischen Volk, das von Hause aus nach der Ethik hinneigte, noch nach Jahrtausende langen verzweifelten Kämpfen und unter Anwendung der ungeheuersten Mittel kaum gelungen ist, Das konnte bei den indogermanischen Völkern, deren Grundwesen ein ästhetisches ist und die, wenn sie erst zu reflektiren beginnen, zuerst an die Logik und zuletzt an die Ethik sich wenden, unmöglich für die Dauer gelingen. So sehen wir denn diesen ungeschlachten Riesenleib sich recken und strecken und aus der Zwangsjacke hinauswachsen. Und so oft eine Naht geplatzt ist, kommen die Hüter der jüdischen Idee mit Nadel und Zwirn hinterhergelaufen und suchen sie wieder zusammenzunähen; wenn es nicht mehr geht, flicken sie dem Gewande einen Lappen nach dem anderen an. Aber all ihre Mühe ist eitel und vergebens. Schon hängt das Gewand nur noch lose, in Fetzen, an dem indogermanischen Körper: die Zeit, wo diese Fetzen ganz abgestreift werden, kann nicht mehr lange ausbleiben.

Welche Konsequenzen ergeben sich aus dieser Betrachtung für die modernen, vernünftig denkenden Juden?

Ein strenggläubiger Talmudjude würde sagen: „Ich weiß, daß ich gegen den Zeitgeist, die Kultur und Natur lebe, aber ich pfeife auf Euren Zeitgeist, Eure Kultur und Natur: ich will so leben, wie es mir paßt!" Diesen Mann kann man vielleicht bedauern, aber mit Vernunftgründen ist ihm nicht beizukommen, da er genau nach dem Gesetz der Willensidentität denkt und handelt.

Ihr modernen Juden aber, die Ihr mit der Kultur fortschreitet und nach den Gesetzen des Landes, dem Ihr angehöret, lebt und dennoch Juden bleiben wollt, Ihr gleicht dem des Rechnens Unkundigen, der zweimal Zwei Fünf sein läßt. Ihr kennt eben das Judenthum nicht und glaubt deshalb, es sei mit Dem, was Ihr wollt, zu vereinigen. Ihr kommt in die Schule. Wenn Euch die Natur nicht zufällig mit einer arischen Nase ausgestattet hat, werdet Ihr bald die schmerzliche Erfahrung machen, daß Eure arischen Kameraden von Euch abrücken. Aber ich will annehmen, ein anständiges Gesicht und anständige Manieren haben Euch geholfen, mit Euren Mitschülern in ein leidliches Verhältniß zu kommen. Dieses leidliche Verhältniß wird, sobald Ihr auf die Universität gelangt, ein jähes Ende nehmen. Selten wird ein Corps oder eine Burschenschaft sich bewegen lassen, Euch aufzunehmen. Und wie bei den Kommilitonen, so geht es Euch beim Militär, bei jeder Bewerbung um irgend ein Staatsamt, in allen Berufsklassen und Gesellschaftschichten, im öffentlichen und im Familienverkehr. Ueberall werdet Ihr hinausgedrängt, höflich oder schroff, je nach dem herrschenden Ton. Ich frage Euch nun: Wie könnt Ihr, die Ihr doch gute Patrioten und mit einer modernen Bildung und mit modernen Ehrbegriffen ausgestattet seid, unter solchen schmachvollen Verhältnissen leben? Und wie denkt Ihr aus diesem elenden Zustand herauszukommen?

Ihr antwortet, dieser Zustand sei von irgend einer Person oder Strömung künstlich hervorgerufen worden und müsse daher mit dem Verschwinden dieser Person oder Strömung aufhören. Aber wie erklärt Ihr, daß dieser Haß — offen oder versteckt — noch heute fast in allen Ländern, wo Ihr in erheblicher

Zahl vorhanden seid, vorherrschend ist? Und wie erklärt Ihr die unbestreitbare Thatsache, daß zu allen Zeiten und überall, wo Ihr mit anderen Völkern in Berührung gekommen seid, dieser Haß stets unter den verschiedensten Namen, Vorwänden und Formen gelebt hat? Oder ist Euch die Aehnlichkeit der jüngsten Morde in Rußland mit den Exzessen in Speier, Worms und Mainz, in Marokko, Fez und Tunis, im Mittelalter und in der Neuzeit, in Alexandrien, Antiochien und Cypern im Altrrthum nicht aufgefallen? Habt Ihr nie die Aehnlichkeit zwischen der Sprache eines Stoecker, eines Luther und Apion und Haman bemerkt? Meint Ihr wirklich, das Alles sei nur künstlich gemacht worden?

Ihr seid Optimisten und glaubt, trotz allen Gegengründen, an ein dereinstiges Aufhören dieser Abneigung. Aber wie denkt Ihr Euch denn Eure Zukunft? Erwartet Ihr einen Messias, der Euch nach dem Lande Eurer Väter zurückführen soll? Ihr habt diesen Wunsch ja aus Euren Gebetbüchern gestrichen und die Wenigen. die es noch nicht gethan haben, gestehen offen, daß sie in ihrem Vaterland bleiben wollen und daß sie, wenn sie zu Gott beten, er möge sie nach Zion zurückführen, es nur symbolisch meinen. „Aber", sagt Ihr, „wir haben die Mission, der Menschheit den wahren Monotheismus beizubringen." Ich will hier nicht auf den Werth und die Berechtigung dieser Mission eingehen. Ich will nicht untersuchen, ob der Monotheismus die Kultur der Menschheit mehr zu fördern vermag als die Trinität. Ich frage nur: Wann habt Ihr je diese Mission praktisch ausgeübt? Vor achtzehnhundert Jahren zogen einige Männer aus Eurer Mitte in die Welt hinaus, um Eure Idee zu verbreiten. Das war aber gegen Euren Willen geschehen und Ihr protestirt ja noch heute gegen dieses Unternehmen. Dann habt Ihr im Mittelalter den abendländischen Völkern einen in Vergessenheit gerathenen Gedankenschatz übermittelt. Aber dieser Gedankenschatz war kein jüdischer, auch kein semitischer, sondern ein arischer: es waren die Schriften des Aristoteles. Seit dieser Zeit aber habt Ihr keinen Einfluß mehr auf das Kulturleben der Menschheit geübt.

Oder ist etwa der Sinn Eurer Mission erfüllt, wenn Ihr Euch an jede neuentstandene Bewegung herandrängt und sie durch Euer Mitreden und Mitthun zu Grunde richtet?

Der Liberalismus war in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein kräftiger Schößling, der vielleicht manche gute Frucht getragen hätte. Da kamt Ihr ungerufen heran, hinget Euch wie Kletten an ihn, mit Eurer Noth, Eurem Sehnen nach Emanzipation und bürgerlicher Gleichstellung, bis er unter Eurer Last zusammenbrach. Und meint Ihr, daß es der Sozialdemokratie, dem Börsen- und Zeitungwesen unter Eurer Mitbetheiligung besser ergehen wird?

Aber Ihr sagt: Was bisher verabsäumt wurde, kann ja in der Zukunft geschehen; wir wollen zeigen, welche Kultur- und Wissensschätze wir mit uns herumtragen! Gut. Aber wie wollt Ihr denn bis zu der Zeit, da die Menschheit zu Euch mit ehrerbietiger Bewunderung heraufblicken wird, Euch erhalten?

Wenn ein Ghettojude auf der Straße geht und ohne jegliche Veranlassung von dem Goj mißhandelt wird, so weiß er genau, warum er mißhandelt wird: weil er eben im Golus ist und weil er von dem Goj gar nichts Anderes als Mißhandlungen erwartet. Und wenn er wie ein wildes Thier gehetzt, gejagt und erschlagen wird, so scheidet er von dannen mit dem genugthuenden Bewußt-



sein: für Alles, was er hienieden gelitten, im Jenseits reichlich belohnt zu werden. Welche Genugthuung könnt Ihr Euren Kindern für die Schmach und Zurücksetzung, die sie täglich erleiden müssen, bieten? Könnt Ihr sie mit einer jenseitigen Belohnung vertrösten, da Ihr ihnen zu Hause und in der Schule die Meinung beigebracht habt, daß sie eben solche Menschen sind wie die anderen und daß sie das selbe Recht haben, hienieden zu leben und zu genießen wie die anderen? Und wenn Ihr sie auch mit einer jenseitigen Belohnung vertrösten wollt: meint Ihr, daß Ihr, die Ihr Euren religiösen Pflichten nicht nachkommen könnt und wollt, Anspruch auf eine jenseitige Belohnung habt? Ihr entweiht ja den Sabbath, setzet Euch über die Speiseverbote und über so Vieles, was geschrieben steht, hinweg, und wenn Ihr nach talmudischem Maß gerichtet würdet, hättet Ihr im Jenseits nur Hölle und Verdammniß zu erwarten.

Ihr sagt: Wir haben ja mit dem Talmud nichts mehr zu thun; wir leben nach der Bibel. Nun, Ihr kennt wohl die Geschichte von Uriel Akosta, dem Marannen, der von Porto nach Amsterdam sich geflüchtet hatte, um hier zur Religion des Alten Testamentes frei sich zu bekennen, und der, als er nach seinem Uebertritt entdeckte, daß die Religion der amsterdamer Juden der Religion des Moses und der Propheten nicht ähnlich sei, Lärm schlug und die Pharisäer, die er mit Recht für die Urheber des amsterdamer Judenglaubens hielt, in Wort und Schrift als Betrüger und Fälscher anklagte. Dieser gute Mann war so naiv wie Ihr. Für ihn war Alles, was seit der Zeit, da die Israeliten in der Sinaihalbinsel sich herumtrieben, bis sie nach Amsterdam gekommen waren, sich zugetragen hatte, spurlos vorübergegangen. Er kannte nicht das Gesetz des Werdens und Vergehens, nach dem nicht blos die Menschen, sondern auch ihre Ideen und Einrichtungen, und wenn sie noch so offenbar den Stempel Gottes tragen, mit der Zeit verwelken, vergehen müssen. Und er glaubte deshalb, die selben Einrichtungen und Anschauungen, die für Palästina vor vielen Jahrtausenden paßten, müßten auch für Amsterdam passen.

Ihr fragt: Was sollen wir denn thun?

Tauchet unter, verschwindet! Verschwindet mit Euren orientalischen Physiognomien, dem von Eurer Umgebung abstechenden Wesen, Eurer Mission und vor Allem mit Eurer ausschließlich ethischen Weltanschauung. Nehmet die Sitten, Gebräuche und die Religion Eurer Wirthvölker an, suchet Euch mit ihnen zu vermischen und sehet zu, daß Ihr spurlos in sie aufgehet.

Ihr meint, Das sei leichter gesagt als gethan. Aber, Ihr guten Leute, glaubt Ihr denn, daß ein Volk, das vor vielen Jahrtausenden von der Heerstraße der Menschheit abgewichen ist und sich seitdem immer weiter von der Straße entfernt hat, mit einer Wendung auf diese Heerstraße zurückgelangen kann? Wenn Ihr mit noch so ernstem Wollen und noch so großer Energie diesen Auflösungprozeß unternehmt, werden noch viele Generationen vergehen und Ihr werdet Euren Wirthvölkern noch so manche Verdauungbeschwerden verursachen, bis Ihr spurlos verschwunden seid. Doch einmal muß der Anfang gemacht werden, in Eurem Interesse und im Interesse der Wirthvölker, die, wenn sie nicht an Euch zu Grunde gehen sollen, Euch früher oder später einmal verdauen müssen.

Saget nicht: Wir wollen unsere Kinder nicht mit einer Lüge in die Welt schicken. Mehr Lug und Trug und Unglück, als Ihr bisher Euren Kindern auf

den Weg mitgegeben habt, könnt Ihr ihnen nicht mehr geben. Ihr habt sie religiöse Bräuche gelehrt, die sie nicht ausüben können. Ihr ließet sie Gebete verrichten, an die sie nicht glauben. Ihr habt mitverschuldet, daß ihr kindliches Gemüth durch Schmach und Hohn und Zurücksetzung früh verbittert und vergiftet wurde. Wie könnt Ihr da von einer Lüge sprechen, die Ihr den Kindern ersparen wollt? Oder meint Ihr, daß Eure Offenbarungsgeschichte wahrscheinlicher klingt als die christlichen Dogmen?

Und saget nicht: Wir wollen nicht eine Religion unterstützen, die durch den Fortschritt der Menschheit bald überwunden sein wird. Gewiß: früher oder später werden die arischen Völker die semitische Zwangsjacke abstreifen. Das aber ist eine Sache, die diese Völker unter sich abzumachen haben. Drängt Ihr Euch aber an diese Bewegung heran, so werdet Ihr sie in Mißkredit bringen und für lange Zeit hemmen.

Sehet zu, daß Ihr Euren Wirthvölkern gleich werdet! Sehet zu, daß Ihr die aus der Logik, Aesthetik und Ethik resultirende Linie erreicht, die die Civilisation bezeichnet und auf der Eure Wirthvölker, trotz ihrem Christenthum, fortschreiten: dann erst dürft Ihr mitreden und mitthun! Um aber diese Linie zu erreichen, müßt Ihr als Juden untertauchen und spurlos verschwinden.

Lemberg. **Dr. Elias Jakob.**



Die Frage.

Der Abend, der in weher Pracht verblutet,
Rührt Deine Seele stets mit gleicher Frage.
Denn täglich sinkst Du mit dem toten Tage
Ins Dunkel nieder, das das All umfluthet,

Bist eingefangen in dem stummen Ringe,
Ein flackernd Licht im fahlen Weltenraume,
Und spürst nur, horchend aus verwirrtem Traume,
Die no!.e Fluth der unnennbaren Dinge.

Nimmst Du ein einzeln Ding aus Deinem Leben
Und wägst es prüfend in der hohlen Hand,
Du fühlst darin das große Dunkel beben;

Und jedes ist zu neuen Wundern Welle,
Sanft hingewiegt zu jenem letzten Strand,
Doch Weg ist Alles: keines ist die Schwelle.

Wien. Stefan Zweig.



Selbstanzeigen.

Poetenphilosophie. Verlag von Georg Müller in München.

Dieses Werk will nicht von Anderen vernommene Wahrheiten in schönrednerischer Form wiederbringen und will auch nicht das Gold bedeutender Denker, in kleine Münze umgetauscht, der Aufnahmefähigkeit der Menge anpassen. Es will allgemein verständlich sein in edlem Sinn und eigen Gedachtes anschaulich zum Ausdruck bringen. Es vermeidet jeden Schein von Gelehrsamkeit und läßt den Kundigen doch durchblicken, was der Verfasser von Anderen gelernt, bevor er seinen eigenen Weg eingeschlagen hat, um dem Ursprung von Etwas nah zu kommen, das schon von so Vielen als gefunden bezeichnet wurde. Ich meine den Ursprung der Ethik, die Entstehung unserer Moralgefühle. Als Idee durchzieht mein Werk: die Entwickelung des Gottmenschlichen aus dem Thiermenschlichen und das Ideal des reinen Christenthumes. Der erste Theil enthält die allgemeine Darstellung dieser Idee, deren genetische Entwickelung erst der zweite Theil bringt.

Graz. Wilhelm Fischer.

❦

Grashalme. Von Walt Whitman. Deutsch von Karl Federn. Verlag von J. C. C. Bruns in Minden.

Geflüster vom himmlischen Tod.

Geflüster vom himmlischen Tod höre ich murmeln,
Lippengeschwätz der Nacht, hauchgleiche Choräle,
Schritte, die leise hinansteigen, einen mystischen Windhauch wehen, sanft und tief,
Ein Wellenkräuseln auf ungesehenen Flüssen, das Schwellen eines Stromes, der fluthet, ewig fluthet.
Oder ist es ein Plätschern von Thränen? Die unermeßlichen Wasser menschlicher Thränen?
Ich sehe, ich sehe zum Himmel empor, sehe große Wolkenmassen,
Düster, langsam rollen sie hin, schwellen schweigend an, verschwimmen in einander
Und von Zeit zu Zeit wird ein halb getrübter, trauriger, ferner Stern
Sichtbar und wieder unsichtbar.
Mir aber erscheint es ein Kreißen, eine feierliche unsterbliche Geburt.
An fernen Grenzen, die kein Aug' durchdringen kann,
Schreitet eine Seele ins andere Land!

Der Fregattvogel.

Du, der die ganze Nacht schlief auf dem Sturm
Und nun erfrischt erwachst auf Deinen Wunderschwingen, —
Raste der Sturm? Du stiegst hoch über ihn empor
Und ruhtest auf der blauen Luft, der Sklavin, die Dich wiegte.
Nun wie ein blauer Punkt, der hoch im Himmel schwebt,
Erscheinst Du wieder,
Da ich, zum Licht empor aufs Deck gestiegen, nach Dir blicke,
Ich selbst ein Fleckchen nur, ein Punkt im weiten All.
Weit, weit auf hoher See,
Nachdem die wilde Fluth der Nacht mit Trümmern den Strand bestreut,

Und nun der Tag so froh und heiter wiederkehrt,
Mit rosig schwebender Dämmerung und flammender Sonne
Und seiner morgenklaren blauen Luft,
Erscheinst auch Du mir wieder.

Der Du mit Himmel und Erde ringst, Orkan und Meer,
Du Schiff der Luft, das nie die Segel streckt,
Der Du Tage, Wochen unermüdet schwebst, durch Länder und Reiche kreisend,
Der Du beim Dämmern schaust den Senegal, beim Morgengraun Amerika,
Der Du bei Blitzen spielst und Donnerwolken,
O Du, Du Vielerfahrener,
Wenn Du meine Seele hättest,
Welche Freuden wären Dein!

Karl Federn.

Der Kampf der Geschlechter. Wiener Verlag. 1904. 2 Mark.

Ich habe versucht, den Kampf, den Mann und Weib um den geschlechtlichen Besitz ohne bindende Verpflichtung und um die Ehe führen, aus seinen psycho-physiologischen und wirthschaftlichen Elementen zu erklären.

Wien. Philipp Frey.

Lieder aus dem Rinnstein. Zweiter Band; gesammelt von Hans Ostwald, verlegt von Karl Henckell, Berlin und Leipzig. 1 Mark.

Den Freunden dieser Lieder versprach ich eine Ergänzung, einen zweiten Band. Hier ist er. Und ich glaube, er ist nicht schlechter als der erste. Ich denke sogar, er ist besser, ursprünglicher und interessanter. Konnte ich im ersten Band nur Proben des Volklichen bringen, so ist es mir jetzt vergönnt, mit Liedern aufzuwarten, die zum größten Theil aus dem Herzen und dem Munde des Volkes stammen. Der überreiche Eingang solcher Gedichte hat mich überzeugt, daß die Quellen des Volksliedes noch nicht völlig versandet sind. Alles, was ich von früher her besaß und was mir zugeschickt wurde, konnte ich auch diesmal nicht veröffentlichen. Manches war eben doch zu stark. Trotzdem glaube ich, daß Lieder wie der „Schnapshimmel“, „Im wiedner Spital“, die Lieder der Orientkunden und viele andere aus Pennen, Kaschemmen und von der Straße einen ausreichenden Einblick in die Volksseele geben. Den moralischen Schnüfflern und Heuchlern sei gleich hier gesagt, daß das Buch nicht für sie bestimmt ist, daß diese Lieder rein aus psychologischem und ästhetischem Interesse gedruckt wurden und daß schmutzige Lüstlinge und ähnliches Gelichter hier nicht auf ihre Rechnung kommen sollen. Der erste Band hat neben Freunden auch Feinde gefunden. Einige Herren, darunter alte Literaturkönige, die in ihrer Jugend zu Lutetia und deren Töchtern schworen, glaubten, sich ein Verdienst um die Moral erwerben zu müssen. Sie nannten das Buch zotig. Nun ist man ja gewöhnt, daß Greise ihre Jugend vergessen. Aber wegen zwei, drei derber Lieder einen Band, der hundert Gedichte bringt, zotig schelten: Das ist doch ein Bischen viel. Eine Genugthuung war mir, daß die ersten deutschen Lyriker meinen Versuch lobten und manche sogar meinten, das Buch werde jedem späteren Kulturhistoriker unentbehrlich sein.

Großlichterfelde. Hans Ostwald.

An Wilhelm Winternitz.

Hochverehrter Altmeister!

Die Wasserheillehre, die erst durch Ihre Achtung gebietende Kunst und wissenschaftliche Begabung für unser Zeitalter wieder zu der ihr gebührenden Bedeutung und Bewerthung gelangen konnte, sieht in Ihnen mit Recht einen Schöpfer und Begründer. Denn Sie waren es, der in rastloser Arbeit die unüberbrückbar erscheinende Kluft zwischen Theorie und Praxis für das Wasserheilverfahren an den wichtigsten Uebergangsstellen schloß. Wenn wir heute wenigstens in den bedeutsamsten Grundfragen für die Anwendung des Wassers in der Heilkunde einen ersten gangbaren Weg von der Betrachtung zur Verwerthung hergestellt sehen, so verdanken wir ihn Ihrem mittelbaren wie unmittelbaren Wirken.

Deshalb muß die Geschichtschreibung der Heilkunde Ihren Namen festhalten, als einen Punkt in der Entwickelung, an dem alte, wiederaufgenommene Ueberlieferungen zusammenfließen, um, in ein neues Bett geleitet, ihre befruchtende Kraft den Forderungen einer gewandelten Zeit dienstbar zu machen. Denn wenn die Verwendung des Wassers zur Pflege und Behandlung leidender Menschen auch schon sehr früh durch Instinkt und Empirie in Aufnahme gebracht und spät erst von beobachtenden und abwägenden Aerzten zu einem rationellen Verfahren ausgestaltet wurde, so war es diesem in seiner Einfachheit werthvollsten Hilfsmittel nicht beschieden, den ihm gebührenden Rang in der Heilkunde sich erhalten zu können. Immer wieder vergessen, kehrte es auch immer wieder auf dem selben Wege in den Dienst der kranken Menschheit zurück. Stets hob ein einsichtreicher, im Zusammenleben mit der Natur still und voraussetzunglos beobachtender Laie den weggeworfenen Schatz ans Tageslicht, von Vorurtheilen freie und weitsichtige Aerzte entrückten ihn dem Kreis abergläubigen Wahnes und münzten seinen Werth für die Noth des Leidens, für das Bedürfniß gesteigerten Anspruchs an das Leben im Alltag.

Wer wohl der erste Laie war, der den vorgeschichtlichen Aerzten den Weg wies? Welche Umstände mögen Hippokrates und Asklepiades für die praktische Verwendung des Wassers nach theoretischen Erwägungen gewonnen haben? Mehrfach giebt die Geschichte Aufschluß über die Wiederkehr solcher Ereignisse. Zweimal kam in das kaiserliche Rom, gleich einer Heilsbotschaft aufgenommen, die Verkündung von den Segnungen der „Psychrolusie", der Behandlung des kranken, der Pflege des gesunden Organismus durch innerlichen und äußerlichen Gebrauch des Wassers. Den Augustus rettete, als alle ärztliche Kunst versagt hatte, die berühmt gewordene „Wasserkur" seiner freigelassenen Musa aus schwerem Siechthum; unter Nero brachte Charmis aus Massilia die wieder halb vergessene Kunst zu neuer Blüthe. Unter den

Aerzten, die hier große Verdienste sich erwarben, steht in vorderster Reihe Antyllus, der für uns die Tradition des Asklepiades fortsetzt und das Wasser in allen erdenklichen Formen und Anwendungweisen empfiehlt und beschreibt.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, hier eine Geschichte der Wasserheilkunde zu schreiben und das Werk fortzusetzen, das der alte Oertel in so verdienstvoller Weise begann. Ich sehe nur in Ihrem Namen, verehrter Meister, die Reihe einer großen Zahl kühner und ernst strebender Männer fortleben, die im Dienst richtig erkannter Wissenschaft und am rechten Ort geübter Humanität sich über die Vorurtheile von Schulen, Theorien und Autoritäten hinweg emporzuheben verstanden, ihrem Wirken Sieg und Anerkennung zu erarbeiten. Deshalb seien in dankbarem Gedenken neben dem Ihren die Namen einzelner von diesen Männern, die nur in Biographien oder im engsten Kreis der Fachgelehrten noch genannt werden, unverdienter Vergessenheit entrissen. Mancher dieser Namen, der wegen anderer Verdienste weiterlebt, wie Ambroise Paré, Hufeland, Currie, Friedrich Hoffmann, Hahn Vater und Sohn, Sauchez, erinnert uns daran, daß selbst von den Großen und Größten gewonnene und gelehrte Erkenntnisse immer wieder verloren gehen, bis Kleinere, oft Vergessene, in stiller Arbeit den Sieg vorbereiten helfen.

Der große Friedrich Hoffmann hat schon vor bald zweihundert Jahren gesagt: „Wenn in der Natur es irgend ein Heilmittel giebt, das auf den Namen einer Universalmedizin Anspruch machen kann, so ist es das Wasser allein.“ Denn es sei für alle Personen und Zeiten geeignet und das beste Präservativ gegen alle Krankheiten. Und doch mußten nach Hoffmann erst wieder die Engländer Floyer und Jackson, die Italiener Todaro, Bernardo und Crescenze, der Franzose Tissot, die Deutschen Zimmermann, Oertel, Horn, Bischoff, Pfeuffer, Fröhlich, Nasse, Reuß, Hildebrand, Vitschaft und Andere auftreten und arbeiten, damit — für eine leider nur allzu kurze Spanne Zeit — der Hydriatik ein Theil des ihr gebührenden Einflusses zurückerobert werden konnte.

Der stete Wechsel in den ärztlichen Anschauungen vom Wesen des kranken Menschen und von der Wirksamkeit der Mittel führte im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts bald wieder den Verfall der Lehre vom Wasser als „Heilmittel“ herbei. Von skrupel- und kritiklosen Geldjägern wurde die uralte Lehre ausgebeutet, das Wasser zu kümmerlichem Dasein als Hausmittel im Vorrath der täglichen Praxis verurtheilt, so daß es hinter neuere therapeutische Empfehlungen approbirter Systeme zurückgestellt werden konnte. Burkard Eble, der Sprengels Lebenswerk weiterführte, durfte erklären: „Und so geschah es nun, daß die sogenannte neue Wasserheilkunde, den Weg der Vernunft und des Heiles verlassend, sich förmlich zu emanzipiren, als eigene, für fast alle Krankheiten, ohne Unterschied, passende und ausreichende, also universale Heilmethode zu gestalten versuchte und, als wür-

biges Seitenstück zur Homöopathie, hauptsächlich in Deutschland blühte, zur Freude der geldgierigen und gewissenlosen Aerzte, aber auch zum wahren Bedauern der echten Diener der Heilkunst." Er weist die „moderne Hydropathik" seines Zeitalters mit Fug in den Bereich der medicina magica.

Als diese Sätze geschrieben wurden, war aber schon der Keim neuen Lebens entstanden. Was Vincenz Prießnitz der Heilkunde geschenkt hatte, war lange von treulosen Dienern verschleudert worden. Die ernste Wissenschaft war nun an der Arbeit, das gewissenlos verthane Erbgut wieder nutzbar zu machen. Schreber, Fleury, Kuechenmeister, auch Ziemssen und viele Andere retteten in systematischer Arbeit Stück vor Stück. An die Bedeutung des Stettiners Brand, an den Einbruch der urwüchsigen Handwerkertüchtigkeit des Pfarrers Kneipp in die zünftige Medizin braucht heute kaum erinnert zu werden; diese Ereignisse haben sich ja vor unseren Augen abgespielt.

Das Erträgniß dieser ganzen umfassenden Arbeit haben Sie, verehrter Meister, seit Jahrzehnten in umsichtigster Weise zu verwalten verstanden. Sie haben mehr gethan: Sie haben den Besitz vergrößert, indem Sie den Theil unserer technischen Hilfsmittel, den uns die Anwendung des kalten Wassers liefert, zu höchster wissenschaftlicher, nicht nur praktischer Verwendbarkeit ausgestalteten. Damit haben Sie sich den Preis der Führerschaft auf einem gewaltigen Theilgebiete der Heilkunde erworben.

Mit Freude und Genugthuung leisten wir — ich und meine Schüler — deshalb Ihrer uns ehrenden Erlaubniß Folge, an Ihrem Blatt mitzuarbeiten; und wir hoffen, zum weiteren Ausbau der Kenntnisse von der Verwerthbarkeit des Wassers zur Behandlung kranker Menschen zunächst durch Kasuistik ein Weniges mit beitragen zu können. Denn es ist kein Zufall, daß auch wir, trotzdem wir natürlich alle der ärztlichen Kenntniß und Erfahrung zur Verfügung stehende Hilfsmittel benutzen — von der Drogue bis zum chemischen Kunstprodukt, vom mechanischen Kunstgriff bis zum Messer, von der Krankenpflege bis zur systematischen Regelung aller subjektiven und objektiven Wechselbeziehungen im Organismus und in der Lebensbethätigung unserer Kranken —, daß auch wir im Wasser einen der wichtigsten Behandlungsfaktoren gefunden haben. Da unsere erste Pflicht sein muß, eine Möglichkeit zu finden, die uns erlaubt, das Minus, den Defekt an dem kranken Menschen auszugleichen, durch den er sich von seinem Verhalten in gesunden Tagen unterscheidet, sind wir zunächst genöthigt, in erster Linie den gesammten und den lokalen Kreislauf und alle Funktionen zu unterstützen, zu ergänzen, womöglich zu steigern. Diese Absichten brachten uns immer mehr dazu, in dem Wasser ein ausgezeichnetes, fast nie versagendes Hilfsmittel zu sehen. Nur darf man seiner Anwendung die Grenzen nicht nach Pedantenart eng ziehen. Temperatur und Aggregatzustand, Dauer der Applikation, Wahl, ob sie lokal oder auf größeren Flächen

angewandt werden soll, Abstufungen in der Häufigkeit der Verwendung: all diese und ähnliche Fragen sind, je nach dem Bilde, das uns das erkrankte Individuum bietet, zu beantworten. Ort, Tages- und Jahreszeit, allgemeiner und augenblicklicher Zustand des Kranken spielen dabei eine in erster Linie zu berücksichtigende Rolle. Hier entscheidet das Können des Arztes, der mit raschem Blick zu ermitteln hat, wie die für den Einzelfall günstigsten der Erfolg verheißenden Bedingungen am Besten zu erreichen sind. Mit den einfachsten Mitteln können wir ja auf sehr verschiedene Weise einwirken. Für eine große Anzahl unserer Kranken haben wir die lokale Hyperämisirung mit ihren brauchbaren Folgen unter mannichfach abgestuften Bedingungen in Anwendung bringen gelernt. Die Fülle der Versuche lehrte uns das Wasser als das am Leichtesten anwendbare, den meisten Anforderungen entsprechende Mittel erkennen. Wenn wir auch zwischen Warm und Kalt hier, was die Einwirkungen anlangt, keinen grundsätzlichen Unterschied machen, so hat uns doch die Erfahrung gelehrt, daß die höheren und höchsten Temperaturen bei der von uns bevorzugten lokalen Applikation die besten Dienste leisten. Auch hier fühlen wir uns, im Kleinsten wie im Größten, als Ihre dankbaren Schüler.

Großlichterfelde. Professor Dr. Ernst Schweninger.



Sachverständige Richter.

In Frankfurt am Main ist vor einigen Monaten ein Verein entstanden, der sich Gesellschaft für wirthschaftliche Ausbildung nennt und nach einem sehr löblichen Ziel strebt. Nicht eine Anstalt für die studirende Jugend ist geplant, sondern die Unterweisung reifer Männer, die als staatliche oder städtische Beamte, als Richter oder Anwälte, Berg- oder Maschinen-Ingenieure, Elektrotechniker oder Chemiker schon im Erwerbsleben stehen und für irgend eins der vielen Rädchen im Mechanismus moderner Volkswirthschaft verantwortlich sind. Der Wunsch, solchen Verein zu gründen, ist aus der traurigen Erfahrung hervorgegangen, daß in all den aufgezählten Berufen oft nur wenig Verständnis für die Existenzbedingungen der Menschen zu finden ist, deren Wohl zum erheblichen Theil von ihnen abhängt. Vom Main kam uns manchmal schon das Licht. Aus Frankfurt stammen Goethe, Rothschild und die beliebten Würstchen, in Frankfurt tagte das Paulskirchenparlament, wurde nach dem großen Krieg der Friede geschlossen und neulich erst eine kubanische Anleihe zugelassen, die den Enkeln der Achtundvierziger Gelegenheit bot, mit hoher Genehmigung der Deutschen Bank ihrem bewundernden Gefühl für ein Volk von Freiheitkämpfern an der Börse klingenden Ausdruck zu geben. Trotz Alledem eignet sich Frankfurt schlecht für die Zwecke des neuen Vereins: nur in Berlin könnte er gedeihen; und auch hier nur, wenn er auf die Festsetzung eines Treffpunktes weniger Werth legt

als auf die Propaganda für seine Grundidee. Wie richtig diese Idee ist, wurde mir wieder klar, als in der vorigen Woche so viel über den gegen die früheren Direktoren der Pommernbank geführten Prozeß gesprochen wurde. Man muß bedauern, daß wir von diesem Prozeß eigentlich nur hören, wenn eine Sensation zu melden ist, sonst aber beinahe nichts erfahren. Zwar ist die Oeffentlichkeit nicht ausgeschlossen, die Thür zum Schwurgerichtssaal nicht gesperrt; da wir aber nicht mehr in der glücklichen Lage der alten Römer sind, die für forensische Dramen ihren ganzen Tag übrig hatten, sind wir auf die Berichte der Presse angewiesen, — und diese Berichte bieten diesmal fast nichts. Den Berichterstattern muß von den Herren der Zeitungen wohl gesagt worden sein, der Prozeß könne die Menge nicht interessiren. Leider giebts kein Tribunal, vor dem man diese der Pflicht Ungetreuen zur Verantwortung ziehen könnte. Die Presse pocht stolz auf ihre Rechte. Weh dem Staatsanwalt, dem Richter, der einem ihrer zuverlässigen Kriegsknechte auch nur ein Härchen zu krümmen wagt! Noch aber wird nicht anerkannt, daß die Presse, wie der Besitz, nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten hat. Daß ein Monstreprozeß wie der gegen die Pommernbank-Direktoren geführte einfach totgeschwiegen werden kann: dafür dürfte es nirgends einen Präzedenzfall geben. Weil das Verfahren, für das der Gerichtshof neue Beweisunterlagen herbeigeschafft sehen wollte, abgebrochen und nach Jahresfrist zum zweiten Mal begonnen wurde, dekretirt der Sanhedrin der hauptstädtischen Presse, daß die Sache „zu langweilig" sei und höchstens von Zeit zu Zeit ein paar Worte verdiene. Wenigstens die Börsenblätter, sollte man meinen, müßten bemüht sein, die Verhandlungen ausführlich wiederzugeben; hier sind ja die charakteristischen Züge des Hypothekenbankwesens sichtbar, das, bei der weiten Verbreitung der Pfandbriefe, mindestens eben so viel Beachtung verdient wie der Rentenmarkt. Aber auch da keine Spur von Pflichtgefühl oder Ehrgeiz. Ob nur geschäftliche Rücksichten auf das Wohlergehen der übrigen Hypothekenbanken, ob andere Erwägungen mitwirken: zu entschuldigen ist das Schweigen nicht. Wenn man uns wenigstens gefärbte Berichte lieferte! Nein; auch die Fachpresse schweigt; auch sie, deren Leserkreis doch geschult und für die Sprache der Ziffern empfänglich ist, findet den Gegenstand nicht langer Rede werth.

Wenn Aehnliches in Frankreich oder in Rußland geschehen wäre, würden wir sicher in unseren Zeitungen lesen, hier zeige sich eine Fäulniß, die am Mark des Volkswohles zehrt; eine Stilblüthe dieser Sorte könnte uns nicht entgehen. Nur den Balken im eigenen Auge sieht man nicht; will ihn nicht sehen. Gerade weil die Hauptverhandlung so lange währt, muß man diese Haltung der Presse bedauern. Nicht oft und nicht laut genug kann den Deutschen gesagt werden, wie unzulänglich unser Gerichtsapparat in all den Fällen ist, wo er den Geschäften der Börse, der Banken beizukommen sucht. Eine Modernisirung ist dringend nöthig; und der Pommernprozeß ist der beste Beweis für diese Nothwendigkeit. Deshalb mußte er, auch in der zweiten Auflage, mit allen Details dem Leser vors Auge gebracht werden: dann hätte Jeder eingesehen, daß es so wirklich nicht weiter geht. Warum dauert denn dieser Prozeß so lange? Den allergrößten Theil der Zeit füllen die Aussagen der Sachverständigen, auf die, wie die Verhältnisse bei uns nun einmal liegen, weder die Anklagebehörde noch die Vertheidigung verzichten kann; auch die Vertheidigung nicht: sie muß alles

Mögliche aufbieten, um die von der Staatsanwaltschaft geladenen Gutachter durch Fachleute ihrer Wahl widerlegen zu lassen. Das Richterkollegium dankt zu Gunsten der Sachverständigen ab, weil es den ihm völlig fremden Prozeßstoff nicht beherrscht. Im Prozeß Kwilecka verkündeten zwei Sachverständige unter ihrem Eid Ansichten, die mit einander unvereinbar waren. Zwei Professoren, die über einen gynäkologischen Schulfall auszusagen hatten. Was soll man nach solcher Erfahrung von den Sachverständigen in einem Prozeß erwarten, in dem es auf die Interna der Geschäftsführung, auf Buchungen und Schätzungen ankommt? Ueber diese Dinge sind ja auch aus dem Munde der ehrlichsten Leute Tag vor Tag grundverschiedene Meinungen zu hören. Ein beeideter Bücherrevisor kann, ohne seine Zeugenpflicht zu verletzen, sagen: „Diese Art der Buchführung verstößt gegen die Norm", aber auch: „Diese (selbe) Buchführung zeigt keine wesentlichen Mängel". Er kann sagen: „Dieses Geschäft steht gut", aber auch: „Dieses (selbe) Geschäft steht nicht gerade sehr gut". Der Bücherrevisor ist schließlich ein Diener des Kaufmanns und kann sich, wenn er als Sachverständiger vorgeladen ist, nicht plötzlich ganz aus den Gedankenkreisen lösen, in die er sich nach und nach hineingelebt hat. Und wie mit den Bücherrevisoren, so ists, mutatis mutandis, auch mit den anderen Sachverständigen, die in solchen Prozessen zum Wort kommen. Entstand nicht zwischen dem Direktor Mankiewitz und dem Bankier Alfred Löwenberg, die Beide von der Staatsanwaltschaft als Gutachter geladen waren, neulich ein Streit darüber, ob man Aktien für die Dauer einer Generalversammlung einem Anderen übertragen dürfe? Weder Herrn Mankiewitz noch Herrn Löwenberg darf man unlautere Motive zutrauen; auch keinem der übrigen Gutachter. Entscheiden aber müßten nicht diese Herren, sondern Richter, die nicht nur unparteiischer sind, sondern auch von der Sache mindestens eben so viel verstehen wie die Experten. In England, wo die Richter ein Jahresgehalt von sechzig- bis hunderttausend Mark (nebst reichlichen Gebühren) beziehen, also schon als Kapitalisten mitsprechen können, würde kein Mensch daran denken, zu einem Gründer- oder Bankprozeß Sachverständige zu laden. Der Lord-Oberrichter würde die Leitung der Sache vielleicht einem bewährten Spezialisten übertragen, der in Handelsfragen heimisch ist und als Anwalt — in England werden bekanntlich hervorragende Rechtsanwälte zu Richtern ernannt — früher ungefähr eine Praxis hatte wie bei uns der Justizrath Kempner. Nöthig wäre auch solche Auswahl nicht; denn jeder englische Richter kennt die Welt der Finanzgeschäfte so genau, daß er sich ohne Experten ein selbständiges Urtheil zu bilden vermag. Wo aber ist dem deutschen Richter, ehe er in den Staatsdienst tritt, die Gelegenheit geboten, sich in ähnlich unabhängiger Stellung die theoretischen, besonders aber die praktischen Kenntnisse anzueignen, die ihn von den kaufmännisch Sachverständigen unabhängig machen könnten? Auch anno 2000 wird man sich bei uns nicht entschließen, die Richter wie Reichskanzler zu bezahlen; also wäre, selbst wenn man ihn suchte, ein Kempner für den Richterstuhl nicht zu finden. Da könnte denn wenigstens die frankfurter Gesellschaft recht nützlich wirken; nur müßte der Unterricht, den sie ertheilen läßt, obligatorisch und nicht blos am Main zu haben sein. Wie viele Kriminal-Richter mag es wohl in Berlin geben, die auch nur in die Geheimnisse Doppelter Buchführung eingeweiht sind?

Dis.

Notizbuch.

Nur den Naivsten, sagte ich vor acht Tagen, ist die Thatsache neu, daß offiziöse Angaben manchmal falsch sind, falsch sein müssen. Zu den Allernaivsten gehöre ich leider nicht mehr; und war deshalb auch nicht erstaunt, als man meiner Behauptung widersprach, der Kanzler des Deutschen Reiches habe die Depesche, in der erzählt ward, die Ersetzung Leutweins durch Trotha werde „eine eminente Gefahr für ganz Deutsch Südwestafrika" heraufbeschwören, gelesen, bevor sie im Lokalanzeiger veröffentlicht wurde. Man? Nicht einmal. Nur die Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Die sich obendrein noch gegen die Möglichkeit einer durchs Preßgesetz zu erzwingenden Berichtigung dadurch absperrte, daß sie den Ursprungsort der Behauptung verschwieg. Niedlich; auch so kleine Geschicklichkeiten muß man loben, schon weil sie bei uns so selten geworden sind. Wahr bleibt trotzdem natürlich, daß der Kanzler die Depesche vorher gelesen hat; daß sie ihm, auf Wunsch des Absenders, vorgelegt werden sollte, vorgelegt und als zur Veröffentlichung geeignet bezeichnet worden ist. Erweislich wahr. Das, sagte ich schon im vorigen Heft, ist das Unangenehme an der Sache. Zu viele Leute wissen drum; und wenns zu Schwüren käme, bliebe von dem Dementi kein Buchstäbchen stehen. Daß mans trotzdem riskirt hat, ist ganz in der Ordnung. Man kennt seine Leute. Die Zeitungschreiber, die sich überhaupt um mich kümmern, wissen zwar, daß ich solche Dinge nicht vorbringe, wenn ich sie nicht beweisen kann; aber sie thun, als wäre mit der offiziösen Ableugnung Alles erledigt. Ist die lästige Geschichte auf diesem bequemen Weg zu verscharren, so läßt sich dagegen nichts einwenden. Nicht das Mindeste auch gegen die edle Ruhe der Norddeutschen Allgemeinen. Wozu ist sie denn da? Und daß, wie bei fast jedem Schritte täglichen Lebens, so auch, so erst recht in der Politik der Zweck die Mittel heiligt, wird nur von Menschen bestritten, die harmlos genug sind, um den offiziösesten Evangelien blind glauben zu können. Und deshalb auch vor Loyolas Söhnen Angst haben.

* * *

Herr Lublinski schreibt mir:

„Herr Arno Holz hat es in seinem Brief an die ‚Zukunft' so dargestellt, als ob ich in dem zwischen ihm und Schlaf entbrannten Streit unbedingt für Schlaf Partei ergriffen hätte. Das ist nicht der Fall; ich habe mir nach reiflicher Prüfung eine eigene Ansicht gebildet, die von beiden Betheiligten bestritten wird. Nach meiner Darstellung ist Arno Holz der eigentliche Verfasser der Novellen der ‚Neuen Gleise' und auch an der ‚Familie Selicke' habe ich ihm einen bedeutenden Antheil vindizirt, einen so bedeutenden, daß ich ausdrücklich erklärte, ohne ihn wäre in dieser Weise die Dichtung nicht möglich gewesen. Den Hauptantheil an diesem Werk sprach ich freilich Schlaf zu; und diese Ansicht, die sich mit den Mittheilungen der Brochure von Arno Holz sehr wohl vereinbaren läßt, entspringt einer ästhetischen Ueberzeugung vom literarischen Gesammtcharakter der beiden Autoren."

Herr Johannes Schlaf schreibt mir:

„Trotz Allem, was Arno Holz im letzten Heft der ‚Zukunft' sagt, erkläre ich hiermit noch einmal: 1. Von den in den ‚Neuen Gleisen' gesammelten Studien ist die für die Entstehung des naturalistischen deutschen Dramas so bedeutungvolle der ‚Papiernen Passion' von mir allein während eines Aufenthaltes in Magdeburg verfaßt und niedergeschrieben und über die bisherige Art unserer anderen, mehr oder

weniger gemeinsam verfaßten Studien hinaus selbständig auf den Dialog hinausgearbeitet worden. 2. Ich bin eigentlicher Verfasser des Dramas ‚Die Familie Selicke'; von mir allein stammt Idee, Konzeption, Plan, Aufbau, Ausarbeitung und Niederschrift dieses Dramas und Holzens Zeichnung als Mitverfasser ist durch nichts weiter gerechtfertigt als durch wenige gemeinsam vorgenommene Feilungen auf den ersten sieben Seiten des ersten Aufzuges und auf der letzten des dritten. Was aus diesen beiden Erklärungen zu schließen ist, überlasse ich Jedem, der sich für die Angelegenheit interessirt. Holz glaubt ja wohl, mit seinem ‚Kunstgesetz' (‚Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze') eine neue Aesthetik der Zukunft begründet zu haben. Mir ist, als gebe es Leute, denen Das nach Größenwahn schmeckt. Und seine Broschuren, alle, tragen den Stempel des ‚Pro domo'; es giebt Leute, die hier von Verfolgungwahn sprechen. Sollten sie so Unrecht haben? ... Schnurrige Welt!"

So. Nun dürfte der weltgeschichtliche Streitpunkt von allen Seiten beleuchtet sein.

* * *

„Stirbt Eduard, dann lebt er als Glückbringer im Britenlied. Wird er gerettet, dann ist er ein Märtyrer und ein Held und kann den Rest seiner Tage nützen, um der Frage nachzudenken, weshalb es so schwer ist, Kronprinz, so kinderleicht, König zu sein." Vor zwei Jahren schrieb ichs; als Eduard den Siebenten die Appendizitis plagte. Er war stärker als sie und hat seitdem erfahren, wie kinderleicht es ist, König zu sein. Selbst in Deutschland, wo Schimpf und Hohn ihn empfing, wird er jetzt schon für ein Diplomatengenie ausgegeben. Weil er sein Leben lang viel mit großen Geschäftsleuten aller Sorten verkehrt und in Paris, Monte, New-York Manches kennen und nach dem wahren Werth schätzen gelernt hat, was korrektere Prinzen nie sehen. Weil er durch solches Erleben moderner, smarter geworden ist und — auch Das ward hier damals vorausgesagt — seine Sache geschickter macht als andere Potentaten. In sein erstes Herrscherlustrum fiel die Eroberung Südafrikas und die Verständigung mit Frankreich. Zwei Ereignisse, von denen man noch reden wird, wenn alle seit 1890 im Deutschen Reich gesetzten Marksteine längst übers Häuslein geweht sind. Jetzt kommt er nach Kiel. Wieder schlau. Deutschland soll glauben, der Kanalvetter liebe es immer noch zärtlich, und nicht, weil es sich isolirt fühlt, allzu dicht an die Reussen heranrücken. Und vielleicht läßt sich eine Intervention verabreden, die nach dem ersten winzigen Erfolg der russischen Waffen in Ostasien den ersehnten Frieden stiftet. Dem Mikado Korea, dem Zaren die Mandschurei und Beiden höchste, allerhöchste Anerkennung ihrer Bravour. Das gäbe für England ein Fressen. Zwischen Suppe und Eis ließe sich dann über Rußlands Verhältniß zum Zweibund der Westmächte reden. Abwarten. Einstweilen kommt Eduard nach Kiel. Die Spezialreporter sind schon aus dem Häuschen. Alle Kriegsschiffe werden zur Feier des Tages elektrisch beleuchtet; „eine solche Nachfrage nach Glühlampen hat Deutschland noch nie erlebt". Unwahr ist hoffentlich die Behauptung, dem Reichsmarineamt sei befohlen worden, einen Luxusdampfer für die Gäste des Kaisers zu chartern. Das zu thun — und das Schiff zu bezahlen —, ist Sache der Marschallämter, nicht einer Reichsbehörde, die mit dem Privatsport des Kaisers nicht eine Stunde lang zu thun haben darf. Die Notizchen geben schon einen hübschen Vorgeschmack Dessen, was zu erwarten ist. Eduard hat der „Kieler Woche" nur noch gefehlt; jetzt kann sie auch offiziell zur Reichsinstitution erhöht werden. Wenn nicht alle Zeichen trügen, gehen wir noch herrlicheren Tagen entgegen, als sie uns bisher schon beschieden waren.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 25. Juni 1904.

Excellenz vor Gericht.

Ist nun wirklich noch Etwas zu erklären? Mit dieser Frage schloß ich vor acht Tagen; mit einer Rhetorenfrage, auf die man keine Antwort erwartet. Heute muß ich mir selbst antworten: Ja; Manches ist noch zu erklären. Richtiger wäre, zu sagen: Erst jetzt sind Erklärungen nöthig. Denn der Freiherr von Mirbach ist als Zeuge vernommen worden und seine Aussage hat den Thatbestand nicht klarer, sondern viel unklarer gemacht. Am vierzehnten Juni 1904 schrieb der Oberhofmeister an den Oberstaatsanwalt Dr. Isenbiel: „Euer Hochwohlgeboren erlaube ich mir ergebenst zu benachrichtigen, daß ich, mit Rücksicht auf die im Pommernbank-Prozeß am achten Juni gemachten Ausführungen, es für wünschenswerth halte, meine Vernehmung vor Gericht eintreten zu lassen, und bitte Dem gemäß, mich baldigst vorladen zu wollen". So verkehren große Herren mit der Prokuratur; wenn sie es für wünschenswerth halten, erbitten sie ihre Vernehmung: und ihr Wunsch wird, auch ohne sachliche Motivirung, „baldigst" erfüllt. Mirbachs Brief kann am vierzehnten Juni erst spät in die Hände des Oberstaatsanwaltes gelangt sein. Am nächsten Morgen las ihn der Vertreter der Pommernanklage, Staatsanwaltschaftrath Beeck, dem Gerichtshofe vor und fügte hinzu: „Seine Excellenz Freiherr von Mirbach ist eingetroffen und ich beantrage, ihn zu vernehmen, um dem durch die schweren Angriffe in der Oeffentlichkeit beleidigten Mann Gelegenheit zu einer Erklärung zu geben." Auch der Ankläger empfahl die Vernehmung also

nur im persönlichen Interesse des Zeugen, nicht als ein für die Sache erhebliches Beweismittel. Das Gericht, dachten die Meisten im Saal, wird den Antrag ablehnen, wie es vor zehn Tagen den Antrag des Geheimrathes Goldberger abgelehnt hat, der beschwören wollte, daß er nicht, wie der Angeklagte Schultz behauptet hatte, als Gegenleistung für erwiesene Gefälligkeiten, der Pommernbank zehntausend Mark für den Verein Berliner Kaufleute abgenöthigt habe. In der ersten Stunde des selben Verhandlungtages, an dem Mirbachs Brief verlesen wurde, hatte der Vorsitzende gesagt: „Wir können uns in öffentlicher Sache nicht auf persönliche Dinge einlassen"; und einem Zeugen das Wort abgeschnitten. Jetzt fand er die Vernehmung des Oberhofmeisters nöthig; im Interesse der Sache, versteht sich, nicht etwa der Person. „Zur Aufklärung des Sachverhaltes über die Hingabe der Gelder ist die Vernehmung von Werth." So sprach er am fünfzehnten Juni. Am neunten Juni hatte er, nach Buddes Aussage, über den selben Gegenstand als Gerichtsbeschluß verkündet: „Für uns ist der Punkt erledigt"; und weder Mirbach noch die von Budde genannten Thatzeugen vorgeladen. Nun war der Punkt nicht mehr erledigt, war die Vernehmung zur „Aufklärung des Sachverhaltes von Werth." Dann, scheint mir, mußte der Gerichtshof sie auch ohne Mirbachs Brief anordnen. Der Oberhofmeister hatte sechs Tage lang geschwiegen; vielleicht geschwankt, vielleicht Rath eingeholt. Jetzt brauchte er nicht zu warten. Vorsitzender: „Ist Excellenz Mirbach zur Stelle?" Excellenz betritt, fünf Minuten nach der Verlesung des Briefes, den Saal. Ernst Freiherr von Mirbach, evangelisch, dreiundfünfzig Jahre alt, leistet den Eid, nach bestem Wissen die reine Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen. Niemand darf nun noch behaupten, unsere Gerichte ließen es an Promptheit und Höflichkeit fehlen.

Der Zeuge, der natürlich auch in foro als Excellenz und Pluralperson angeredet wird, will keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß und warum er freiwillig erschienen ist. Statt auf die — ungemein artige — Frage des Vorsitzenden präzis zu antworten, sagt er: „Ich möchte erwähnen, daß ich um meine Vorladung gebeten habe, um persönlich mich und meine Vereine, um die es sich hier handelt, vertreten zu können." Der dazu geeignete Ort ist der Schwurgerichtssaal, in dem gegen Schultz, Romeick und Genossen verhandelt wird. Dann geht es weiter; wo Anführungstriche stehen, ist, auch im vorigen Absatz, immer nach dem stenographirten Verhandlungbericht citirt. „Gerade hier in Berlin ist die Noth in den Arbeitermassen so überaus groß, daß Staat, Kirchengemeinde und politische Gemeinde gar nicht ausreichend helfen können und wir deshalb auf Wohlthätigkeit-Arbeit im um-

fassendsten Maße angewiesen sind; und meine Hauptarbeit besteht seit fünfzehn Jahren nicht nur in Kirchenbauten, sondern vor allen Dingen darin, für das Wohl der armen Arbeitermassen zu sorgen; ich darf wohl sagen, daß ich gerade für diese Zwecke meine ganze Lebenskraft einsetze." Das sind ja furchtbare Zustände; härter als die Oberste Hofcharge könnte selbst ein Sozialdemokrat die staatliche und kommunale Politik nicht tadeln. In der reichsten Stadt der Monarchie ist die Noth der Massen am Größten? Staat und Gemeinde können nicht helfen? Dann dürfte kein Pfennig mehr für Feste und anderen Krimskrams ausgegeben werden. Dann wäre aber auch die Gesellschaftordnung, die mitten im protzigsten Luxus solche Noth ungelindert läßt, keinen Nickel werth; und die Hofbeamten sollten ihrem Herrn empfehlen, jede zu anständiger Lebenshaltung nicht unbedingt nöthige Mark den Aermsten zu spenden. Bisher hatten wir immer gehört, unter normalen Verhältnissen könne gerade in Berlin kein Mensch ohne Nahrung und Obdach bleiben. Wir wissen aus dem Etat, daß die Reichshauptstadt für die Armenpflege jährlich ungefähr zehn Millionen Mark ausgiebt und für Wohlthätigkeit, für Stiftungen und Legate vierzig Millionen zur Verfügung hat. Gern erführen wir nun Näheres über das wohlthätige Wirken der vom Oberhofmeister der Kaiserin geleiteten Vereine. Es wäre sehr nützlich, wenn Herr von Mirbach klipp und klar sagte, welche Summen er in den letzten fünfzehn Jahren für Kirchenbauten, welche zur Unterstützung armer Arbeiter verwendet hat; wir möchten den Werth seiner „ganzen Lebenskraft" in Ziffern ausgedrückt sehen. Vor Gericht hat er nur gesagt: „Jährlich gehen sechs- bis achthunderttausend Mark durch meine Hand". Davon kann, wenn die Kosten der Kirchenbauten und Kirchenausstattungen abgezogen sind, für die Noth der Armen nicht allzu viel übrig bleiben. Dafür brauchte eine Excellenz, die man bisher früh und spät im Hofdienst beschäftigt glaubte, nicht ihre ganze Lebenskraft einzusetzen. Das könnte die Schatulle, die königliche Domänenverwaltung auch noch leisten, ohne daß der standard der Hofhaltung darunter wesentlich litte.

Und woher kommen die sechs- bis achthunderttausend Mark? „Bei der ungeheuren Noth der Arbeitermassen sind große Stiftungen in Berlin durchaus nichts Seltenes. Hier werden von reichen Leuten fortwährend Stiftungen von hundert- bis dreihunderttausend Mark gemacht; ich kenne Familien, die jährlich solche Stiftungen machen." „Fortwährend", „jährlich": Das könnte die ungeheure Noth eher lindern als das Scherflein der Kirchenvereine. „Es ist natürlich, daß solche Leute, die größere Stiftungen machen, nicht genannt sein wollen. Das hat sehr viele verständige Gründe. Vor allen

Dingen ist es der, daß sich hier in Berlin seit Jahren die Leute geniren müssen, wenn große Gaben an die Oeffentlichkeit kommen und sie von der Presse in der schlimmsten Weise verdächtigt werden." Das Allerneuste. Wer wohlthun und für die Wohlthat nicht bezahlt sein will, kann seinen Namen getrost nennen; verschweigen muß ihn nur, wer für sein Geld einen Titel, Orden, eine „Auszeichnung" einhandeln will. Denn selbst unsere zahme, devote, nach dem Offiziösenruhm strebende Presse kann ein leises Spottwörtchen nicht immer unterdrücken, wenn sie heute die Gabe und übermorgen die „Auszeichnung" melden muß. Wie plump karikirt aber eine Darstellung, die einen preußischen Gerichtshof zu dem Glauben bringen will, uneigennützige Menschen müßten heutzutage zittern, als Spender großer Summen genannt zu werden! Eine Kinderstubengeschichte pour dormir debout. Doch nicht ohne Geschicklichkeit als Einleitung zu dem folgenden Satz gewählt: „Deshalb" — weil man die Stifter nicht der bösen Presse verrathen darf — „war es für mich auch ziemlich schwer, genau die Vertheilung der Gelder, die von den Herren Schultz und Romeick gestiftet wurden, bei den Vereinen festzustellen." Deshalb die lange Rede über die ungeheure Noth, den Einsatz der Lebenskraft, die vor der Wuth der Zeitungschreiber zitternden Millionäre. Mancher Vorwurf träfe das Ziel nicht, wenn der Nachweis gelänge, daß mit dem Pommerngeld arme Leute unterstützt, nicht Kirchen gebaut worden sind. Leider, deutet der Zeuge an, ist dieser Nachweis nicht möglich, weil die Namen — auch in der Vereinsintimität, wie es scheint — verschwiegen wurden. Nur in einem Fall war der Schleier zu lüften: eine Rechnung des Kirchenbauvereins wurde mit fünfundzwanzigtausend Mark aus der Pommernkasse bezahlt. Ob die größeren Summen für Gotteshäuser oder für Armenpflege verwendet wurden, wird die arge Welt niemals erfahren. Eine Geschäftsführung, die nach vier Jahren die Verwendung der an leicht festzustellenden Tagen eingezahlten Gelder nicht mehr nachweisen kann, dürfte in Berlin fast so selten sein wie die Wohlthäter, die den Armen jährlich dreihunderttausend Mark schenken.

Auch über die Genesis der schönen Vertraulichkeit, die ein Weilchen zwischen dem Oberhofmeister und den Hypothekenbankdirektoren bestand, haben wir allzu wenig erfahren. „Schon im Jahr 1899 habe ich die Herren Schultz und Romeick für Kapitalsverwerthungen als Berather herangezogen und von 1900 an übergab ich ihnen zur Verwerthung sehr bedeutende Kapitalien meiner Vereine, auch Schatullengelder, die sie in sehr sorgfältiger und sicherer Weise anlegten und sehr gut verwalteten." Merkwürdig. Im Finanzministerium, in der Reichsbank und Seehandlung, in allen großen Bank-

häusern waren „Berather“ zu finden: Herr von Mirbach wendet sich an Sanden und Schmidt, an Schultz und Romeick. Mit Schatullengeldern und Kirchenbaugeldern werden Grundstückgeschäfte gemacht. Wenn nicht einmal solche Gelder in Konsols angelegt werden, ists kein Wunder, daß der Kurs unserer Staatsanleihen spottschlecht ist. Die Sparkassen und die kleinen, auf gute Verzinsung angewiesenen Kapitalisten werden streng ermahnt, sich an die solidesten Firmen und die sichersten Werthe zu halten; der Hof aber und höfische Vereine arbeiteten mit Hypothekenbanken, die schon damals für den Konkurs reif waren. Und die Sache hat noch eine andere, schlimmere Seite. Dem Herrscherhaus Angehörige müssen den Wunsch haben, allen irgendwie spekulativen Geschäften fern zu bleiben; sie dürfen nicht persönlich an der Bodenrente interessirt sein, deren Steigerung von ihren Beschlüssen, von denen ihrer Männer, Väter, Brüder, Vettern abhängig sein kann. Auch für christliche Vereine taugen solche Geschäfte nicht. Ein Kirchenbau kann den Grundwerth einer noch nicht parzellirten oder erst dünn bevölkerten Gegend beträchtlich mehren. In Mirbachs Fall konnte die Schatulle oder eine Vereinskasse für ihren Grund- und Hypothekenbesitz Vorteile davon haben, daß in einem Bezirk eine Kirche gebaut wurde; und die Bodenkreditbanken, mit denen er arbeitete, konnten, sobald sie von fern eine neue Kirchenglocke läuten hörten, ihre Dispositionen dem Bauplan anpassen. Solche Fährlichkeit sollte man meiden. Wenn das Geld der Kaiserin und der Kirchengründer 3 oder $3^1/_2$ Prozent zinst, ists genug; soll es in Pfandbriefen angelegt werden, trotzdem die preußische Regirung diese Papiere mit gutem Recht nicht für mündelsicher hält, dann sind im Kastanienwald, in der Jäger- und Behrenstraße die „Berather“ zu suchen. Der Oberhofmeister hatte sich nach der Pommernbank erkundigt, ehe er „mit ihr in Verbindung trat.“ Die Antwort lautete: „Absolut gut fundirt und gut geleitet.“ Wer mag diese falsche Auskunft gegeben haben? In der Haute Finance galt die Bank längst für morsch; sie war auch öffentlich schon schroff angegriffen worden. An die richtige Schmiede kann Herr von Mirbach also nicht gegangen sein. „Bei meinen Erkundigungen“, sagte er, „stellte ich auch fest, daß die Herren, namentlich Herr Schultz, bereits große Stiftungen für Wohlthätigkeitzwecke gemacht hatten.“ Was trieb ihn zu dieser Feststellung? Er suchte ja nicht Wohlthäter, sondern Berather und Verwalter. Wer sein Geld einer Bank zuträgt, wird, bevor ers ihr giebt, selten fragen, ob die Direktoren auch für „Stiftungen“ zu haben sind.

Die Herren Schultz und Romeick waren dafür zu haben. Der Freiherr hat beschworen, daß er „für seine Vereine“ von ihnen 150000, 60000,

25000 Mark erhalten habe. Im Ganzen 235000 Mark; nicht mehr. Im Lauf eines Jahres 235000 Mark. Er hat geglaubt, dieses Geld stamme aus ihrem Privatvermögen, nicht aus der Bankkasse. Hat ers erbeten oder wurde es angeboten? Non liquet. Die Zeugenaussage meldet nur, daß „Anfang Oktober" 1900 wieder 325000 Mark angeboten und angenommen wurden und daß der Oberhofmeister auch da noch glaubte, Schultz und Romeick zahlten aus ihrer Tasche. Dieser erfahrene, pfiffige Geschäftsmann, der für sich, seine Herrin und seine Vereine viele Millionen zu verwalten hatte, hielt also für möglich und fand gar nicht auffällig, daß zwei Direktoren einer Bank sechsten Ranges in einem Jahr 560000 Mark für fromme Stiftungen ausgeben konnten. Das hat er beschworen. Außerdem „sollen im Oktober noch 50000 Mark gestiftet worden sein; von dieser Summe ist weder mir noch einem meiner Vereine Etwas zugegangen." Ganz richtig: diese 50000 Mark hat, auf Mirbachs Empfehlung, im Oktober 1900 das Kleine Journal von den Pommern empfangen; sie wurden, mit gutem Grund, auf das Konto K des Freiherrn geschrieben und Schultz und Romeick erklärten den Kassenbeamten: „Mit dieser Sache haben wir weiter nichts zu thun." Schade, daß der Kirchengründer nicht die „Zukunft" liest; sonst hätte er sich der Thatsache erinnert und nicht nur gesagt: „Von dieser Summe ist weder mir noch einem meiner Vereine Etwas zugegangen." Denn sie wurde auf seinen Wunsch ausgezahlt.

Am achtundzwanzigsten Dezember 1900 hat Herr von Mirbach der Pommernbank eine Quittung über den Empfang von 327400 Mark ausgestellt. Die Quittung ist vorhanden, die Unterschrift wird anerkannt, aber das Geld soll nicht ausgezahlt worden sein. Warum hat der Freiherr den Empfang einer so großen Summe bescheinigt, von der er, nach seiner beeideten Aussage, nicht einen Pfennig empfangen hatte? „Die Quittung, die meine Unterschrift trägt, sollte dazu dienen – mir war es unbekannt, ich hatte es vergessen –, das Konto einzurichten; ich habe nicht einen Pfennig davon erhoben." Daß und warum sie eine Quittung über dreihunderttausend Mark unterschrieben haben, pflegen selbst sehr reiche Leute nicht leicht zu vergessen. Und was soll man sich unter der „Einrichtung des Kontos" vorstellen? Was nicht gezahlt ist, braucht doch nicht als empfangen bescheinigt zu werden; denkbar ist nur der Fall, daß Einer das Geld nimmt und ein Anderer seinen Namen unter die Quittung setzt. So aber lag die Sache nach Mirbachs Zeugniß nicht. Im Oktober hatten Schultz und Romeick, die schon mit 210000 Mark im Buch der Stifter standen, ihm noch 350000 Mark angeboten, die er dankend annahm und die in der Zeit vom elften bis zum sechzehnten Oktober auf das Konto K eingezahlt wurden. Da-



von hob er im November 25 000 Mark ab. „Bald darauf entstanden die Schwierigkeiten für die Pommernbank. Ich ließ die beiden Herren zu mir bitten und sagte ihnen, da diese Schwierigkeiten entstanden seien, würden wir auf diese Stiftungen unter allen Umständen verzichten; das Konto müsse aufgelöst werden." Warum? Was hatte die Pommernbank denn mit den Stiftungen zu thun? Der Oberhofmeister war ja, wie er beschworen hat, fest überzeugt, daß Schultz und Romeick das Geld aus ihren Privatmitteln gaben; und diese Mittel waren im Dezember nicht kleiner als im Oktober. Die „Schwierigkeiten", die für die Bank entstanden, mußten den Hofbeamten und Präsidenten auf den Gedanken bringen, die Gelder der Schatulle und der Vereine aus dem unsicheren Pommernbereich zu ziehen. Hat ers gethan? Nein. Herr Schultz konnte auf der Anklagebank sagen: „Ich genieße nach wie vor das volle Vertrauen des Freiherrn von Mirbach und glaube, Anspruch auf dieses Vertrauen zu haben." Volles Vertrauen, felsenfeste Gewißheit, daß kein Markstück aus der Bankkasse stammt, Betheuerung beider Direktoren, daß die neue Stiftung sie nicht im Geringsten bedrückt; trotzdem muß das Konto „aufgelöst" (oder „eingerichtet") werden und Mirbach bestätigt durch Unterschrift den Empfang von 327 400 Mark, von denen er keinen rothen Heller erhalten hat.

Und was ist aus dem Geld geworden? Niemand weiß es. Niemand fragt auch nur eindringlich danach. Selbst der Staatsanwalt konnte im Schlußvortrag nicht behaupten, die Angeklagten hätten es unterschlagen: er stellte das Urtheil darüber dem Gerichtshof anheim. Auf allen Plätzen am Richtertisch war das Interesse an den 610 000 Mark des Kontos K, die doch dem Vermögen der Aktionäre entzogen wurden, merkwürdig gering. Vielleicht ist Aussicht auf Rückzahlung? „Ich habe hier zu erklären, daß meine großen Vereine, wenn nachgewiesen ist, daß es irgendwie bedenklich ist, dieses Geld anzunehmen, selbstverständlich bereit sein werden, die Summe, die sie erhalten haben, zurückzuzahlen." Also sprach der freiherrliche Zeuge. Sehr schön; sehr wirksam. Nur hatte er vorher gesagt, der Modus der Vertheilung an die einzelnen Vereine sei kaum noch festzustellen, und etwas später, das Meiste hätten die kleinen, armen Vereine erhalten und ausgegeben. Danach ist anzunehmen, daß im besten Fall nur die 25 000 Mark des Kirchenbauvereines zurückgezahlt werden... „Zur Aufklärung des Sachverhaltes über die Hingabe der Gelder ist die Vernehmung von Werth", hatte der Vorsitzende gesagt; wenn ihm diese Vernehmung den Sachverhalt aufgeklärt hat, ist er zu beneiden.

Der Staatsanwalt hatte an den Oberhofmeister keine einzige Frage zu stellen. Der Vorsitzende bestätigte ihm eiligst die grundfalsche Behaup-

tung, Herr Justus Budde habe am achten Juni selbst gesagt, daß er „nur wiedergebe, was ihm aus der Provinz mitgetheilt worden ist.“ Justus, der jetzt mit zärtlichen Molltönen aus tiefster Brust die Excellenz umwarb und auf der Vertheidigerbank das Bedürfniß nach einem Cognac entstehen ließ, hatte sich, als er, ein Bischen spät, der Eidespflicht gedachte, auf sechs Beamte und auf die Geschäftsbücher der Pommernbank berufen und nur in einem wesentlichen Punkt geirrt: er konnte nicht, Keiner konnte annehmen, daß Herr von Mirbach eine Quittung über dreihunderttausend Mark ausgestellt habe, die er nicht empfing. Alles Andere ist als richtig erwiesen. Der Oberhofmeister der Kaiserin hat von den Direktoren einer Bank, über deren schlechten Status er ohne die allergeringste Mühe an der dem Schloß nächsten Ecke der Burgstraße aufgeklärt werden konnte, im Lauf eines Jahres für seine Vereine und fürs Kleine Journal 285 000 Mark erhalten und noch im selben Jahr ein neues Geschenk von 327 000 Mark auf sein Konto angenommen. Im Herbst des selben Jahres, in dem er dem von diesen Herren geleiteten Institute den Titel „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin“ verschafft hat. Fast genau wie im Fall Sanden-Schmidt. Er hat beschworen, daß er überzeugt war, Schultz und Romeick gäben diese Milliardärgeschenke aus ihrer Tasche; aber auch, daß er „die Restsumme nebst Zinsen“ nicht mehr abhob, weil „für die Bank Schwierigkeiten entstanden seien“. Er hat Unglück; oder Glück? Er legt das Geld der Kaiserin auf brüchige Banken, verschafft Männern, gegen die bald danach hohe Gefängnißstrafe und Ehrverlust beantragt wird, Orden und Titel: und bekommt nicht nur das diesen Männern anvertraute Geld mit reichlichem Profit zurück, sondern obendrein noch viele Hunderttausende für seine Kirchen. Gott giebts den Seinen im Schlaf, singt ein Lied Salomos im höheren Chor.

Der Hofbanktitel wurde während der Vernehmung gar nicht erwähnt. Für die Schuldfrage wäre die Feststellung wohl wichtig gewesen, ob die Angeklagten das Geld persönlicher Eitelkeit oder dem Wunsch geopfert haben, ihrer Bank einen schützenden Nimbus zu schaffen. Ganz zuletzt fragte der Vorsitzende freilich: „Haben die Angeklagten irgendwelche Bedingungen an die Uebergabe der Gelder geknüpft?“ Als ob so feine Herren im Erpresserstil mit einander verkehrten! Die Antwort konnte nur lauten: „Niemals.“ „Sind sonst noch Fragen an Excellenz?“ Keine. Am nächsten Tag lasen wir in vielen Zeitungen, die Angelegenheit sei nun zu allgemeiner Befriedigung aufgeklärt und nur zu bedauern, daß der Freiherr nicht schon früher gesprochen habe. Ich bedaure noch mehr, daß er nicht gesagt hat, ob er auch Privatgeschäfte mit der Pommernbank machte. Der Preußenbank hatte er sein godesberger Terrain zum Kauf angeboten; und Sanden sprach über dieses Geschäft nicht gern.



Der französische Roman.

Wenn man nachprüft, was Frankreichs Literatur im neunzehnten Jahrhundert geschaffen hat, muß dem Kritiker, glaube ich, eine Erscheinung besonders auffallen: die plötzliche Entwickelung einer Formel, die gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zuerst auftritt und die in der ersten Hälfte des zwanzigsten verschwinden zu wollen scheint. Ich spreche vom Roman.

In allen westeuropäischen Ländern hat während dieser Periode der Roman eine beträchtliche Verbreitung gefunden. Es giebt kaum Einen, der auch nur oberflächlich in die Literatur hineingepfuscht und sich nicht daran versucht hätte. Dann aber wurde eine gewisse Ermüdung fühlbar. Die Industriellen der Literatur hatten das Publikum mit Büchern übersättigt, die die drei oder vier höchst einfachen Situationen des menschlichen Lebens unter den verschiedensten, sensationellsten und oft unwahrscheinlichsten Beleuchtungen zeigten; nun empfanden sie verwundert die Folgen eines Unbehagens, das sie doch selbst hervorriefen. Man bezichtigte die Zeitung, das Fahrrad, die Revue, das Automobil, — was weiß ich sonst noch. Man klagte Alles an, nur nicht den Roman selbst; und dürfte nicht gerade er der Hauptschuldige sei?

Der Roman, wie ihn das neunzehnte Jahrhundert entwickelt hat, wurzelt in der Periode des achtzehnten, in der das revolutionäre Gewitter sich vorbereitete. Man könnte noch frühere Anfänge suchen und bis ins siebenzehnte Jahrhundert zurückgeh'n, das so fühlbar von Spanien beeinflußt war; aber man würde nur ganz äußerliche, entfernte Analogien ohne wesentliches Interesse finden. Der eigentliche Roman, wie wir ihn kennen, bemüht sich, die Details und oft recht engen Alltäglichkeiten des bürgerlichen Lebens zu schildern, das nun, erst in dem Jahrhundert, in dem neue soziale Formen allmählich fest wurden, der Mittelpunkt alles Geschehens ward. Sein Milieu ist wesentlich anarchistisch, ohne bestimmtes sittliches Gesetz, ohne abgegrenzte Differenzirungen. Man sieht hier die allerverschiedensten Klassen einander berühren und sich vermischen, woraus sich mit brutaler Beredsamkeit der brennende Interessenkampf ergiebt, der, trotz lebendig gebliebenen Rückständen aus früherer Zeit, die Menge durch ihre Leidenschaften, ihren Ehrgeiz, ihre Tugenden und ihre Laster gängelt.

Von diesem Standpunkt aus sehe ich in Diderot den wahren Vater des modernen Romanes. Er hat überhaupt, mehr als Voltaire, der an der Oberfläche bleibt, den gesammten Gedankeninhalt des achtzehnten Jahrhunderts umfaßt; aber er bleibt ein konfuser Geist, eine schwankende, regellose Persönlichkeit, die ihre Kraft vergeudet, ohne sie zu zügeln; und dieser Mangel an Methode beraubt ihn des Einflusses, den Voltaire mit seinem durch und durch französischen Geist sich so lange zu wahren weiß. Aber unter den

mannichfachen Dingen, die ihm vorschwebten, hatte Diderot die Vorstellung vom modernen Roman. Er vertheidigte die Sache des Buches oder Theaterstückes, das seinen Inhalt den tausend Dramen-und abertausend Szenen des gemeinen bürgerlichen Lebens entnimmt. Selbst den Stoff zu Bildern wollte er diesem Milieu entnommen sehen. Diese Vorgänge, die man so lange verachtet hatte, weil sie allzu nah waren, die die tiefsten Empfindungen ausdrücken, weil sie die allerwirklichsten sind, und die das Alltagsleben mit seinen Freuden und seinen Schmerzen umfassen, scheinen ihm künstlerischer Darstellung werth. Kühn verwirft er all die Perrücken-Götter und anderen heroischen Fratzen, die einzig würdig befunden worden waren, menschliche Leidenschaften auszudrücken. Die Jagd nach Vermögen, die Liebe, wie sie wirklich ist, die Beschäftigungen, wie der Tag sie bringt, innerhalb eines vertrauten Rahmens: Das mußte, fand er, tiefer ergreifen als die Aufregungen eines nur übertragbaren Gefühles unter den verkünstelten Formen einer alt gewordenen Tradition. Und das neunzehnte Jahrhundert hat, im Roman wie im Bilde, die reformatorischen Gedanken Diderots zum Siege geführt.

Die revolutionäre und die ihr unmittelbar vorangehende Epoche vermachten ihm einen Rest von Empfindsamkeit à la Rousseau, jener künstlichen Sentimentalität, die ganz an der Oberfläche haftete und den Schreckensmännern gestattete, in einer Art frömmelnder Andacht zu leben und dabei ruhig die Köpfe abzuschreiben. Es war mehr eine intellektuelle Sinnlichkeit, eine Mode für Leute, die wir heute etwa „Snobs" nennen würden; und man weiß, daß es nichts Vergänglicheres giebt als solche Moden. Von dieser Geistesrichtung wird vielleicht die eine oder die andere larmoyante Geschichte aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts übrig bleiben; vielleicht wird man in Goethes „Werther" einen stärkeren Reflex davon entdecken. Aber diese sentimentale Weltschmerzlichkeit, diese kopfhängerische Betrübniß, diese Schwäche, die zugleich kindisch und greisenhaft ist, bleiben unfruchtbar, wie ein schnell verwelkter Trieb an dem üppigen Baum des Romans im neunzehnten Jahrhundert. Es ist kein männlich-starker Sproß, der direkt aus den Wurzeln hervorwuchs; und so mußte er naturgemäß bald verdorren.

Wie Shakespeare mit dem Glanze seines Genies die ganze Plejade seiner Zeitgenossen beherrscht und auslöscht, wie Dantes Gedicht jeden ähnlichen Versuch des Mittelalters der Vergessenheit geweiht hat, so wird die Zukunft die gesammte ungeheure Leistung des französischen Romans im neunzehnten Jahrhundert in zwei gewaltige Gestalten zusammenfassen. Seine beiden Erscheinungsformen drücken sich aus in den beiden Persönlichkeiten: Balzac und Stendhal.

Obgleich Beide keinen besonderen Werth auf korrekten Stil legen, ist ihnen gelungen, eine Sprache zu schaffen, die, trotz aller Regellosigkeit, ihre

gewaltigen Persönlichkeiten zum Ausdruck bringt. Stendhal, als feiner, scharfer und kluger Beobachter, zergliedert das Seelenleben, wie ein Anatom einen Muskel sezirt. Er hält die subtilsten, in einander überfließenden Elemente mit einer Klarheit, die ans Wunderbare grenzt, auseinander: und sein Satzbau analysirt und sezirt mit ihm. Balzac, der nicht weniger tief, aber von impulsiverer, weniger grübelnder Art ist, verliert sich manchmal in pompöse und etwas schwerfällige Perioden, die von Stendhals Trockenheit so fern wie möglich sind. Beiden aber wird der Stil zum treffenden Ausdruck ihrer Gedanken und entspricht in eigenthümlicher Weise ihrem Charakter. Bei Beiden übrigens beherrscht die Idee zu absolut die Form, als daß diese im Vordergrund stehen könnte. Schwerlich wird man bei ihnen Seiten für eine Anthologie finden; ihr Werk ist aus einem Guß. Nicht die Schreibweise, sondern der Gedanke bestimmt hier den Werth.

Die Gestalten dieser Dichter sind noch heute nicht veraltet; nur nimmt jetzt das Milieu einen viel breiteren Raum ein als zu ihrer Zeit. Der Schauplatz, nicht die Beschaffenheit der Geister hat sich verändert. Der Geist schmiegt sich neuen Formen nicht leicht an. Und die intellektuelle Umwälzung, die uns den neuen Geist schaffen soll, ist noch lange nicht vollendet.

Die alte Ordnung der Dinge war zusammengestürzt. Auf den rauchenden Trümmern versuchten armsälige Politiker, etliche Bruchtheile der früheren Gebäude neu aufzurichten. Es war die sichtbarste geistige Anarchie; und daß die soziale Welt nicht in Trümmer sank, war mehr die Wirkung erworbener Kraft und des Empirismus als die Folge von Festigkeit und innerem Zusammenhang. Nach dieser Richtung hatte weder Stendhal noch Balzac in die Zukunft geblickt. Stendhal, der unter dem Grafen Daru gedient hatte und von dem kaiserlichen Gestirn hypnotisirt war, erhielt sich sein ganzes Leben lang die Bewunderung für und die Trauer um Napoleon. Balzac, der Verächter demokratischer Schönrederei, war ein wüthender Konservativer, eine der letzten Stützen der geistlichen Gewalt und des absoluten Königthumes. Keiner von Beiden aber läßt das Gefühl in sein Werk überfließen, das einer ganz anderen Sphäre angehört. Balzac hatte zu Vieles gesehen und erkannt, als daß seine politische Rückständigkeit ihn zu hemmen vermochte, wenn er als Psychologe die Elemente der Welt seines Erlebens untersuchte. Und Stendhals liebste Probleme lagen aller Politik so fern, daß er recht gut die Psychologie der Liebe enthüllen und zugleich leidenschaftlich den rastlosen und selbstsüchtigen Kondottiere bewundern konnte, der am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Geschicke Europas in die tollsten Wirbel warf.

Seit die Literatur das Reich der Götter und Heroen verlassen hatte, wandte sie sich einem Gebiet zu, wo die Empfindungen, allen Flitter- und Rauschgoldes entkleidet, in ihrer nackten Gewalt erschienen, am hellen Tag

ohne falsche Scham. Längst hatten die Menschen bemerkt, daß die Liebe die Welt lenkt; die Wesen aller Kosmogonien und Legenden werden ja auf die menschlichste Art von dieser Leidenschaft durchglüht. Hier fand das Genie Balzacs und Stendhals reichlichste Nahrung. Stendhal stand mit stillem Wohlgefallen vor dem Phänomen der Liebe, studirte es wie ein Arzt, der eine unbekannte Krankheit entdeckt, und drang in seine intimsten, verborgensten, abnormsten und seltsamsten Geheimnisse. Er spann sich darin ein, erforschte alle Arten und Klassen und ahnte mit der klaren Schärfe seines Auges voraus, was lange nachher erst die moderne Psycho-Physiologie ganz zu enträthseln vermochte. Balzac erfaßte die Liebe in ihrer unerklärlichen, wunderbaren Allgewalt. Er nahm sie als ein Resultat, nicht als einen zu analysirenden Vorgang. Indem er das Gefühl aber bis in seine entferntesten Verzweigungen verfolgte, umfaßte seine gigantische Vision jeden Ehrgeiz und jedes hungrige Streben, alle Hoffnungen und alle Gefühle des Hasses, alle Leidenschaften und alle Tugenden, Ungeheuerlichkeiten und Laster, — kurz: die Summe aller Elemente, die das menschliche Leben bewegen. Und während seine reiche Fülle Herzen und Geister speiste, sah sein Prophetenauge ahnend oft den Niedergang und die Herrlichkeit voraus, die all diese Elemente künftigen Tagen verhießen. Diese beiden Persönlichkeiten vereinen alle anderen in sich, werden alle anderen in der Erinnerung verdunkeln. Denn was ist ein Zola neben einem Balzac? Was ein Bourget neben einem Stendhal? Diese beiden Männer umfassen eigentlich die gesammte Entwickelung des Romans im neunzehnten Jahrhundert; und wer ihr Genie versteht, versteht ihre Nachahmer, ihre ganze Epoche. Je mehr wir uns zeitlich von ihnen entfernen, um so mehr wachsen ihre Gestalten; und während unsere Zeitgenossen am Ende ihrer Schaffenstage uns schon einer vergesseren Generation anzugehören scheinen, stehen die Meister uns ganz nah mit dem Zauber und der unzerstörbaren Jugend des Genies.

Stendhal hält sich von jeder romantischen Regung fern. Er ist kein Mann von lebhafter Phantasie; sein Geist erstreckt sich in die Tiefe, nicht in die Breite. Er beobachtet und analysirt. Er projizirt nicht aus sich heraus Gestalten, deren Elemente er in der Siedehitze eines schöpferischen Gehirns zusammengeschweißt hat. Er schaut um sich; und wenn er eine Erscheinung gefunden hat, die ihn interessirt, so analysirt und zergliedert er sie mit einer Geschicklichkeit, Sicherheit und Klarheit, die ihm seinen eigenthümlich gespannten Ausdruck verleihen. Er häuft moralische Dokumente, erläutert und enträthselt sie und weist die verborgensten Triebfedern einer Seele mit wunderbarer Sicherheit nach. Diese Eigenschaften des Beobachters und Analytikers machen sein Buch über die Liebe zu einem so ganz besonderen Werk. „Die völlige Objektivität seiner Arbeitart stempelt Stendhal fast zu



einem Gelehrten, der auf dem Gebiete der Liebe positive Entdeckungen machte, wie sie den modernen Mathematikern, Physiologen und Physikern in ihrer Wissenschaft gelangen. Es ist wahr, daß er als exakter Analytiker die Metaphysik verachtete und daß die mit effekthascherischen Wortklaubereien überladene psychologische Philosophie seiner Zeit ihn keinen Augenblick beschäftigte. Er zog es vor, in seinen Romanen Gestalten zu schaffen, die menschliche Typen vorstellen und die er zu Trägern seiner Beobachtungen macht. Aber selbst seine Vorzüge widersetzten sich der Entwickelung einer künstlerischen Natur. Ein Künstler war er eigentlich nicht; er verachtete den Ausdruck und entging der Gefahr der Weitschweifigkeit nur, weil unnöthige Wiederholungen ihm ein Gräuel waren; er komponirte seinen Roman mehr wie eine wissenschafliche Abhandlung als wie ein Kunstwerk. Doch verliehen ihm seine Fähigkeiten der Beobachtung und der Analyse einen historischen Sinn, der ihn in den Stand setzte, entlegene Zeiten zu verstehen. Er durchdrang mit erstaunlicher Schärfe und Kraft die Psychologie des italienischen Mittelalters und der Renaissance und in seinem Buch über die Liebe finden wir über die Provence vor der Zeit der Albigenser Seiten, die von einem ganz ungewöhnlichen Verständniß eines so entlegenen Milieus zeugen. All diese Fähigkeiten, neben denen ein Mangel an literarischer Sorgfalt zu fühlen ist, mußten die Form des Romans schnell ausschöpfen. Die Quintessenz seiner Beobachtungen, den reinen, brutalen, wissenschaftlichen Ausdruck von Stendhals Gedanken muß man in dem Buch über die Liebe suchen. Selbst die Gelehrten werden auf diese Arbeit zurückkommen, wenn sie uns die Psychologie der Liebe entschleiern wollen. Stendhal gesteht ihnen selbst zu, daß seinem Buch die physiologische Basis fehlt, die er nur ahnen konnte und deren Entdeckung er der Zukunft überlassen mußte.

Wer ein Portrait von Stendhal betrachtet, hat beim Anblick dieses schwerfälligen, plumpen, vulgären, von einem Backenbart eingerahmten Gesichts zunächst nur den Eindruck: ein dickköpfiger Auvergnat. Langsam erst tauchen dem scharfen Blick die tieferen Eigenschaften des Mannes auf: das glänzende Auge mit dem seltsam gespannten Ausdruck, der etwas gekniffene, eigenwillige, ironische und feine Mund, die mächtige Form der Stirn, die ganze Kraft des Beobachters und Denkers. Der Denker ist in Stendhal am Stärksten. Sein Licht strahlt durch das schwerfällige und plumpe Gesicht.

Balzac dagegen erkennt man auf den ersten Blick als einen schöpferischen Geist. Sein Stiernacken, der zugleich Eigensinn und Genußsucht verräth, das energische und mächtige Gesicht drücken in eigenthümlicher Weise das tumultuarische, sprudelnde Leben all Dessen aus, was sich seinem Geist entbinden sollte. Er ist impulsiv, Stendhal nachdenklich; er berührt im Sprunge fast Alles, Stendhal giebt sich immer nur mit einer Sache ab; aber er geht

der sozialen und individuellen Psyche bis auf den Grund, er personifizirt sie mit so verblüffender Sicherheit, daß seine Gestalten zu Typen werden, die der persönlichen Sphäre entwachsen und in ihren wechselnden Erscheinungsformen alle Eigenthümlichkeiten einer Epoche, in ihren dauernden alle Eigenschaften eines unvergänglichen Typus zum Ausdruck bringen. Père Goriot wird immer das Abbild der Schwäche einer bis zur Ungeheuerlichkeit, bis zur Geisteskrankheit gesteigerten Vaterliebe sein; Gobsek ist eine neue Auflage des ewig lebenden, ewig halbsüchtigen, ewig schrecklichen Harpagon; und er ist bei Balzac elementarer und wilder als bei Molière. Die Blutsauger der Finanz, wie Du Tilly und Nucingen, der gewandte, lüderliche Raufbold, wie Philippe Bribeau, die Ehelosen der katholischen Kirche, wie der Pfarrer von Tours, Alle, die im Alltagsleben als Narren oder Entgleiste dahintaumeln, wie Cousin Pons oder die Sylvie aus „Pierrette“: all diese Gestalten sind fest und klar erfaßt, fein analysirt und strotzen von Leben. Sie Alle aber, die die brutalen Instinkte, Interessen und Leidenschaften eines Jahrhunderts verkörpern, werden von zwei Gestalten überragt: Madame de Maufrigneuse wird lebendig bleiben als die geniale Frau einer Epoche, die, weil das Milieu sich wandelte, auch eine neue Psychologie der Frau ermöglichte, und Vautrin, der Napoleon des Bagno, enthüllt uns die Verbrecherseele, — dreißig Jahre vor den Versuchen der Gelehrten, uns eine Psychologie des Verbrechens zu schaffen.

Auch in Balzac lebt ein Denker, der die geheimsten Motive seiner Welt beobachtet. Der Mechanismus des Finanzwesens, der kapitalistischen Feld- und Raubzüge ist von ihm klarer als von den Nationalökonomen erkannt worden; und kein Referent einer parlamentarischen Kommission, kein Kabinetschef, kein Minister sah so scharf wie Balzac den Schaden der großen öffentlichen Verwaltungen, die durch eine ungeheuerliche Anstauung verschwendeter Kräfte und unausgenützter Intelligenzen gelähmt werden. Ein Reformator könnte aus „Les Employés“ lernen, wie solcher Kraftvergeudung zu steuern wäre. Das Kleingewerbe, die Finanzwelt, die unsittlichen Praktiken der Reichen, die träge, faule Ruhe der Provinz, wo die Leidenschaften eines ganzen Lebens sich täglich in kleiner Münze verausgaben, den Strudel von Paris, wo sie sich in wenigen Stunden befriedigen müssen, — Mittelmäßiges und Geniales, Kleinliches, Abnormes, Gewaltiges: Alles findet man in diesem denkwürdigen Werk. Dieser Dichter spürt dem Seelenleben des von fixen Ideen behafteten Erfinders eben so nach wie dem des Künstlers, der von Hirngespinnsten lebt.

Balzac und Stendhal haben von der Oberfläche und aus der Tiefe Alles gegeben, was die intime Psychologie und die äußere Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts dem darstellenden Geist bot. Die bürgerliche Gesellschaft, die so rasch zu Ehren und Reichthum gelangt ist und die feudale



Klasse, in die sie sich eindrängt, kompromittirt und zersetzt, spiegelt sich im Werk dieser beiden Männer so klar, daß nach ihnen nur wenig mehr zu sagen blieb; um so mehr freilich zu wiederholen. Sie erdrücken die übrigens üppig wuchernde Romanproduktion ihrer Epoche. Nach Stendhals psychologischem Realismus und Balzacs lyrischem Realismus blieb noch eine Seite der objektiven Wirklichkeit in der Literatur zu zeigen. Der es vermochte, war Flaubert, der Einzige, den man neben den beiden Riesen als originellen Schöpfer rühmen kann.

Flaubert herrscht heute als Naturalist. Man empfindet, daß „Madame Bovary" ein Markstein war; sie brachte eine neue Formel in den Roman; „Salammbo" aber betrachtet man immer noch als eine vereinzelte Phantasie und mit dem Meisterwerk „Die Versuchung des Heiligen Antonius" beschäftigt man sich kaum. Und doch hat in der Poesie Victor Hugo zuerst und Leconte de Lisle nach ihm angestrebt, was Flaubert in Salammbo erreicht hat. Das bürgerliche Leben des neunzehnten Jahrhunderts hat der Roman ausgeschöpft; will diese literarische Formel weiter bestehen, so muß sie sich erneuen und ihre Inspirationen anderswo suchen. Kann es nun eine schönere, gewaltigere Aufgabe geben als die, dunkle Ursprünge, die wir entdeckt haben und die ohne unser belebendes Wort auf ewig tot bleiben würden, für die Zukunft festzuhalten? Wenn eine blutige Episode aus der harten und grausamen phönizischen Kultur eines Tages Flaubert begeisterte, so geschah es, weil diese unvollkommene, chaotische und barbarische Welt, aus der wir hervorgegangen sind, danach verlangte, in die Sprache der Kunst übersetzt zu werden, um ihre geistige Beschaffenheit, ihren Charakter, ihre Struktur für die Zukunft festzulegen. Ein trockenes historisches und kritisches Werk weckt sie nicht zum Leben; die Kunst allein beseelt sie und macht sie Denen, die das Schöne empfinden, unmittelbar zugänglich. Sie erblicken sie heute in dem Licht, das nur eine künstlerische Kraft hervorzuzaubern vermag.

Solche Aufgabe forderte von dem Dichter höhere Bildung, ein stärkeres wissenschaftliches Rüstzeug, als bis dahin genügt hatte. Die erstaunliche Kultur, die ein Balzac auf empirischem Wege in sich aufnahm, mußte bewußter, rationeller, gewollter werden. Die Aesthetik des Kunstwerkes könnte dadurch an Gesetzmäßigkeit, an Reinheit und folglich an Kraft gewinnen. Die Entwickelung des Geistes führt uns mit großen Schritten zu einer Renaissance. Wie die neue Formel beschaffen sein wird, können wir heute nur ahnen; den Weg zu der neuen Form aber, in der die Vergangenheit unserem Bewußtsein näher gebracht werden kann, zeigt uns Flauberts „Versuchung des Heiligen Antonius." Das Buch ist im wahrsten Sinn eine philosophische Dichtung, voll lyrischer Empfindung und exakter Wahrheit, von einer Gewalt der Halluzination, einer Traumbefangenheit und einer Unerbittlichkeit der Analyse,

die machtvoll den engen Rahmen aller bisher üblichen literarischen Technik sprengen. Es zerbricht ihn, wächst über ihn hinaus und zeigt dem staunenden Auge ein Gebild, das zugleich der Kunst und dem reinen Gedanken angehört. Sein Stoff erhebt sich bis zu dem ewigen Konflikt zwischen Vernunft und Glauben, der von je her die Menschenseele quälte und den wir — vielleicht! — zu lösen berufen sind.

Am Anfang dieser Betrachtungen nannte ich Goethe. Die Formel, die das zwanzigste Jahrhundert vielleicht entwickeln wird, zeigte er als Ziel: er schrieb den „Faust". Doch er war uns zu weit voraus. Unter den Männern des neunzehnten Jahrhunderts hat Flaubert die prophetische Geste des Dichters am Besten verstanden. Man behauptet, die Anregung zum Heiligen Antonius sei ihm aus einzelnen Seiten des zweiten Fausttheiles gekommen. Ich glaube nicht, daß es nur einzelne Seiten waren: das ganze Werk wird es gewesen sein. Der Franzose verstand die Zukunft. Das wird ihn kommenden Jahrhunderten noch größer erscheinen lassen . . . Goethe selbst war — ich erwähnte es schon — in der Wertherzeit durch feste Bande an die Gedankenwelt einer Jahrhundertwende geknüpft. Der Dichter des „Faust" aber zeigt uns die Möglichkeit einer neuen, großartigen Kunstform. Der germanische Titan, der Dämmerung entsprossen, reckt sich in eine Morgenröthe. Seine Wurzeln ruhen, gleich denen der Mytheneiche, tief im Dunkel des Erdreiches. Sein Wipfel leuchtet aus beglänzten Wolken zu uns herab.

Rom. Professor Raffael Petrucci.

Die bösen Männer.

Also die Frauen sind allesammt Märtyrerinnen, die Männer sind brutal, tyrannisch, selbstsüchtig und im besten Fall eifersüchtig, wenn nicht auf die Liebe, so doch auf die Begabung und Fähigkeiten ihrer und anderer Frauen. Wir haben festgestellt, daß man nicht mehr mit ihnen leben kann, da sie schon in der Wiege zu ihrer Mutter sagen: „Und Du bist doch nur eine Frau!" Ja, in der Wiege sagen sies wohl; aber was thun sie später? Ich nehme an, daß wir Frauen auch nicht ausnahmelos reine Engel, Heilige und Ideale sind — wir haben doch immerhin einzelne menschliche Seiten —, und muß dann zu unserer Schande gestehen, daß die Männer sehr selten über ihre Frauen klagen, nie über Mutter oder Tochter, über keine Frau, die sie beschützen können. Sie sind darin anständiger als wir, die über die Männer im Allgemeinen uns ja sattschimpfen könnten, ohne intimere Vorgänge anzuführen oder gar von eigenen Erfahrungen zu sprechen. Ich habe es immer sehr anständig von den Männern gefunden, daß sie ihr Hauskreuz schweigend tragen; und ich kannte Manche, deren Hauskreuz schon beinahe ein Hausdrache zu nennen war und von deren Lippen dennoch niemals ein Wort der Klage kam.

Selbst jetzt, wo die Frauen so heftig über sie herfallen, sagen sie nichts;

was ich wiederum anständig finde. Hat der Ernährer und Beschützer einer Familie nicht das Recht, sich manchmal wie ein Kapitän oder Lotse zu benehmen? Wenn die Frauen gar nicht mehr thöricht und die Kinder gar nicht mehr unmündig sein werden, dann dürfen natürlich die Männer nichts mehr sagen. Und Frauen und Kinder werden ja jetzt so viel erfahren, daß sie vor lauter Erfahrung langweilig und ungraziös werden. Ich habe kluge Frauen gesehen, die sich einen weniger klugen Mann immer als Schild vorhielten, ihn sich zur Stütze, zum Schutz ausbildeten, sogar die Welt überzeugten, wie klug er sei und wie viel sie an ihm hätten. Sie lehrten die Kinder am Vater emporsehen, mahnten sie, seine Wünsche heilig zu halten, und machten dadurch ihren Mann besser. Denn der Mann mußte trachten, das Vorbild auch wirklich zu werden, das er stets scheinen sollte.

Bis die Zeit kommt, wo es keine Ehen mehr giebt, die Kinder also auch unter Ehescheidungen nicht mehr leiden können, scheint mir rathsam, es so zu machen wie die klugen Frauen, die sich den Mann zu Dem erziehen, was er sein sollte. Das geht oft viel leichter als da, wo ein armer Mann eine unerzogene Frau erziehen soll. Das bringt er nicht fertig; besonders nicht, wenn er von morgens bis abends auf Broterwerb bedacht sein soll.

Es giebt ja wirklich noch Etwas, das man früher Hausfrieden, Eintracht, Liebe und gute Erziehung nannte. Natürlich: mit den Männern ist es gar nicht zum Aushalten. Das wissen wir nun schon so lange, daß es beinahe an der Zeit wäre, wieder einmal das Gegentheil zu sagen. Ich habe nämlich bemerkt: wenn man nur lange genug verheirathet ist, gewinnt Eins das Andere endlich sehr lieb; sagen wir: so zwischen Sechzig und Siebenzig, manchmal auch erst zwischen Siebenzig und Achtzig. Hätte man früher damit angefangen, dann konnte man das ganze Leben lang glücklich sein, statt nur in den letzten zehn Jahren. Freilich ist es in der Sturm- und Drangperiode schwerer; da schlagen oft die Felsen gegen einander und die Bäume krachen. Aber es ist doch nicht so schwer, wie man denkt. Es giebt sehr tapfere Frauen, die finden, daß sie nicht nur Mütter sind, sondern daß es Augenblicke geben kann, in denen der Mann sie nöthiger braucht als sogar die Kinder. Und das Opfer solcher Stunde wird oft reich belohnt, im innersten Leben.

Wenn ich nur nicht all diese verzweifelten Witwen trösten müßte! Wenige haben den Anstand und die Würde, zu schweigen; die Meisten glauben, die anderen Leute hätten ihre ewigen Klagen vergessen und könnten nun ihren haltlosen Jammer verstehen. Das ist aber oft gar zu viel verlangt. Das ganze Leben lang war der Mann ja nur eine Qual, ein Tyrann oder ein Waschlappen, manchmal sogar Beides zugleich. Nun ist der arme Kerl endlich ins Grab geärgert. Jetzt wird er rasch ein Heiliger. Die Frau kann sich ohne ihn in der Welt nicht zurecht finden, in der sie früher allein viel besser fertig werden zu können behauptet hatte. Plötzlich bemerkt sie, was es bedeutet, „auf Händen getragen zu werden". Alles hat jetzt rauhe und scharfe Kanten und thut weh... Mancher Mann besorgt das „Aufhändentragen" ganz still, ohne viel Wesens davon zu machen, und entwickelt dabei eine bewundernswerthe Geduld.

Wenn die Frauen nie mehr Launen, nie mehr Kopfweh haben und auf der Nase liegen werden, dann sollen sie meinetwegen in Paletot und Kanonen

stiefeln einhergehen, rauchen und fluchen. Bis dahin aber sollten sie versuchen, die bösen Männer eben so geduldig zu ertragen, wie die bösen Männer ihre Engel von Frauen nicht nur ertragen, sondern sogar beschützen. Ein ganz idiotischer Mann kann ein großer Schutz sein, wenn man ihn nur lieb hat und hütet und pflegt. Wissen wir denn so genau, wozu die Ehe eingerichtet ist und was wir damit sollen? So ein armes kleines Hauskreuz merkt oft nicht einmal, daß es den Kürzeren zieht und daß der böse Mann seine Ueberlegenheit in Langmuth, Geduld und Nachsicht beweist und lieber den Hut nimmt und weggeht, nur um das Einzige, wozu er Lust hätte, nicht zu thun: mit einer Tracht Prügel aller Thorheit ein Ende zu machen.

Die Männer, die prügeln, thun es so oft zur unrechten Zeit, daß dieses Recht gänzlich in Verruf gerathen ist. Es war so einfach und oft so gesund! Ich habe einmal in einem besonders schwierigen Fall dem Vater der jungen Frau gesagt, er solle es seinem Schwiegersohn rathen; und die junge Frau meinte nachher, ich hätte eigentlich Recht gehabt. Jung sein ist manchmal nicht leicht. Wäre man gleich alt und könnte auf all die Jahre zurückblicken, die man nicht voraussieht, so wäre es viel leichter. Was denken wir uns denn eigentlich? Daß Er, der Herrlichste von Allen, gar keine Fehler haben darf? Ob Lohengrin wohl auf die Dauer gar keine hätte? Das habe ich mich oft gefragt. Man möchte gerade Elsa gern prügeln, weil sie so dumm ist. Aber ganz so dumm quälen recht viele Elsen ihren Lohengrin, bis sie das Bischen Erdenglück mit ihren eigenen kleinen thörichten Händen in Trümmer geschlagen haben. Du lieber Gott! Die Männer würden ja gar nicht heirathen, wenn sie uns nicht brauchten! Wir haben ja Gelegenheit, manchmal zu unserer Genugthuung zu sehen, daß ein Witwer noch schlimmer dran sein kann als eine Witwe. Wir bilden uns wohl gar ein, wir müßten für den Mann nicht sorgen, — beständig sorgen. Wenn wir nur begreifen wollten, daß wir Keinen ändern können! Wie er einmal ist, muß er durch die Welt kommen. Oft hat ers schwer, mit der eigenen Natur fertig zu werden, und braucht dringend eine gute Frau, die ihn vor sich selbst zu hüten vermag. Kluge Frauen suchen sich für die kleinen Freuden ihres Mannes zu interessiren, wenn sie schon nicht im Stande sind, ihm bei schwerer Arbeit zu helfen. Diese Frauen sind die glücklichsten. Aber fühlen die anderen denn nicht, wie wohl es dem müden Manne thut, den Tisch gedeckt und reine, duftende, sauber geflickte Wäsche zu finden? Ein guter Teller Suppe, der mit Verständniß bereitet ist, hat seinen Werth. Und mit welcher Freude sieht man den abgearbeiteten Mann essen, sich erwärmen und die eine kurze Stunde Behagen genießen! Die bösen Männer sind nämlich sehr hungrig, wenn man ihnen den Appetit nicht fortärgert. Wehe der Frau, die Das thut! Sie legt oft den Grund zu schwerer Krankheit, über die sie später die Hände ringt.

Die bösen Männer bleiben in vielen Dingen ganz große Kinder. Und desto besser für sie, wenn sie es bleiben. Man sagt, die Ehe sei eine Lotterie. Ich halte den Ausdruck für gänzlich falsch. Man sollte sagen: Die Ehe ist ein Prüfstein für Charakterstärke und Geduld, für innerlich gute Erziehung und Selbstüberwindung. Lotterie! Dummes Zeug. Jede kann mit Jedem fertig werden, wenn der Wille eisern und die Geduld grundfest, unerschütterlich ist. Warum geht es denn nach Sechzig so gut? Ja, darum! Das brauche ich doch

wohl nicht erst zu erklären. So spielt doch Sechzig, Ihr zwei großen Kinder, thut, als wäret Ihr schon so alt und längst an all Eure Mängel und Gebrechen gewöhnt, die so oft ihren Grund in körperlichen Zuständen haben!

Ich spreche natürlich nur von ganz alltäglichen Dingen, nicht von entsetzlichem Unglück, nicht davon, daß Eine sich von einem Ungeheuer heimführen läßt. Das arme Ungeheuer ist selbst am Unglücklichsten; es wäre am Ende zu zähmen, wenn die kleine Hand federleicht und die Klugheit ganz groß wäre. Ich sah eine Frau mit einem Ungeheuer fertig werden. Ich sage ja nicht, daß es angenehm war. Aber mich dünkt, daß die Erde im Allgemeinen überhaupt kein angenehmer Aufenthaltsort ist. Der Fehler liegt oft daran, daß man ihn um jeden Preis angenehm machen will. Kein Gefängniß ist angenehm, namentlich nicht, wenn man am Ende die Todesstrafe vor sich sieht. Wir gehen von dem unhaltbaren Anspruch aus, glücklich sein zu wollen, und Jeder sucht das Glück anderswo. Glück ist Geduld, Glück ist Opferfreudigkeit. Glück ist, wo einfache Menschen einander in aller Stille liebhaben.

Das Schlimmste ist, daß sich andere Leute zu viel um uns bekümmern und daß wirs dann machen wie Elsa von Brabant, statt die Thür zuzuschließen und, wie die Engländer, zu sagen: „Meine Haus ist meine Burg!" Die Menschen, die uns das Leben verleidet haben, sterben nämlich mitunter; und plötzlich werden wir dann, nach zwanzig, dreißig Jahren Geduld, nach ganz glücklich Und wir dürfen die Freude nicht einmal zeigen, die ihr Tod uns bereitet: sonst verscherzen wir sie. Ganz still sein, aber langsam den Kopf in die Höhe heben und die Situation in die Hand nehmen; sie ja nicht wieder entschlüpfen lassen!

Die bösen Männer brauchen gar nicht zu erfahren, daß sie ihr Glück selbst verscherzt haben, als sie so schwach waren, fremden Einflüsterungen ihr Ohr zu leihen und ihr Herz zu öffnen. Klüger, sie merken es nicht, sondern denken, wir seien besser geworden Klug sein: Das gehört zu unserem Handwerk. Sehr klug sein, ganz ungeheuer klug sein, ist das Allerbeste. Darum können wir den Mann doch liebhaben. Die größte Klugheit gebietet sogar, ihn lieb zu haben. Wir wollen versuchen, so geduldig zu sein und so tapfer zu schweigen wie die bösen Männer. Denn gerade darin zeigt sich unsere Schwäche, daß wir klagen und bedauert sein wollen, ohne zu merken, daß die Frau, die uns bedauert, gern unseren Mann, und der Mann, der uns bedauert, gern uns selbst stehlen möchte. Das ist das berühmte „Verstehen", nach dem wir lechzen. Und wenn man dann den anderen bösen Mann hat, für den man sich scheiden ließ, so ist der neue Herrlichste eben so mit Fehlern und Gebrechen ausgestattet wie der erste Herrlichste; und manchmal nach mehr.

Wenn doch die Romane nicht sämmtlich mit der Heirath endeten! Wenn doch die Ehebruchsstücke nicht künstlerisch abgerundet würden! Dann wären die Frauen besser vorbereitet für Das, was sie finden sollen. Ich habe Frauen gesehen, die nur aus Treue gegen sich selbst festhielten und weiterliebten: „Ich habe den Mann einmal liebgehabt und kanns nicht vergessen!"

Ich denke, wir wollen es mit den bösen Männern noch eine Weile versuchen. Sonderbar, daß man doch wenigstens für seinen Vater schwärmt! Der war natürlich kein böser Mann... Und die Mutter fragt man danach nie.

Bukarest. Carmen Sylva.



Hammurabi und Moses.

Immer weiter rückwärts dringt unser Blick. Gräber längst untergegangener Nationen öffnen sich und zeugen von ihrer einstigen Kultur. Und beschämt stehen wir, die glaubten, es so herrlich weit gebracht zu haben, und nun von Königsthronen, aus dem dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, die selben Worte hören, die uns auch heute beschert sind: von dem „hohen Fürsten, der Gott fürchtet und berufen ist, dem Recht im Lande Geltung zu verschaffen, damit der Starke dem Schwachen nicht Schaden zufüge." Klingt Das nicht wie eine moderne arbeiterfreundliche Thronrede? Und doch stehen diese Worte auf steinerner Tafel in Keilschrift in der Einleitung zum Gesetz Hammurabis, des Königs von Babel. Schon Der also spielte den Beschützer des „kleinen Mannes". O diese steinerne Tafel! Hättet Ihr sie nur ruhig im Schutthügel von Susa liegen lassen! Eine tiefe Demüthigung wäre uns erspart. Und obendrein manche Aufregung. Denn die Staubwolken, die aufwirbelten, nehmen uns den Athem. Unsere Gelehrten waren anfangs außer Rand und Band gerathen. Historiker, Theologen, Juristen, Soziologen: sie können sich noch immer nicht fassen. Eine neue Babylonische Verwirrung kam über uns, seit der Ruf erscholl „Hie Babel, hie Bibel!"

Unsere „Heilige Schrift", die Bibel, der Ehrentitel des Judenthumes, der Fels, auf dem das Christenthum ruht, das in Millionen Exemplaren verbreitete Lesebuch des Protestantismus ist arg ins Gedräng gekommen. Was allzu scharfe Kritiker bisher ihr nachsagen zu müssen glaubten — daß sie ein spätes, aus dem achten Jahrhundert vor Christus stammendes klerikales Werk sei —, ließ sich ertragen oder verbieten. Denn für das späte Datum ihrer Verfassung giebt es keinen handgreiflichen Beweis; auch bleibt ja immer das Argument, daß die späteren Verfasser, die klugen jerusalemitischen Priester, uralte Aufzeichnungen und Traditionen benutzt haben. Trotz Alledem blieb sie doch immer die „älteste Urkunde", wenn nicht des „Menschengeschlechtes", doch des „Monotheismus"; blieb sie immer unsere Heilige Schrift, der Stolz der Juden, die Grundlage des Christenglaubens. Da kommt die unselige französische Expedition, durchstöbert den Schutthügel von Susa und scharrt einen Dioritblock aus, der erweislich aus dem dritten Jahrtausend vor Christus stammt und Rechtssätze enthält, die mit biblischen offenbar innig verwandt, ja, oft im Wortlaut identisch sind. „Der Vergleich mit dem Gesetz Moses drängt sich überall von selbst auf; die Zeit, welche selbst die Ueberlieferung für die Sinai-Gesetzgebung voraussetzt, würde um mindestens ein halbes Jahrtausend später liegen als die geschichtliche des Kodex Hammurabis", sagt Winckler. Vor dieser Thatsache stehen alle Theologen, ohne Unterschied der Konfession, Christen und Juden, mit verlegener Miene. Wenn

Hammurabi auch nur anno 2500 auf steinerne Tafel meißelt, was Moses mehr als tausend Jahre später als unmittelbar ihm offenbarte Gesetze Jehovahs verkündet, dann sieht die Sache sehr verdächtig aus.

Das merken nun die Schriftgelehrten und bemühen sich, die Bibel und mit ihr die „Offenbarung" zu retten. In der großen Zahl dieser Rettungversuche nimmt der des wiener Orientalisten David Heinrich Müller gewiß eine hervorragende Stelle ein,*) schon, weil er eine sehr gründliche juristische Bearbeitung des im Hammurabikodex enthaltenen Gesetzmaterials giebt und es in lehrreicher Darstellung mit den einschlägigen Stellen nicht nur des Exodus, sondern auch des römischen Zwölftafelgesetzes vergleicht.

Professor Müller fragt zunächst immer, wer entlehnt habe: Hammurabi oder die Bibel. Das wäre für den Laien allerdings keine Frage; er muß sich nur wundern, daß die Gelehrten daraus eine Frage machen. Denn der nüchterne Laienverstand sagt: Wenn ein Satz aus der Bibel, die im besten Fall aus dem Jahr 1400 stammen kann (damals soll Moses gelebt haben?), im Gesetz Hammurabis steht, das im schlimmsten Fall aus dem dritten Jahrtausend vor Christus stammt, so ist doch kein Zweifel, daß Hammurabi die Quelle ist und daß, wenn wir Moses, der es direkt von Jehovah erhalten haben will, keines Plagiates bezichtigen wollen, nichts Anderes übrig bleibt, als anzunehmen, daß Jehovah diese Entlehnung (ohne Nennung der Quelle) sich erlaubte. Was darf sich ein Gott nicht erlauben? Das wollen aber die Schriftgelehrten auch nicht zugeben. Wenn Müller, zum Beispiel, findet, das im Exodus über den Diebstahl Gesagte biete fortschrittlich entwickelte Bestimmungen, die in primitiver, roherer Form auch bei Hammurabi zu finden sind, so sagt er nicht: Wir sehen, wie sich die ursprüngliche Norm in diesen tausend Jahren (vielleicht aber viel mehr Jahren?) entwickelt hat, wie sie humaner geworden ist, sondern er sagt: „Die ganze Größe des mosaischen Gesetzes zeigt sich da." Und folgert aus solchen Gegenüberstellungen, daß Hammurabi mit seinen grausamen Strafen nicht die Quelle dieser humanen biblischen Bestimmungen sein kann. Da thut er aber dem Hammurabi Unrecht. Zwischen Hammurabi und der Abfassung der Bibel liegt ein Zeitraum von mindestens fünfzehnhundert Jahren. In dieser Zeit hat sich die semitische Kultur entwickelt und die Bestimmungen konnten sehr wohl humaner geworden sein. Höchstens können wir zu Hammurabi sagen: Weh Dir, daß Du der Urahn bist! Und zu dem Verfasser der Bibel: Heil Dir, der Du der Enkel bist! Gerade die humaneren Bestimmungen der mosaischen Gesetz-

*) Die Gesetze Hammurabis und ihr Verhältniß zur mosaischen Gesetzgebung sowie zu den Zwölf Tafeln. Vom Dr. David Heinrich Müller, o. ö. Professor an der k. k. Universität. Wien 1903, bei Hölder.

gebung (neben der systematischen und inhaltlichen Uebereinstimmung mit Hammurabi) beweisen, daß die mosaische Gesetzgebung aus Babel kommt; denn die größere Humanität der mosaischen Bestimmungen beweist ja nur, daß sie sich von ihrer Quelle schon weit entfernt hat. Ein Gleichniß sei gestattet. Wenn der die Großstadt durchströmende Fluß durch städtische Unreinlichkeiten ganz schmutzig und schwarz das Pomörium der Stadt verläßt, wird er dennoch im weiteren Lauf einmal rein und klar werden. Diese Klarheit ist kein Beweis, daß es nicht der selbe Fluß, sondern nur, daß die Entfernung von der Großstadt schon groß ist.

Viele Zeugnisse, die in jüngster Zeit aus Babylon bekannt wurden, liefern den Beweis, daß der Mosaismus eine späte Blüthe am uralten Baum semitischer Kultur ist. Das aber wollen die Schriftgelehrten aller Konfessionen nicht gelten lassen; entweder, um die „Offenbarung", oder, um die Vorzugsstellung der Bibel und des Mosaismus in der Geschichte zu retten. Ich halte ein solches Verfahren vom wissenschaftlichen Standpunkt aus für verfehlt. Die Wissenschaft ist doch keine Rettunganstalt für nothleidende Religionen und sicher durchaus nicht berufen, irgend eine „Offenbarung" oder gar Bibel und Mosaismus zu retten. Ich will nicht behaupten, daß Müller solche Absicht hegt; aber die große Mühe, die er sich giebt, und der ungewöhnliche Scharfsinn, den er aufwendet, um aus den Details der Bestimmungen Hammurabis und Mosis zu beweisen, daß Moses nicht entlehnt hat, macht den Eindruck, als wolle er Hammurabis Priorität im Interesse der Bibel bekämpfen. Diese Priorität ist aber ganz klar. Hier kommt ja nicht allein der Vergleich des mosaischen Gesetzes mit dem hammurabischen in Betracht, sondern manche andere Thatsache, die Delitzsch in seinen Vorträgen erwähnt hat und die jedem vorurtheilslosen Menschen unwiderleglich beweisen, daß die Bibel ein späterer Abklatsch babylonischer Traditionen ist.*) Wenn nun das Ganze, das die mosaischen Bestimmungen als einen Theil enthält, offenbar aus Babel stammt, so können die gründlichsten Nachweise der Verschiedenheit dieser Bestimmungen von denen Hammurabis an der Thatsache nichts ändern, daß auch der Theil von Babel herstammt. In anderthalb Jahrtausenden hatten die Sitten sich eben gemildert. Auch kann aus der Bibel bewiesen werden, daß in den ältesten Erinnerungen der Juden genug echt babylonische „Grausamkeiten" zu finden sind.

Mit diesen „Grausamkeiten" als Kriterien zur Verurtheilung uralter Gesetzwerke hat es übrigens eine eigene Bewandniß. Wir wissen, daß das Genus „homo" ursprünglich ein blutrünstiges Raubthier war. Daß wir nun in uralten Gesetzen Spuren dieses ursprünglichen Charakters der Menschen

*) Man denke namentlich an die babylonische Sintflutherzählung, die sich in der Bibel wiederholt, und an die Erzählung von der Geburt Sargons: „In Azupiran am Euphrat gebar sie mich heimlich, legte mich in ein Kästchen von Schilfrohr, verschloß mit Erdpech meine Thür und legte mich in den Fluß."

finden, ist begreiflich und moralische Entrüstung darüber im zwanzigsten Jahrhundert nicht am Platz. Denn gar so viel sollten wir uns auf unsere „Humanität" nicht einbilden. Müller hebt an einigen Stellen die Grausamkeit der babylonischen Strafbestimmungen hervor. Aber es ist möglich, daß wir den Splitter im Auge Babels sehen, den Balken im eigenen nicht. Wie wärs, wenn Hammurabi unter uns träte und Musterung hielte? Er hätte, wenn er wollte, vielleicht eben so viel Anlaß zu moralischer Entrüstung. Bei uns wird totgeschossen, wer auf dreimaligen Anruf eines Wachtpostens nicht Rede steht. Haben wir das Recht, uns über die Grausamkeit babylonischer Strafbestimmungen zu entsetzen? Wegen Gotteslästerung und Majestätbeleidigung müssen Europäer im Kerker schmachten. Hammurabi kennt diese Verbrechen gar nicht, was durchaus nicht „auffallend" ist, wie Müller und Andere finden, sondern leicht begreiflich. Man hatte nämlich damals von Gott und dem König eine viel zu hohe Meinung, als daß man annehmen mochte, irgend eine Lästerung reiche an sie heran.

Um nun die Bibel nicht direkt aus Babel abstammen zu lassen, bringt Müller die Hypothese, Beide, Hammurabi und Moses, hätten aus einem „Urgesetz" geschöpft, das in seiner Einfachheit dem Exodus näher stehe als dem Babylonier. Dieser Hypothese kann man insofern zustimmen, als nicht anzunehmen ist, die Bibel habe unmittelbar gerade aus der Redaktion des babylonischen Gesetzes entlehnt, die wir heute entdeckt haben; wahrscheinlich giebt sie eine selbständige Fassung des gemeinen babylonischen Rechtes in einer viel späteren, moderneren, daher humaneren Entwickelungperiode. Müller sagt: „Der Kodex, der bestimmten komplizirten Verhältnissen angepaßt ist und verwickelte juristische Erscheinungen aufweist, kann unmöglich die Quelle eines Gesetzes sein, das für einfache und ursprüngliche Verhältnisse sich am Besten eignet. Niemand ist im Stande, aus einem komplizirten Werk dieser Art die leitenden Grundgesetze zu abstrahiren, ohne daß Spuren der Komplizirtheit sich noch nachweisen lassen." Das ist sehr richtig und einleuchtend, beweist aber nur, daß wir noch im Dunkel tappen und nicht wissen, wie nah oder entfernt die Verwandtschaft der Bibel mit Hammurabi ist. Nicht zustimmen kann ich Müller da, wo er sagt, daß „die durch Klarheit und Einfachheit sich auszeichnenden Sätze des Exodus wohl als Quelle sowohl des Hammurabi als der römischen Zwölf Tafeln gelten können." Der König von Babel hat ganz sicher nicht das mindestens achthundert Jahre später „offenbarte" mosaische Gesetz abgeschrieben. Das wäre selbst ihm schwer geworden. Der Exodus arbeitet vielmehr mit Hammurabis Gedanken; wie sie dahin kamen, ist freilich noch nicht klar. Diesen Weg aufzuhellen, ist Aufgabe der Wissenschaft. Die Lösung wird ihr nur gelingen, wenn sie unbeirrt von „Offenbarungen" und Bibelrettungversuchen die historische Wahrheit sucht.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

Ein gutes Buch.

In unserer Zeit der breiten Civilisation blühen die bürgerlichen Talente. Junge Menschen, durch feinere Artung, schwächere Lebenskraft mehr zum Empfangen und Betrachten bestimmt als zum Faustdienst des Lebens, solche etwa, die in früheren Zeiten geistlichem Beruf zugeführt worden wären, erkennen und ermessen früh den eigenen Kontrast zur beschränkteren Umgebung. Selbstbeobachtung und reichlicher Kunstgenuß, Anerkennung oder Abweisung ihrer jugendlichen Ansprüche: Alles trägt sie empor an die Oberfläche des heimischen Elementes, das ihnen gleichgiltig und unedel scheint. Aufgetaucht, aber des Fluges noch nicht fähig, erblicken sie jetzt — zum ersten Mal — Ihresgleichen im Schwarmgetümmel; zu Dutzenden, zu Hunderten, und einerlei von wie weit herbeigeschwommen: an Allen erkennen sie das gleiche, ihr eigenes Gesicht. Nun ringen sie mit einander um Eigenart oder Individualität, weil diese ein Merkmal großer Kunst ist. Wie ernst und tragisch ist dieser neue Kampf! Haus und Heimath hat sie ausgestattet und gerüstet, widerstrebend und hoffnungsvoll und in Sorgen; so gilt es Rechenschaft und Verantwortung.

Gewiß haben diese Menschen schwere Stunden, wenn sie träumen, ihr Talisman sei unecht. Aber zur Zuversicht erweckt sie der Lärm der Waffen und der Zuruf der Freunde. So kämpfen sie, glauben an sich und fordern von uns, an sie zu glauben.

Das sind die Menschen, deren Bücher wir lesen.

Aber wir, die Leser, blättern dann und wann nachdenklich in ihren Büchern und fühlen uns in dieser Kunst nicht heimisch. Es ist eine Welt unter der Lupe, ein Marionettentheater als Weltbühne. Alles ist übersetzt, auf die Spitze getrieben. Kleine Erlebnisse und Empfindungen zu Problemen und Ereignissen aufgeblasen, halbfertige Charaktere ins Licht gesetzt und zergliedert, schwankende Interessen zu Konflikten erhoben; selbst die Sprache scheint, Satz vor Satz, eine Uebertragung alltäglicher Redensarten in priesterlich gehobene oder abgerissen salopre Stilistik. Wir fühlen, daß diese Literatur auf zahlreichen Voraussetzungen, Abmachungen und Konventionen ruht, die den Berufsgenossen geläufig, uns fremd sind, ja, wir müssen vermuthen, daß diese Leute nur für einander, nicht für uns, die Leser, schreiben wollten, daß sie vielleicht nur einen neuen Beweis ihrer Individualität zu geben gesonnen waren. Und trotz aller Individualität ist es immer wieder dasselbe Buch.

Wie könnte es anders sein? Diese Menschen sind talentvoll aus Schwäche. Die Schwäche macht sie empfänglich, feinfühlig, wählerisch und geschmackvoll. Die Schwäche sondert sie von der impassiblen Brutalität ihrer Nächsten. Die Schwäche macht sie mittheilsam. Die Schwäche ist ihr Talent.

Ohne es auszusprechen, vielleicht unbewußt, suchen wir heute nach Begabung aus Kraft, die selten ist wie ehedem. Denkwürdiger als Literatenliteratur sind uns die Empfindungen und Erlebnisse Derer, die still und ernsthaft, mit klaren Augen, thätig oder leidend das Leben durchschreiten und deren Schicksal ungekünstelt erwächst, so, wie die Luft und der Boden und das Samenkorn eigener Veranlagung es fügt. Aber diese Menschen werden schweigsam geboren; und vor Allem frei von literarischem Ehrgeiz. Was Beobachtung und Gestaltungskraft in ihnen wirkt, bleibt verborgen, wenn nicht ein Schwank beim späten Schoppen, eine Tafrede oder ein Wortgefecht gelegentlich einen theilnehmenden Zuhörer findet. Manchmal gelingt es, auf langer Wanderung oder nach gemeinsamer Arbeit einen der Schweigsamen lebendig zu machen. Dann erstaunen wir über die Welt seiner Erinnerungen, die Kraft seiner Bilder und die Völligkeit seiner Gedanken. Denn die Gedanken ganzer Menschen haben etwas körperlich Greifbares: man glaubt, man könne sie in die Hand nehmen, wägen und von allen Seiten betrachten. Aber diese Menschen schreiben nicht. Und so bleiben die Bücher, die wir lesen wollen, ungeschrieben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Neulich, an südlichen Küsten und fern dem Frühling unserer Heimath, las ich das Buch eines starken Menschen. Es heißt „Peter Camenzind" und ist von Hermann Hesse. Obwohl Peter sich als Schweizer aufführt, während Hermann die Sprache des Reiches spricht, scheinen Beide durchaus die selbe Person.

Das Buch ist deutsch ohne patriotische Rempelei und fromm ohne Prostitution der Seele. Von der Erzählung weiß ich wenig zu sagen. Ein junger Mensch, aus altem Bauernblut, wächst bäuerlich auf, wird in Bildung getaucht, die ihn benetzt, nicht lockert. Er hat ein Paar Lieb- und Freundschaften, daheim und in der Fremde, stets ohne Glück und Stern; sein Gewinn ist der Heilige Franziskus von Assisi, der ihn Liebe zu aller Kreatur lehrt. So kehrt er heim und wurzelt wieder fest als Das, was seine Väter und er zuvor gewesen.

Das ist einfach; und vielleicht wenig. Herrlich aber ist die große und treue Liebe des Schreibers zu aller Kreatur des Himmels und der Erde. Wenn er Sonne und Wolken, Berg und See, Bäume und Kräuter und lebendiges Wesen schildert und preist, so klingt durch seine Worte der Ton der Wahrhaftigkeit, der Gefühle und Gedanken, auch bekanntere und geläufige, erneut und adelt. Auch ist seine Sprache ehrlich und von dem Fehler neuer Stilisten frei, die, wenn sie edle Dinge darzustellen suchen, nichts Anderes wissen, als prompt und mechanisch nach alterthümlichen, gesalbten und sakralen Redensarten und Wortstellungen zu greifen.

Die Liebe zum Erschaffenen führt Peter, den Bauernsohn, in die

Lehre des Franziskus, der ein großer Meister dieser Liebe war. Und alsbald bemüht sich der Heilige, den Schüler für die schwierigere Liebe, die Menschenliebe, zu gewinnen. Das geht, so weit es bei positiven Menschen zu gehen pflegt. In einem schönen Kapitel, das vom armen Boppi erzählt, hat Peter auch wirklich einen jammervollen Krüppel lieben gelernt; doppelt verdienstlich, weil alles kränklich Schiefe ihm von Herzen zuwider ist. Aber dieser Krüppel hat wenigstens eine gesunde, gerade Seele. Ob Peter den Tag erlebt, wo es ihm gelingt, arme, gebrechliche Seelen zu lieben? Noch schmäht er den Gallert von Lüge, der den Tagesmenschen umhüllt, und höhnt die arme Seelenkreatur, der Gott keine echte Gestalt schenken wollte, die stümperhaft und hilflos schwankt, in welche gestohlene Fetzen sie sich kleiden soll, und doch dem gesunden Auge stets ihre krüppelhafte Nacktheit wider Willen ausstellt. Doch diese erbarmunglose Verachtung ist Gesundheit. Selbst er, dessen Güte die geistig Armen selig sprach, ließ sein Angesicht den Komplizirten, Unwahrhaftigen nicht leuchten.

Neben dieser Schule der Liebe erzählt das Buch vom alten Kampf um den Beruf, von der Auseinandersetzung zwischen Natur und Neigung, Herkommen und Begabung. Hier trennen sich die Wege des Schöpfers und des Erschaffenen. Konsequent und ohne Aufheben scheidet Peter aus der eingebildeten Welt des Geistes und vermählt sich aufs Neue der väterlichen Erde und Sitte. Der Andere, — nun, Der bleibt Literat; sonst besäßen wir freilich nicht dieses Buch und manche gute Hoffnung auf Späteres. Las ich doch kürzlich von ihm ein paar venezianische Verse, kräftig und klar empfunden, wenn auch stark staffirt und nicht ganz in der Richtung seiner besten Begabung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bei dieser selbstverständlichen Inkongruenz der wahren und der erdichteten Gestalt möchte ich noch eines Zuges gedenken, der vielleicht dem Dichter eigen, dem Abbild mit einiger Gewaltsamkeit aufgezwungen schien. Eine Art von sensitiver Schwermuth, die diese Figur beschattet, wird als Erbtheil alten Geblütes und langer Inzucht glaubhaft gemacht. Solche Gemüthsverfassung ist nicht im Einklang mit vollen Naturen. Polyklets Kanon ist weder empfänglich noch melancholisch. Gesunde Normalität des Körpers ist Glück, Stärke und Optimismus der Seele. Hat hier, als guter Künstler, der Schreiber zu viel des Seinen in das Buch gelegt, so zeigt er dem nach Menschlichkeit spähenden Blick den Punkt, in dem er mit dem Artistenthum unserer Zeit sich berührt. Dann weist er auch die Grenzen der Gedanken, mit denen ich diese Erörterung begann.

Gleichviel. Das Buch ist gut, ehrlich und gesund.

Ernst Reinhart.

Ballin und Morgan.

Zwischendeck. Ein Haufe Elend, durchwärmt von einem Hoffnungstrahl. Wie das Irrlicht auf dem Sumpf, so tanzt auf diesem Knäuel von Misérables die Wahnvorstellung einer schöneren Welt, die schon im Diesseits zu erreichen ist. Amerika, Du hast es besser als unser Kontinent, der alte. Der goethische Vers klingt uns heute, als sei er von Onkel Sams Majestät bestellt, die sich Alles, auch einen Olympier, bezahlen kann. Tausende und Abertausende, die den Versuchern vielleicht widerstanden hätten, sind dem Lockruf dieses Geflügelten Wortes gefolgt, das sie, wie ein fast eben so berühmter Pfeifersmann einst die Ratten von Hameln, ins Wasser zog. Wer ist den Spuren all der Namenlosen nachgegangen? Der Agent der Schiffahrtgesellschaft, die das Opfer über den großen Teich befördert, verspricht ihm ein Paradies. Ignorance et Misère: da drüben kennt man sie nicht. Les trois problèmes du siècle, die Victor Hugo im Zorn seiner Einsicht und Nächstenliebe fand, la dégradation de l'homme par le prolétariat, la déchéance de la femme par la faim, l'atrophie de l'enfant par la nuit: alle drei sind drüben gelöst, vom Halbrund der Erde verschwunden. Mit den letzten Silberlingen, dem Wenigen, was der Jude im Dorf — er kann auch Bekenner des Heilands sein — nebst dem Schuldschein noch herausgab, als die karge Habe losgeschlagen wurde, wird die Reise bestitten. Uebrig bleibt nur gerade noch genug, um den Peterspfennig zu zahlen, der am Eingang des Dollarhimmels im Kurialstil erhoben wird und in den Augen des Pförtners Gnade verschafft. Keine Chronik kündet, wie sich nach der Zulassung in das Reich ihrer Träume das Schicksal dieser Enterbten gestaltet. Amerika aber wird groß und größer und obenauf thront Pierpont Morgan, Herrscher zu Land und Herrscher zur See, König über zahllose Schaaren von toilers and moilers, die im Schweiß ihres Angesichtes Dividenden schaffen. Auch die Elemente sind schon blasirt. Gelassen trägt der Ozean das hölzerne Haus, in dem zwei grundverschiedene Welten hart an einander stoßen, die duftende Stadt der Kajüten und die stinkende des Zwischendecks. Nur selten noch packt ihn die kommunistische Laune, Égalité zu spielen und die beiden Welten in eine Gefahr zu stürzen, in der den Emigranten die hohe Ehre wird, mit den Rockefellers, Vanderbilts, Liptons in ein gemeinsames Grab zu schauen. Wenn es just passirt, ists im Preis einbegriffen; und der Bauer aus Podolien, der die Chance hat, auf solche Weise, ohne draufzahlen zu müssen, sich neben eine mit Edelgestein behängte Marchioneß zu betten, kann nicht leugnen, daß man ihm full value für seine money giebt.

All diese Herrlichkeiten des Zwischendeckes sind nun plötzlich unterm Kostenpreis zu haben. Für zwanzig Thalerstücke schon wird der deutsche Auswanderer ins „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" transportirt. Und diese Reduktion erfolgt durchaus nicht etwa auf Kosten der Behandlung. Im Gegentheil: man reißt sich förmlich um die Gunst der outcasts, die den Staub Europens von den Füßen schütteln, weil ihnen hier nichts glücken wollte. Das Zwischendeck ist populär geworden. Man hofirt ihm. Die Erklärung? Krieg ist ausgebrochen. Wenn die Geschosse fliegen, steigt das Kanonenfutter in der allgemeinen Schätzung. Die Deklassirten, die das Zwischendeck bevölkern, liefern den Grundstock für das Gedeihen jedes Schiffahrtunternehmens. Ein wilder Konkurrenzkampf wüthet

zwischen dem Morgan-Trust und der englischen Cunard-Gesellschaft. Die Ersten, die man ins Treffen schickt, sind die Zwischendecker. Ein Heer von Werbern ist unterwegs, um sie in Massen heranzuschleppen, sie unter Angebot der günstigsten Bedingungen, auf die sie je rechnen konnten, zur Wanderung zu bestimmen. Wer die größte Zahl solcher Truppen ins Feld zu stellen vermag, wird Sieger bleiben. Willenlos läßt sich die Menge schieben. Das Individuum wähnt, seinem Glück entgegenzuschwimmen, und greift zu. Die Masse aber ist ein blindes Werkzeug in der Hand der Managers, die Waffe, die den Gegner auf die Knie zwingen soll. Und während die Schlacht zu wüthen beginnt, beobachtet die Schaar der Aktionäre von ferner Höhe aus das Getümmel und fragt in banger Spannung, wer schließlich wohl die Kriegskosten tragen werde.

In die Glorientage der Kieler Woche paßt die Schilderung dieses Kampfes eigentlich nicht; das Haupttreffen wird ja zwischen den deutschen Rhedereien und der englischen Linie ausgefochten, die das (subventionirte) Schoßkind der britischen Patrioten geworden ist, weil sie den Muth hatte, dem Trust Morgans fern zu bleiben. Als die Hamburg-Amerika-Linie Dover nach Fertigstellung des neuen Hafens zum Anlaufsplatz wählte, kam Herr Ballin einem Wunsch des Kaisers entgegen, der den Behörden von Dover gern eine Freude bereitete. Ballin hat, Jeder wußte es, stets die richtige Witterung für Alles, was „höchsten Ortes“ genehm ist. Nun ist kein Zweifel über die Gesinnung möglich, mit der Kaiser Wilhelm seinen Oheim in Kiel begrüßen wird. Die Verstimmung, die der Burenkrieg erzeugte, ist auf deutscher Seite längst geschwunden und hat dem Wunsch Platz gemacht, zu dem Inselreich, dessen Flotte nicht nach den Leistungen der Landarmee beurtheilt werden darf, in freundliche Beziehungen zu treten. Politik und Geschäfte aber sind heutzutage schwer zu trennen. Erstrebt die deutsche Staatskunst wirklich ein Verhältniß zu England, das der Entente der beiden Westmächte die antideutsche Spitze stumpft, dann paßt der Kampf der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd gegen die Cunard-Linie schlecht in diesen Plan. Wer Ballins Vorliebe für alles Englische kennt, wird auch überzeugt sein, daß dieser Kluge den Kampf gegen die Cunard Linie nur ungern, der Noth gehorchend, führt und nicht leichten Herzens den Vorwurf auf sich lädt, Etwas zu thun, das die Intentionen seines kaiserlichen Herrn durchkreuzen könnte. Er hat ja auch alles Erdenkliche versucht, um durch Zuschriften an die Times die Cunardleute zur Vernunft zu bringen. Vergebens. Sie wurden um so widerspenstiger, je versöhnlicher sich Herr Ballin geberdete. Daß es so kommen müsse, konnte ein schlauer Geschäftsmann wohl voraussehen. Jetzt aber kann Ballin nicht mehr zurück. Sein erster Fehler war, daß er sich dem Morgan-Trust anschloß, ohne durch die Verhältnisse dazu genöthigt zu sein und — noch schlimmer — ohne den Beitritt der Cunard Linie zur Bedingung zu machen. Fragt man sich heute, im Juni 1904, was im April 1902 den Lloyd und die Packetfahrt zwang, durch das kaudinische Joch der Morganisirung zu kriechen, so wird man um eine Antwort noch genau so verlegen sein wie vor zwei Jahren. Der leere Wortschwall, der damals das Abkommen der deutschen Linien mit Morgan von Hamburg aus begleitete, vermochte das Ohr nüchterner Beurtheiler keinen Augenblick zu täuschen. Anno 1902 konnte, mußte man glauben, Herr Ballin berge Manches im Busen, was er nicht heraussagen wolle, Manches, was die folgenden Jahre zu seiner Rechtferti-

gung ans Licht bringen würden. Diese Annahme hat sich als falsch erwiesen. Sechsundzwanzig Monate erst sind seit der Gründung des Morgan-Trusts vergangen: und schon ist die deutsche Ozeanschiffahrt in einen Kampf verwickelt, wie er gefährlicher auch ohne Trust nicht entbrannt sein könnte. Herr Ballin kann sich nicht auf den vierten Paragraphen berufen, der den Trustvertrag ausdrücklich als Schutz- und Trutzbündniß bezeichnet und für Konkurrenzkämpfe gegenseitige Hilfeleistung verbürgt. Schutz- und Trutzbündnisse — notabene: wenn ihr Text veröffentlicht wird — erfüllen ihren Zweck gewöhnlich nur, wenn der casus foederis niemals eintritt. Kann das foedus, das den Interessirten von der großen Glocke verkündet wird, den Eintritt des casus nicht hindern, dann hat es seinen Zweck verfehlt. Auf seine Voraussicht braucht Herr Ballin sich also nichts einzubilden.

Der Anschluß der deutschen Linien war sein persönliches Werk. In Bremen folgte man nur widerstrebend seiner Führung. Jetzt, auf dem Schlachtfeld, ist die Einigkeit ein Gebot der Selbsterhaltung; für den Lloyd nicht minder als für die Hamburger. Doch im Stillen denkt wohl Herr Dr. Wiegand, man hätte sich all diese Kraftanstrengungen, diese sprunghaften Transaktionen, wie die Betheiligung an einer österreichischen Zwerggesellschaft, die sich solche Ehre nicht träumen ließ, sparen können, wenn man vor zwei Jahren nicht gar so hitzig gewesen wäre. Herr Ballin beklagt sich jetzt bitter darüber, daß die Cunard-Linie zu Unrecht aus dem Passage-Pool für das nordatlantische Geschäft geschieden sei, der schon lange vor dem Trust bestand und laut Trustvertrag unverändert bleiben sollte. Recht oder Unrecht: war der hamburger Generaldirektor wirklich so kurzsichtig, daß er glauben konnte, die Cunard-Linie werde in dem Pool bleiben, trotzdem sie in dem Trust ihren Todfeind sieht? Er war jedenfalls recht naiv, als er den Schiedsspruch des englischen Handelsamtes forderte, das an der Selbständigkeit der Cunard-Linie so stark interessirt ist, daß es sogar den nicht allzu hohen Preis einer kleinen Rechtsbeugung dafür zahlen würde. Norddeutscher Lloyd und Hamburg-Amerika-Linie hätten, wenn ihnen ein festeres Bündniß mit ausländischen Gesellschaften unentbehrlich schien, ihren natürlichen Alliirten gerade an der Cunard-Linie gefunden; die vereinigten Schiffe dieser drei Linien wären an Zahl stärker als der ganze Morgan-Trust, die International Mercantile Marine Company, mit der Hamburg und Bremen jetzt verbündet sind. Was also zwang 1902 zum Anschluß? Ich kann nur annehmen, daß Herr Ballin von der Allgewalt Morgans durchdrungen war und sich von dem Lärm, der diesen Namen damals noch ungemindert umtoste, allzu sehr imponieren ließ. Die Verbindung mit dem Trust ist weder lohnend geworden — Das zeigt der Cunard-Krieg — noch hat sie Ehre gebracht; denn die heillose Ueberkapitalisirung (bis übers Doppelte des Buchwerthes seiner Schiffe) hat den Trust als Gründung schnell in Mißkredit gebracht. Neun Jahre noch sind die deutschen Gesellschaften an den Trustvertrag gebunden. Da bleibt Herrn Ballin nichts Anderes übrig, als den Sieger zu mimen. Das thut er denn auch. Um die Leute nicht merken zu lassen, wie unbehaglich ihm die Situation schon geworden ist, spielt er den Sorglosen, betheiligt sich an Zeitungsgeschäften und Hotelgründungen und preist in schöner Rede den Tag, da Sankt Augustus Scherl, als Besitzer der Börsenhalle und des Korrespondenten, majestätischen Schrittes in die Hansenfeste einzog. Ein Großunternehmer, der zu solchen Reden Zeit und Gemüthsruhe hat, kann sicher nicht von Geschäftssorgen geplagt sein. Dis.

*

Notizbuch.

Trotz unseres klaren Dementis beharrt die ‚Zukunft‘ bei der Behauptung, daß „der Herr Reichskanzler die mehrerwähnte Depesche des Hauptmanns a. D. Dannhauer vor ihrer Veröffentlichung gelesen und als zur Veröffentlichung geeignet bezeichnet habe. Wir bemerken hierzu, daß unser Dementi vom Reichskanzler selbst stammte. Der Herausgeber der ‚Zukunft‘ ist gröblich getäuscht worden“. Das stand am achtzehnten Juniabend in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Trotz regirt den Dativ; und der Reichskanzler auch den Theil der Wilhelmstraße, wo, auf Kosten des Herrn Heinrich von Ohlendorff, die Norddeutsche Allgemeine gedruckt wird. Dieser Regirer hätte in allen Fällen, wo ers für nöthig oder auch nur nützlich hält, das Recht, offiziell oder offiziös abzuleugnen, was war; manchmal sogar die Pflicht. Jeder Minister hats schon gethan und keinem ists, wenn sein Zweck dieses Mittel fordert, zu verargen. Doch gegen „gröbliche Täuschung“ ist Niemand geschützt; und es wäre ungezogen, einen Kanzler der Unwahrhaftigkeit zu zeihen, der so höflich ist, den Gegner für „getäuscht“ zu erklären, ihn nicht, wie die Wilhelmstraßenjungen thaten, böswilliger Erfindung zu beschuldigen. Dem anständigen Dementi gebührt eine anständige Antwort. Als die Depesche des Herrn Dannhauer gedruckt und verbreitet war, mußte zunächst schon Jeder, der die Gewohnheiten des Lokalanzeigers einigermaßen kennt, glauben, sie habe in den Aemtern Bülows, Richthofens oder Stübels das censorische Schutzwort Imprimatur auf den Weg mitbekommen. Wegen der winzigsten Dinge lassen Scherls Staatssekretäre bei den Maßgebenden anfragen; es ist vorgekommen, daß harmlose Plaudereien aus der Ostmark der Censur unterbreitet und dann, als nicht opportun, trotzdem sie schon gesetzt und honorirt waren, zurückgelegt wurden. Nichts, was oben anstoßen könnte, darf ins Blatt. Dafür erhält der Lokalanzeiger aber auch alle Nachrichten, die von höfischen oder amtlichen Stellen vergeben werden, vor den anderen Zeitungen. Und nun sollte eine Alarmdepesche uncensirt gedruckt worden sein? Die Meldung Leutweins Ersetzung durch Trotha, den Mann des Kaisers, werde „eine eminente Gefahr für ganz Deutsch-Südwestafrika“ heraufbeschwören? Unglaublich. Diese Meldung mußte unten beunruhigen und oben ärgern; und ein Blatt vom Wesen des Lokalanzeigers durfte sie nicht verbreiten, ohne vorher zu fragen, ob sie mehr bringe als Afrikanderklatsch. Trotzdem hätte ich meinen Zweifel unterdrückt; denn seine Berechtigung war nicht zu erweisen. Da erhielt ich einen Rohrpostbrief, in dem stand: „Das Dementi der Norddeutschen ist dreist (ich mildere den Ausdruck); die Depesche ist hier im Amt vorgelegt und mit dem tolerari potest versehen worden. Der Absender selbst hatte drübergeschrieben: ‚Dem Reichskanzler vorzulegen!‘ Und so was wird abgestritten!“ Und so weiter. Gleich danach bekam ich aus Südwestafrika — von einem Interessirten — die Mittheilung: „Ich habe Dannhauers Depesche gesehen. Die ersten Worte waren: ‚Dem Reichskanzler vorzulegen!‘ Passen Sie auf, was draus wird.“ Die Depesche war also mit der Weisung, sie dem Kanzler zur Censur vorzulegen, abgegangen und angelangt. Beide Nachrichten stimmten wörtlich überein. Das genügte mir noch nicht. Der Zufall brachte mich mit einem Redakteur des Lokalanzeigers zusammen. Der konnte Bescheid wissen. Ohne Einleitung fragte ich ihn: „Warum ist bei Ihnen denn geleugnet worden, daß Bülow die Depesche vor dem Druck gelesen hat? Er hat sie ja gelesen.“ „Woher wissen Sie Das?“ „Die Depesche trug ja den Vermerk: Dem Reichskanzler vorzulegen.“ Er wurde

roth, kam ins Stottern und sagte schließlich, ich müsse begreifen, daß er über Interna der Redaktion nicht reden dürfe. Ich begriff; wäre meiner Sache nun aber sicher gewesen, selbst wenn nicht noch ein Vierter, der Kenntniß haben konnte und Glauben verdiente, mir gesagt hätte: Die Geschichte ist mit Bülows Genehmigung in den Lokalanzeiger gekommen. Das wäre für die Zustände, in denen wir leben, charakteristisch, aber kein Verbrechen gewesen. Der Kanzler, der dem Kaiser nicht direkt widersprechen mochte, hätte die Depesche als ein erwünschtes Mittel genommen, das die — damals noch nicht veröffentlichte — Ernennung Trothas vielleicht noch hindern konnte. Nicht gerade großartig, doch im Stil heutiger Machenschaft. Was ist nun geschehen? Ich will nicht annehmen, daß man mit Silben sticht; etwa sagt, der Kanzler habe das Telegramm nicht gesehen, und verschweigt, daß irgend ein Conrad das Visum ertheilt hat. Um eine Haupt- und Staatsaktion handelts sichs ja nicht; und volle Klarheit, schon vor acht Tagen deutete ichs an, wäre nur vor Gericht, durch beeidete Aussagen, zu erreichen. Einstweilen wiederhole ich den Thatbestand. An die Redaktion des Lokalanzeigers, die alle nicht völlig anodinen Nachrichten zur Begutachtung in die Wilhelmstraße schickt, kommt eine Depesche, deren alarmirendem Inhalt die Weisung beigefügt ist: „Dem Reichskanzler vorzulegen!" Glaubwürdige Männer versichern mich, sie sei vorgelegt und als zur Veröffentlichung geeignet bezeichnet worden. Daran schien nach scherlischer Tradition auch kein Zweifel möglich. Solche Indizien führen jeden Tag zur Verurtheilung lebendiger Menschen. Der Kanzler sagt, ich sei gröblich getäuscht worden. Wenn ihn die Sache wichtig genug dünkt, wird er sie untersuchen lassen. Er war höflich. Vielleicht ist er auch gerecht und giebt zu, daß der Gewissenhafteste in meiner Lage sicher sein durfte, gegen Täuschung geschützt zu sein.

* * *

Heute ist von einer löblichen Rede des Kanzlers zu berichten, der, ein Bischen spät leider, die löbliche That folgen soll. Den Gesandten der südwestafrikanischen Farmer hat er versprochen, im Herbst neue Mittel zur Unterstützung der geschädigten Ansiedler zu fordern und im Reichstag für die Aenderung des skandalösen Beschlusses einzutreten, der die armen Leute mit einem völlig unzureichenden Almosen abspeisen will. Da der Reichstag, nach einer Arbeitleistung, deren Ertrag nicht gerade ungeheuer genannt werden kann, bis in den November vertagt ist, wird es lange dauern, bis Graf Bülow sein Versprechen einlösen kann. Tamen est laudanda voluntas. Das Reich hat die Pflicht, die Deutschen, die seiner Schutzverheißung trauten, anständig zu entschädigen; und die wirthschaftliche Zukunft der bedrohten Kolonie wäre nicht zu retten, wenn die Farmer die Lust verlören, noch einmal an der Swakopmündung ihr Heil zu versuchen. Der Kanzler hat auch versprochen, der Deputation eine Audienz beim Kaiser zu erwirken. Darauf braucht sie hoffentlich nicht lange zu warten. Ein Deutscher Kaiser muß jeden Tag Zeit zum Empfang von Landsleuten haben, denen ein nationaler Krieg Väter und Söhne, Gut und Hoffnung geraubt hat und die, als Vertreter ihrer Kolonialgemeinde, weither übers Meer kommen, um dem Repräsentanten der Volkheit die Geschichte deutschen Leidens und Kämpfens zu erzählen.

* * *

Während in Berlin über Südwestafrika geredet und geschrieben wird, sitzt der Generallieutenant von Trotha in Okahandja und muß thatlos dem Treiben der Hereros zusehen. Muß; denn ihm fehlen die zur Niederzwingung des Aufstandes nöthigen Truppen. Die Behandlung dieser höllisch ernsten Angelegenheit ist in Wor-

ten, die unsere „Preßfreiheit“ gestattet, nicht nach Gebühr zu charakterisiren. Daß die deutsche Kolonialtruppe bei deutschen Zollbeamten Schwierigkeiten finden konnte, daß Shrapnels hinübergeschickt und die Zünder vergessen wurden: Dies und Aehnliches mag man, als kuriose Leistung der Militärbureaukratie, belächeln. Doch der Spaß hört auf, wenn man den Schaden bedenkt, den die unzulängliche Truppensendung dem Reich zugefügt hat. Schaden an Geld und Prestige. Seit Monaten wird hier, wo doch kein militärisch Sachverständiger spricht, gerufen: Schickt auf den schnellsten Schiffen, die zu haben sind, eine große Truppenmacht und möglichst viele Pferde hinüber! Man wählte kleine Schiffe von geringer Fahrgeschwindigkeit und knauserte an den Truppenportiönchen. Die Folgen sind schon fühlbar. Herr von Trotha — der zehntausend Mann gefordert haben soll, aber nur einen nicht erbetenen „Stab“ von ungewöhnlich und unnöthig großen Dimensionen erhielt — muß, ohne sich rühren zu können, abwarten, bis die neuen Transporte eintreffen; und inzwischen verstreicht die Jahreszeit, in der seine wichtigste Operation möglich ist. Er hat kaum Leute genug, um die Rückzugs- und Etapenlinie ausreichend zu decken. Dadurch kann der Feldzug um ein Jahr verlängert werden. Denn die zunächst wichtigste Aufgabe ist, den Hereros die Munitionzufuhr abzuschneiden. Das ist, bei den klimatischen Verhältnissen der Kolonie, im September aber kaum noch erreichbar, weil dann ein Marsch ins Owambogebirge gefährlich wäre. Herr von Trotha ist in seiner Kuropatkinrolle zu bedauern. Im Reichstag aber ist über diese beschämenden Dinge in hundert langen, langweiligen Sitzungen kein Wörtchen gesprochen worden.

* * *

Wenigstens nicht offiziell. Hinter den Coulissen wurde freilich geschwatzt und manches von Demos geweihte Haupt geschüttelt. Resultat: Stübel muß fort. Längst wird gegen den Kolonialdirektor intriguirt und schon vor Monaten ward hier prophezeit: Stübel, Du mußt sterben! Die großen Landgesellschaften lieben ihn nicht, auch in der Wilhelmstraße scheint er Manchem unbequem zu sein und eines Tages wisperte Tante Voß ihm, die inspirirte, zu, er habe den sehnlichen Wunsch, von der Amtslast entbürdet zu werden. Nie war ihm der Wunsch gekommen. Doch das Dementiren half nicht: man flüsterte weiter, er wolle sterben. Nachfolger? Prinz Arenberg, der ewige Kandidat, der als Centrumsmann und Freund Lichnowskys der Nächste dazu wäre. Vielleicht wollte er nicht; vielleicht fürchtete man, durch die Kürung eines katholischen Politikers nach der Jesuitenhetze die mit Recht so geschätzte Volksseele abermals zu erregen. Jedenfalls tauchte bald ein neuer Name auf. Graf Götzen, der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, hieß es, wolle nicht länger in Dar-es-Salaam bleiben und sei, er ganz allein, der geeignete Mann für das Amt des Kolonialdirektors. Möglich. Unsere Afrikaner behaupten aber, Graf Götzen sei einstweilen in Ostafrika eben so unentbehrlich wie Herr von Lindequist in Kapstadt und Oberst Leutwein in Windhuk; dennoch sei das unterirdische Bemühen fühlbar, alle Drei aus ihren Stellungen wegzulocken. Die vorläufig neuste Kombination knüpft sich an den Namen Paasche. Dieser nationalliberale Abgeordnete und Professor soll Herrn Dr. Stübel ersetzen. Er hat das Vertrauen der Landgesellschaften und darf auf die Dankbarkeit des Centrums zählen, weil er, trotz dem Drängen der nationalliberalen Jugendvereine, einen Parteikonflikt in der Volksschulfrage bisher zu hindern vermocht hat. Afrika hat auch er nie gesehen; und weder die Zuckerkonferenz noch seine Weissagung in Sachen Kuba hat ihm blühenden Lorber eingebracht. Aber die Fraktion,

zu deren starken Stützen und Lieblingen er nicht gehört, würde sich natürlich freuen, wieder einmal einen der Ihren in die Regirung bringen zu können. Der lange Möller hat die bescheidenste Hoffnung enttäuscht; und es ist immer ein netter Zeitvertreib, ein Thrönchen besetzen zu dürfen. Warten wir geduldig ab, wies schließlich besetzt wird. Wichtiger wäre jetzt aber die Antwort auf die Frage, wer für die Kurzsicht, deren Opfer die südwestafrikanische Kolonie geworden ist, die Haftpflicht trägt. Ist dieser Skandal endlich aus der Welt geschafft, dann sollte man eine gründliche Reorganisation des berliner Kolonialamtes fordern; mit der Drohung, den Kolonialetat abzulehnen, wenn diese Forderung nicht schleunig durchzusetzen sei. Südwestafrika wird dem Reich theuer werden. Solcher Fehler darf sich nicht wiederholen. Das Hin und Her zwischen Generalstab, Schutztruppenkommando, Reichsmarineamt und Kolonialdirektion muß vermieden, die Einheit der Leitung gesichert werden. Und die Lächerlichkeit eines Zustandes muß aufhören, der das Schicksal unserer Kolonialgebiete Leuten ausliefert, deren Fuß niemals eins dieser fernen Gebiete betrat.

* * *

In Cronberg ist ein Reliefbild der Kaiserin Friedrich enthüllt worden. „Auswärtige Freunde“ haben, ganz mirbachzeitgemäß, „durch reiche Gaben die Vollendung des Werkes ermöglicht.“ So kündete, vor den Ohren des Kaisers und der Kaiserin, der Festredner, Herr Geheimrath von Meister. Von der Mutter des Kaisers sagte er, sie habe „nicht nur auf die Kulturentwickelung unserer Heimath, sondern weit über deren Grenzen hinaus einen veredelnden Einfluß geübt.“ Diese Offenbarung hat jedenfalls den Reiz der Neuheit. Was da der Kaiserin Friedrich nachgesagt ward, kann im ganzen Bereich bekannter Geschichte kaum sechs gekrönten Häuptern mit Fug nachgerühmt werden. Aber so reden wir heute. Ein Trost war, daß diesmal ein Künstler, Adolf Hildebrand, nicht einer der in Berlin Protegirten, das Steinbild geschaffen hat ... Zu der geheimräthlichen Meisterleistung paßt ein anderes Histörchen. Prinz Eitel Friedrich ist — man denke! — aus einem Ruderboot in den Rhein gesprungen und bis ans Ufer geschwommen; und dann hat er ein Pferd bestiegen und einen Spazierritt gemacht. Unglaublich, aber wahr. Alle großen Zeitungen haben das weltgeschichtliche Ereigniß gemeldet; und fast in jeder konnte der freudig bewegte Patriot lesen, daß der Sprung des Prinzen „frisch“, sein „Stoß“ — beim Schwimmen — „ruhig“ war. Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

* * *

Vor Cronberg war Homburg. Gordon Bennett-Rennen. Wochen lang wurden wir damit belästigt. Von ungeheurer Bedeutung für die Automobilindustrie. Deutsche Soldaten wurden dem Dienst entzogen und hatten die Strecken zu bewachen. In der ganzen Gegend stockte ein paar Tage der Verkehr. In Frankfurt, las ich im „Taunusboten“, mußte eine Schwurgerichtsverhandlung vertagt werden, weil die Geschworenen nicht herbeizuschaffen waren. Unsummen wurden ausgegeben. Die für einen Tag errichtete Tribüne mußte, auf Wunsch des Kaisers, im Römerstil der alten Saalburg gebaut werden. Das brauchen wir nicht zu bezahlen; aber der ungeheure Luxus, der heutzutage an solche Nichtigkeit vergeudet wird, sollte nicht unbeachtet bleiben. Die Franzosen siegten. Der Kaiser empfing den Sieger — wird gewiß auch bald die Gesandten aus Deutsch-Südwestafrika empfangen —, lud die Fabrikanten, deren Firma den Siegerwagen geliefert hatte, zum Frühstück ein und telegraphirte an den Präsidenten der französischen Republik: „Ich beeile mich, Ihnen zu dem Siege Glück zu wün-

schen, den die französische Industrie soeben davongetragen hat und dessen Zeuge ich zu meiner Freude gewesen bin." Herr Loubet antwortete höflich, korrekt und kühl. Aber warum freut der Kaiser sich des Franzosensieges, der unserer Industrie doch Schaden bringt? Jeder verständige Sportsman wird ohne sichtbaren Neid auf den Sieg des Gegners schauen; zu freuen braucht sich aber selbst der Höflichste nicht, wenn die Produktion seiner Heimath eine Schlappe erleidet. Als ein wunderliches Detail sei noch erwähnt, daß Herr Gordon Bennett, der Stifter des Rennpreises, Besitzer des New York Herald ist, der den Deutschen feindlichsten amerikanischen Zeitung, die beinahe in jeder Woche die abenteuerlichsten und kränkendsten Gerüchte über den Gesundheitstand, das Leben, Wollen und Handeln des Deutschen Kaisers veröffentlicht.

* * *

Herr Leoncavallo hat, auf Befehl des Königs von Preußen, den urpreußischen Rolandroman Wilibalds Alexis zu einer Oper verarbeitet, die, bevor deutschen Sachverständigen ein Ton daraus bekannt wurde, schon zur Aufführung angenommen war und mit allem erdenklichen Pomp in Szene gesetzt werden soll. Nach dem welschen Musikanten ein welscher Maler. Herr Coreos, ein geschickter Kitschmacher aus Florenz, hat den Auftrag erhalten, den Deutschen Kaiser zu malen. Deutschland muß an Künstlern recht arm sein. Ein Glück noch, daß die berliner Bildhauerei eine Blüthe erreicht hat, wie sie seit den Tagen der Medici nicht mehr gesehen ward.

* * *

Vor acht Tagen sagte ich, die „Kieler Woche" werde nächstens wohl zur Reichsinstitution werden. Sie wars schon Im Ernst. Wäre diese „Woche" nicht, wie die Augusti Scherl, eine Reichsinstitution, dann könnte sie preußischen Staatsministern nicht den Vorwand liefern, den Landtagsverhandlungen fern zu bleiben. Oder doch? Vor ein paar Monaten konnte der Kriegsminister im Reichstag nicht sein Ressort vertreten, weil er in Westdeutschland dem Kaiser Vortrag zu halten hatte. Vom fünfzehnten bis zum neunzehnten Juni 1904 konnten die Minister des Inneren und des Unterrichtes nicht ins Abgeordnetenhaus kommen, weil sie in Homburg dem Gordon Bennett Rennen zusahen. In beiden Fällen mußten die Ressortchefs sich durch Kommissare vertreten lassen. Die niedlichste Geschichte ist aber die an die „Kieler Woche" geknüpfte. Im Abgeordnetenhaus soll vor der Vertagung noch das Ansiedlungsgesetz für die Ostmark erledigt werden. Der Seniorenkonvent fragte an, welcher Tag den zuständigen Ministern — für Landwirthschaft und Inneres — passen, wann es Ihnen möglich sein würde, der Berathung beizuwohnen. Vor dem dreißigsten Juni, war die Antwort, sei nicht daran zu denken. Zugleich ließen die Minister den Präsidenten des Abgeordnetenhauses bitten, das Ansiedlungsgesetz nicht zwischen dem fünfzehnten und dem neunzehnten, aber auch nicht zwischen dem vier- und dem achtundzwanzigsten Juni auf die Tagesordnung zu setzen. Automobilrennen bei der Saalburg, Segelregatta in Kiel. Die Warthebezirke können warten. Die Geschichte hat ein Bischen viel Lärm gemacht; deshalb haben die Exzellenzen sich schließlich bereit erklärt, schon am siebenundzwanzigsten Juni ihr Licht dem Landtag wieder leuchten zu lassen. Das ist ein Opfer; denn auch nach dem Sechsundzwanzigsten ist in Kiel noch Mancherlei zu sehen. Zu thun haben die edlen Herren dort nicht das Allergeringste; nur in der Statisterie mitzuwirken. Daß sie wagen durften, unter Berufung auf Privatsportfeste den Aufschub einer hochpolitischen, wichtigen Vorlage zu fordern — einen Aufschub, der diese Vorlage bis ins nächste Jahr verzögern könnte —: Das zu glauben, hätte selbst der frechste Satiriker seinen Landsleuten nicht zugemuthet. Nun ists Ereigniß geworden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

